NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575015 2

Digitized by Google

Digitized by Google

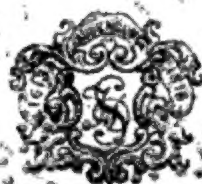
W. O. v. Horn's
Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

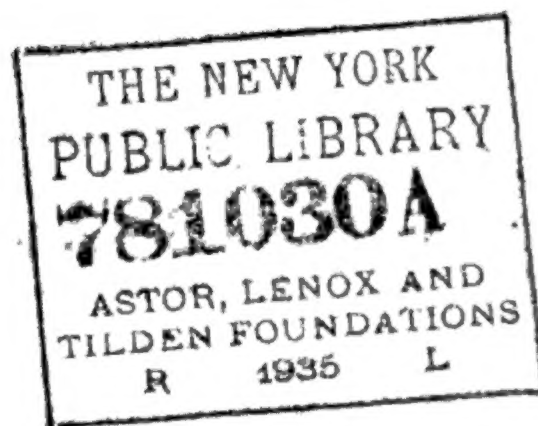
Vollständig in 12 Bänden.

Dritter Band.

Mit einem Holzschnitt.



Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.



Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Soneck.

Historisch=romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Wer auf dem schnaubenden Dampfboote die Rheinreise von Bingen bis Coblenz machte, erinnert sich wohl noch, wie stolz und keck die Burgruine, deren Namen diese Erzählung an der Stirne trägt, auf ihrem Felsen zwischen den Dörfern Heimbach und Drechtingshausen liegt, als bewährte Vorhut des gewaltigen Waldes, der den Namen Soon trägt und von dieser Ruine bis weit hinauf gen Soonscheidt, an die Grenze des mächtigen Hochwaldes, sich zieht. Die Berge treten bei Soneck etwas vom Rheine zurück und bilden einen kleinen Bogen, indem sie im Tiefgrunde dem Rheine gestatteten, fruchtbares Land anzuhäufen.

Will man die Ruine Soneck besteigen, so muß man eine kleine Strecke von der Rheinstraße über bebautes Land wandern und tritt alsdann am Fuße des Berges in die Region der Hecken und des Gestrüppes ein, das aus grauen Schieferfelstrümmern hervorwächst. Ein Blick nach der Ruine zeigt, daß man nur von einer Seite sie erreichen kann; das ist die südliche, wo ein schmaler Thaleinschnitt, den felsiges Gerölle fast ganz bedeckt, von einem frischen, klaren

Quellbächlein durchrieselt wird. Dies Bächlein machte in früheren Zeiten die Grenze des Trach- und Nahegaues. Von diesem Thal aus ermißt erst das Auge ganz die schwindelmachende Höhe, auf der die Ruine ruht, und läßt ahnen, wie schwer es sein mochte, sie, zur Zeit ihres Glanzes, zu erobern.

Der Felsen ist imposant, der ihr zum Fundamente dient. Epheu umrankt ihn, und Flechten und Moose geben ihm eine höchst malerische Bekleidung.

Arbeitet man sich, dem murmelnden Bächlein folgend, durch die Hecken und über das Steingerölle glücklich weg, so erreicht man nach mühsamem Klettern endlich die Burg, deren Thor auf dieser Seite lag. Trümmer haben den Graben gefüllt, der hier in den Felsen gehauen war. Das Fallthor und sein Thurm ist gebrochen. Vom Burghaus am Burgthore sind nur noch wenige Reste übrig. Sie lehnte sich an die hohe Warte, die auch bis zur Erde hin weggetilgt ist. Ein zweiter Hochthurm lehnte sich an das noch stehende Hauptburghaus. Vom Thor aus liefen in Windungen die Mauern hin und bildeten einen Eingangsweg, geschützt durch hohe Thürme. Ist man auf diesem Wege fortgewandelt, so tritt man endlich in den Kreis des Burghofes, und hier erhebt sich in mächtiger Höhe das Burghaus im Viereck, dessen Ecken oben vier kleine Lugthürme zieren, von denen die beiden vorderen, gegen Osten nämlich, noch stehen. Alles Eingebäude hat das gierige Element des Feuers und die zerstörende Menschenhand ganz vertilgt. Oede ist Alles und schauerlich stille; nur unter dem Boden hallt es dumpf; denn da ziehen sich die Felsenkeller und Verließe hin, wo neben der goldenen Quelle bacchantischer Lust der Kummer des Eingekerkerten wohnte und die Qualen lichtlosen Alleinseins trug. Hat aber der Wanderer diese Höhe erklettert, so wird alle Mühe reich belohnt.

Tritt man nämlich an den Rand der äußeren Mauer, so entfaltet sich eines der reizendsten Landschaftsbilder, welche der Rhein nur zu bieten vermag. Ringsum, wohin auch der Blick sich wendet,

schließen hohe Berge den Gesichtskreis ab, hier bewaldet vom Fuße, den der Fluß bespült, bis zum Gipfel, der sich im Aether badet, dort von der Reben frischem Grüne, wie vom Sammt bekleidet, und oben mit Fruchtbäumen und Ackerland gekrönt, das sich an friedliche Dörfchen und Weiler reihet. Ueberall aber tritt der rauhe und nackte Grauschieferfels in pittoresken Zacken zu Tage und bietet so dem Auge einen Wechsel, der eben so malerisch, als unterhaltend ist.

Tief im Süden, wo die grünliche Fluth des Rheines aus den bewaldeten Bergen hereintritt in den schönen Thalkessel, erblickt das Auge den weißen Punkt des freundlichen Schlößchens auf dem Niederwalde. Dunkelgrün ist der Berge Gewand, und der Fleiß der Menschenhand wird nur hin und wieder sichtbar.

Folgt der Blick dem nassauischen Ufer, so begrüßt er erst recht im Bodenthale die Spuren menschlichen Fleißes; und war er so klug, der Wanderer, sich mit einer Flasche des köstlichen Bodenthalers zu versehen, ehe er heraufstieg, so trinkt er jetzt die goldene Fluth mit doppelter Begeisterung und bringt dem Fleckchen ein Hoch, wo sie gewachsen. Weiter abwärts reihen sich Reben an Reben, bis der Blick auf Lorch weilt, dessen Häuser sich am Rheinufer hinziehen und in's Wisperthal hinauf und amphitheatralisch sich um die hochgelegene Pfarrkirche reihen. Seltsam nimmt sich das alte von Sohler'sche Ritterhaus am Ufer gegen die modernen Gebäude seiner Nachbarschaft aus. Es repräsentirt Lorchs großartige Vergangenheit. Von Burgen beschützt, deren eine nur noch in kärglichen Ruinen sichtbar ist, war es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, und selbst noch bis zur Reformation hin, einer der ansehnlichsten Orte des unteren Rheingaues, an dessen Grenze es lag. Ein zahlreicher Adel wohnte hier und in der burgreichen Nachbarschaft des Sauerthales und Wisperthales; das Stift seiner Kirche besaß eine zahlreiche Priesterschaft. Seine Präsenz war reicher, als irgend eine andere, und seine Schuljunkerschaft bot Bildung dem

Adel in einer Zeit, wo diese so selten gefunden wurde. So nahe dem Rheinweinstapelorte, blühte sein Weinbau, besonders seit man hier die Rebe aus Frankreich baute, die den rothen oder fränkischen Wein brachte. Das lustigste Leben am Rheine hatte hier seine Stätte. Weiter abwärts scheint sich das Dörfchen Lorchhausen, einst eine vorgeschobene Colonie des reichbevölkerten Lorch, verbergen zu wollen. Reben umranken seine Mauern gegen den Rhein, und hoch an seine Felsenwände pflanzte es seine Weinberge. Mauern und Thürme machten es seiner Zeit wehrhaft. Die Gegenwart hat sie großentheils niedergebrochen.

Es ist ein mächtiger Bergstock, der hier vortritt, der Berg der Wirbellai, an dessen Fuß ungeheure Tiefe gähnt und in Wirbeln aufbrodelt.

Der Fluß ist hier zum See abgeschlossen. Die Heilesseninsel, wo einst Gustav Adolph über den Rhein ging, schießt ihn mit ihrem Felsenwehr und ihrem blendenden Sommerhäuschen ab; auf diesem Felsenwehr stand und steht noch, jetzt in die Tiefe gesenkt, durch das Erheben des Rheinspiegels, der Altar des Bacchus, wo einst die Ubier und Römer ihre Libationen darbrachten.

Auf dem linken Ufer streben die Felsenwände der Vogtswiese zu namhafter Höhe, in deren Klüften der Schuhu noch wohnt. Bacharachs spitzer Thurm steht ihnen nahe. Er ist der nördliche Grenzthurm der hochbethürmten Mauern dieser einst so berühmten Stadt, von dem, einen spitzen Winkel bildend, die Mauern zum Rheine und zum Steeger-Thale sich hinabziehen zu den gewaltigen Thorthürmen hin, deren einer leider gefallen ist.

Am Rheinufer liegt die alte Stadt, deren Häuser sich um die byzantinische Kirche reihen, über deren Thurm am Felsen die schönen Ruinen der gothischen Wernerskirche trauern. Hoch oben liegt weitherrschend Stahleck, die Wiege des Pfälzergeschlechtes, die hohe, mächtige Burg, in Trümmern. Hermann von Stahleck's Geist wandelt hier, seit der Kummer über das Hundtragen des Körpers

Hülle brach. Die Schatten der Wittelsbacher und Staufen umschweben diese weiten Trümmer.

Und dort unten sammelten die Weinmärkte und Gabelungen einst die zahlreichen Käufer und Verkäufer, und das regste Handelsleben füllte den Hafen der Stadt, die im Mauerkranze so sicher ruhte. Aber auch der Krieg wüthete oft hier, bis Louvois das Vernichtungswort sprach und der bluttriefende Montal es ausführte.

Weiter aufwärts versteckt sich das in Ruinen liegende Klösterlein Fürstenthal in die Berge und Baumesgrün; und während Rheindiebachs Häuser verdeckt sind, sieht die Warte von Fürstenberg über die Höhen weg. Hier war es, wo einst ein Stein einen Kaiser zum Tribute zwang.

Auf dem Dorfe Heimbach weilt der Blick. Die Ruinen von Heimburg, erbaut auf den Trümmern des römischen Castrums, das die hier ausmündende Römerstraße deckte, sind fast verschwunden. Ueber Weinberge schweift der Blick, um endlich auf dem Dorfe Drechtingshausen auszuruhen.

Wie herrlich ist dies Panorama! Wie ruht der Rhein zu den Füßen des Beschauers in stiller Majestät, hier ganz eingeschlossen wie ein See! Wie reich ist der Stoff, der sich dem Denker aufdrängt, der hier auf den verwitterten Ruinen einer reichen Vergangenheit steht und unten den stolzen Repräsentanten der Gegenwart vorüberbrausen sieht: das rauchende Boot mit seinen Touristen.

Nun wir heimisch geworden sind auf Sonecks Ruinen, fragen wir wohl nach den Geschicken der Burg, aus denen uns die Sage eine reiche Episode mittheilen will. Wir lauschen noch einen Augenblick dem erzählenden Munde der Geschichte, ehe wir uns ganz dem Eindrucke jener wechselnden Begebenheiten hingeben.

Es liegt auf der Zeit, in welcher die Burg erbaut worden sein mag, leider ein tiefes Dunkel, wie auch auf dem, der zuerst den Gedanken in sich trug, hier auf dem steilen Felsen, an der Brust des hohen Berges eine Burg zu erbauen. Nur so viel läßt

sich mit einiger Gewißheit annehmen, daß einer der ritterlichen Erzbischöfe von Mainz im Laufe des zwölften Jahrhunderts die Burg gründete zum Schutze des Gebietes, welches Kurmainz und die Stifter des Doms und der Kirche Sanctae Mariae virginis ad gradus hier besaßen. Vielleicht aber auch, daß die reiche Abtei Corneli-Münster im Kölner Erzstift sie erbaute. Auch für diese Meinung sind Gründe genug vorhanden, denn schon vor der Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ist diese Abtei im Besitze der Burg, und Werner von Bolanden ist ihr Burgmann in ihr. Nach seinem Tod erbte sie dessen Bruder Philipp von Bolanden, genannt von Hohenfels, sammt der Schirmvogtei über die Güter der Abtei Corneli-Münster. Von dieser Zeit an vergaßen die Burgmannen ihres Zweckes, denn sie wurden Räuber im weitesten Sinne des Worts. Es sind Glieder des weitästigen Stammes der Ritter von Waldeck, deren Stammhaus im Wisperthale, deren Burghaus in Lorch lag, welche in dieser Zeit hier Burgmänner sind, vielleicht Afterlehnsträger Bolanden's, der sich mehr auf dem nahen Reichenstein aufhielt. Niemandem wurde dieser Räuber Treiben nachtheiliger, als den Kaufherren von Mainz, Trier und Köln und den Klöstern, die reich begütert umherlagen. Schamlos war das Treiben der Ritter. Es gereichte gewissermaßen ihnen zur Ehre, wenn sie so recht frech raubten und sich des Raubs im üppigsten Leben freuten. Die Unsicherheit war so groß am Rheinufer, daß fast Niemand mehr wagte, die Straße zu ziehen, und die Kaufleute ihre Schiffe mit Reisigen besetzten, um Angriffe abtreiben zu können.

Die Noth gebar den Städtebund, Arnold Salmann, der Walpode von Mainz, wurde sein Stifter. Schnell wuchs und kräftigte er sich, und schon 1254 rückte das Heer des Bundes vor Soneck und Reichenstein, und beide Burgen wurden erobert und zerstört. Philipp von Bolanden-Hohenfels wüthete und schwur ühende Rache im Bunde mit den Waldecken, deren Familie mächtig

und groß war; doch kam es zum Frieden und Wiederaufbau der Burgen, die wahrscheinlich nicht völlig zerstört worden waren, und es schien, als sei der böse Geist von ihnen gewichen; allein nicht lange währte dies, so brach er wieder hervor in seinem ganzen Ungestüm, in seiner maßlosen Zügellosigkeit. Der Wehruf der Unterdrückten und Mißhandelten drang zum Ohre Rudolphs von Habsburg. Er zog heran wie ein dräuend Wetter, und in Würzburg traf ihn der Kurfürst von Mainz, der ihn zum Rächen des Frevels rief. Soneck wurde belagert. Auf dem Bautsberg wohnte der Kaiser. Nach hartem Kampfe fiel die Burg, und Alle, die sie vertheidigten, wurden gehängt, sie selbst weggetilgt von der Erde. Erst im vierzehnten Jahrhundert erscheint sie urkundlich wieder; doch erst um die Hälfte dieses Jahrhunderts wurde die Burg von den Waldecken, Marschällen von Soneck, wie sie sich nannten und auch schon früher vorkommen, wieder erbaut. Sie wurde erweitert. Späterhin kamen durch Anheirath auch die Breidbach in die Ganerbschaft oder Erbgemeinschaft von Soneck und erbten es ganz, als die Waldecke von Soneck in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts ausstarben. Wahrscheinlich zerstörten im Verheerungskriege der Pfalz 1688 die Franzosen die Burg. Sie blieb im Besitze der Familie von Breidbach-Bürresheim, welche jedoch keinen Werth auf die Ruine legte, keine Steuern zahlte, so daß sie durch Verjährung an die Gemeinde Drechtingshausen überging, welche sie an den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, damaligen Kronprinzen, und die übrigen Prinzen, Söhne Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm III., verkaufte, in deren Besitz sie noch ist.

Nach diesem kurzen Ueberblicke der Geschichte der Burg kehren wir zu den Begebenheiten zurück, welche wir erzählen wollten, und welche unmittelbar in die Jahre 1282 und 1283 fallen, in jene verhängnißvolle Zeit, wo Soneck ein weitberüchtigtes Raubnest war und Rudolph von Habsburg das schwere Gericht hielt.

1.

Der Weg, welcher von Rüdesheim nach Assemannshusen, wie man es damals nannte, führte, war Anno 1281 bei weitem nicht so breit, nicht so geebnet und durch Dämme gegen die Fluth geschützt, wie er das heute ist; vielmehr bestand er lediglich in einem Pfade, welchen die Saumrosse der Halfer (Helfer) getreten hatten; der bald an die plätschernde Welle reichte, bald aber sich in eine ansehnliche Höhe hinaufzog, absonderlich, wenn Felsen am Ufer sich erhoben. Wer nicht in einem Kahn auf dem Rheine herab von Rüdesheim fuhr, mußte diesen Weg gehen oder, wie das junge waghalsige Ritter thaten, reiten. Am schlimmsten war er unterhalb der Burg Ehrenfels und dem Mausthurme, da, wo eben das Bingerloch ist. Bei weitem so fleißig, wie heute, war damals der Berg nicht angebaut. Nur zwischen Ehrenfels und Rüdesheim zogen sich die edlen Weinberge hin. Abwärts von erstgenannter Burg reichten Hecken und Gestrüppe bis unmittelbar an die Fluth des Rheines, und im Geklüfte hausten Füchse genug, um den Winzern lästig zu werden.

Die Herbstlese des Jahres 1281 war eine der günstigsten des Jahrhunderts. Alle Chroniken stimmen darin überein, daß nicht bloß in Hinsicht der Fülle (die Reben bogen sich unter ihrer Traubenlast), sondern auch in Rücksicht der Güte des Mostes kein Jahr des ganzen Säculums ihm glich; denn der Sommer war glühend heiß gewesen, und zu gehöriger Zeit hatte warmer Regen die Erde erquickt und ihre Ausdünstungen die Trauben ungemein edel gemacht. Ueberdies hatte auch der Erzpriester Bodo zu Lorch, ein Mann von tiefem Wissen und kundig des Laufes und der Erscheinungen der Gestirne, längst einen außerordentlichen Wein geweissagt, denn es hatte sich im Januar und Februar des mehrgedachten Jahres ein gar seltsam Gestirn gezeigt, das einen Schweif hatte gleich einem feurigen Kehrbesen und schauerlich in die Welt hereinleuchtete zum

Entsetzen der Leute. Plötzlich war es gekommen, und plötzlich verschwand es. Bodo hatte Recht. Der Wein wurde köstlich, denn der feurige Besen hatte die Luft wunderbar rein gekehrt.

Die Lese war denn auf den 12. October des Jahres 1281 festgesetzt worden.

In Lorch war dazumal ein groß Gejubel. Die Ritterschaft strömte da zusammen, und der Vicedom des Rheingaues war Willens, ein gewaltig Banket zu halten in Lust und Kurzweil, mit Tanz und Spiel, in seinem Burghause, dazu denn alle Welt geladen war.

Am Tage vor der Herbstlese zu Lorch schaukelte sich ein schöner Kahn auf den Wellen des Rheines von Rüdesheim herab. Er war überdeckt mit einem großen Zelttuche, gleich einem Gemach eingerichtet, und drinnen saßen drei Personen. Die eine war der hochwürdige Domscholaster von Mainz, der Bruder des Erzpriesters Bodo in Lorch, der eben einmal den Bruder heimsuchen, den Zehnten seines Herrn überwachen, die Schuljunkerschaft prüfen, die Präsenz reformiren — und sich des Lebens freuen wollte in der lieben Vaterstadt. Der Domscholaster war ein gewaltig dicker Herr, der die rothe Nase nicht vom Winde und Wasser und den Schmeerbauch nicht vom vielen Fasten hatte. Aus seinen Augen lachte die Freude und die gutmüthigste Heiterkeit. Die zweite Person im Schifflein war ein großer stattlicher Mann in schwarzem Kleide, der eine Pelzmütze auf dem weißen Haupte trug. Das Antlitz war gefurcht, ernst und fest. Hinter den Falten der Stirne wohnte Strenge, und im Auge blitzte, trotz des schneeigen Haares, ein Feuer, das, traf es den Rechten, ihn erbleichen machte. Man sah es auf ein Haar der Gestalt an, daß sie sich nicht viel zu beugen gelernt, wohl aber gewohnt war, daß Andere sich vor ihm beugten. Er trug eine güldene Kette um den stolzen Nacken, mit einem güldenen Schaustück dran, und ein kurzes, aber sehr breites Schwert an seiner Seite. Das war der Stifter des Städtebundes, Arnold Salmann, der reiche Kaufherr und Patrizier, aber auch Walpode

von Mainz, des Domscholasters anderer Bruder, den der Erzbischof ihm zugegeben hatte, um seine Geschäfte in Lorch vollziehen zu helfen. Und die dritte Person im Nächlein war ein Mädchen, so schön wie die Nixe, die drunten an der Lurelei jedes Auge und Herz bezaubert, so schön, wie je ein Mainzer Kind war im Frühlingsschmucke der Jugend. Das war Hedwig, die Tochter des Walpoden und die Nichte des dicken Domscholasters und des Erzpriesters Bodo in Lorch.

Während sie unter traulichen Gesprächen dahinfuhren und das Mägdlein so recht achtzehnjährig und sehnsüchtig in die grünliche Fluth des Stromes blickte, nahten sie sich dem Mausthurme. Von Ehrenfels schallte die Zollglocke; vom Mausthurm rief der Wächter das Fahrzeug an — allein Beide verstummten, als der Steuermann eine Flagge aushing, in deren Felde das Rad von Mainz erglänzte und den Zollwächtern zu erkennen gab, hier reiseten Bedienstete des Erzbischofs von hohen Würden.

Sie fuhren jetzt ganz nahe am Ufer hin.

„Sind wir nicht bald an dem gefährlichen Loche von Bingen, wo schon so manches Schifflein seinen Untergang fand?" fragte das Fräulein.

Der Walpode verzog zum höhnischen Lächeln den stolzen Mund.

„Laß Dir nicht bange sein, Kind," versetzte er; „hier ist weit Schlimmeres als dies Felsenwehr im Rheine. Bald wirst Du die Zinnen von Burgen erblicken, wo die schändlichen Räuber hausen, die schon so manches Schiff geplündert."

Er hatte noch nicht ausgeredet und seinen Grimm noch nicht zur Hälfte ergossen, als plötzlich Hedwig einen entsetzlichen Schrei ausstieß, der den Vater erschreckte, den Oheim abhielt, einen Becher Rüdesheimer zum Munde zu führen, den er eben den vielen anderen nachsenden wollte, die während der Morgenfahrt seine Gurgel passirt hatten. Es war ohnehin echter Partriotismus, daß der hochwürdige

Domscholaster sich einige Krüge von jeder guten Stelle mitgenommen hatte, an der er vorüberschiffte.

Der Walpode sah erschrocken Hedwig an, die angstvoll nach dem Ufer hinwies.

Eben nämlich, als sie um die scharfe Ecke schifften, welche dort der vorspringende Berg bildet, erblickte das Fräulein einen Reiter, der mit unsäglicher Keckheit den schmalen Fußweg von Lorch daherkam. Seine schmucke hellfarbige Kleidung, der Sammthut mit den wallenden Federn, das lange Schwert an der Seite und das wunderherrliche Roß, welches er ritt, kündigten ihn als einen Edlen des Landes, die schlanke edle Gestalt als einen jungen Mann an. Obwohl Hedwig seine Züge noch nicht unterscheiden konnte, so pochte doch ihr Herz stärker als vorher; und die Einbildungskraft arbeitete mächtiger, weil eine Erinnerung früherer Tage mit ihrem ganzen Einflusse sich geltend machte.

Das raschere Ziehen des Stromes und das Spornen des Rosses brachte Beide schnell einander näher. Eben als sie sich nicht ohne Erröthen gestand, der junge Mann sehe dem Bilde, das ihre Einbildungskraft so lebhaft beschäftigt, so ähnlich als Junker Gisbald vom Burgthore von Soneck sich selbst, bäumte sich das Roß gerade an einer Stelle, wo die Hufe der Halferpferde und die leckende Fluth den Schieferfels spiegelglatt geschliffen. Der Reiter faßte kräftiger die Zügel, setzte sich fester im Sattel, bohrte den spitzen Stachel, der seine Ferse bewaffnete, tiefer in die Weichen des jungen Thieres, um es mehr in seiner Gewalt zu haben und es über die Felsen hinaufzutreiben, allein die wehende Flagge mit dem Rade von Mainz machte das Thier scheuer; es bäumte sich höher auf und sprühte Feuer aus seinen Augen, während es mit aufgeworfenen Nüstern wild und heftig schnob. Als es nun der Reiter mächtiger heraufwarf, glitt sein Hinterhuf aus. Umsonst schlug es den Vorderhuf in den Felsen. Mit einer mächtigen Wucht stürzten Reiter und Roß in die aufschäumende Fluth, daß

das Aufschlagen der Wellen fast den Kahn umwarf und ihn weit in den Rhein hinausschleuderte.

Dies ganze Ereigniß war das Werk weniger Minuten. Hedwig rang die Hände unter den Lauten der schmerzlichsten Angst und Bangigkeit.

Arnold Walpode wandte sich gleichgültig ab. „Warum so schreien?“ fragte er strafend. „Erntet der Bube nicht, was er gesäet? Verloren ist ohnehin nichts an ihm; denn es ist Einer von dem Diebsgesindel, das diese Gegend zu einem Schlupfwinkel seiner Verworfenheit macht.“

„Pfui, Arnold,“ rief jetzt der dicke Scholaster recht eifrig aus. „Ist das christlich gedacht? Siehst Du nicht, wie der junge Mensch mit den Wellen ringt? Wie das Roß gerne das Ufer erreichen möchte und nicht kann? — Ich kann nicht schwimmen, kann nicht helfen, weil ich untergehen würde, und ohnedies nasse Kälte fürchten muß, wie den Tod; aber Du bist ein Schwimmer wie einer in Mainz.“

Der Walpode sah ihn spöttisch an und wandte nun den Blick dem Jünglinge zu, während Hedwig in starrer Angst auf ihren Knieen lag und betete, und ihr stierer Blick jede Bewegung des Ringenden verfolgte.

Lange schon hatte dieser versucht, das Pferd zu einer Stelle zu leiten, wo es Grund gewinnen könnte; allein das wollte nicht gelingen, und die überspannte Kraft des Thieres begann nachzulassen. Mit jeder Minute wuchs seine Gefahr.

„Laßt das Thier los,“ rief der Steuermann dem jungen Ritter zu. „Ihr ertrinket sonst mit ihm in der Tiefe!“

Der Ritter vernahm den Ruf, sah seine Richtigkeit ein und machte sich aus den Bügeln los; allein der Schreck und die Kälte des Elements hatten schon in dem Grad erstarrend auf ihn gewirkt, daß er nicht im Stande war, lange schwimmend anzukämpfen gegen die Wuth des Wassers, die sich im Bingerloche brach, zu dem

ihn die reißende Macht hingezogen hatte. Eine rasche Wendung des Kahnes brachte jetzt denselben dem Jünglinge nahe, der nur noch schwachen Widerstand leistete. Da hing sich Hedwig weit hinaus über das niedere Bord des Kahnes, streckte den weißen Arm dem Schwimmenden zu, und dieser ergriff ihn und drohte, die Liebliche hinab zu sich zu ziehen.

„Halt, halt, um aller Heiligen willen!“ schrie der Scholaster seinem Bruder zu. „Wir sind Alle verloren — rette! rette!“ Er hing seine ganze Last an Hedwigs schlanke Gestalt, und jetzt erst faßte Arnold mit Riesenkraft den Jüngling und hob ihn in den wankenden Kahn, auf dessen Boden er sich jetzt niedersinken lassen mußte. Nur noch einen Blick warf der Jüngling auf Hedwig und sein Auge schloß sich in einer tiefen Ohnmacht.

Der Scholaster schrie in wilder Todesfurcht nur immer dem Schiffer zu, daß er den Kahn umwende, weil sie eben jetzt die gefährliche Stelle erreichten.

Dieser war aber ein erfahrener Schiffer, aus Rüdesheim gebürtig und des Fahrwassers kundig. Er brachte durch einen mächtigen Ruderschlag den Kahn wieder in den Strom, und pfeilschnell warf ihn das Wasser durch das Loch.

„Brav, Anton Forschner!“ rief der Domscholaster, das Paternoster unterbrechend, das er in der Angst seines Herzens halblaut gebetet hatte. „Du erweisest Dich als echtes Rüdesheimer Blut. Das war ein Meisterstück. In Lorch sollst Du aber auch dafür mehr als eine Kanne Zehntwein zur Erfrischung haben. Jetzt setz' aber auch ein. Wir müssen schnell Lorch erreichen.“

„Wenn Ihr warten wollt, bis wir Lorch erreichen, geistlicher Herr Bruder,“ sprach Arnold mit der Ehrerbietung, die stets der Laie dem geweiheten Bruder zu zollen pflegt, „so ist der da über Eure Hülfe erhoben, das heißt, er hat das Zeitliche gesegnet, um in Eurer Weise zu reden, oder ihm geflucht.“

„Todt, sagst Du?“ rief der geistliche Herr halb mit dem Tone

des Mitleids, halb mit dem des Entsetzens, das er von jeher vor Leichnamen hatte. „Nein, dann schnell bei Assemannshusen angelegt.“

Hedwig lag derweile über dem Ohnmächtigen. Sie hielt seine Hand in der ihrigen gepreßt, um ihr Wärme mitzutheilen, und neigte ihr Ohr an die bleiche Lippe, um dem schwachen Ziehen des Athems zu lauschen.

Bald landete der Kahn vor dem Orte.

„Anton Forschner,“ rief der Domscholaster, „hilf mir heraus, denn mir wird schwach vor dem Jammer, und meine Krüge sind leer. Der letzte lief mir aus, als der Kahn schwankte, indem er umfiel, ohne daß ich's merkte.“

Der Schiffer reichte ehrerbietig dem Würdenträger die harte Hand, hob dann Hedwig heraus und ergriff mit einigen Burschen den Ohnmächtigen, um ihn in das Pfarrhaus zu tragen, wohin der dicke Herr seine Schritte gelenkt hatte.

Die Ankunft der hohen Herren rief das Volk des Dörfleins zusammen. Alle erstaunten, als sie den Ohnmächtigen sahen, denn sie hatten ihn für todt gehalten, da sie sein triefendes, zurückeilendes Roß gefangen hatten. Dem edlen Thiere war es gelungen, mit Anstrengung seiner letzten Kraft eine sandige Stelle zu finden, wo es sich glücklich den Wellen entriß.

Arnold folgte den Trägern des Jünglings.

2.

Der dicke Domscholaster hatte sich bereits bis zu der bescheidenen Wohnung des Pfarrers von Aßmannshausen fortgeschoben. Wenn ihm auch sonst ein solcher Weg viele Mühe und eine weit längere Zeit gekostet hätte, so war es diesmal der Wunsch, dem

Jünglinge Hülfe und sich selbst eine erquickende Labung zu verschaffen, welcher ihn die Schwierigkeiten seines Umfangs und Gewichts und das unerfreuliche Zwicken kaum überstandenen Zipperleins muthig überwinden machte.

Kaum war er an dem Haus angelangt, als seine Stentorstimme erschallte: „Aufgemacht, geistlicher Herr, aufgemacht! Es kommt ein lechzender, müder Mann, der sich nach einem Krüglein Eures franzischen Weines sehnet, wie der Säugling nach der Mutterbrust!“

Ueberrascht von dem seltenen und hohen Besuche, stürzte der Pfarrer herbei und verbeugte sich unzählige Male vor dem hochwürdigsten Herrn, der abwehrend ihn am Arm ergriff und sein bedeutendes Gewicht mit solcher Vehemenz daran hing, daß der schmächtige Priester des Dörfleins zur Erde gezogen worden wäre, hätte er nicht schnell hinwiederum den Arm seiner eben so corpulenten als stammhaften Köchin erhascht, wodurch er einen Haltpunkt, und mühsam zwar, doch sicher, das Gleichgewicht wieder gewann. Den gemeinsamen dienstwilligen Anstrengungen des Dorfpriesters und seiner Köchin gelang es denn auch sofort, den Herrn Domscholaster in das Gemach zu bringen. Hier stand eben ein frisches Krüglein edlen Gewächses dieser gesegneten Berge, welches zur Labung des Priesters dienen sollte. Ohne Weiteres setzte es der Würdenträger an die wulstige Lippe, und schneller, als der Gedanke, floß sein geistiger Inhalt durch die weite Gurgel des Lechzenden. Als er es hohlklingend niedersetzte, schien erst das Leben und mit ihm die Erinnerung zurückzukehren.

„Höret an,“ sprach der Domscholaster, „es wird alsbald mein Bruder, der gestrenge Walpode, hier eintreffen bei Euch und einen Halbertrunkenen bringen oder vielmehr Anton Forschner, der Schiffer, rüstet einen Warmwein zu, Jungfer Köchin, aber vergesset mich nicht dabei; denn das Schlücklein hier war nur ein Tropfen auf einen glühheißen Stein.“

Die durch die Herablassung des hohen Herrn geschmeichelte Köchin, die bis jetzt ihren Schürzenzipfel in ihres Herzens preßhaftem Zustande weiblich zerknittert hatte, flog nun hinaus in die Küche. Bald loderte die Flamme hoch in den Busen des Rauchfangs und im Kessel brodelte der Wein schon, als Forschner den Jüngling hereintrug. Langsam folgten der Walpode und sein Töchterlein, das, weiß wie Schnee, am Arme des Vaters daherwankte.

Der Domscholaster, welcher bereits hinter einer großen zinnernen Ehrenkanne saß und in mächtigen Zügen den herrlichen Rothen genoß, hatte dem Priester die Weisung ertheilt, den Scheintodten in ein anderes Zimmer zu bringen und ihn, der die Sorge für diesen übernahm, von allen Rücksichten des Wirthes entbunden. Der gutmüthige Mann eilte nun auch schnell zu dem, der seiner Hülfe so sehr bedurfte, indeß er seiner Dienerin befahl, Alles aufzutragen, was Küche und Keller Leckeres in sich schlössen. Mit dem ehrlichen Forschner begann er nun die geschickte Behandlung des Unglücklichen.

In der festen Zuversicht, daß es den Bemühungen des menschenfreundlichen Priesters gelingen würde, den schwachen Funken des Lebens wieder in dem Jüngling anzufachen, überblickte lächelnd der Domscholaster die herrlichen Trauben, die leckeren Zwiebelküchlein, den lockenden Käs und die geräucherte Zunge, welche derweile die sorgliche Magd des geistlichen Herrn auftischte, verbunden mit kräftigem Brod und frischer Butter und Honig. Für das Fräulein kredenzte sie Milch.

Ohne sich zu besinnen, griff der geistliche Herr nach dem, was ihm am meisten zusagte: der saftigen Zunge, und that so wacker Bescheid, als er früher der Weinkanne gethan.

Arnold maß schweigend das Gemach mit großen Schritten. Ihn wandelte die Lust nicht an, zuzulangen, so wenig, als die bleiche Hedwig, in deren Herzen die Angst noch wohnte.

Arnolds Herz schien einen Kampf zu bestehen. Das bessere Gefühl und der Haß gegen die Raubritter, deren Nester er zertrümmert, die sie aber wieder aufgebaut, rangen um die Herrschaft. Sollte er hinübergehen und nach dem Verunglückten sehen, oder ruhig die gewähren lassen, die die Christenpflicht übten? Ein Blick auf seinen, auf beiden Backen kauenden geistlichen Bruder endete diesen Kampf und löste ihn in ein ironisches Lächeln auf, das seinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Wirklich konnte man kein vollendeteres Bild des mit Leib und Seele Essenden sehen, als das, welches eben der dicke Domscholaster dem Beschauer bot. Mit beiden Händen arbeitete er, die Stücke nach dem breiten Munde zu fördern, während seine Zähne mit einer ruhmwürdigen Gelenkigkeit das zermalmten, was sich ihnen nahte. Das Auge war stier auf den Teller gerichtet, und auf der Stirne standen helle, dicke Schweißtropfen. Der ganze Ausdruck des Gesichts aber gab das Behagen kund, welches er in hohem Grad empfand. Die Außenwelt trat immer mehr für ihn in den Hintergrund, während die Rinderzunge den ganzen Vordergrund einnahm. Trotz dieser anstrengenden Arbeit vergaß er nicht, die Kanne nach dem Munde zu führen, um dem Werke der Zähne die Bahn zu ebnen.

Arnold betrachtete mit der Ironie, welche einen sprechenden Zug seines Antlitzes bildete, die auf Lebenserhaltung und Genuß gleichmäßig abzielende Thätigkeit seines Bruders, ohne daß dieser zu ahnen schien, daß ihn Jemand beobachten könnte. Ganz anders sah es im Herzen des Fräuleins aus. Eine Angst, wie sie niemals empfunden, preßte ihre Brust, die fast keine Luft finden konnte und die, verbunden mit der größten Wehmuth, jeden Augenblick drohte, die Thränen aus ihren schönen Augen hervorbrechen zu lassen. Reden hätte sie nicht gekonnt, und wenn auch der strenge Vater tausend Fragen an sie gerichtet hätte. Dieser ahnte auch Nichts von ihrem Seelenzustande. Nur die freundliche Köchin des Priesters schien

den Zusammenhang zu begreifen. Sie eilte hinaus und kehrte zurück mit dem Worte, das sie Hedwig zuflüsterte: „Der Junker Gisbald lebt!"

Mit diesem Worte kehrte Leben in ihre Brust zurück. Sie drückte die Hand der mitleidigen Bötin der Freude und wagte es nun erst, aufzublicken.

Alsbald trat nun auch der Priester herein und verkündigte die Botschaft, daß Gisbald lebe.

„Gisbald?" fragten der Domscholaster und Walpode zugleich. „Ist das nicht der Sonecker?"

„So ist es!" gegenredete der Priester. „Eben der, den Euer hochwürdiger Bruder erzog und der —"

„Richtig!" fiel Arnold in die Rede, „nun erst erkenne ich ihn wieder in meinen Gedanken. Der Knabe ist mir aus den Augen gewachsen. Seit er sein Erbe auf Soneck angetreten, hab' ich ihn nicht wieder gesehen. Also er lebt?! Nun, ich wußte, daß eher hundert ehrliche Bürger sterben würden, als Einer von diesen Tagedieben — sintemal Unkraut nicht vergeht."

„Du bist sehr hart, Arnold," sprach der Domscholaster verweisend. „Bist Du denn gewiß, daß er in jene Zunft gehört, die —"

„Wozu die Vertheidigung, Herr Bruder?" fiel zornig Arnold in des Domscholasters Rede. „Ich kenne das Volk, und Euer Kapitel sollte es, scheint's mir, auch kennen, seit der Hohenfels es so wacker gehänselt hat. Meint Ihr vielleicht, die geistlichen Lehren Bodo's hätten Wurzel gefaßt? So wenig als ein Baum Wurzel in der Luft schlägt. Art läßt nicht von Art, und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen! Holt einen Habicht aus seinem Nest und zieht ihn in der Stube auf. Ich wette, er stößt, sobald er zum ersten Male seine Schwingen frei bewegt, auf das Täublein, das Ihr mit ihm großzoget."

„Erlaubt, gestrenger Herr," hob nun bescheiden der Dorfpriester

an, „daß ich Euch bemerke, das Ihr doch jetzt wenigstens etwas milder urtheilen müßtet.“

„Richtig,“ fiel Arnold, der jetzt erregt war, ihm in die Rede — „er hat mir die Elle in die Hand gegeben, womit er gemessen sein will. War das nicht ein Beweis unsinniger Tollkühnheit, wie ein Verrückter den Leinpfad der Halfer mit einem wilden Rosse hinaufzujagen? Läßt sich daraus nicht schon genugsam abnehmen, zu was der Strolch fähig ist?“

„Gerade dieser Ritt zeigt von seinem guten Herzen,“ sagte der Priester.

„Den Beweis möchte ich hören!“ höhnte der Walpode.

„Er ist leichter zu führen, als Ihr glaubt; denn er machte den tollkühnen Ritt, der an Hilchen Lorch erinnert, bloß Euretwegen.“

Der Walpode lachte laut auf in herzzerschneidendem Hohne.

„Lachet nicht, gestrenger Herr,“ fuhr gereizt der Priester fort. „Euer hochwürdiger Herr Bruder Bodo in Lorch ist sehr krank. Er wußte, daß Ihr in Rüdesheim seiet, und verlangte baß nach Euch. Da ritt Gisbald diesen gefährlichen Weg, um Euch an das Krankenbett seines getreuen Pflegevaters zu rufen. Doch laßt Euch das vom Junker selbst erzählen.“

Dieser trat in diesem Augenblicke, gestützt auf den ehrlichen Forschner, in das Gemach. Sein Aussehen war bleich. Blaue Ringel umgaben noch das sonst so lebenvolle, jetzt so matte Auge. Er war kaum im Stand, aufrecht zu stehen. Der Priester schob ihm schnell einen Sessel hin, in welchen er sich niederließ. „Ich komme,“ hob er an, „um Euch, Herr Walpode, meinen Dank für die Rettung meines Lebens abzustatten.“ Diese Worte brachte er nur mit Mühe heraus. Aller Augen ruhten mitleidig auf ihm; aber auch nur dies Mitleid war im Stande, das Komische seines Aufzugs des allmächtigen Reizes auf die Lachmuskeln der Beschauer zu berauben; denn der kräftig gebaute Jüngling war in die Kleider des Priesters eingepferchte, der nicht nur um Vieles kleiner, sondern

auch an Umfang sehr bedeutend dünner war als er. Ueberdies stand das wallende Haar gar seltsam zu dem dunklen Priesterrocke.

„Ich erlasse Euch Euren Dank gern," entgegnete kalt und schneidend der Walpode. „Nehmt Euch nur die Lehre zu Herzen, die Ihr bekommen, und hütet Euch vor tollkühnen Streichen, die nicht immer so gut ausgehen wie dieser."

Ueber das todtbleiche Gesicht des Junkers flog eine tiefe Röthe. Heiß wallte es von der Brust hinan. Er richtete sich auf und sah mit einem durchbohrenden Blicke den Mann an, den sein Stand glühender haßte, als je ein Mensch gehaßt wurde; den er selbst nie geliebt hatte, so oft er ihn auch in seiner Kindheit gesehen.

„Die Lehren des reiferen Alters," sprach er, „nimmt die Jugend gern an, wenn sie mit Liebe ertheilt werden. Sie gleichen dann dem lieblich mundenden Honig; mischt aber Galle darunter, so erregt er Abscheu und Ekel."

„Knabe!" donnerte der jähzornige Walpode.

„Es ist nicht ehrenhaft," fuhr Gisbald fort, „gegen den Ohnmächtigen sich also zu benehmen. Wäret Ihr von ritterlichem Stamme, Ihr fühltet das, ohne daß man es Euch sagen müßte."

Der Walpode erbleichte in maßlosem Zorne. Seine Lippe bebte, sein Auge rollte und schoß Blitze. Die Ader seiner Stirne war dick angelaufen, und die buschigen Augenbraunen senkten sich tief herab über das wilde Auge.

„Genug des unnützen Haders," rief jetzt der Domscholaster und erhob sich mühsam hinter dem Tische. „Wozu und woher dieser ungleiche Streit? Zähme Deinen Zornmuth, Arnold, der nimmer thut, was vor Gott recht ist; und Du, Gisbald, Pflegesohn meines guten Bruders, sprich, wie steht es um ihn, der Dich sandte?"

„Nicht sandte, hochwürdiger Herr," antwortete Gisbald, „denn er weiß leider nichts mehr von sich. Ich eilte, Euch zu holen, weil ich sein Ende fürchtete."

„Gott lohn's, Gott lohn's, Du treuer Sohn," fiel ihm der Domscholaster in die Rede und wandte sich dann schnell an den Schiffer: „Gehe hin, Anton Forschner, und löse Deinen Kahn, auf daß wir schnell hinabrudern gen Lorch. Nimm Dir noch Ruderknechte, so viel Du willst, ich will Dir's getreulich lohnen. Du aber, Gisbald, rüste Dich, daß Du uns begleitest."

„Mit nichten," sprach dieser. „Mein Roß ist geborgen. Ich werde mich seiner bedienen und Euch nicht beschwerlich fallen, am wenigsten Eurem Herrn Bruder, dessen Groll wieder losbrechen müßte. Gott begleite Euch! Mich wird er auch heimführen, wenn meine Kleider getrocknet sind."

Arnold schwieg, aber es war mehr die Scham, als irgend ein anderes Gefühl, das ihm den Mund schloß. Umsonst verlor der alte Domscholaster viele Worte an den Jüngling. Dieser bestand auf seinem Entschlusse, trotz der bittenden Blicke, welche ihm verstohlen die Tochter des harten Mannes zuwarf.

Hedwig litt bei dem Auftritte mehr als alle Anderen, obwohl der Unwille Alle erfüllte gegen den stolzen und unbeugsamen Walpoden. Sie fühlte ihr Herz getheilt. Hier der Vater, dort der Geliebte. — Doch das fordert, daß der Erzähler einige Jahre, ja fast zwei Jahrzehnte zurückgeht, um die Zustände dieser geschilderten Augenblicke durch die Vergangenheit zu beleuchten.

Wie überall in jener Zeit, so war auch das Geschlecht der Ritter von Waldeck, Marschälle von Soneck, sehr ausgedehnt und dadurch nach dem alten Canon: „Viele Brüder, schmale Güter," das Erbtheil sehr geringe geworden. Sie zogen daher hinaus in die Ferne, um Kampf und — Brod aufzusuchen. Hans von Soneck war als Jüngling von neunzehn Jahren nach dem heiligen Lande gezogen; war fünf Jahre später zurückgekommen und brachte sich eine reiche Erbin aus der Schweiz als Gattin mit, auf die seine männliche Schönheit bezaubernd gewirkt. Im Burgstabel zu Soneck war nicht Raum für drei Familien, selbst wenn keine Nachkommen

dagewesen, an denen die Ritter keinen Mangel litten. Hans sah daher kein anderes Mittel, als sich links vom Burgthore von Soneck ein Burghaus, geschützt durch einen stattlichen Frit, zu erbauen zu seiner Wohnung und seinem Bedarf überhaupt. Das Gebäude stieg schnell empor; denn des Ritters Geld arbeitete mit vielen Händen. Derweilen lebte Frau Ursula, seine Gattin, in Lorch im Burghause der Waldecke, wo Hans noch Ganerbschaft hatte, doch nicht genug, um ständig dort wohnen zu können. Hier genas sie eines blühenden Söhnleins, das den Namen Gisbald in der heiligen Taufe empfing. Die Freude der glücklichen Gatten kannte keine Grenze; allein in den Becher der Wonne floß ein bitterer Tropfen — Frau Ursula kränkelte, seit sie Wöchnerin gewesen. Dieser Zustand wuchs, und sie sah das Wohnhaus nicht mehr, das sie als glückliche Mutter bewohnen sollte; sie starb.

Der Ritter Hans empfand seinen Verlust tief, und es wandelte ihn oft der Gedanke an, als sei doch der Volksglaube nicht ohne allen Grund, daß, wenn der Käfig fertig geworden, der Vogel sterbe.

Niemand widerlegte öfter und mit triftigeren Gründen diese Ansicht, die jedoch auf einer dunklen Ahnung beruhte, als der Erzpriester Bodo, des Ritters treuer Freund. Und als das Haus auf Soneck endlich zum Bewohnen fertig geworden war und Hans von Soneck, der sich nun vom Burgthore zubenamsete, eine kräftige Gesundheit genoß, da lachte Bodo herzlich über des Ritters Wahn; allein er lachte zu frühe; denn Ritter Hans stürzte mit dem Pferd und brach den Hals.

Da war denn der kleine Gisbald eine hülflose Waise und um so beklagenswerther, als die Verwandten der Mutter im fernen Alpenlande wohnten und die Sippe des Vaters eben nicht geeignet war, für das Kind zu sorgen, da sie sich wüstem Räuberleben und Wegelagerung hingegeben hatten.

Bodo wurde sein Vormund. Bei einer armen, aber reblichen Familie in Rüdesheim, bei dem Schiffer Forschner, brachte er ihn

unter, bis er einige Jahre alt war und er ihn dann zu sich nahm, um ihm Vater zu sein. Und er war es dem verwaiseten Knaben in der edelsten Weise und sorgte für seine Bildung und Erziehung mit einer aufopfernden Hingebung.

In dieser Zeit war es, wo sein Bruder, der Walpode Arnold, oft in Lorch weilte im Auftrage seines Herrn, des Kurfürsten und Erzbischofs von Mainz, und zum Genusse der erquickenden Landluft seine Gattin mit seinem Töchterlein, der kleinen, lieblichen Hedwig, lange Zeit in Lorch bei dem Bruder ließ. So kam es denn, daß sich die Kinder eng an einander anschlossen und sich ganz unentbehrlich wurden. Spätere Jahre schieden sie wohl äußerlich, aber was im Innern lebte, das konnten keine Verhältnisse erkalten machen und keine Zeit altern lassen; vielmehr wuchs die Liebe mit der Zeit, und wenn auch oft Jahre vergingen, ohne daß sie sich sahen, ihre Liebe blieb mächtig und innig. Darum ergriff Hedwig das Ereigniß bei dem Bingerloche doppelt; allein eben der Umstand, daß Gisbald längst sein Erbe auf Soneck angetreten, hatte ihn den Anderen ganz unkenntlich werden lassen, weil er nun dort wohnte und sie ihn seltener zu sehen bekamen. Uebrigens war er auch längere Zeit in der Schweiz gewesen bei den Anverwandten seiner Mutter.

Der Auftritt im Pfarrhause zu Aßmannshausen aber schnitt ihr blutige Wunden in die Seele; denn sie sah, wie ein unbesiegbarer Feind für ihre Liebe, gleich einem riesigen Gespenst, aufstieg; sah ihres Vaters alten Groll und Gisbalds Haß gegen den, der seine Burg gebrochen, — und bebte im Innersten ihres Wesens.

Ihre flehenden Blicke hatten indessen so viel über den Jüngling vermocht, daß er schwieg und nicht weiter dem Grolle Nahrung gab. Umsonst aber flehte ihr angstvoller Blick, daß er mit ihr den bergenden Kahn besteige. Alles Selbstgefühl des Jünglings sträubte sich dagegen. So fuhren sie denn ab, und Gisbald bestieg sein Roß, um gen Lorch zu reiten, nachdem er sich vollends erholt hatte.

Erst auf diesem Ritte, wo er so ganz sich seinen Gedanken und Empfindungen überließ, traten die Begebnisse der letzten Stunden lebendig vor seine Seele. Erst jetzt fühlte er tiefer des Walpodens Härte und Schonungslosigkeit, aber auch des Domscholasters Güte, und — Hedwigs Liebe strahlte wie eine erwärmende Sonne in dies abstoßende Bild. Er sah im Geiste voraus, daß es im Hause Bodo's oft die allerunangenehmsten Berührungen zwischen ihm und Arnold geben müsse — und — er wankte einen Augenblick in seinem Entschlusse, nach Lorch zurückzukehren; aber durfte er das? Konnte er, ohne den schnödesten Undank zu beweisen, den treuen Pflegevater verlassen in der Krankheit und ihn lieblosen Miethlingen oder leichtsinnigen Dienern überantworten? — Und — Hedwig war in Lorch! Ein Jahr war hinabgesunken in den Schooß der Zeit und er hatte sie nicht gesehen. Durfte er nicht hoffen, daß die Gunst der Umstände ihn und sie näher zusammenführe? Blühte nicht so eben dem Frieden, den die Pflichterfüllung verhieß, auch das selige Glück der Liebe? — Sein Entschluß war gefaßt. Er setzte den Stachel in des Pferdes Weichen, und das edle Thier flog im Strahle der sinkenden Herbstsonne, die wundervoll des Rheines gekräuselte Wellen vergoldete, dem Städtchen zu.

3.

Die Krankheit des ehrwürdigen Erzpriesters Bodo hatte, eben als Gisbald wegritt, den höchsten Punkt erreicht, und die noch ungeschwächte Kraft des Greises brach ihre Macht. Er lag in einem sanften Schlaf, als die Brüder ankamen. Sie eilten an sein Lager; allein sie verließen es beruhigter, als sie sich ihm genaht, denn das war der Schlaf der Genesung. Der Domscholaster, so sehr er auch seinen Bruder liebte, fand es denn doch unbehaglich in seinem

Hause und zwar erstens, weil er Ansteckung fürchtete und vor dem Gedanken erbebte, er könne sterben; zweitens, weil, im besten Falle, das Leben in des Bruders Siechhause keine weiteren geselligen Reize bot, die sonst in Lorch eben recht zu Hause waren; und drittens, weil der Kranke Ruhe bedurfte und der edle Domscholaster Anstand genommen haben würde, in der Nähe des Kranken viel zu trinken. Er nahm daher gerne das Anerbieten des Vicedoms an, bei ihm zu wohnen. Arnold dagegen blieb in des Bruders stillem Hause, weil Hedwig erklärte, sie werde in keinem Falle den leidenden Ohm fremder Pflege überlassen, und er überdies den alten Vicedom Hohenfels glühend haßte. Am wirksamsten war jedoch für sein Bleiben die Ankunft Gisbalds, denn der alte Walpode kannte das Menschenherz, obwohl er nicht ahnte, daß bereits die Beiden sich längst gefunden.

Bei aller Vorsicht war es dennoch unthunlich, so scharfe Aufsicht zu führen, daß nicht die Liebenden irgend es ermöglicht hätten, sich zu sehen, sich zu sprechen und den Bund inniger zu knüpfen, den einst eine harmlose Kindheit keimen und gedeihen sah.

Konnte es anders sein, als daß es bei der Pflege des Oheims Stunden gab, wo sie sich ungestört sahen? Da flossen dann die Herzen über; da sank dann das liebende Mädchen, überwältigt von der Macht ihrer Gefühle, an des Jünglings Brust und hörte mit seliger Freude die Schwüre seiner Liebe und Treue.

Arnold war oft abwesend in seinen Geschäften. Der Domscholaster kam wohl oft zu dem Bruder, der sich bei der Pflege seiner Lieblinge zusehends erholte. Auch er lobte dann die Treue Beider und schien selbst Freude daran zu haben, wenn Gisbalds glühender Blick die schwebende Jungfrau auf Schritt und Tritt begleitete. Die Lese war derweile in vollem Gang und der Herbstsegen floß in reichen Strömen den Winzern zu.

Lust und Kurzweil herrschten in den Rebenbergen, wo der edelste Wein das Herz abwechselnd mit der duftenden Traube erfreute.

Alle Ritter der Nachbarschaft strömten mit ihren Frauen und Töchtern in Lorch zusammen, und nicht selten erfreute der Tanz an den Abenden die lustige Sippschaft. Nur Gisbald fehlte. Man lachte und spottete seiner allzu strengen Sorgfalt, und meinte, des verhaßten Walpoden Töchterlein habe mehr Antheil an seiner Zurückgezogenheit, als Bodo's Gebreste. Doch hatten die Ritter gerade an Arnold den Stein des Anstoßes gefunden. Sie haßten ihn aus ihrer Herzen Grund, und wo er sich zeigte, da zeigte sich auch dieser Haß so klar, so bestimmt und so argdrohend, daß es zuletzt dem Walpoden, obwohl er keine Furcht kannte, denn doch unheimlich wurde und er dem Wunsche Raum gab, recht bald aus der Nähe der feindseligen Menschen sich zu entfernen, die zu jedem Frevel gegen den Mann fähig waren, den sie mit Grund ihren erbittertsten Gegner nennen mochten. Diesem Wunsche begegnete ein einlaufendes Schreiben seines Herrn, des Erzbischofs, das ihn innerhalb acht Tage nach Mainz zurückrief, weil wichtige Obliegenheiten seines Amtes seine Anwesenheit erheischten.

Er besuchte auch das Banket nicht, das der Vicedom gab, wo aber Gisbald erschien und fröhlich im Tanze sich ergötzte, obwohl die fehlte, an die seine Liebe ihn band.

So ungehemmt er sich auch der langentbehrten geselligen Lust hingab, zu der die Stadtpfeifer von Bingen so lockend einluden, so bemerkte er doch unter den Jüngern des Ritterstandes ein seltsam heimlich Treiben.

Besonders war es des Vicedoms Sohn, Philipp, der Jüngere von Hohenfels, der auf Reichenstein hauste, Hans und Kurt von Waldeck, von Soneck, seine lustigen und wilden Vettern, Rudolph von Heppenhoeft und andere der Jüngeren aus der Gegend des Wisperthals und jenseit des Rheines. Es schien, als hätten sie irgend eine Absicht, die sie vor ihm geheim zu halten suchten.

Ein Argwohn stieg in seiner Seele auf, als könne es dem verhaßten Walpoden gelten. Er wußte keinen Grund für diesen Arg=

wohn, als eben den allerseits tiefgewurzelten Haß gegen einen Mann, der einst die Seele derer gewesen war, welche die Burgen gebrochen, und der in trotzigem Uebermuthe den Rittern seinen glühenden Haß zu jeder Zeit fühlbar zu machen suchte.

Müde vom Tanze, stand er im Grunde des Erkers, der den Saal zierte, wo die lustige Welt sich freute. Der Glanz der Lichter hatte bereits nachzulassen begonnen, und gerade in der Tiefe des Erkers war ein dunkler Schatten, der seine Gestalt barg. Er dachte an Hedwig, die nun daheim am Siechbette des Oheims saß, wo sie heute des Vaters Eigenwille mehr als die Noth des Leidenden fesselte. Sein Herz sehnte sich nach ihr. O wie hätte er es wünschen mögen, mit ihr des Festes Freuden zu theilen! Aber der Seufzer seiner Brust machte die Umstände nicht anders.

In den Nebengemächern klangen die Pokale, und die schweren Zungen gaben Zeugniß von der Fülle des genossenen Weines, den heute der alte, stolze Vicedom in Strömen fließen ließ.

Während Gisbald in seinem dunklen Erker stand und der Reigen die Paare wieder an ihm vorbeirauschen ließ, traten zwei Ritter gerade vor ihn hin. Es war der wilde Hans von Waldeck, von Soneck, sein Vetter, und der noch wildere, zu jedem Streich aufgelegte Rudolph von Heppenhoeft. Sie wandten ihm den Rücken zu und flüsterten Anfangs leise; ihr Gespräch wurde aber nachgerade durch das Schallen der Pfeifen lauter, also daß er, ohne es zu wollen, jedes ihrer Worte deutlich vernahm.

„Es muß gelingen,“ sprach, vom Wein erhitzt, Hans Soneck; „wie könnte uns der Prahlhans entgehen? Will er zu Schiffe hinauf: so ist er unser; will er zu Land hinauf: so wird er den Weg durch den Kammerforst nehmen, und er muß in unseren Hinterhalt fallen, den ich von der Burg Waldeck aus schon so schlau legen will, daß seine Stadtnase nichts wittern soll, bis der Fuchs in der Falle und das Prellen unser ist.“

„Den Hinterhalt vertrau' mir an, Hans,“ bat jetzt der Heppen=

hoeft. „Ich hab' noch ein Bildchen mit ihm von dem Frohnleichnamsfeste her, wo er mich, der ich in Mainz auf der Ritterstube guter Dinge gewesen, in die Martinsburg in Haft bringen ließ, weil ich den Schenken geprügelt, die Tische zerschmissen und einem feisten Domherrn auf der Straße eine Backpfeife gegeben haben sollte; was aber Alles erlogen war, weil ich davon keine Probe weiß. Da möcht' ich ihn auch noch ein wenig liebkosen, ehe er in das Verließ kommt, wo er fasten lernen soll, bis er es so wohl versteht, daß er keine Speise mehr braucht." Heppenhoeft lachte über den letzten Witz herzlich, und der Sonecker stimmte ihm bei in einem Tone, der den Grad des Rausches Gisbalden deutlich zu verstehen gab. Diesen durchrieselte ein kalter Schauer, als er Heppenhoeft's Redeschluß vernahm.

„Das soll Dir werden, Rolf," entgegnete Hans Soneck, „vorausgesetzt, daß Du ihn uns lebend lieferst. Wüßten wir nur, wie der Gisbald denkt! Von dem wär's ein Leichtes, den Tag seiner Abreise gehörig voraus zu erkunden, da er mit ihm unter einem Dache wohnt."

„Wie der denkt? Alle Pest über ihn, wenn er nicht denkt wie wir!" rief Heppenhoeft fast laut. „Hat er nicht so gut Ursache, die Walpode zu hassen, wie wir auch?"

„Freilich; aber er minnt des Walpoden Töchterlein," versetzte der Sonecker.

„Das ist schlimm," sprach ruhiger Rolf von Heppenhoeft; „denn die Minne macht so einen jungen Kerl zum Narren und bringt ihn zu den tollsten Streichen. Indeß glaub' ich, der Gisbald ist klug genug, zu glauben, daß ihm der Ritterfeind niemals das schöne Täubchen gibt. Er soll ohnehin, wie mir der Pfaff von Aßmannshausen gesagt hat, sein schnödes Wesen schon erfahren haben und nicht mit ihm auf einem guten Fuße stehen. — Wie dem sei, überlaß das mir. Ich will's ihm schon herauslocken, wann der Alte wegzieht; aber was macht Ihr dann mit dem dicken alten

Säufer, dem Domscholaster, der bei ihm ist? Den müßt Ihr schon mit in den Kauf nehmen. Wollt Ihr ihn ausbraten? Schmalz gibt's genug für die Riemen."

Das Hinzutreten eines Dritten machte den vertraulichen Aeußerungen der beiden Ritter ein schnelles Ende. Sie folgten dem Rufenden in das Trinkgemach, wo die Würfel rasselten und der Wein floß.

Am Tanz und der Lust überhaupt konnte Gisbald nun keinen Antheil mehr nehmen. Ernste Stimmung hatte sich seiner bemeistert; daher verließ er still und unbemerkt den Saal, und nur die Fräulein sahen sich umsonst nach dem schönen und gelenkigen Tänzer um, den sie jedoch vergeblich suchten und erwarteten. Die schwerer werdenden Köpfe der Ritter ließen ohnehin nicht zu, seine Entfernung zu bemerken.

Eine schlaflose Nacht folgte diesem Abend, der einen schroffen Uebergang von Freude zum trüben Ernste, ja zu stiller Trauer hervorgebracht; das aber stand am anderen Morgen in seiner Seele fest, es gälte jetzt, seine Lebensrettung durch Arnold mit Gleichem zu vergelten.

Er trat darum schon früh in das Gemach desselben. Ein unfreundlicher Empfang, wie er ihn erwartet hatte, wurde ihm, der aber auch Gisbalds edles Selbstbewußtsein aufrief.

„Was bringt Euch so frühe schon zu mir?" fragte mit stolzem und wegwerfendem Tone der Walpode den Jüngling, der mit dem edlen Stolze, der ihn in entscheidenden Momenten stets auszeichnete, leicht grüßend vor ihn trat.

„Ihr könnt Euch wohl denken, Herr Walpode, daß das, was ich bringe, mich nicht angeht; denn ich will nichts von Euch, am wenigsten, wenn Ihr so unfreundlich mir begegnet."

Arnold biß sich in die Lippen. „Soll ich vielleicht Euch freundlich sein, der Ihr mein schuldloses Kind bethört?" donnerte der Walpode, und sah ihn dabei an mit dem durchbohrenden und fast

zermalmenden Blicke, den ihm gegenüber selten Einer ertrug; aber der Jüngling, wenn er auch von diesem unerwarteten Vorwurfe sich betroffen fühlte, richtete sich nur noch stolzer auf. Seine Wangen färbten sich höher, sein Auge strahlte mächtiger und die Hand ballte sich krampfhaft, als habe sie den Schwertgriff und solle die Klinge ziehen und rüstig sie schwingen.

Der gereizte Walpode fuhr fort: „Meint Ihr, mir sei es unbekannt, daß Ihr Euch des Kindes Zuneigung erschleichet und Euch nicht blödet, mit ihm zu minnen? Das ist die Ritterehre, die Ihr und Eures Gleichen so gern im Munde führt, die Ihr ohnehin auch am Raube so wacker bethätigt.“

Gisbald hatte mit Ruhe ihm zugehört; aber jetzt brach der wildeste Grimm los. Er stampfte auf den Boden, daß die runden Scheiben der Fenster rasselten, wie wenn der Westwind brüllt.

„Die Pest über Euch!“ rief er aus. „Wäre nicht Euer Haupt hier im gastlichen Hause mir geheiligt, ich würde — doch nein,“ fuhr er, sich wunderbar mäßigend, fort, „Ihr redet im Jähzorne und ohne Besonnenheit, und sollt mich nicht zu gleicher unlöblicher Weise nöthigen. Hört mein Wort und macht und denkt dann, was Ihr wollt; mir kann's und soll's ganz gleich gelten. Ich war mit Eurer Hedwig Kind. Eure selige Hausfrau, Gott gebe der Edlen Frieden! — hielt sich oft lange hier auf, wie Ihr wisset. Da senkte sich der Keim einer gegenseitigen Liebe schon tief in unsere Herzen. Hedwig liebt mich und ich sie. Das ist kein Geheimniß; am wenigsten vor Euch; denn unsere Liebe hat sich nicht nöthig zu verbergen, weil sie lauter und rein ist; allein es ist verruchte Lüge, daß ich sie bethört. Habt Ihr es gehört, Herr Walpode? — Sie zu lieben, könnt Ihr mir nicht wehren, und Niemand kann es; aber ich würde auf der Stelle das Haus verlassen, hätte ich nicht etwas Anderes, was mich zu Euch führt. Wißt, daß Euer Verderben beschlossen ist. Ihr seid des Ritterstandes ärgster Feind. Wenn Ihr als Stifter des unseligen Spießbürgerbundes ihnen

verhaßt seid, so ist das ebenso natürlich, als daß Euer stolzer Uebermuth vollends Alle mit Haß gegen Euch erfüllt. Sie sind verbündet, Euch zu fangen, und — schrecklich! — ergreifen sie Euch, so ist Hungertod Euer Loos. Reiset Ihr auf dem Rheine, so ergreifen sie Euch; kehrt Ihr über das Gebirge heim, so fallet Ihr in Hinterhalt. Ich habe es Euch gesagt; thut, was Ihr wollt!"

Er drehte dem Walpoden den Rücken und ging.

Arnold blieb in einer sehr gemischten Stimmung zurück. Sein Jähzorn war verraucht. Er empfand über die Art und Weise, wie er den Jüngling gewissermaßen angefallen, eine beschämende Reue; denn der Jüngling stand, ihm, dem gereiften Mann, überlegen, ruhig und würdevoll da. Ueberdies war die Mittheilung über des Adels Gesinnung gegen ihn, der den Jüngling wahrhaft mißhandelt hatte, so edel, für ihn aber zugleich so beugend, daß er fast rathlos im Gemach umherrannte und im Widerstreite zahlreicher Entschlüsse es gar nicht wahrnahm, daß die Stiege herauf ein kolossaler Fußtritt sich vernehmen ließ. Die Thüre wurde bald darauf mehr aufgerissen, als aufgemacht, und herein trat, keuchend und heftig pustend und den rinnenden Schweiß wegwischend, der dicke Domscholaster.

Er warf sich, fast außer Athem, in den weichen Lehnstuhl. Nach einigen Minuten rief er, immer noch nicht recht bei Luft: „Weißt Du es schon, Arnold? Weißt Du, daß die Ritter auf Dich fahnden und Dich verderben wollen, Dich, Dein Kind und mich? — Bei Dir haben sie Grund; aber was habe ich, der Mann des Friedens, ihnen gethan? Ich weiß nicht Rath. Seit gestern Abend, wo ich es erfuhr, schmeckt mir kein Tropfen Markebronner mehr. Ich habe Johannesberger versucht, aber auch der mundet nicht, und der köstliche Auerhahn, den der Vicedom aus dem Forst auf dem Windmantel erhielt, war wie Stroh unter meinen Zähnen. Ich brachte ihn nicht klein, und er schmeckte mir wie ein altes Huhn. Auch regt sich aus Schrecken mein Zipperlein wieder. Ich verlassener, unseliger Mann! Was soll aus mir werden? Ausbraten wollen sie

mich, wie der Heppenhoeft gesagt hat, und mit meinem Schmalze ihre Lederriemen anschmieren! Hast Du je so etwas erhört! Meint man nicht, es seien Sarazenen?"

Trotzdem, daß es Arnold unheimlich war, konnte er denn doch das Lachen nicht bergen. Es brach in unverhaltenem Strome hervor.

Zornglühend fuhr der geistliche Herr auf. „Wie, Du lachst? Unsinniger, der Du mich mit in Dein Verhängniß herabziehst? Ist das die Achtung, die Du mir schuldest, kecker Laie? Ist das die Art und Weise, sich zu gehaben, wo der Strick an Deinem Halse schon kitzelt? Und Du stößest noch den Einzigen von Dir, der uns retten kann, den guten Gisbald? — Forschner, der Schiffer, meint, zu Wasser sei es nicht thunlich, hinaufzufahren. Und im Kammerforste würden Sie uns schon einen wehrhaften Hinterhalt legen. Einer nur könne uns retten, der sei Gisbald, der alle Schluchten im Forste kenne wie ein Fuchs, weil er seit langen Jahren darin gebürscht habe und völlig kundig sei. Und der begegnet mir unten im Haus und glüht vor Zorn über die Weise, wie Du ihn behandelt!" —

Arnold war wieder zur Besinnung zurückgekehrt. Der Lachreiz, den er bei dem Anblick und der Anhörung seines geistlichen Bruders empfand, war so unwiderstehlich, daß er ihm um kein Gut der Erde hätte gebieten können, so sehr auch in ihm die verschiedensten Empfindungen wogten, die alle gleich weit von der Fröhlichkeit waren, deren Ausgeburt das Lachen zu sein pflegt.

„Verzeiht," sprach er, die letzten Zuckungen in seinen Mundwinkeln beherrschend, „verzeiht, Herr Bruder, daß der Anblick Eurer Angst, das Loos des heiligen Laurentius zu theilen, mich zum Lachen hinriß. Ich erkenne recht wohl an, daß Ihr Grund zur Sorge habt, so gut als ich; allein mit dem Braten hat es einstweilen noch keine Gefahr."

„Wie?" schrie der Priester heftig. „Weißt Du denn nicht,

daß der Heppenhoeft so geschworen hat, seine Stiefel mit meinem Schmalze zu tränken? Kennst Du den Menschen noch nicht, so wisse, daß er und die Sonecker und Reichensteiner gestern, so zu sagen unter unseren Augen, ein Schiff drunten, nahe am Galgen, unterhalb Bacharach, wo der Rheingau mit dem Pfälzer grenzt, überfallen, es ausgeplündert und alsdann versenkt haben? Was aus den Schiffern wurde, weiß man so recht nicht. Wahrscheinlich haben sie sie versenkt mit dem Schiffe."

Bei dieser Nachricht erstarrte der Walpode. Alles Blut schien sich in seine erste Werkstätte, in das Herz, zurückgezogen und ein Starrkrampf ihn ergriffen zu haben. Er regte sich nicht. Nur das Auge rollte wie ein Feuerrad in seiner Höhle und schleuderte Blitze.

„Wie steht's nun?" fragte der Domscholaster. „Als es meine Person galt, lachtest Du; jetzt, wo es sich um die Güter Deiner Krämergilde handelt, erstarrst Du? Erkennst Du bald, wie bei dieser Keckheit der Wegelagerer unsere Sache steht? Ich trage keine Lust, mich braten zu lassen, selbst nicht auf die Gefahr hin, ein Märtyrer zu werden. Für solche Ehre habe ich gar keine vorherrschende Neigung. Ich werde mich dem Gisbald anvertrauen. Siehe Du zu, wie Du wegkommst!"

4.

Während oben im Hause diese Scenen sich ereigneten, badete sich ein Stockwerk tiefer das schönste Auge in hellen, heißen Thränen. Hedwig hatte die Unterredung mit angehört, die Gisbald mit dem guten Domscholaster geführt. Sie kannte also theilweise die Auftritte, doch von dem, was ihre Liebe betraf, wußte sie nichts. Ach, wie tief beugte sie der Gedanke, daß die Menschen, die ihr die

theuersten auf Erden waren, im wildesten Hasse erglühten! Daß sie keine Mittel kannte, sie zu versöhnen; daß sie, wider Willen, dem eigenen Vater Unrecht geben mußte! Der tiefste Schmerz erfüllte sie. Da sank sie nieder auf ihre Kniee und betete. Alle ihre Gefühle flossen in dem der tiefsten Andacht zusammen. Von Ihm, an den sie sich wandte, konnte sie ja nur Hülfe erwarten. Er konnte ja allein die feindseligen Herzen einigen, sie aus der Gefahr retten und Hülfe senden. So rang sie lange im heißesten Gebet. Und je inniger und gläubiger es wurde, desto mehr Ruhe kehrte zurück, desto lebendiger wurde ihr Vertrauen, desto klarer wurde sie sich dessen bewußt, was sie zu thun habe in diesen wichtigen Augenblicken.

Sie erhob sich und eilte, Gisbald zu suchen. Sie fand ihn bei dem leidenden Oheime.

Diesem hatte Gisbald sein Herz eröffnet, seine Liebe bekannt, sein Zwiegespräch mit Arnold mitgetheilt und die Gefahr nicht verschwiegen, die diesem drohte.

Jetzt trat Hedwig ein, deren rinnende Thränen Zeugniß gaben von ihrer Kenntniß des Standes der Sache.

Bodo nahm ihre Hand. „Weine nicht, meine Tochter,“ sprach er. „Deine Liebe zu meinem Gisbald ist Gott und Menschen wohlgefällig, nur nicht Deinem störrigen Vater. Bleib' ihm treu, wie er Dir, und vertrauet Beide Gott, der wird Alles wohlmachen. Meinen Segen habt Ihr.“

Die Liebenden umarmten sich vor dem edlen Greis, und es strömte Hoffnung und Friede in ihre Brust.

„Du aber, Gisbald, erkenne es als eine heilige Pflicht, die Du gegen mich zu erfüllen hast,“ fuhr er fort, „daß Du alle Drei morgen auf den Pfaden, die Dir wohlbekannt sind, gen Rüdesheim geleitest, von wo es leichter ist, mit wehrhaftem Geleite der Dienstmannen des hohen Erzstifts gen Mainz sonder Gefährde zu kommen.“

Willig legte Gisbald seine Rechte in des edlen Priesters welke Hand.

„Und Du haftest mir dafür, daß sie glücklich nach Rüdesheim gelangen?" fragte er.

„Mit meinem Leben, so wahr mir Gott helfe im Sterbestündlein!" sprach feierlich Gisbald.

Da trat der dicke Prälat ein, der Gisbald ebenfalls suchte.

„Der da droben," rief er seinem Bruder Bodo zu, „hat wieder seinen bösen Tag heute. Klag' ich, so lacht er; erzähl' ich ihm aber von der Raubritter Frevel, dann wüthet er oder wird starr wie eine Bildsäule. Nein, Bodo, ich bin nicht nach Lorch gekommen, um meine Haut zu Markte zu tragen und mich braten zu lassen, wie den heiligen Laurentius die Heiden brieten. Ich will's gern in aller Demuth bekennen, daß ich noch lange kein Heiliger bin; auch sehe ich dabei eben so wenig Vortheil für unsere heilige Kirche, als für mich."

Selbst über Bodo's edle, ernste Züge zuckte ein Lächeln, das der Ironie so ähnlich sah wie ein Regentropfen dem anderen. Dies mochte jedoch dem Prälaten unbemerkt geblieben sein; er fuhr fort: „Ich rechne auf Dich, mein Sohn. Der ehrliche Forschner, der Dich wohl kennt, hat mir vertraut, wie Du alle Schluchten des Waldgebirges kenntest, absonderlich im Kammerforste. Du führst mich und Hedwig nach Rüdesheim. Von Arnold habe ich mich losgesagt. Er mag sehen, wie er durchkommt."

„Verzeiht, hochwürdiger Oheim," rief jetzt Hedwig aus, „ohne meinen Vater geh' ich nicht."

„Auch gut," versetzte der Würdenträger, „so salvire ich mich allein. Gisbald, auf morgen! Bodo's Maulthiere sind für uns."

Gisbald gerieth in Verlegenheit. Bodo jedoch entriß ihn derselben, indem er aufmerksam machte auf das Thörichte, sich zu vereinzelnen. „Ihr müßt zusammenreisen. Ich will mit Arnold schon reden."

Gisbald stimmte dem bei. „Es möchte leicht sein," sagte er, „daß einer dieser beiden Züge in die Hände der lauernden Feinde

fiele. Der erste könnte gelingen, allein der zweite könnte durch die Spuren schon den Weg verrathen. Uebrigens, Herr Domscholaster, dürfte es nicht überall möglich sein, zu reiten. An vielen Stellen kann nur zu Fuße der Weg gemacht werden. Mögt Ihr Euch einstweilen mit Muth waffnen!"

Der dicke Herr sank in einen Stuhl und ächzte, indem er die Hände über dem fetten Bauche faltete. „Ich Armer!" rief er fast weinend aus. „Seit ich das Zipperlein habe, ist mir das Gehen die schwerste Arbeit, zumal bei meiner Wohlbeleibtheit!"

„Nur Muth!" fuhr Gisbald fort. „Es wird schon gehen. Denkt an den Rost des heiligen Laurentius, und jedes Opfer wird Euch leicht."

„Du hast Recht, mein Sohn; aber bedenke, was das Gehen für mich heißt! Bedenke, daß ich wohl nicht einmal hinlängliche Herzstärkung werde mitnehmen können!" versetzte der Hartbedrohte.

„Das wird sich schon finden," meinte Bodo; „Du hast ja Deinen ehrlichen Anton Forschner, den Du als Sackesel beladen magst."

„Vortrefflich!" rief der Prälat. „Laß nun Deine Vorschläge hören, mein kluger Gisbald."

„Sie sind einfach," erwiederte dieser, „und gründen sich zunächst auf die Morgennebel."

„Gott möge mir helfen!" schrie bei diesem Worte der Domscholaster. „Ich habe nichts mehr zu fürchten als feuchte Nebel und Kühle, — weißt Du keinen besseren Rath?"

„Keinen, Hochwürdigster!" sprach Gisbald. „Warten wir den Aufgang der Sonne ab, so stehe ich für nichts. Wir müssen um diese Zeit schon die Höhe des Gebirgs erklommen haben."

Tiefe Seufzer rangen sich aus der Brust des Domscholasters hervor; allein er schwieg, als er den festen Ton seines klugen Führers vernahm, und berechnete, daß allerdings der Nebel ein unsichtbarmachender Mantel für sie Alle sei.

Gisbald fuhr fort: „Alsdann muß das Gerücht ohne alles

Aufsehen ausgesprengt werden, Ihr reisetet erst einige Tage später ab; und ich muß Euch durch Gründe und Gebirgsschluchten führen, die freilich keineswegs zu den bequemen Wegen werden zu zählen sein, an die Ihr in Mainz und im Rheingau gewöhnt sein möget. Bedenkt indessen, daß es ein großes Lösegeld, harte Mißhandlung, vielleicht selbst den Tod von Euch fernhält!"

Das letzte Argument war zu schlagend, um seine Wirkung zu verfehlen. Er willigte in Alles ein. Jetzt kam auch Arnold. Gisbald verließ sogleich das Gemach. Arnold sah ihm mit einer Regung von Mißvergnügen nach.

„Das ist Deine Schuld," rief der Prälat ihm zu. „Stelle Deinen Uebermuth, Deine Härte ein. Es thut Noth; denn Gisbald allein rettet uns." Sie theilten ihm nun den Plan mit, den er gut fand.

So wurde denn Alles zur Reise bereitet. Bodo war bereits so weit in der Genesung fortgeschritten, daß es keine Gefahr mit ihm hatte. Es stand nichts mehr im Wege.

Gisbalden wurde es leicht, das Gerücht auszusprengen, der Walpode reise erst einige Tage später von Lorch ab, und werde die Reise auf dem Rheine machen. Anton Forschner stellte seinen Kahn her, deckte ein Zelttuch darüber, um Schutz vor der ungünstigen Herbstwitterung zu gewähren, und dingte einen Halfer, daß er sein Roß vorspanne. Die verschworenen Ritter vernahmen die Kunde fröhlichen Herzens; denn er lief ihnen so recht eigentlich in die Falle. Auf Soneck besonders wurde nun Alles vorbereitet. In der kleinen Bucht, welche die Mündung des Bächleins bildete, lag stets unter überhängenden Weiden ein Kahn, der mit Segel und Takelwerk, Hand- und Steuerrudern gehörig versehen war, um mit Blitzeseile die Fluth zu theilen und den Raub zu erhaschen, der sich ihnen darbot. Mit Knechten wurde der Kahn, der wenigstens ihrer fünfzehn bis zwanzig ganz bequem fassen konnte, bemannt, und die Ritter standen als Kämpfer bereit, Jeden, der es wagte,

sich zu widersetzen, niederzuschlagen. Dieser Kahn wurde in der Stille hergerichtet zum Angriff.

Auf der Burg selbst waren Diejenigen vereint, welche zum Bubenstücke die rächerische Hand boten, als ein Kahn von Lorch die breite Fläche des Stromes durchschnitt. Es war Heppenhoeft, der bald darauf in das Gemach zu den Soneckern und Hohenfels trat.

„Was bringst Du Neues?" fragten Alle, wie mit Einem Munde.

„Nichts weiter," antwortete heiteren Antlitzes der Gefragte, „als daß der Walpode und sein fetter Bruder mit dem lieblichen Töchterlein übermorgen abreisen, und zwar zu Wasser. Es ist nun ganz gewiß; denn der alte Bodo ist fast wieder völlig genesen!"

„Woher weißt Du das?" fragte der Ritter Hans von Soneck.

„Aus dem Munde des Schiffers, der ihn fährt," entgegnete der Ritter. „Meinem Knechte hat er's arglos erzählt. Der Walpode ahnet nichts."

„Auch nicht mein Vater?" fragte der wilde Hohenfels.

„Auch nichts; ich sprach ihn soeben noch," versetzte Heppenhoeft. „Er läßt Euch zu einer Jagd einladen, die er im Kammerforste halten will. Nun, denke ich, ist dort der Hinterhalt überflüssig; und Ihr laßt mich Theil nehmen an Eurer Jagd, deren Wild mir besser gefällt."

„Trauet dem Fuchs nicht!" bemerkte Kurt Waldeck von Soneck; „wer leistet uns Bürgschaft, daß der Pfaffenknecht Gisbald, dessen Schlauheit Ihr Alle kennet, nichts von der Sache weiß? Der hat Ohren, wo man sie gar nicht erwartet. Und um sich eine fette Suppe zu verdienen, verräth er uns und führt den Walpoden sichere Wege, die er wohl kennt."

„Wohlan!" sprach Heppenhoeft, „ich will den Hinterhalt im Kammerforst übernehmen, vorausgesetzt, daß ich am Lösegelde meinen Antheil erhalte."

Man ging auf diese Bedingung ein, und das Nöthige wurde

nun besprochen. Heppenhoeft sollte sich an einer der höchsten Stellen des Gebirgs auf dem Wege lagern, der nach Rüdesheim über das Gebirge leitet, während die Anderen bei Reichenstein Wache hielten, daß ihnen der Verhaßte nicht entweiche.

5.

Die Jahreszeit war in den letzten Tagen übler geworden; sie hatte den nebeligen, naßkalten Charakter angenommen, welcher in der Regel als Mittelglied und Uebergang zwischen dem schönen Herbst und dem eisigen Winter steht, beiden die Hand bietend und doch keinem angehörend. Jeden Morgen lagerte sich ein undurchdringlicher, Alles verhüllender Nebel über Berg und Thal. Er herrschte bis gegen 10 Uhr, auch oft bis gegen Mittag, wo die Strahlen der Sonne ihn zu weichen zwangen. Oft aber wogte er, bald höher sich an den Bergwänden emporziehend, bald wieder in die Tiefe der Thäler sinkend, bis zum Abend und fiel dann, zur Nachtzeit sich aufziehend, am folgenden Tag als dichter Regen nieder.

Es war ungefähr gegen zwei Uhr des Morgens an einem dieser durch Nebel ihrer Helle beraubten, höchst unfreundlichen Tage, als mehrere in Mäntel gehüllte Gestalten nach und nach einzeln aus der Thüre der erzpriesterlichen Wohnung zu Lorch, welche neben der Kirche und den Gebäuden der Schuljunkerschaft lag, heraustraten und so leise als möglich neben der Kirche weg der Wisper zueilten. Es wahren ihrer Viere, von verschiedener Größe und Umfang.

Jenseit des Thores gegen das Wisperthal zu und in einer angemessenen Entfernung von demselben hielten vier Männer, alle mit Morgensternen wohl bewaffnet. Einer derselben führte zwei

Maulthiere, die zum Reiten geschirrt waren, ein Anderer ein drittes, welches Gepäck und einen Flaschenkeller trug, dessen Besitzer entweder auf vielen Durst, oder auf eine weite Reise gerechnet zu haben schien.

Als die vierte der vermummten Gestalten, welche aus dem Pfarrhofe geschlichen waren, diese Gruppe erreichte und sich durch das, wie es schien, wohlverstandene Erkennungszeichen, einen leisen Pfiff, als Zugehörigen zu erkennen gegeben hatte, saßen bereits zwei auf den Maulthieren. Das waren Hedwig und ihr keuchender und die Strauchritter verwünschender feister Oheim. Der Dritte stand mit verschränkten Armen nebenbei und gab kein Zeichen von sich.

„In Gottes Namen denn voran!“ sprach leise der Zuletztgekommene und schritt voraus, den Weg in das Thal nehmend.

„Halt, um aller Heiligen willen, halt!“ rief der Domscholaster. „Herr Gisbald, meinst Du, mit einem solchen Stoßgebetlein könne man eine solche Reise antreten? — Ich bin erschöpft und meine Kniee wanken. Das Warmbier meines geistlichen Bruders hat bei mir nicht die mindeste Wirkung gehabt. Ich zittere vielmehr wie eine Espe im Winde vor Frost. Anton Forschner, ehrliche Schifferseele, Du hast menschlichere Empfindungen, als der Eisenfresser von Junker, denn ich höre Dich an dem Flaschenkeller nesteln. Gott vergelte Dir's, wie ich Dich segne ob Deiner Menschenfreundlichkeit. Ja, mein Sohn, reiche mir her den festen Steinkrug im vordersten Gefache, das ist ein alter Landsmann von Dir, ein Rüdesheimer; der hat Feuer und wird es auch mir mittheilen für diese Reise, die sich von einer Höllenfahrt nur dadurch unterscheidet, daß sie aufwärts führt. Gib her, Kind der Treue, braver Rheingauer! Den Becher trage ich hier bei mir. So! — Ach, das labt! — Das wärmt! — So! nun stecke den Krug wieder hinein, mein Sohn. Alte Leute, wie ich, bedürfen der Erwärmung. Ihr Jüngeren,“ setzte er, seine ungastliche Art entschuldigend, hinzu, „Ihr habt noch Jugendfeuer bei Euch!“

„Nun zu denn, in Gottes Namen!"

Unter heimlichem Lachen der Führer, an dem diesmal auch Gisbald Theil nahm, setzte sich der Zug in Bewegung. Der dicke Prälat spornte sein Maulthier, daß er an die Seite Gisbalds kam.

„Aber ich hoffe doch," hob jetzt dieser an, „Ihr werdet nicht für immer glauben, daß unser Jugendfeuer den Labetrunk unnöthig mache, hochwürdiger Herr!"

„Bei Leibe, nein!" versetzte begütigend der dicke Alte. „Ich weiß recht wohl, was einem Menschen Noth ist; nur glaube ich, daß doch meine Voraussetzung ganz richtig. Sieh', Euer Blut ist noch um Vieles wärmer. — Eure — Halt, was war das, was so mächtig im dürren Laube raschelte?"

Gisbald hätte laut aufgelacht, denn ein Eichhorn kletterte eben hörbar den Baum hinauf; doch hielt er aus Vorsicht an sich.

„Waffnet Euch mit Muth! Solcher werden uns viele heute noch aufstoßen," sagte er. „Geb's Gott, daß wir nur solche treffen!"

Sein Blick suchte die Gestalt seiner theuren Hedwig; doch das Dunkel der Nacht, im Bunde mit dem Nebel, machte jeden Versuch vergeblich.

Der Alte nahm wieder das Gespräch auf. „Du scherzest, Gisbald; allein Du bedenkst nicht, daß ich nicht zu jenen Priestern gehöre, die neben dem Schwerte des Geistes auch noch das von Stahl zu führen gewohnt sind, zu denen selbst unser Herr, der Erzbischof, gehört. Ich habe jederzeit den Frieden geliebt und nur die Künste des Friedens geübt, als da sind Weisheit und so weiter."

„Daran thatet Ihr gewiß wohl," entgegnete Gisbald, „denn Krieg, Jagd und Fischerei, das sind weltliche Dinge, die unser Einem passender sind, als dem Priester."

„Freilich, mein Sohn, freilich!" fiel ihm der Domscholaster in die Rede. „Doch bist Du gewiß nicht geneigt, uns auszuschließen,

wenn es sich von den Früchten dieser drei ritterlichen Uebungen handelt. Die Früchte des Kampfes sind zuerst Friede; dann aber auch Beute an Land und Gut. Ihr Ritter aber saget: Frieden ist ein unnütz Ding; selbst dem Pfaffen im Kloster und Stift ist er nicht gut, weil er zu fett wird. Man muß also Krieg mit ihnen führen. Das ist ein höllischer Gedanke! Frieden thut uns Noth, damit wir erstlich in Ruhe essen, trinken und schlafen, dann aber auch unsere geistlichen Uebungen halten und des Amtes warten können, für euch Welt- und Sündenkinder zu beten. Die Früchte der Jagd sind Braten, Freund! und was geht über einen Braten? Wir haben einen lustigen Domherrn, der würde mir gleich einfallen und sagen: Zwei; allein ich will jetzt nicht Witzreden treiben, sondern fahre fort: Braten, Freund, das sind die Strebepfeiler der Gesundheit und Kraft. Da spießet ihr Hirsche, Rehe, Säue, Hasen — fanget Rebhühner und Wachteln; erleget Auerhähne und dergleichen. Soll denn da der Priester leer ausgehen, der um Segen betet? — Die Früchte der Fischerei sind Salmen, das sind Könige des Wassers, und ihr rothes Fleisch ist schöner, denn das Roth auf den Wangen einer Jungfrau."

„Mit nichten!" rief Gisbald halblaut.

„Nun, Närrchen," sprach liebreich und gemüthlich der Prälat, „das war nur so ein Gleichniß. Du weißt ja doch aus Deiner Lehre in der Lorcher Schuljunkerschaft, daß alle Gleichnisse hinken. Ich könnte Dir das Sprüchlein lateinisch sagen; aber ich will nicht gelehrt mit Dir reden, sondern Dir nur beweisen, was uns zukommt. Ich will lieber einen anderen Gang wählen und sagen: Salmen, das sind die Prälaten des Wassers; sie trinken, aber sie morden nicht. Ihr Gang ist aufwärts; sie lieben nicht das stürmische Meer, sondern den Frieden eines Bächleins. So sollten alle Prälaten sein, und ich habe sehr oft mir ein Beispiel am Salmen genommen. — Da fanget ihr Hechte; das sind so wahre Ritternaturen; sie morden und rauben, aber ihr Fleisch mundet gut. Da fanget ihr Karpfen,

friedliche Mönchsnaturen, stumm wie Karthäuser, die sich im Teiche so gut befinden, als im Strome, ja dort noch fetter werden, wie Mönche im Kloster."

Die halblauten Töne eines unterdrückten Lachens störten den eifrigen Redner. Er hielt ein wenig ein und brach dann kurz ab: „So wenig ich dafür also bin, daß wir geistliche Herren weltliche Geschäfte treiben sollen, so sehr bin ich dafür, daß wir uns der Früchte aller dieser Geschäfte freuen sollen."

„Dagegen," sprach Gisbald, „habe ich auch gar Nichts einzuwenden; nur meine ich, der Hauptfehler läge darin, daß Ihr Alles wollet und uns Nichts bleiben soll."

„Da irrest Du," gegenredete der Prälat. „Ich will Dir gleich das Gegentheil beweisen. Da habe ich meinen Flaschenkeller zum Beispiel. Du wirst begreifen, daß ich bei seiner Füllung zuerst an mich selber gedacht habe, und allermeist an mich selber; allein Du sollst gleich sehen, wie ich es meine; Forschner, nestle auf und reiche mir den angebrochenen Krug."

„Lasset das um aller Welt willen jetzt!" rief Gisbald. „Wir müssen trachten, so rasch vorwärts zu kommen, als es nur möglich ist. Ueberhaupt thut es Noth, daß wir jetzt ganz stille voranziehen. Habet darum die Güte und gebet Euren Gedanken Raum!"

Während der Unterredung Beider waren die Uebrigen stille gefolgt. Sie konnten sich nur theilweise verstehen; denn der Domscholaster sprach keineswegs so laut, daß man ihn weiter hinten hätte verstehen können. Nur Hedwig vernahm die Rede, denn sie ritt in der Mitte des Zugs. Ihr Maulthier wurde von einem Diener geleitet, indeß Arnold und die beiden Anderen den Rücken deckten.

Gisbald, der noch immer der Thalsohle gefolgt war und auch noch jetzt diesen Weg behielt, wußte es möglich zu machen, daß er die Stelle mit diesem Diener unvermerkt einige Augenblicke tauschte.

Selbst in der dichten nonnenartigen Verhüllung erröthete die Jungfrau, die wohl den Wechsel ihres Führers wahrnahm.

„Wie ist es Dir, Geliebte?“ flüsterte der Jüngling. Sie drückte leise die kräftige Hand des Junkers, der ebenso schnell, wie er gekommen war, wieder von der Seite der Lieblichen wich und mit einem Winke seinem Diener seinen Posten wieder anwies.

Jetzt waren sie bei der Stelle angekommen, wo sie nicht weiter den Krümmungen der Wisper folgen durften, ohne daß sie Gefahr liefen, Leuten von der Burg Waldeck zu begegnen. Gisbald hielt an.

Kaum war dies geschehen, so nestelte schon Forschner, dem es darum zu thun war, die Gunst des geistlichen Herrn zu behalten, den Flaschenkeller auf und reichte diesem den Krug edlen Rüdesheimers.

„O Du treue Seele!“ rief halblaut der geistliche Herr; „wenn ich Dir das jemals vergesse, so will ich keinen Rüdesheimer mehr trinken.“ Indeß Gisbald mit einem seiner Leute, der die genaue Kenntniß der Gegend mit ihm theilte, sich leise besprach, war schon der Becher aus der Tasche geholt, und die goldene Fluth glitt die Gurgel hinab. Erst jetzt dachte der Zufriedene daran, auch den Uebrigen eine Labung zu reichen. Sie tranken. Plötzlich aber rief Gisbald: „Ich höre Pferdegetrappel!“

Schnell ergriffen die Diener die Zügel der Maulthiere und eilten blindlings in das Dickicht des Waldes zur linken Seite des Weges, wo ein Seitenthälchen ausmündete. — Es war ein Glück, daß das scharfe Ohr Gisbalds den Schall von ferne her vernahm, daß der moosbedeckte Boden des Waldes den Tritt der Maulthiere nicht verrieth und noch Zeit übrig war, sie so weit zu entfernen, daß nicht zu befürchten war, es möge der Geruch der Thiere irgend sie veranlassen, einen Laut von sich zu geben. Die Knechte waren so klug, schnell ihre Mäntel über die Köpfe der Thiere zu werfen, als sie in einer angemessenen Entfernung anhielten, um Gisbald abzuwarten, der hinter eine Buche getreten war.

Die Reiter kamen näher. Es waren zwei Reisige von der Burg Waldeck, die offenbar auf Kundschaft in das Thal gesandt waren, aber sich einem traulichen Gespräche hingaben, statt den Weg zu erforschen, ob er nicht frische Spuren zeige. Hätten sie dies gethan, so dürften sie, trotz Dunkelheit und Nebel, dennoch auf die Flüchtlinge aufmerksam geworden sein.

Ihre Rosse gingen im Schritt, und die Stille der Nacht verursachte, daß Gisbald jedes ihrer Worte verstehen konnte.

„Es ist ein Narrenstreich," sagte der Eine dem Anderen, „uns in der Frühe da herauszujagen. Wie gut hätten wir noch schlafen können."

„Freilich," entgegnete der Zweite; „aber ich möchte doch lieber hier reiten und auch wieder zurück, als droben bei der dicken Eiche liegen und wachen wie der Ritter Heppenhoeft. Am Ende ist's doch noch umsonst!"

„Du hast Recht, Hans," versetzte der Erste. „Noch dazu an der Stelle. Es ist nicht just dort, und oft haben mir die Köhler erzählt, wie da der feurig gehe, der dort einst einen Priester erschlagen."

Sie waren jetzt gegen Gisbald gekommen. Die Pferde wurden unruhig und schnaubten, indem sie die Ohren spitzten und nach der Eiche sahen, wo Gisbald stand.

„Hu!" rief der Eine der Reisigen, „wie doch so ein Thier verständig ist! Hier hat sich einst Einer erhenkt, und es soll der Selbstmörder hier umgehen! Laß uns vorübereilen!"

Er gab seinem Pferde den Stachel, und wie von Geistern gejagt, flogen die Reiter dahin.

„Gottlob," sprach Gisbald zu sich selbst, „jetzt ist es mir ein Leichtes, die Stelle zu meiden und weiter unten vorüberzuziehen und so die Geliebte zu retten. Und doch, hätte sich dies nicht gefügt, gerade jene Stelle würde ich als Uebergang über das Gebirge gewählt haben.

Er verließ seine Stelle und eilte in der Richtung davon, in der er seine Schützlinge zu finden hoffte.

Nach kurzer Wanderung fand er sie in großer Angst seinetwegen; besonders unruhig war Hedwig. Der Domscholaster hatte derweilen einen Krug geleert, auch die Uebrigen erquickt.

Arnold allein war stille den ganzen Weg. Es lag etwas in seiner Seele, was ihn mißstimmte, und dies war das Bewußtsein, dem Jünglinge Dank zu schulden. Dennoch erfüllte ihn der Zwischenfall mit Besorgniß. Er traute Gisbald nicht recht. Als die Reiter kamen, regte sich dieser bald auftauchende, bald wieder sich verlierende Argwohn auf's Neue. Darum wollte er nicht auf Gisbald warten, sondern sich selbst, mit Hülfe der Knechte, den Weg suchen; allein er verrechnete sich an seinem dicken Bruder. Dieser schätzte auf dieser Flucht nicht bloß die Treue und Zuverlässigkeit Gisbalds, sondern auch seinen kriegerischen Muth und tapferen Arm, benebst seiner Wegkenntniß, und würde um keinen Preis haben vermocht werden können, auch nur einen Fuß breit weiter zu gehen, bis Gisbald da war.

Mit den Worten: „Gottlob! die Gefahr ist nicht nur für diesen Augenblick, sie ist für immer vorüber," trat Gisbald zu ihnen, „denn ich kenne nun die Stelle, wo Heppenhoeft im Hinterhalte liegt, und kann sie also weit genug umgehen; aber wir müssen eiligst weiter. Unsere Feinde sind umsichtiger, als es Anfangs schien."

Der Domscholaster wollte weitläufigen Bericht, wie es ihm ergangen, allein Gisbald trieb zur Weiterreise an, deren Richtung sich jetzt wieder mehr dem Rheine zuneigte. Die dicke Eiche lag oben auf dem Kamme des Gebirgs. Er mußte sich daher in einer angemessenen Entfernung halten. Ununterbrochen ging jetzt die Reise weiter über Stock und Stein, durch Dickicht und Gestrüpp. Der Domscholaster wehklagte und wunderte sich nur, wie das arme Kind, er meinte Hedwig, so stille dies Herzeleid ertrage. Diese trug freudig alles Ungemach; wußte sie ja doch, der Vater werde gerettet,

und — ihr Gisbald war ihr Retter und der seine. Da sproßte eine süße Hoffnung auf.

Der Walpode konnte sich noch immer nicht beruhigen. Obwohl er im Stillen dem Jünglinge schon das Unrecht abgebeten, quälte ihn dennoch das Mißtrauen — und war Gisbald ganz schuldlos, die schuldige Dankbarkeit gegen ihn. So beharrte er in seinem trotzigen Schweigen, und schritt tapfer, keiner Ermüdung unterthan, als Schluß des Zuges, mit seinem Morgensternträger zur Seite, einher; indeß freudigen Muthes Gisbald, immer voraus, die Schwierigkeiten des Wegs überwand.

Die Sonne begann schon hin und wieder die Bahn, welche sie verfolgten, lichter zu machen. Sie war mächtiger, als am Tage vorher. Die Nebel, von ihr gedrückt, begannen die Form eines feinen Regens anzunehmen, der fast Alle zu durchnässen drohte; aber sie senkten sich wirbelnd hinab in die Thäler des Rheines, um mit dem feuchten Elemente sich zu vereinigen.

Alle folgten still dem Führer, der mit Kraft und Muth Bahn brach. Auf Allen lag das drückende Bewußtsein der Gefahr; denn mit jedem Augenblicke wurde der Nebel lichter, und bald strahlte an lichten Waldesstellen die Sonne mild und freundlich auf die durchnäßten Reisenden.

Da hielt mit einem Male Gisbald an. „Gottlob," sprach er, „wir sind am Ziele!"

Wenige Schritte weiter, und sie traten aus dem Walde heraus, und vor ihnen lag, im Golde der Morgensonne, der Rheingau.

Aus jeder Brust löste sich ein Ach, das gleichsam die ganze Centnerlast abwarf, welche sie bis jetzt beengte, drückte und quälte; aber jedes Glied der Reisegenossenschaft gab sich auch dem Anblicke hin, der bezaubernd sich darbot, nur nicht der Domscholaster.

„Die Gefahr ist vorbei," sagte er mit Frohgefühl; „denn da vor mir liegt ja Rüdesheim. Sei mir gegrüßt! Aber das mahnt

mich an den edlen Saft, der dort wächst! Es ist so nahe, daß wir nun den Rest, den ich noch habe, wohl leeren können. Forschner, löse seine Fesseln."

Der Angeredete that seine Pflicht, und der Dicke hob den Becher: „Unserem Retter Gisbald!" rief er freudig aus, und hob den schweren silbernen Pokal, daß kein Tröpfchen drinnen blieb.

Während der Becher kreiste, weidete Hedwig ihre leuchtenden Blicke an dem Anblicke der herrlichen Landschaft, welche sich vor ihren Füßen ausbreitete.

Es war in der That ein wunderbarer Anblick! Die Seiten der diesseitigen und jenseitigen Berge waren frei, und die Orte zeigten sich im Grün der Bäume und Reben, das sich hier in der Nähe des Stromes länger erhalten hatte und nur stellenweise dem herbstlichen Gelb und Roth Raum gab, das nur noch den Anblick verschönerte. Die Sonne verklärte das Kloster auf dem Johannisberg, die Burgen Rüdesheims, die Thürme vom Geisenheim, Winkel und Ellfeld. Mehr im Vordergrunde lag Klopp, und Bingens Thürme tauchten aus dem Nebelmeer auf, welches von Mainz bis zum Mausthurm über dem Strome wogte, bald sich hob, bald sich so tief senkte, daß die Wipfel der Ulmen und Pappeln der Inseln aus ihm hervorsahen. Zur Linken lag Vollrats, die stattliche Burg, und droben tauchten die Thürme von Mainz hervor, während friedlich die hellen Mauern von Eibingen heraussahen, wo die Nonnen Frieden gefunden, nachdem Ruppertsberg verödet war. Immer mächtiger wurde jetzt die Sonne; immer tiefer legte sich der Nebel auf den Strom, und es war, als nähmen seine Wellen ihn mit sich herab, um ihn in die Berge hinter dem Mausthurme zusammenzupressen; denn dort häufte er sich zu ungeheuren dichten Massen auf. Jetzt lag der Strom mit seinen Inseln frei, die so frisch und grün in seinem Bette schwammen, als wohne hier Wälschlands ewiger Frühling, und falle nie Schnee in dieses saftige Grün.

Selbst Arnold, der in tiefem Sinnen und, wie es schien, in schweren inneren Kämpfen dastand, wurde zeitweise abgezogen von diesem Brüten, das nur Rache schnaubte gegen die Ritter, die ihm nachgestellt und deren Einem er dennoch sein Leben danken mußte. Gisbalds Blicke suchten ein anderes Zauberland, das ihn aus Hedwigs Augen von Zeit zu Zeit anstrahlte.

Endlich erinnerte er sich der Rückkehr.

„Ich muß scheiden," hob er an; „denn Ihr bedürfet meiner nicht mehr. Nehmt die Maulthiere mit und auch die Knechte, meinen Rückweg mache ich mit meinem Knecht allein."

Der Domscholaster legte segnend seine Hand auf des Jünglings Haupt und sprach: „Friede mit Dir, mein Sohn! Gott segne Dich, wie ich Dich segne! Vergesse ich je, was Du an mir gethan, so vergesse mich der Herr!" Er drückte innig seine Hand.

Gisbald trat zu Hedwig. „Lebt wohl, edle Jungfrau," sprach er und bot ihr die Hand, auf die eine Thräne fiel.

Rasch dies unterbrechend, trat Arnold vor den Jüngling hin.

„Ich habe Euch nicht getraut," sprach er mit rauhem Tone, „weil Ihr einer Sippe angehört, die nur Verderben für uns Städter brütet; aber ich sehe, Ihr seid besser, als ich dachte; darum nehmt meinen Dank — und —"

„Ich mag ihn nicht," rief auffahrend der Jüngling. „Mit Euch habe ich bloß meine Rechnung abgeschlossen. Ich schulde Euch nun Gottlob! nichts mehr, und solltet Ihr irgend einer Verbindlichkeit gegen mich Euch bewußt sein, so sage ich Euch auch davon los und ledig." Er wies stolz die dargebotene Hand des Walpoden zurück, drehte sich um und schritt dem Walde zu.

Der Walpode stand betroffen da. Er wechselte die Farbe schnell. In seiner Seele sprach eine mächtige Stimme für diesen Jüngling, der ihm trotzte, weil er sich sehr verletzt fühlte; dem er Unrecht angethan durch sein Mißtrauen, so schweres Unrecht, als er je einem Menschen zugefügt. Aber auch sein ungemessener Stolz

erwachte wieder, richtete sich hoch auf in seiner Brust und drückte jene bessere Stimme nieder, daß sie verstummte.

„Fahr' hin, Fant," rief er, „Du verdienst keinen Dank!"

Und der Zug bewegte sich stumm gen Rüdesheim hinab.

Aus dem Dickicht des Waldes aber trat Gisbald wieder hervor. In seiner Seele wogten die Gefühle wild durch einander, wie vor wenigen Minuten der Nebel im Wald; aber wie ihn die Sonne besiegte, so überwand das Gefühl einer stillen Wehmuth jedes andere in seiner Brust. Sein Auge ruhte auf Hedwigs Gestalt. Ahnte sie es, daß er noch da sei, daß er ihr nachsehen würde? Sie sah zurück, und — wie zufällig — wehte ihr schneeweißes Tuch ihm einen Gruß zu. Der Walpode schritt voraus in seinem Grimm und bemerkte nichts, und der alte Domscholaster bereitete sich auf eine derbe Strafpredigt vor, die er dem harten Bruder zu halten beabsichtigte. So dauerte das stille Grüßen fort, bis in Rüdesheims Gassen sich der Zug verlor.

Mit süßem Entzücken verließ nun auch Gisbald die schöne Stelle, auf welche Jahrhunderte später zur Freude Tausender ein sinniger Mann den Tempel des Niederwaldes baute.

Auf sich kreuzenden Wegen erreichte Gisbald wieder das Wisperthal, ohne daß Jemand nur ahnte, was geschehen war. In einem hohlen Baum barg er sein Ueberkleid und kehrte ohne Aufsehen in das Haus Bodo's und am Abend nach Soneck heim.

6.

Mit der größten Sorgfalt harrten die Ritter des gemeinsamen Feindes, der aber immer nicht kommen wollte. Die Ankunft Gisbalds im Hause am Burgthor auf Soneck setzte sie in nicht geringe Verwunderung, und ihr Mißtrauen gegen ihn schwand um

so mehr, als sie seine feindseligen Aeußerungen gegen den Walpoden so bestimmt und kräftig vernahmen, wie sie der in seinem Herzen gährende Haß gebar. Ihre Absicht aber verbargen sie vor ihm sorgfältig und ebenso eifrig ihren Aerger, als sie endlich durch ihre Kundschafter inne wurden, daß ihnen der Vogel entwischt war. Am schlimmsten befand sich hierbei Rolf von Heppenhoeft, dessen Sorglosigkeit man eben sein Entwischen zur Last legte.

Gisbalds Theilnahme an diesem Mißlingen der heißgenährten Pläne blieb indessen ein undurchdrungenes Geheimniß.

Der Haß gegen den Walpoden von Mainz war aber auf's Neue angefacht; er hatte eine neue Nahrung gewonnen und warf sich nun in seiner Ausdehnung auf die Städter und Kaufleute mehr als zu irgend einer Zeit. Vielleicht hatte die Ahnung Theil daran, daß der kräftig die Zügel der Regierung fassende Rudolf von Habsburg ohnehin bald dem Raubwesen ein Ende machen würde, und es nun galt, die Zeit in dieser Weise recht auszukaufen. Gisbald war diesem Unwesen fremd. Es lag in der Zeit und der Bildung der Ritter. Es schien ihnen einen wichtigen Theil des Berufs ihres Standes auszumachen. Sie erkannten in dem Heranwachsen der Städte ihren Untergang, und so war der Kampf gegen sie Ehren- und Standessache. Der Raub ihrer Handelsgüter war ein um so leichterer Weg, zu diesem Ziele zu gelangen, als sie offenen Kampf als Landfriedensbruch gebrandmarkt sahen.

Gisbald hatte bei Bodo andere Grundsätze sich angeeignet von Pflicht und Recht. Ganz war er freilich weder seinem Stande, noch seiner Zeit entwachsen. Er haßte auch die Macht dieser patzigen Städter. Er sah in ihrem Aufkommen seines Standes Untergang, wenigstens eines bedeutenden Theiles seiner Macht und Gewalt; aber sich zu einem Räuber herabzuwürdigen, dazu konnte es ihre Ueberredung nicht bringen. In offener Fehde ihnen zu schaden, hielt er freilich für kein Unrecht, so wenig wie alle seine Standesgenossen. Ebenso wenig war er im Allgemeinen der Pfaffheit hold.

Bodo machte unter Tausenden eine Ausnahme. Die Uebrigen trachteten ja nur darnach, in Ueppigkeit zu schwelgen und der Laien Güter an sich zu bringen. Ihm so wenig, wie allen Gliedern seines Standes war es ein Geheimniß, daß die Reichthümer der Kirchen und Klöster häufig auf Ueberlistung ihrer Vorfahren ruhten. Galt es also, ihnen einen Vortheil zu entziehen, der nur nicht offener Raub war, so achtete er und Andere es nur als ein wohlbegründetes Zurücknehmen dessen, was man ihren Vorfahren entlockt.

Zu Gisbalds Ehre jedoch sei es also gesagt, daß er nie, fortgerissen von den Soneckern und Hohenfels, an ihren Raubzügen Antheil nahm. Diese erstreckten sich nun auch auf jene Straße, die von Coblenz aus über das Hunsrücker Gebirge und durch den Soonwald führte zur Nahe hinab, und dann, dem Pilgerpfade folgend, sich gen Mainz wandte. Nachdem rheinauf die Schiffe so vielen Gefahren ausgesetzt waren, wandte sich der rheinauf kommende Waarenzug dieser Straße zu. Bald war sie so unsicher wie jede andere, und überall, wo Raub und Frevel geschah, da waren es die Sonecker und Reichensteiner, denen er auf die große Sündenrechnung gesetzt wurde — meist mit Grund und Recht, manchmal jedoch auch unverschuldet; denn es trieben fast Alle, ohne Ausnahme, das wohlfeile Erwerbswerk des Wegelagerns. Von allem Frevel dieser Art hielt sich allein die Burg Vautsberg frei, die Mainzer Lehen war. Auf ihr hauste ein junger Ritter, der sich Kurt von Vautsberg nannte. Er war Dienstmann des Erzstifts und sah nur mit Abscheu das Treiben der Raubritter. An ihn schloß sich Gisbald an. Er wurde sein Freund, und dieser Einfluß war so gut, daß, wie auch seine Vettern spotteten, Bodo's Lehren volles Leben wurde. Kurt war sein Vertrauter, er kannte seine Liebe zu Hedwig. Von ihm, der öfter in Mainz war, vernahm er Kunde von ihr.

So kroch langsam und träge der Winter herum. Die Jagd allein erheiterte seine Einförmigkeit. Das Eis legte seine furchtbaren

Fesseln an die Wellen des Stromes, und der Reif und Schnee seine Lasten auf die ächzenden Aeste der Eichen und Buchen. Es war entsetzlich öde im Rheinthal, so öde, als ob Alles, was Leben hatte, gestorben sei! Als nun aber von dem milden Regen des Eises Decke brach, als an den Bergen das Grün wieder sproßte und der Wald die dürren Blätter abwarf, um der schwellenden Knospe Raum zu geben, und die Vögel wieder jubelten, und die fromme Schwalbe an Gisbalds Fenster ihr Nest baute und den Morgen grüßte mit ihrem Liede, da regte sich in seiner Seele eine so mächtige und unbesiegbare Sehnsucht nach seiner Hedwig, daß er es wagte, zum Osterfeste nach Mainz zu gehen, um sie wiederzusehen.

Dies war ein allerdings sehr gewagter Schritt.

Der Raub der Sonecker war zu offenkundig gewesen, als daß nicht der Städter ganzer Haß sich auf sie hätte werfen sollen. Und wer nährte ihn tiefer, glühender, als der Walpode Arnold Salmann? — Und war Gisbald nicht auch ein Sonecker?

Wie oft tobte er seinen Grimm aus, wenn er heimkehrte vom Rathhause der Stadt, wo er neue Unbild erfahren! Wie strömte da sein Grimm gegen Gisbald aus! Das waren blutende Stiche in Hedwigs Herz. Mehrmals wagte sie es, auf die Versicherung des Vautsbergers und seiner Gattin trauend, die sie in einem befreundeten Hause getroffen, seine Rechte zu vertheidigen; aber der furchtbare Zorn des gereizten Löwen warf sich auf sie. Und sie hatte da nur noch Thränen und den schönen Glauben ihres Herzens.

Der Walpode arbeitete längst daran, einen entscheidenden Schlag gegen seine Erbfeinde zu führen. Mit Sehnsucht sah er Rudolf von Habsburg entgegen. Auf ihn baute er seine Racheplåne so sicher und so fest, daß er an ihrem Erfüllen nicht zweifelte. Als der König, gefolgt von dem Adel der Schweiz und Oberdeutschlands, hinab gen Aachen zog, Carls des Großen heilige Krone aus der Hand des Kurfürsten von Köln zu empfangen, und in Mainz

weilte, wußte er ihn für seine Pläne zu gewinnen, und das Wetter zog sich eng und enger zusammen über den Häuptern der Frevler; aber noch mußte er harren der ersehnten Stunde.

Gisbalds Zug nach Mainz war ein langsamer. In den befreundeten Burgen weilte er längs der Gestade des schönen Stromes. So geschah es, daß während dieser Zeit die Sonecker einen ganzen Zug Waaren aufhoben auf der Straße im Soonwald. Nicht genug an diesem Frevel — auch ein Schiff, das in Lorch übernachtete, raubten sie aus und ersäuften die Schiffer, welche es wagten, sich ihnen zu widersetzen. Die Kunde kam gen Mainz, und ein Schrei der Rache entwand sich jeder Brust. Tausendfacher Fluch traf die Raubmörder, und in jedem Herzen glühte die Rachsucht.

Schnell ließ der Walpode ein Schreiben an den König Rudolf abgehen, klagte die Drangsal und bat um Hülfe in solcher Noth.

In der steten Erwartung dessen, was Rudolf erwiedern würde, flossen mehrere Wochen hin. Da erschien die Zusage, er werde kommen und mit Heeresmacht tilgen die Feinde öffentlicher Sicherheit und des gemeinen Rechts. Diese Kunde war mit der Weisung begleitet, die Städte möchten sich rüsten zur Beihülfe.

Diese Nachricht machte Niemanden glücklicher, als den Walpoden, aber ein Herz bebte in schwerer Sorge und Angst ob des Geliebten.

Hätte es Hedwig geahnt, daß es der Tollkühne wagen könnte, die Stadt zu betreten, wo Haß und Feindschaft, Rache und Wuth ihm überall entgegenschnaubte, sie würde noch mehr gezittert und gezagt haben.

So kam das Osterfest mit seiner Pracht. Der Dom strahlte von tausend Kerzen. Die Glocken riefen wieder zum Preise des Auferstandenen die Gläubigen, und zu der ehernen Pforte des Tempels strömten Menschenwogen ohne Ende. Die Räume waren alle voll. Auch die fromme Hedwig kniete betend in den Reihen.

Jetzt begann das Hochamt. Sie erhob ihren Blick und — siehe, da stand vor ihr der Geliebte, und sein glühend Auge sprach so beredt, daß sie in den Tod erbleichte und sich tief herabbeugen mußte, um sich nicht zu verrathen. Wie pochte das Herz! Ihr Athem stockte fast in der Brust. Und doch, wie machte sie das Bewußtsein seiner Nähe wieder so glücklich. Es währte lange, bis sie Muth gewann, ihn ansehen zu können. Doch er kam, dieser Muth, und auch in ihrem Auge lag die Seele. Es gelang selbst dem nichts scheuenden Liebenden, bis an ihre Seite vorzubringen. Worte können das Glück nicht schildern, welches sie empfanden. Leise flüsterten sie lange, und zu frühe endete der Gottesdienst. Sie mußten scheiden.

Die Glücklichen sahen nur sich. Sie dachten nicht daran, daß auch Andere sie konnten beobachtet haben. Dies war aber wirklich. Auch der Walpode war im Dom an einer Ehrenstelle, unfern des Altares. Sein scharfer Blick fand bald die geliebte Tochter, welche in der Blüthe jungfräulicher Reize stand. Mit Vaterfreude ruhte sein Blick auf ihr. Da dünkte es ihn, er sehe sie erbleichen. Er erschrak. Schärfer sah das Auge der Vaterliebe. Jetzt wieder sah er sie sich aufrichten in tiefer Gluth und — war das nicht Gisbald? fragte er in sich hinein, und seine Faust faßte krampfhaft den Stab, welchen er als Zeichen seines Amtes trug. Er erkannte ihn endlich bestimmt; sah, wie er sich an ihre Seite drängte, wie er mit ihr sprach. Er hätte verzweifeln mögen, daß er nicht, ohne das größte Aufsehen, von seiner Stelle konnte.

Auch ein Dritter war Zeuge jenes Auftrittes, nämlich Anton Forschner, der ehrliche Schiffer, der sich so meisterhaft in des Domscholasters Eigenheiten zu finden gewußt hatte, daß er ihm unentbehrlich wurde und als Leibdiener bei ihm blieb. Er hegte für den Jüngling eine herzliche Zuneigung. Er war Zeuge dessen nicht nur, was bei den Liebenden vorfiel, sondern er beobachtete auch durch einen glücklichen Zufall die Mienen des Walpoden, den er

von seinem Standpunkt aus auch sehen konnte. Was diesen bewegte, das las sein Blick in seinen Zügen. Er erkannte die Gefahr, welche Gisbald drohte, und zupfte ihn leise am Aermel, als er aus dem Stuhle trat.

Nicht ohne Erstaunen betrachtete ihn Gisbald.

„Kennet Ihr mich nicht mehr?“ fragte Anton Forschner und nannte dem Verneinenden seinen Namen. „Doch, Junker,“ fuhr er fort, „folgt mir, so schnell Ihr könnt, denn Euch droht Verderben. Ich habe es in des gestrengen Herrn Walpoden Angesichte gelesen, daß er Euch verhaften wird. Wehe dann Euch! Keine Macht kann Euch retten.“

Gisbald erschrak. Er kannte seinen unversöhnlichen Feind zu gut, um nicht die Wahrheit dessen einzusehen, was Forschner sagte. Er folgte ihm also möglichst schnell.

In weitem Umkreise brachte ihn endlich der ehrliche Forschner zur Hinterpforte eines großen und stolzen Gebäudes. „Hier,“ sagte er, „seid Ihr für's Erste sicher; aber ich bürge Euch nicht eine Minute dafür, daß er Euch nicht auch hier findet.“ Er drückte ihn in die Pforte und schloß sie hinter sich ab.

„Wo bin ich?“ fragte Gisbald besorgt.

„Im Hause Eures besten Freundes, des Domscholasters,“ versetzte Anton; „doch wollt Ihr ganz sicher sein, zieht diese Kleider an und eilt zum Thore hinaus. Euer Pferd will ich Euch besorgen, nennt mir nur die Herberge, wo es steht.“

Ein merkwürdiges und höchst auffallendes Getümmel wurde in diesem Augenblicke hörbar.

Forschner eilte hinaus und kam bleich vor Schrecken zurück. „Er hat Euch ausgewittert und ist mit Mannschaft da, Euch zu fassen!“ so rief er aus. „Nun muß das Letzte versucht werden!“

Er öffnete eine Thüre und schob Gisbald hinein.

Der Domscholaster, eben aus dem Dom zurückgekehrt und ärgerlich, seinen Leibdiener nicht zu finden, erstaunte nicht wenig,

seinen Bruder mit Söldnern in sein Haus dringen zu sehen. Als dieser ihm sagte, daß Forschner Gisbald ihm entzogen und im Hause verborgen habe, meinte der gutmüthige Würdenträger, daran habe Anton wohlgethan. Er verwies seinem Bruder strenge diesen Gewaltstreich am ersten heiligen Festtag und war eben daran, diesem den Text auf's Allerbeste zu lesen, als eine Seitenthüre geöffnet und Gisbald gewaltsam hereingedrängt wurde.

Alle Drei starrten sich verblüfft an und standen eine Minute regungslos da.

Arnold gewann zuerst seine Fassung wieder.

„Seht, hier ist er!" rief er seinem geistlichen Bruder zu. „Es ist Pflicht, den Räuber mir auszuliefern."

Der sonst lenksame und schwache Domscholaster aber richtete sich stolz empor. „Meinst Du, auch das Haus eines Dieners der Kirche habe kein Asylrecht mehr? Weiche auf der Stelle!" donnerte er dem Walpoden zu, daß dieser zurückfuhr und fluchend von dannen eilte, um bei dem Kurfürsten sich das Recht zu erwirken, ihn verhaften zu dürfen.

„Mein Sohn," so wandte sich der Alte jetzt zu Gisbald, „Du hast viel gewagt, zumal Du weißt, was Du verüben halfst. Eile, daß Du aus der Stadt kommst. Ich fürchte sehr, daß ich Dich vor der Wuth der Bürger nicht schützen kann."

Gisbald betheuerte und bewies seine Unschuld an den Freveln; allein er erkannte selbst die Noth, zu fliehen. Mit Hülfe Forschner's kleidete er sich um, erreichte seine Herberge und floh, schnell wie der Blitz, zum Thore hinaus, nachdem er dem ehrlichen Menschen noch Grüße an Hedwig aufgetragen hatte.

Kurze Zeit, nachdem Gisbald die Stadt verlassen hatte, wurden die Thore besetzt, und der Walpode erschien, bleich vor Wuth, im Hause seines friedliebenden Bruders mit dem Befehle des Kurfürsten, den Frevler auszuliefern.

„Arnold, Arnold!" rief der Domscholaster, „hast Du vergessen,

daß dieser Jüngling Dich und Dein Kind rettete, als Dir das Schwert der Verfolger schon an der Kehle saß? Ist keine Dankbarkeit in Deiner Seele übrig, so sollte die Achtung vor Deinem Bruder Dich abgehalten haben, öffentlich dies Aergerniß zu geben."

„Habt Ihr bedacht," gegenredete heftig der Walpode, „daß das Gebot der Pflicht über jedes andere geht? — Gerade Ihr solltet mich das lehren, statt mich davon abzubringen. Uebrigens solltet Ihr erwägen, was ein Vater fühlt, wenn solch' ein Gelbschnabel sein Kind bethört; denn darum ist er hier, weil er einen Liebeshandel mit Hedwig unterhält. Und ich sollte das dulden? Ich, der ich Jeden hasse, der dem Stande angehört, der nur vom Schweiß Anderer zehrt und in fremdem Gute zu schwelgen gewohnt ist. Noch einmal, gebt ihn im Namen des Kurfürsten heraus, den Strolch!"

Der Domscholaster zog ein langes Gesicht. „Wenn das so ist, so ist es schlimm," sagte er; „allein dann suchst Du ihn doch umsonst, er ist längst jenseit des Dörfleins Castel. Sein gutes Roß trug ihn, schnell wie der Blitz, von dannen."

Der Walpode fluchte und tobte wie unsinnig. Sein ganzer Zorn wandte sich gegen Hedwig, die Schweres zu erdulden hatte, aber gerne trug, weil sie ihn gerettet wußte. Der treue Forschner hatte seinen Auftrag bereits ausgerichtet.

In des Domscholasters Seele war plötzlich ein helles Licht aufgegangen. Er entsann sich der Auftritte im Hause Bodo's, er rief sich das Verschwinden Gisbalds von seiner Seite in's Andenken, als sie in jener Fluchtnacht durch den Wald zogen — jetzt erst erinnerte er sich, daß ihm Gisbald von seiner Liebe zu Hedwig und ihrer Liebe zu ihm gesprochen, ohne daß er damals in der Angst seines Herzens darauf geachtet hatte. Darum leuchtete also Hedwigs Auge so, wenn von Gisbald die Rede war?

Der Domscholaster dachte an seine Jugend zurück, und noch jetzt in seinem hohen Alter drängte sich ein Seufzer aus seiner Brust

hervor. Auch er hatte ja einst geliebt und mußte das schönste Gefühl aus seiner Brust scheuchen.

„Wohlan!" sagte er, „ich habe geschworen unter Gottes freiem Himmel, ich wollte nie vergessen, was er in jener gräulichen Nacht an mir gethan, so will ich ihm vergelten und seiner Liebe Schützer sein." Er ergriff seinen Pokal und leerte ihn in einem männlichen Zuge, gleich als wolle er alle Erinnerungen hinabschwenken, die in seiner Seele aufzutauchen Miene machten.

7.

Der Ruf, der Kaiser Rudolf sei in Würzburg auf dem Schlosse angelangt und werde dort weilen, bis er am Main den Landfrieden aufgerichtet und die Wegelagerer gerichtet habe, war nicht sobald nach Mainz gelangt, als sich auch schon der Kurfürst mit glänzendem Gefolge erhob, um den Kaiser zu begrüßen und des Rheines Elend durch die Wegelagerer ihm vorzustellen. Er ließ den Walpoden, der sein sonderliches Vertrauen besaß, alsobald zu sich bescheiden.

„Du bist beredt, Arnold," sprach der Kurfürst und Erzbischof, „wie Wenige, darum magst Du uns begleiten gen Würzburg und dort das Wort für uns thun vor dem Kaiser. Der ist gerecht und weise, von Gott und Menschen geliebt, und wird helfen, daß des Elends ein Ende werde."

Durch Arnolds Seele strömte ein wunderbares Feuer. Das war längst sein glühender Wunsch gewesen. Nun sah er ihn so nahe, seiner Erfüllung so gewiß, daß er seiner Freude kaum Herr werden konnte.

Die Reise wurde mit großer Schnelligkeit angetreten und fortgesetzt.

Arnold schwelgte in dem Gedanken, seine Pläne vollständig in's Werk setzen zu können. Seine Einbildungskraft erschöpfte sich in Vorstellungen über den Kaiser und seine Person.

Wie erstaunte er, als er bei dem Eintritt in den Saal die Umgebung des Kaisers im vollen Glanz, ihn selbst aber in einem einfachen braunen Tuchwamms, mit Lederkoller, erblickte. Ein breites und schweres Schwert hing an seiner Linken, und ein ganz einfacher Sammthut deckte sein Haupt. Es war eine hohe Gestalt von sehr schlankem Gliederbau. Sein Antlitz war bleich; eine mächtige Nase beherrschte es. Seine Stirn war hoch und edel, und der Schädel von der Stirn an fast ganz seiner Haare beraubt. Nur am Hinterkopfe zeigte sich noch starkes Haar. Ein strenger Ernst ruhte auf diesen Zügen; aber redete er mit Jemandem, es sei hoch oder geringe gewesen, so überstrahlte eine Freundlichkeit das Antlitz, die jedes Herz gewann und das unbedingte Zutrauen einflößte.

Als der Kurfürst mit seinem Gefolge eintrat, erhob sich Kaiser Rudolf und ging ihm mehrere Schritte entgegen, indem er sein Haupt neigte und um den Segen des Oberhirten bat, den dieser bereitwillig ertheilte. Er hatte sein Haupt entblößt und bedeckte es erst nach empfangenem Segen wieder.

Nachdem der Erzbischof nebst seinen Räthen sich niedergelassen, trat auf den Wink seines Herrn der Waldpode vor und sprach mit Feuer und Kraft über die zügellosen Räuber am Rheine, wie sie jedes Recht mißhandelten und mißachteten, keinen Herrn über sich erkenneten, frei und fessellos walteten, wie es Rohheit und Habsucht eingäbe, und Raub und Mord an Kirchen, Klöstern und Leuten ihr Tagewerk sei. Absonderlich seien dies die Ritter von Soneck und Reichenstein. Er flehte den Kaiser an, zu helfen in dieser Bedrängniß, und stellte in Aussicht, daß die rheinischen Städte Alles aufbieten würden, die Burgen brechen zu helfen.

Rudolf hatte mit der größten Aufmerksamkeit zugehört. Man sah es ihm an, daß die Rede einen sehr tiefen Eindruck machte.

Als der Walpode geendet, reichte ihm Rudolf seine derbe Hand und dankte ihm für das männliche Wort, was er für Recht und Ordnung gesprochen, wandte sich aber dann gegen den Erzbischof und sprach:

„Mit der Krone des deutschen Volkes hat mir Gott das Strafamt überantwortet über Alles, was Unrecht ist. Ich will mit Gottes Hülfe den Landfrieden aufrichten und erhalten, die Frevler unnachsichtlich strafen und so dem Rechte, der Ordnung und der Zucht eine freie Bahn machen."

Und zu den Herren gewendet, setzte er hinzu: „Es ist eine Schmach für das Ritterthum, daß es also ausgeartet ist und seine Bestimmung so schnöde vergessen hat. Eben darum aber auch müssen die, welche seine Satzung so frevlerisch übertreten, die herbste Strafe erleiden. Sie sind keine Ritter mehr; sie sind Räuber und verdienen nur des Räubers Strafe."

Seine Stimme wurde bei diesen Worten drohend, wie rollender Donner, und er schlug an sein Schwert. „Bei meinem guten Schwerte, das nie für Unrecht focht, schwöre ich es," sprach er in höchster Erregung; „ich will kommen und Gericht halten, und will sie hängen lassen, wie es Räuber und Mörder verdienen!"

Die Vorstellung war zu Ende, aber das Wort des Königs zeigte sich alsbald wirksam. Er zog Heeresmacht an sich. Aus den Städten strömten sie herbei, die fehdelustigen Bürger, und bald sah Rudolf ein stattlich Heer um sich, das mit jedem Tage, gleich einer Lawine, wuchs.

Die Ritter, stolz auf ihre festen Burgen, lachten über die Gefahr. Sie hielten es nicht einmal für möglich. Als aber die Gerüchte sich mehrten und häuften, da dachten sie ebenwohl an ihre Sicherheit. Schnell wurden die Burgen hergestellt, wo etwa Fehler waren. Aus den benachbarten Orten raubten sie Vieh und Lebensmittel, bis hinlängliche Nahrung vorhanden war.

Gisbald war nach seiner Flucht aus Mainz außer sich vor

Grimm und Zorn gegen den Walpoden und die Städter überhaupt. Auch er rüstete sich zum Kampf auf Soneck mit seinen Vettern; doch keine Gewaltthat fiel ihm zur Last.

So stand es, als an einem Frühmorgen das Rheinthal von Bewaffneten wimmelte, welche gegen Reichenstein und Soneck anrückten.

Auf Vautsberg (dem jetzigen Rheinstein) aber war ein Tummeln über die Maßen; denn dort hatte Kaiser Rudolf mit dem Erzbischof und dem Walpoden, der an der Spitze der Städter stand, Quartier genommen. Die Burgen wurden eingeschlossen. Wie ein Rasender schleuderte Hohenfels seine Steinkugeln aus Reichenstein auf die Feinde, aber meist fruchtlos. Die Sonecker dagegen waren klüger. Die Burg schien wie ausgestorben. Niemand zeigte sich auf den Mauern, und keinerlei Wehr von innen verrieth das Dasein von Streitern.

„Trauet ihnen nicht," sprach der Walpode, „sie sind schlauer als der Hohenfels und sparen ihre Wehr, bis wir stürmen." So war es denn auch. Die Burg war fester als Reichenstein. Sie hatte hinlänglich Mundvorrath und Kriegsbedarf. Auch an Reisigen fehlte es nicht. Sie konnten ruhiger den Angriff erwarten, und thaten es.

Die Kunde aber von Rudolfs Wort in Würzburg hatte sich denn doch, zumal Thatsachen es bewährten, weithin Schrecken erregend, verbreitet. Am schmerzlichsten traf es Johann von Waldeck, Marschall von Soneck, den Alten; denn er hatte zwei Söhne und einen Enkel auf der Burg. Er trat daher die Reise nach Vautsberg an, um die Gnade des milden und frommen Kaisers anzuflehen, daß nicht die Todesstrafe sie treffe, wie gemeine Diebe. Der Greis wußte, wie der alte Domscholaster Gisbald liebe; daher bat er ihn auch, für die Sonecker sich zu verwenden, unter denen ja auch Gisbald mitbegriffen war, da ihn Soneck's Mauern jetzt, wie die Anderen, eingeschlossen.

Der Bote, welcher die sichere Kunde dem Domscholaster brachte, traf mit einem zweiten zusammen, den Bodo an den Bruder sandte zu gleichem Zweck; denn die Gefahr seines Gisbald zerriß fast Bodo's Herz. Auch den guten Domscholaster ergriff diese Nachricht sehr.

„So bist Du kaum den Klauen des Unversöhnlichen entgangen, um ihm jetzt als Opfer zu fallen!“ rief er schmerzlich aus, und maß, trotz seiner Corpulenz, sich unruhig die Stirn reibend, das Gemach.

„Was soll ich thun?“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Soll ich schreiben? Das fruchtet nicht. Soll ich selber hinreisen, ich, der Mann des Friedens in das Getriebe des Krieges, wo man seine Ruhe, seine Pflege nicht findet? Ach, das ist auch ein schweres Opfer! Einmal bin ich kaum mit dem Leben davongekommen. Mir sind Reisen allezeit bedenklich in ihren Folgen gewesen.“ — Er fuhr mit der Hand in die Haare, wie Einer, der keinen Rath, keine Hülfe weiß.

Da wurde die Thüre des Gemaches stürmisch aufgerissen. Entsetzt fuhr der Domscholaster herum, meinend, die Reisigen hätten ihn schon und schwängen über seinem geweihten Haupte Streitärte und Morgensterne. „Wer stürmt mein friedlich Kloset?“ rief er angstvoll aus.

Aber siehe, es war kein Feind, der stürmisch eindrang, sondern die lieblichste Mädchengestalt, die man nur sehen konnte. Es war Hedwig; aber ihr Anblick erschütterte dennoch den greisen Oheim; denn es lag die Blässe des Todes auf diesen sonst so rosigen Wangen. Das so wundersüß lächelnde Auge, dem man umsonst zu widerstehen versucht hätte, schwamm in Thränen. Sie rang verzweifelnd die Hände.

„Oheim, Oheim!“ rief sie, „rettet, rettet! Er ist verloren, denn der Kaiser hat geschworen, sie Alle hängen zu lassen, die er in der Burg fände, und — Gisbald ist dort; Gisbald, der Euch un-

uns das Leben rettete! Ach, mein Vater haßt ihn grimmig. Nur in seinem Blute wischt er seinen Haß ab. Helft, o helft, sonst mögt Ihr auch mich begraben!"

Sie sank nieder in des Alten Lehnstuhl.

„Ich geschlagener Mann!" rief der Domscholaster aus. „Ist denn Alles vereint zu meinem Verderben?"

„Ach, laßt mich klagen!" rief das liebende Mädchen — und in demselben Augenblicke deckte das gesättigte Roth der Scham die Wangen, die erst todtenbleich waren.

Aber der geistliche Oheim hörte es nicht, wie er denn in solchen Momenten, wo ihm selbst eine Gefahr drohte, oder seine Person in irgend bedenkliche Conflicte gerieth, weder hörte, noch sah, wenn nicht gerade die ganze Kraft seiner Seele auf diesen Einen Punkt hingerichtet war.

Obwohl der Schweiß in dicken Tropfen auf seiner Stirn stand, und er gewiß lange nicht so viel seine Beine in Bewegung gesetzt hatte, als seit er die beiden Boten erhalten, so rannte er immer schneller auf und nieder. Dann stand er plötzlich still.

„Ja, Hedwig, Du hast Recht; Alles will ich überwinden, selbst die Beschwerden der Reise nach Bautsberg, um Gisbald zu retten; aber Du mußt mit mir, Du mußt mir den Kaiser anflehen, und es wird uns gelingen."

Hedwig erschrak. Sie überdachte schnell Alles, was Sitte und Weiblichkeit dem entgegenstellte; aber sie erkannte es, daß er verloren sei, wenn nicht Alles aufgeboten würde — und sie sagte dem Oheim zu.

„Gut, meine Tochter," sprach er, „so eile heim und rüste Alles, was Noth ist, damit uns nichts hemme, am morgenden Tag abzureisen."

8.

Schon waren bei Reichenstein alle Vorkehrungen zum Sturme getroffen, als ein Freund in das Zelt des Walpoden trat. „Eins," sagte er, „scheint mir unbegreiflich, nämlich, daß der Vicedom des Rheingaues schweigt, während seinen Sohn das schmachvolle Gericht des Strangs erwartet. Er hat keine Bitte noch eingelegt."

„Ich gestehe, daß ich das selbst nicht begreife," entgegnete der Walpode, „obwohl ich glauben möchte, die Bitte wäre fruchtlos, denn der Kaiser hat so bestimmt und entschieden gesprochen, daß kaum irgend etwas zu hoffen stünde. — Doch er ist mild und könnte einem Vater eine solche Bitte nicht abschlagen!"

Der Freund sah ihn erstaunt an und wußte nicht, wie er das Wort deuten sollte, da er des Walpoden Gesinnung kannte. Der Befehl zum Sturm unterbrach die Unterredung. Wie Wüthende fielen die Streiter des Kaisers die Burg an. Die Vertheidigung war wacker — aber gegen Abend war sie erstürmt. Die Flammen loderten wild zum Himmel auf, die Reichenstein verzehrten. Was die Flamme übrig ließ, zerstörten am folgenden Morgen die Krieger. Reichenstein war, als die Strahlen der Mittagssonne es beschienen, ein furchtbarer Trümmerhaufen, an dessen völliger Zerstörung mit unersättlicher Wuth die Reisigen arbeiteten.

Aber unter den Gefangenen, die man auf der Burg machte, war Hohenfels nicht. Er hatte durch einen unterirdischen Gang, der an das Rheinufer führte, zu entkommen gewußt.

Der Walpode knirschte vor Zorn, daß ihm dieser Feind entgangen war, den er für den Schlimmsten erkannte, während die Sonecker mehr den Namen hergegeben hatten. Er war der Schlaueste, der Keckste von Allen; auch wohl der Grausamste. Doch ergötzte es ihn, daß Heppenhoeft unter den Gefangenen war.

Der folgende Tag zeigte ein fürchterliches Schauspiel. Alle

Gefangenen hingen an den Eichen des die Burg umgebenden Waldes. So hielt Rudolf sein fürchterliches Wort.

„Es muß ein schreckend Beispiel gegeben werden," sprach er, „sonst wird morgen wieder, wenn ich werde geschieden sein, der Landfriede gebrochen und die Zügellosigkeit herrschend sein. Ein Kaiser muß sein Richterwort halten."

Diese Nachricht erschreckte die Sonecker heftig und stellte ihnen nur eine zweifache Wahl, sich unter den Mauern ihrer Burg ehrenvoll begraben oder als Diebe hängen zu lassen. Diese verzweifelte Aussicht aber konnte sie nur einen Augenblick schrecken. Im nächsten kehrte auch ihr Muth wieder und ihre Todesverachtung, die sie so oft in den Fehden an den Tag gelegt und erprobt hatten.

Die Stunde kam aber, wo dies nothwendig wurde.

Da, wo das Kapellchen stand, unweit Vautsberg, wurde ein Zelt für den Kaiser Rudolf errichtet. Er wollte das Ungemach seiner Streiter theilen und stets bei dem Kampfe sein. Näher rückte das Heer gegen Soneck an. Auf die Höhe, welche die Burg beherrschte, stellte der Walpode seine Wurfgeschosse und schleuderte gewaltige Steinkugeln hinab auf die Burg, welche manchen Kämpen erschlugen und den Mauern und Gebäuden großen Schaden brachten.

Schon am zweiten Tage wurde der Sturm unternommen, aber die Ritter schlugen ihn mit ungeheurem Verluste der Stürmenden ab. Sie gossen siedendes Oel und Wasser auf sie herab und mähten schrecklich mit dem Schwerte unter ihnen. Leichenhaufen lagen um die Sturmleitern und rings um die Mauern der Burg, die stolz, wie ein Adlerhorst, auf ihrem hohen Felsen lag.

Die Erbitterung war schrecklich auf beiden Seiten. Dort oben kämpfte die Verzweiflung, hier unten eine Wuth, die auf's Aergste gesteigert war.

Rudolf selbst war außer sich, als er die Haufen der Todten, die große Zahl der Schwerverwundeten und noch gar keinen Vortheil erkämpft sah. An ihn selbst war der Tod nahe genug heran=

getreten. Ein Pfeil fuhr in sein Lederkoller, gerade über dem Herzen; aber er war matt, ehe er sein wohlgewähltes Ziel traf.

Die Belagerten hatten verhältnißmäßig ebenso viel gelitten. Viele Todte lagen hinter den Mauern, und des Walpoden Wurfgeschosse spieen, ohne zu ermüden, Tod und Verderben in die Burg. Das Burghaus am Thore, Gisbalds Wohnung, war zu einer Ruine geworden. Es schien, als richte der Walpode gerade dorthin die ganze Macht seiner Geschosse. Gisbald selbst war verwundet. Er trug den linken Arm in der Binde, denn eine Steinkugel hatte ihn schwer verletzt; dennoch aber war er der Erste auf der Mauer, der Letzte, der sich die Ruhe gönnte.

Rudolf erkannte die Nothwendigkeit, sein Heer ruhen zu lassen und erst am dritten Tage den Kampf zu erneuern.

Es wurde freilich hier auch den Belagerten Zeit gegönnt, sich zu erholen, Zerstörtes herzustellen und sich für den neuen Anfall zu rüsten.

Der Tag des Sturmes kam. Rudolf selbst führte seine Schaaren an zum Sturme.

War der erste wild gewesen, so wurde es der zweite in noch erhöhetem Maße. Vom frühen Morgen an dauerte der Kampf. Schon war es Mittag, und immer noch kein Gewinn für die Stürmenden; denn die Belagerten stritten mit dem Todesmuthe kalter Verzweiflung, die den sicheren Tod vor Augen sah.

Rudolf selbst trat jetzt in die Reihen der Kämpfer auf's Neue ein, und seine Nähe begeisterte zur ungeheuersten Kraftanstrengung. Allmälig wurde die Vertheidigung der Burg schwächer. Es zeigten sich auf den Mauern große Lücken in der Reihe der Vertheidiger.

„Hinauf zum Sturme!" schrie der Walpode den Mainzern und Oppenheimern zu, die er führte. Jetzt kletterten die Kühnsten die Leitern hinan. Es wimmelte auf allen Seiten. Ein Jubelgeschrei verkündete auf der nördlichen Seite den Sieg. Alles stimmte ein. Der Schrecken lähmte die Arme der Vertheidiger.

Rudolfs hohe Gestalt zeigte sich auf der Mauer — die Burg war erobert, aber noch war der Kampf nicht geendet; denn in den Thurm hatten sich die Vertheidiger zurückgezogen. Von der Höhe herab strömte das heiße Oel, und die Wurfmassen zerschmetterten die Kämpfer.

„Steckt die Burg in Brand!“ schrie der Walpode. „Mögen die Strolche, wenn sie keine Salamander sind, lebendig verbrennen!“

Der Ruf wurde befolgt. Aus allen Theilen der Gebäude stieg jetzt die gierige Zunge des Feuers auf und leckte an den Wänden des Thurms, ihn in eine fürchterliche Rauchsäule einhüllend.

Der Anblick war schauderhaft! Ueberall hörte man das Röcheln Sterbender, den Hülferuf der Verwundeten. Aber an ein Ergeben war nicht zu denken.

Da ließ der Walpode die höchsten Leitern zusammenbinden. Sie reichte bis zur Thurmthüre.

Bald war diese erreicht. Sie brach unter den Streichen der Aexte und Streitkolben. Die Sieger drangen ein, und der Kampf war geendet. Sonecks letzte Stunde hatte geschlagen.

9.

Hedwig war kaum aus dem Hause ihres Oheims getreten, als auch schon Forschner zu dem ältesten der Kapelläne des Erzbischofs eilte, ihn zu seinem Herrn, dem Domscholaster, des Eiligsten zu bescheiden.

Die Hast des Dieners brachte schnell den Kapellan zu dem Erwartenden. Herzlich empfing ihn der Domscholaster.

„Nicht wahr, Ihr seid ein Schweizer?“ fragte er ihn.

Der Kapellan bejahte.

„Und Ihr waret's, der einst mit dem Hochwürdigsten dem

Grafen von Habsburg begegnete, als Ihr einem Kranken den letzten Trost bringen wolltet?"

„So ist es," sprach freudig bewegt der Priester. „Als er sah," fuhr er fort, „wie ich eben die Schuhe lösen wollte, um den Giesbach zu durchwaten, da schenkte er mir das Roß, daß es künftig dem Dienste der Kirche geweiht sei, und kehrte zu Fuß heim. Der so fromm und demüthig war, ist nun unser Kaiser." *)

„Gott segne ihn!" sprach gerührt der Domscholaster.

„Und Ihr," fuhr er fort, „truget durch unseren Herrn das Meiste bei, daß die Wahl auf Herrn Rudolf fiel?"

„Ich that's, weil ich es für meine Pflicht hielt, dafür nach Kräften zu wirken, daß Deutschland eines tüchtigen und frommen Herrn sich erfreue!" So sprach der Kapellan.

„Gott lohn's Euch!" war des Domscholasters Gegenrede. „Weiß das der Kaiser?"

„Er weiß es!" antwortete Jener.

„Gut; so ist er Euch verpflichtet," fuhr der Domscholaster fort. „Und darauf bau' ich eine schöne Hoffnung." Er erzählte nun dem Kapellan den ganzen Zusammenhang der Geschichte Gisbalds und des kaiserlichen Schwurs. Er verschwieg selbst die Liebe der Tochter seines Bruders zu dem Jünglinge nicht, nicht den Haß dieses selbst, und forderte ihn dann auf, ihn nach Vautsberg zu begleiten, um das Letzte zu versuchen, indem er ihm versprach, die Erlaubniß des Erzbischofs zu erwirken.

Der Kapellan stimmte augenblicklich zu, und der Domscholaster eilte, ihm die Erlaubniß zu verschaffen.

So segelte dann mit günstigem Wind am anderen Morgen ein wohlverwahrter Kahn ab aus dem Hafen von Mainz gen Bingen,

---

*) Johannes von Müller erzählt nach Tschudi, daß der Priester, dem Rudolf einst sein Pferd geliehen, Kapellan des Erzbischofs von Mainz geworden und viel zu Rudolfs Wahl beigetragen habe. Schweiz. Gesch. III. 173. Anmerkung 92.

in dem Drei saßen, wie einst früher, als zuerst nach Jahren wieder der Domscholaster gen Lorch fuhr. Er war es selbst, und der Kapellan und ein Herz, daß fast in der Angst um den Geliebten brach, das aber, alle kindische Furcht von sich werfend, zum höchsten Heldenthume der Liebe sich erhoben hatte, nämlich, Alles gering zu achten gegen das Eine: den Geliebten zu retten. Wie pfeilschnell auch der Kahn flog, er ging ihr zu langsam. Wie lebhaft auch die beiden Männer sprachen, sie vernahm der Worte keines; denn ihre Seele war dort auf der steilgelegenen Burg, wo Gisbald war. Wie sie auch das arme bangende Kind trösteten, sie konnten ihr keine Gewißheit geben, und so lange die fehlt, hat das Herz keinen Frieden, und kann ihn eher nicht und nirgends gewinnen.

Endlich lag das Brausen des Bingerloches hinter ihnen und auch die Stelle, wo einst der Jüngling von ihrem Vater war gerettet worden. Allmälig trat Vautsberg hervor, und bald die Landspitze, wo Sanct Clemens Kirche hernachmals erbaut wurde. Dort stand das Zelt, wo Habsburg's Fahne wehte — dort mußten sie landen.

Aber je näher sie kamen, desto furchtbarer wuchs Hedwigs Angst, desto heftiger schlug ihr Herz, desto bleicher wurde ihre Lippe und ihr Antlitz.

„Kind," rief der Domscholaster, „nimm einen Trunk Wein, Du stirbst mir ja!"

Aber sie wehrte es ab, und ihre Thränen rannen in Strömen.

Schon sah man deutlich, was um das Zelt des Kaisers vorging. Menschen drängten sich dort in Haufen; meistens waren es Bewaffnete, reisige Männer der Städte oder Rudolfs. Sie waren von Soneck zurück. Die muthigen Vertheidiger waren im Thurm endlich zu Gefangenen gemacht worden, aber erst, nachdem sie Alle bis zur Wehrlosigkeit verwundet worden waren. Die Flamme hatte die Burg ganz verzehrt, und Rudolf den furchtbaren Spruch gethan: „Soneck solle keine Urständ mehr sehen!"

Als man ihm die heldenmüthige Vertheidigung der drei Sonecker meldete, sprach er fast wehmüthig: „Schade um sie! Sie waren eines besseren Looses würdig!“

Ohne weiter die Gefangenen anzusehen, kehrte Rudolf in sein Zelt zurück und mit ihm der Walpode und die Ritter und Herren seines Gefolges. Auch die Reisigen verließen die Burg, nachdem sie reiche Beute gemacht, um die Flamme wüthen zu lassen, ehe sie das Werk der Zerstörung vollendeten. Sie führten die Gefangenen mit sich im wildesten und rohesten Triumphe.

Als die Gefangenen dem Zelte naheten, bot ihr Anblick wirklich etwas Entsetzenerregendes dar. Es war Gisbald, Johann und Kurt von Soneck, nebst Knappen und reisigen Männern, ihrer in Allem noch dreizehn. Gisbalds Arm war gelähmt; doch auch der rechte hing blutend herab, denn er war von des Walpoden Schwert hart getroffen. Ueber seinem Haupte war ein tiefer Hieb. Das Blut rann über das Gesicht, daß es kaum kenntlich war; und doch ging er noch so stolz einher, als sei er der Sieger und jene die Besiegten. Auch seine Vettern waren verwundet; aber in ihnen ging das schlechte Gewissen über den männlichen Rittermuth. Es stand die Todesfurcht recht leserlich in ihren Zügen.

Eben als die Flamme aus Sonecks Mauern schlug, läutete in Lorch das Todtenglöcklein. Es galt dem alten Landmarschall von Waldeck von Soneck, dem Vater Johanns und Kurts. Der Schlag hatte ihn getroffen bei diesem Anblick. Er war bei dem Kaiser gewesen und hatte knieend gefleht um Gnade für seine Söhne; aber der Kaiser hatte geantwortet:

„Hättet Ihr als Vater Eure Pflicht gethan, nimmer würden Eure Söhne Räuber geworden sein, nimmer Euren Stamm und Namen befleckt haben. Nun aber hemmet nicht den Weg der Gerechtigkeit! Lasset die Räuber ihren verdienten Lohn ernten; denn es sind keine Ritter, sondern die lasterhaftesten Diebe und Räuber, welche die Armen mit Gewalt unterdrückten, den Frieden

gewaltsam brachen und die geheiligten Rechte des Reiches mit Füßen traten. Der wahre Adel hält Treu' und Glauben, pflegt der Tugend, liebt Gerechtigkeit, beleidigt Niemanden, fügt Keinem Unrecht zu. Wer wahrhaftig adelig ist, vertheidigt die Gerechtigkeit bis zum letzten Blutstropfen. Er macht sich keines Diebstahls schuldig, nimmt nicht Theil am Raube. Sparet also Eure Worte, wenn Ihr ein Ritter seid, und höret auf, für die Räuber zu bitten, die Eure Söhne nicht mehr sind, die, und wären sie auch Grafen und Herzöge, so wahr ich Richter bin, der Strafe nicht entgehen sollen, die sie verdienen. Keinem Ritter ist es anständig, die Armen gewaltsam zu unterdrücken, sondern es ist seine Pflicht, sie auf alle Art zu schützen. So ist es meine Pflicht, und ich will sie erfüllen, indem ich die Räuber strafe!"

Da wankte der Greis hinaus, getroffen von der Macht dieses Wortes, und eilte hinüber nach Lorch, wo ihn der Tod ereilte. Aber das Volk rief ein jubelnd Hoch dem Kaiser, der Recht und Gerechtigkeit handhabte.

Das erzählte man dem erbleichenden Domscholaster, und Hedwig war nahe daran, eine Leiche zu werden.

„Muth! Muth!" rief der Kapellan. „Vertrauet Gott!" Er zog sie zum Zelt und drängte die Umstehenden weg. Als sie dem Zelteingange sich naheten, sah sie der Walpode, der unfern des Kaisers stand, der eben Gericht hielt über die Gefangenen.

Auch Bodo trat an ihre Seite, als er sie sah, denn er war auch eben angekommen, um das Letzte zu versuchen.

„Was wollen die Priester und die Jungfrau dort?" fragte der Kaiser, und ein Ritter eilte hinweg, sie zu befragen. Aber der Kapellan schritt herein in das Zelt und die Uebrigen folgten.

„Gott segne Euch, Herr Kaiser!" sprach der Kapellan, und Rudolf entblößte sein kahles Haupt. „Als ich Euch vor Jahren zum ersten Male grüßte," sprach er, „da war es in den Bergen meiner und Eurer Heimath. Ihr beugtet Euch damals vor Gott in

stiller Demuth. Ich sah es, Ihr Herren; ich war jener Priester, dem der gewaltige Graf von Habsburg sein Roß gab, daß er dem Sterbenden Trost bringe. Und ich komme heute, zu flehen für Einen, der nicht des strengen Gerichtes schuldig ist, für Gisbald vom Burgthore von Soneck. Er ist nicht schuldig, wie die Anderen. Hier steht ein Diener Gottes, der ihn erzog, hier Einer, dem er das Leben rettete, und dort der Walpode unseres Herrn, des Erzbischofs, dem er Gleiches that mit dieser Jungfrau, seinem Kinde, die ihn liebt, den Ihr, Herr und Kaiser, wollet schrecklich richten lassen. Erbarmet Euch, Herr!"

Da sank Hedwig, bleich wie die Lilie, in ihre Kniee und faltete die Hände und schlug das thränenschwere Auge zu dem Kaiser auf. Aber die Lippe konnte nicht reden.

Aus der Mitte der Ritter sprang der Walpode hervor, um sie emporzureißen; aber sie sah ihn so flehend an, daß er auf halbem Wege stehen blieb wie ein unsichtbar Gefesselter.

„Bruder!" riefen Bodo und der Domscholaster zugleich aus, „ist Deine Rachsucht noch nicht getilgt? Kannst Du, Unversöhnlicher, bei Gott Gnade hoffen? War nicht Gisbald Dein Retter? Und ist er feindselig geworden gegen die Städter, so hast Du es an ihn gebracht!"

Die Scene ergriff Alle. „Gnade! Gnade!" erschallte es aus Aller Munde.

Aber des Kaisers Blick ruhte bald auf dem Kapellan, bald auf der Knieenden.

„Endlich trat er vor, hob Hedwig auf und sprach: „Kniee nicht vor mir, mein armes Kind; ich bin ja nur ein Mensch, wie Du; aber" — fuhr er fort, und wandte sich zu den Anderen, „ich bin ein Vollstrecker der Gerechtigkeit vor Gott und Menschen."

„Ist es wahr, daß dieser Gisbald kein Räuber war, wie diese da?" Er deutete auf Johann und Kurt von Waldeck von Soneck.

Da sprachen Alle: „Ja."

„Ist es wahr," fuhr der Kaiser fort, „daß er bei den letzten Räubereien nicht zugegen war?"

„Wie konnte er das?" fragte der Kratz von Scharfenstein. „Er war, als jene Unbild verübt wurde, bei mir auf meiner Burg."

„So ist es Herr und Kaiser," bestätigte Bodo.

„Walpode von Mainz," sprach er dann zu diesem, „welche Rechnung habt Ihr mit ihm?"

Der Walpode sah in seines Kindes leichenbleiches Antlitz, und es schien, als sei ihm das Herz in der Brust umgewendet.

„Keine!" sprach er zum Kaiser. „Ich war hart gegen ihn, weil ich ihn nicht frei von Frevel hielt, was er auch schwerlich ist; allein das ist wahr, daß er unser Leben rettete. Auch ich bitte für ihn um Gnade!"

Der Kaiser wandte sich zu seinen Dienern. Ein Wink von ihm, und die beiden Sonecker wurden abgeführt und sofort an die Nußbäume gehängt, welche neben dem Zelte standen, zum Schrecken alles Volkes.

„Seid frei, Gisbald von Soneck," sprach der Kaiser zu dem Begnadigten; „doch wisset, daß Ihr diesen ehrwürdigen Männern Euer Leben zu verdanken habt. Allerdings muß aber dem so sein, sonst würden sie, die Männer der Wahrheit und des Friedens, nicht für Euch geredet haben."

„Aber nun an Euch ein Wort, Herr Walpode," fuhr der Kaiser fort: „Ich habe ihm das Leben geschenkt, und Eures Kindes tiefes Leid war wohl mit ein Grund, der mich dazu bestimmte. Er ist verwundet. Laßt sie ihn pflegen. Legt ihn an ihr Herz, dort wird er bald genesen."

„Ein Kaiserwort soll heilig sein!" rief der Walpode aus. „Es sei in Gottes Namen!"

Da sank fast ohnmächtig Hedwig in ihres Oheims, des Domscholasters, Arme, und Bodo eilte zu Gisbald, der noch in seinen

Fesseln stand. Sie fielen, und der Walpode reichte ihm seine Hand und zog ihn zu Hedwig hin, die bald an Gisbalds Herzen erwachte zu schönerem Glück, als sie geahnt.

Der Kapellan aber neigte sich ihr zu und sagte: „Bewahret stets das Wort, was ich Euch gesagt, als wir hier an's Ufer traten: Vertrauet Gott, der hilft in allen Nöthen dem, der ihm vertrauet!"

Aber zu den Rittern wandte er sich dann und sprach: „Gerecht und milde sahet Ihr Euren Kaiser handeln; fromm und demüthig sah ich ihn. Heil dem Lande, deß Kaiser solche Tugenden in sich vereinigt. In seines Kaisers Herz ruht sicher des Volkes Glück."

Und ein Chor von Hunderten von Stimmen rief: „Heil Kaiser Rudolf!"

An der Stelle aber, wo die beiden Sonecker gehängt worden waren und der Kaiser den Einen begnadigt hatte, baute Gisbald eine Kirche, dem heiligen Clemens geweiht, und in der Eremitenklause, welche Bodo erbaute neben der Kirche, beschloß er, betend für die armen Seelen, sein frommes Leben. Der Domscholaster trank noch manchen Becher bei Gisbald und Hedwig, deren Glück des Walpoden Alterstage verschönte. Er hatte dem Haß entsagt und gewann Gisbald lieb, der auch ihm sein Herz zuwandte — aber der versöhnende Engel war Hedwig.

Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden.

Es war in den schönen Octobertagen des Jahres 1847, als ich einen lieben alten Freund in der Nähe von Frankfurt am Main besuchte. Meine Gesundheit hatte durch anhaltendes Sitzen gelitten; es war daher meine Absicht, mir recht viele Bewegung zu machen; recht viele Zeit in frischer Luft zuzubringen und so dem Uebel den Scheidebrief zu geben. Der Freund, selbst Arzt, kannte Uebel und Heilungsplan, ja letzterer ging recht eigentlich von ihm aus.

„Komm' nur," hatte er mir geschrieben, „ich will schon sorgen, daß Dir's an Bewegung und frischer Luft nicht fehle. Da thürmen sich vor uns die schönen Höhen des Taunus mit ihren reizenden Fernsichten, ihren alten Burgruinen und lieblich gelegenen Orten; da liegen in den reizenden Thalgründen die Bäder mit ihren Heilquellen; dort oben Homburg und seine neue Welt, ruhend auf dem goldenen Boden französischer Zwanzigfrankstücke und getragen von einer Spielhölle, wo der Deutsche sich rupfen läßt in aller Langmuth und Geduld. Da liegt das stolze Frankfurt mit allen Herrlichkeiten der Welt und der Börse, des Theaters und der Wissenschaft, des Handels und der Kunst; komm' nur! Und wenn Du nicht an Leib und Seele genesen heimkehrst, so will ich, wie Sir John Fallstaff sagt, ein ausgenommener Häring sein, und Du weißt, das ist ein erstaunenswerther Gegensatz gegen meinen erklecklichen Ansatz von Behäbigkeit."

Wer hätte da widerstehen können?

Die wunderherrlichen Octobertage lockten. Ich zog von dannen.

„Nun laß uns den Operationsplan besprechen,“ sagte der Freund, nachdem er mich mit aller Liebe empfangen.

„Du bist Feldherr,“ sagte ich; „rechne mich zum Troß oder zum Heere, wie Du willst!“

„Auch gut,“ war seine Antwort; und nun wurden denn die Ausflüge geordnet und am anderen Morgen rasch begonnen. Von diesen Leib und Seele erquickenden kleinen Reisen kehrten wir am Abend in den traulichen Kreis der lieben Familie zurück, um am Morgen sie in anderer Richtung hin neu zu beginnen. So flogen acht bis zehn Tage hin, und mit jedem Tage fühlte ich mich wohler. Die Fahrten selbst und die Punkte zu beschreiben, wohin sie gingen, ist nicht meine Absicht. Nicht immer konnte der Freund der Gefährte sein, weil Menschenweh und Pflichtberuf ihn oft in eine ganz andere Richtung führten, als ich sie einschlug; aber Einer begleitete mich überall, das war sein Kutscher, ein ehrlicher Vogelsberger, dem das Herz auf der Zunge saß und der mich aus früheren Tagen lieb hatte. Mir war es nicht darum zu thun, im Fluge mit dem leichten Wagen, an dem zwei rasche Braunen zogen, dahinzujagen durch das schöne Land. Oft ließ ich die Pferde Schritt gehen, um mich der Uebersicht des reizenden Panoramas zu freuen; oft, um mit Kaspar mich zu überreden, dessen Vertrauen und Liebe ich mir erworben, und dessen Seele ebenso gern in einer schönen Vergangenheit lebte, als sein Mund Das aussprach, was seine Seele bewegte und erfüllte.

Seine Erzählungen gebe ich schmucklos in Nachfolgendem wieder, muß jedoch meinen guten Kaspar, dessen inneres Leben seine Worte schildern, auch äußerlich vor das Auge des geneigten Lesers führen, und zwar ohne poetische Schminke, die hier, wo es einfache Wahrheit gilt, nichts taugt.

Mein guter Freund Kaspar hatte eine ansehnliche Länge. Von

dem Ebenmaß seiner Gestalt würde Schwanthaler's Künstlerauge nicht viel zu rühmen haben, denn die übermäßig langen und dünnen Beine wollen nicht so ganz zu dem etwas kurzen Oberleibe passen, dessen Arme in der Länge wiederum nicht mit dem Normalmaß des Apollo von Belvedere übereinkommen. Bei ansehnlicher Breite der Schultern ist der Kopf zu klein zu nennen, über dessen kurze Stirn das schlichte Haar, sie fast verdeckend, herabhängt. Die kleinen, blaugrauen Augen sind lebhaft und freundlich. Die Nase reckt sich ziemlich weit, spitz und unternehmend in die Welt hinaus, und der breite Mund über dem kurzen Kinn hat viel einnehmende Freundlichkeit. Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit ist der Ausdruck des Gesichts, und die gerade Haltung weist auf eine zeitweise militärische Laufbahn hin. Der Grundton ist vorherrschender Ernst. Diese durchaus treue Personalbeschreibung, die einem Polizeimanne, wie Dunker in Berlin oder meinem Freunde Frank, hinlänglich genügen würde, meinen guten Kaspar unter Tausenden herauszufinden, besonders, wenn ich noch zufüge, daß er einen Hechtgrauen trägt mit versilberten Knöpfen und eine graue, breitdeckelige, etwas verbrauchte Filzmütze, die ein schwarzes Sturmband unter dem Kinn festhält; die Beschreibung mag aber den weiteren Beweis liefern, einerseits, daß ich meinen Helden nicht aus dem lichten Reiche der Ideale, sondern aus der Wirklichkeit nehme, und andererseits, daß ich mich dadurch von allen Leuten meiner romantischen Zunft unterscheide, die ihre Helden allesammt zu Adonissen umschaffen. Wahrheit über Alles!

Zu dem Bilde meines lieben Kaspar gehört indessen noch Etwas, dessen ich nicht vergessen darf. Die romantische Periode des Daseins, die liebe Jugend, liegt weit hinter ihm. Mein Blick müßte kein Kennerblick sein, stünde er nicht jener Lebenshöhe nahe, von der es abwärts geht zum stillen Grab — ich meine damit den Standpunkt, zu dem ich selbst nur noch anderthalb Schritte habe, nämlich den der Fünfziger, wenn er ihn nicht schon erreicht hat.

Das ist wieder eine Abnormität, da neuere Romantiker es meist mit lebenswarmen Jünglingen zu thun haben. Zur Beruhigung des geneigten Lesers setze ich hinzu: der October von Anno 1847 hatte ja auch ungemein warme, schöne Tage, fast Frühlingstage; auch wird das Herz wieder warm, wenn es auf die blühenden Auen der Jugend blickt. Und überhaupt, ist denn den reiferen Jahren alle Poesie geraubt? Ich sage: Nein! Den Rahmen meines Bildes zu vollenden, bitte ich meinen lieben Leser und holde Leserin, sich noch Folgendes lebhaft zu vergegenwärtigen. Es ist ein netter, leichter, zurückgelegter Wagen, der langsam dahinrollt. In des Wagens rechter Ecke sitzt ein behaglich aussehender Mann von etwa neun und vierzig Jahren, von wohlgenährtem Aeußern und erklecklichem Umfange, der seine Pfeife raucht und freundlich in die Welt sieht. Auf dem Bocke sitzt Kaspar in dem Hechtgrauen und der gedachten Filzmütze. Er hat sich bequem gesetzt, daß er dem Mann im Wagen und seinen Rossen, deren Zügel er hält, gewissenhaft seine Aufmerksamkeit, je nach Bedürfniß, zuwenden kann. Der Himmel ist tiefblau und wolkenlos; die Sonne sendet noch belebende Strahlen herab; die Luft ist mild; das Feld und die Landstraße leer und still, und wir Beide plaudern gemüthlich von Kaspars Heimath und was dazu gehört.

„Das kann ich Ihnen sagen," fährt Kaspar fort, „es ist schön im Vogelsberg, so schön als irgendwo auf des lieben Gottes Erde."

„Glaub's, Kaspar," unterbrach ich; „bin zwar selbst nie im Vogelsberg gewesen, kann also aus eigener Anschauung nicht urtheilen; allein mir kommt's doch so vor, es träfe bei Ihm das Sprüchlein zu: Wo das Häslein geheckt ist, da ist es gern. Nicht so?"

„Herr!" rief Kaspar, „da müßt' ich ein Klotz sein, wenn mir meine Heimath nicht lieb wäre! Ich bin viel in der Welt herumgekommen, habe schöne Landschaften gesehen; aber meinem Vogels-

berg konnten sie das Herz nicht abwenden. Wo man seine Jugend verlebt, wo man glücklich war (er seufzte leise), und wenn es eben auch nur eine kurze Zeit gewesen wäre, da zieht's Einen immer wieder hin, und wenn ich meinen guten Herrn verlasse, so gehe ich wieder in den Vogelsberg, um — da zu sterben."

Diesem Worte, das Kaspar mit Ausdruck gesprochen, folgte eine Pause. Mir that's leid, ihm vielleicht wehe gethan zu haben, und in meiner eigenen Brust regte sich die Heimathliebe, die auch nach einem bergigen, waldreichen, rauhen Lande hinwies.

„Nun, Kaspar," sagte ich, „nichts für ungut, ich habe ja damit den Vogelsberg nicht verunehren oder schlecht machen wollen. Ich denke mir ihn etwa so wie den Hunsrücken, und da bin ich zu Haus. Ich weiß wohl, wie lieb die Heimath ist, und wie das Herz, je älter es wird, sich um so mehr wieder hingezogen fühlt zu den Spielplätzen seiner Kindheit."

„Parol! da haben sie Recht!" sagte er, und die Wolke war vorüber. „Sehen Sie," fuhr er fort, „mein Geburtsort ist ein kleines Dorf in einem Thale des Vogelsbergs, durch welches ein Bach fließt, der im Herbst und Frühling recht wild werden kann, besonders wenn der tiefe Winterschnee behende abgeht. Wald bedeckt überall die Höhen, und Ackerland und Wiesen liegen im Thalgrunde. Glauben Sie mir auf's Wort, hier herum machen sie ein Leben vom Lorsbacher Thal, wo wir morgen hinfahren, aber ich will nie mehr meine liebe Heimath sehen, wenn das Thal nicht tausendmal schöner ist! Aber dorthin kommen keine müßigen Reisenden, keine verrückten und verzückten Wiesbadener und Sodener Badegäste, die darüber außer sich gerathen könnten. Herr, manchmal sehe ich das Volk, wie sie sich durch ihr eigenes Geschwätz erhitzen und dann Dinge sehen, an die ein verständiger Mensch nicht denkt. Man möchte davonlaufen. Doch, um wieder auf mein Dorf zu kommen, so kann ich Ihnen sagen, es liegt recht schön, und man kann da recht

froh und glücklich sein, wie ich das aus Erfahrung weiß; wenigstens bin ich es dort gewesen in früherer Zeit.

„Meines Vaters Haus war klein," fuhr er nach einer Weile fort, „das ist wahr, aber wir waren zufrieden in dem kleinen Häuschen, vielleicht zufriedener, als die reichen Leute in ihren weiten Häusern und Palästen es sind!"

„Glaub's schon, Kaspar," sagte ich. „In den Palästen wohnt das Glück nicht immer; sonst wär's ja ungerecht von Gott. Auch hab' ich das oft genug erfahren."

„Parol! Da haben Sie Recht," fuhr er fort. „Wenn ich so zurück denke, es waren unserer fünf Kinder und das Stübchen etwa viermal so groß wie diese Chaise. Neben dran ein Kämmerchen halb so groß, und wir hatten Alle Platz. In der Stube stand ein Bett und ein Rollbett drunter für die Kleinen, das Abends herausgezogen wurde, und in der Kammer war's ebenso. Als freilich einmal eine herrschende Krankheit kam, da gab's Luft. Es starben etliche meiner Geschwister weg. Ueberfluß, Herr, war nicht da, das weiß Gott; aber wir hatten Kartoffeln und waren zufrieden. Als ich heranwuchs, sollte ich ein Schneider werden, aber dazu hatte ich kein Sitzleder und keine Lust. Ich fürchtete immer den Utz, der mit den Schneidern getrieben wird. Nun sollte ich Schuster werden, aber das gefiel mir auch nicht; endlich gar ein Leineweber. Gott erbarm' sich! Das ist das trübseligste Handwerk unter der Sonne. Nach acht Tagen lief ich auf und davon."

„Was?" rief ich aus. „Doch nicht in die Welt hinein?"

„Behüt' mich Gott!" sagte er, „da hätt' ich stracks das Heimweh gekriegt; ich lief nur zu meiner Base, die eine Viertelstunde von unserem Dorfe wohnte, und dort holte mich mein Vater wieder ab."

„Da gab's wohl Risse," fragte ich.

„Parol, Herr! Etliche aus dem Salz; aber mein Vater war ein räsonabler Mann; sagte: Kaspar, wenn Du kein Handwerk

lernen willst, so verdinge Dich. Du bist zu alt, um das ganze Jahr die Beine unter des Vaters Tisch zu strecken. Der Müller auf der rothen Mühle braucht so einen Dreiläufer, wie Du einer bist. Ich will mit ihm reden. Als mein Vater so sprach, trabte ich hinter ihm her. So konnte er nicht sehen, was ich für ein weinerliches Gesicht machte, denn — denn — es war ein ganz anderer Grund, warum ich zu keinem Handwerke mochte."

„Was war denn das, Kaspar?" fragte ich, obwohl ich ahnte, welche Melodie er pfeifen würde. Gewiß die alte und doch ewig neue, in Dur und Moll verlaufende — der Liebe!

„Sehen Sie," sagte er und wußte nicht, wie er das Ding rund bringen sollte; „sehen Sie, bei uns ist das so: die Kinder, die mit einander confirmirt werden, die halten zusammen durch das ganze Leben in treuer Lieb' und Kameradschaft. Da gibt's meist Pärchen draus, und das macht sich so unter der Hand. Nun wohnte neben uns der Peterjakob, auch so ein Bäuerchen, das wie mein Vater mit so zwei kleinen Kühen fuhr, wie wir sie im Vogelsberg haben. Der hatte ein Mädchen, frisch wie eine Kirsche und blühend wie eine Rose. Wir Zwei hatten mit einander als Kinder gespielt und hatten uns dazumal schon lieb. Hernachgehends, als wir Sonntags das Vieh hüteten, hielt sich's immer zu mir, und wir plauderten, spielten, suchten Erdbeeren, und eins brachte dem anderen die besten. Nun sollt' ich nicht mehr hüten mit Annebärbel — das konnt' ich nicht verwinden, und wenn ich dran dachte, kamen mir die Thränen in die Augen. Es war daher kein Wunder, daß mich meines Vaters Rede hart traf, recht hart; denn der Müller hütete nicht, weil er Futter genug hatte, was nur arme Leute thun. Er sah sich gar nicht nach mir um, und laut zu schluchzen hütete ich mich. Er mochte daher der Meinung sein, ich stimme ihm bei. So sprach er denn fort; lobte das Leben in der Mühle, wo alle Sonntage Kuchen gebacken würde und dergleichen. Das hätte mir nun recht angestanden; aber die Mühle lag vom Dorf ab. Da sah ich

ja das Annebärbelchen nicht alle Tage. Was half da der Kuchen? Trocknes Brod und Annebärbelchen wär' mir für alle Ewigkeit lieber gewesen.

„Während mein Vater so fortsprach, bedachte ich mir auch die Sache und war bald einig, wie ich's anfangen wollte, das Absehen mit der Mühle zu hintertreiben. Ich dachte mich hinter meine Mutter zu stecken, die den Vater ganz leicht herumbringen konnte, wenn seine Gedanken auch ganz abseits lagen. Sie strich ihm um den Bart, nannte ihn Peterchen, Männchen und der Art, und wie der Blitz schlug der Wind um und blies aus entgegengesetzter Richtung, nämlich aus der ihrigen."

Ich lachte herzlich.

„Parol, Herr!" rief er aus, „so machte sie's und so machen sie's alle und kriegen allemal richtig, was sie wollen. O, die Weiber sind mordpfiffig. Mit diesem Troste kam ich heim, und sobald der Vater die Kühe fütterte und die Mutter in der Küche war, machte ich mich an sie.

„Ach, sie hatte mich, ihren Erstgebornen, so lieb. Wie hätte sie mir das versagen können, um was ich bat? Obwohl sie's nicht gern that, so sah ich doch gleich, wie's stand.

„Ich säh' Dich gern in der Mühle, sagte sie, mein lieber Kaspar, denn Du hättest da ein gar reichlich und gut Leben; aber wenn Du absolut nicht willst, soll Er Dich nicht zwingen; doch was willst Du dann treiben? Siehst Du, Kaspar, fuhr sie fort, es ist eine harte Zeit, und es wird uns schwer, Euch Alle durchzubringen. Du bist der Aelt'ste und solltest die Kleinen ernähren helfen; willst aber noch selber ernährt sein. Das geht nicht!

„Herr Gott! fiel ich ihr in die Rede, das will ich gern! Der Hirt ist ja gestorben. Dingt mir die Heerde!

„Du bist zu jung, sagte sie; die Bauern nehmen Dich nicht an.

„So will ich Holzhauer im Walde werden. Die verdienen ein

schön Stück Geld, sagte ich, und dürfen alle Abende ungestraft so viel Holz mitheimnehmen, als sie tragen können. Da kriegen wir unseren Brand und Geld dazu.

„Das ging schon, sagte sie nachsinnend. Ich will's Deinem Vater sagen.

„Damit war ich zufrieden.

„Es war dunkel geworden. Ich schlüpfte zur Thüre hinaus, und als ich hinaustrat, sprang Jemand neben der Thüre hervor und rief: Holla! um mich zu erschrecken. Es war Nachbars Annebärbel, die mich erwartet hatte. Die liebe Hexe erschreckte mich oft so.

„Vor Annebärbelchens Thüre stand ein weitästiger Winterbirnbaum. Unten am Stamme lag ein altes Bauklotz, auf dem im Sommer die Leute Abends saßen. Nun war's eben kein Sommer mehr. Der alte Winterbirnbaum ließ schon seine rothgelben Blätter fallen, und die Schwalben waren schon über sechs Wochen fort. Ob's nun gleich ganz frisch war im Freien, so setzten wir uns doch auf das Bauklotz, recht dicht an einander, um zu plaudern und doch nicht zu frieren.

„Hast Du das Handwerk schon gelernt? fragte utzend das neckische Ding.

„Ja schön gelernt, sagte ich, hätt' ich nicht nach Dir das Heimweh kriegt!

„Sie lachte. Wenn ich's gewesen wär', sagte sie, ich hätt's nicht gekriegt.

„O Du Abscheuliches! rief ich und wollte aufstehen und weglaufen.

„Sie hielt mich. Verstehst doch gar keinen Utz? zankte sie.

„Ja Utz, sagt' ich, Du hast gesagt, was Dein Herz denkt!

„Kaspar, sagte sie darauf, sei doch nicht einfältig, bin ich nicht Dein Schatz?

„Ja, so lang' Dir kein Anderer besser gefällt!

„Geh', schäm' Dich, sagte sie zornig. So was hätt' ich nicht gesagt.

„Freilich, sagte ich, Du bist hübsch und gefällst Allen.

„Das hatte ihr geschmeichelt. Sie lächelte, aber unterdrückte es doch.

„Laß das dumme Gerede, sagte sie. Bleibst Du jetzt daheim?

„Da liegt's, seufzte ich, da liegt's ja eben. Mein Vater will mich in die rothe Mühle verdingen. Denk' 'mal, in die rothe Mühle, drunten im Thal!

„Ei was? und Du willst nicht? fragte sie verwundert.

„Wenn Du mitgingst!

„Das kann nicht sein, Kaspar, versetzte sie ernst; aber ich begreife Dich nicht, fuhr sie fort. So gut, wie Du's in der rothen Mühle kriegst, hat's so leicht Niemand im Dorfe. Das ist doch, meiner Treu! wahr.

„Wär's nicht so weit von Dir, Annebärbelchen! sagt' ich seufzend.

„Mach' keine Faxen, Kaspar, rief sie aus. Die Mühle liegt drei Vaterunser lang vom Dorfe. Geh' Du hin. Jeden Abend können wir uns sehen, wenn's nöthig ist. Oder was willst Du sonst?

„Ich will Holzhauer werden, sagte ich.

„Das ist mir auch was Rechts! höhnte sie. Geh' in die Mühle und sei kein Narr! Gute Nacht, mich friert's! Lieber Mahlknecht, als Holzknecht! Husch war sie fort. —

„Jetzt muß ich aber die Pferde ein bischen laufen lassen, lieber Herr, denn der Weg ist eben," sagte Kaspar zu mir. „Dort an der Anhöhe erzähl' ich weiter." Er pfiff hell, und die Thiere, die dies Zeichen kannten, flogen pfeilschnell davon. Ich war recht gespannt, wie es nun mit den diplomatischen Unterhandlungen der Mutter würde gegangen sein, die, wie Kaspar gesagt, sich auf das Herumkriegen ihres Mannes verstand. Während ich meine Glossen über

die weibliche Ehestandsdiplomatik machte, die in allen Himmelsgegenden und in allen Schichten der Gesellschaft dieselbe bleibt, nur mehr oder weniger fein und spitzöhrig, aber immer auf Schleichen und Umwegen ihr Ziel verfolgt, und mit Schmeicheln oder Schmollen es sicher erreicht, hatten die raschen Thiere die ebene Strecke zurückgelegt. Der Zügel ruhte. Kaspar machte rechts kehrt und zeigte mir wieder sein von süßen Erinnerungen verklärtes Angesicht.

„Sie können sich denken," hob er wieder an, „daß mich Annebärbelchens Rede stutzig machte. Ich blieb noch eine Weile sitzen und dachte darüber nach. Endlich fand ich, daß sie Recht hatte. Mein Entschluß stand fest, ich wollte nun in die rothe Mühle.

„Als ich in das Haus trat, hörte ich schon, wie die Mutter meinen Vater bearbeitete. Aus dem sanften Tone, mit dem er sprach, entnahm ich, daß der Sieg meiner Mutter ganz nahe sei. Ich trat also schnell hinzu und sagte: Ich hab' mich anders besonnen; ich will nun in die Mühle gehen.

„Meine Mutter lief an wie ein gesottener Krebs. Du Erzesel, rief sie, was fällt Dir denn ein? Erst kommt er und lamentirt, bis ich den Vater herumzukriegen verspreche, und wie ich es bald fertig habe, pfeift der Wind aus einem anderen Loche! Geh' hin und werd' des Müllers Sackesel. Sie warf den hölzernen Kochlöffel in die Ecke und lief in die Stube. Mein Vater zog mir eine Gesalzte hinter das Ohr und ging ihr nach. Ich rieb die Dachtel ein und dachte: sie wird sich ja versöhnen lassen! Ich kannte ihr gutes Herz.

„Das geschah denn auch, und da am anderen Tage Sonntag war, so ging mein Vater nach der Kirche in die Mühle, und als er nach elf Uhr nach Haus kam, war's fertig. Ich bekam zwölf Gulden und einfaches Zugehör, und war zufrieden.

„Nachmittags trieb ich mit Annebärbelchen die Kühe auf eine

einsame Waldwiese, wo wir recht plaudern konnten. Sie freute sich, daß ich in die Mühle kam. Siehst Du, Abends, wenn Du feierst, kommst Du herauf zu mir, und im Winter kommst Du in unsere Spinnstube. Sonntags sind wir den ganzen Nachmittag bei einander. Wärst Du Holzhauer, so gingen die Abende für uns verloren, denn Du wärst zu müde. So ist's besser! O, das war ein gar schöner Nachmittag, weil es eben der letzte war, wo wir zusammen hüteten. Schon Montags früh nahm ich das kleine Bündel, das alle meine Habseligkeiten umschloß, und zog in die Mühle. Dort war eine kuriose Wirthschaft. Der Müller war etwa sechszig Jahre alt und schon recht baufällig. Er trug den ganzen Tag die Schnappsbuttel in der Hosentasche mit sich herum und schnupfte ganz abscheulich. Dabei hatte er rothe entzündete Augen, zitterte mit den Händen und war ein recht unappetitlicher Mensch. Schon um acht Uhr Abends schlief er wie ein Sack, und keine Macht hätte ihn wach gebracht, zumal wenn er in die vermaledeite Schnappsbuttel tiefer hineingeblickt als gut war, was regelmäßig in der Woche siebenmal vorkam. Dieser alte Mann hatte sich die Narrheit einfallen lassen, ein junges hübsches und rasches Ding zu heirathen, deren Vater, ja, was sag ich? deren Urgroßvater er fast hätte sein können. Die Müllerin war neunzehn Jahre alt, als er sie heirathete, und das waren nun fünf Jahre her. Im Vogelsberg sagt man: wenn ein alter Mann ein rechter Narr wird, so heirathet er ein junges Ding; und ich sag's auch. Da hatt' ich's recht vor Augen. Die hackte ihm das Mus auf dem Kopf. Er mußte pariren wie ein Lehrjunge, und zu Allem Ja sagen, was sie that. Sagte sie: Alter, geh'! so ging er, und: Bleib'! so blieb er. Das war ein Pantoffelregiment, daß sich's Gott erbarme; allein es war ihm zur Gewohnheit geworden.

„Zu mir sagte sie: Kasparchen, halt' Dich zu mir, so hast Du's gut. Mit dem Alten ist nichts anzufangen! Das war nun leider mehr als wahr, wenn etwas mehr als wahr sein könnte. Ich that

meine Schuldigkeit, gehorchte pünktlich und ging meinen Weg stille. Abends ging ich zu Annebärbelchen, wie wir's verabredet hatten.

„Nach einiger Zeit machte mir die Müllerin ein unfreundlich Gesicht. Du könntest wohl Abends bei mir bleiben, sagte sie; denn der Alte schläft gleich. Ich sitze dann so allein da, und es könnten ja Spitzbuben einbrechen. Wer schützte mich dann? Der Knecht gehört in's Haus. Unrecht hatte sie nicht; aber das war ein schweres Opfer. Ich blieb bei ihr. Da plauderte sie zuckersüß, setzte sich zu mir, lachte und scherzte. Sie holte Aepfel und Birnen, Aepfelwein und Kuchen. Endlich that sie mir doch gar zu freundlich, und es wurde mir ordentlich unheimlich. Als sie das merkte, sagte sie lachend: Bist Du denn bei den Mädchen auch so blöde? Du närrischer Kerl! Ich bin ja auch jung und hübsch genug, Dir zu gefallen. Das war mir denn doch ein bischen zu bunt! Von da an blieb ich nicht mehr bei ihr. Abends ging ich aus; aber ich hatte es auch gut gehabt! Und nach vier Wochen steter Quälereien und Plagen, die sie mir bereitete, nahm ich mein Bündel und ging heim. Da ich den Grund nicht angab, weil ich das, was ich dachte, zu sagen mich schämte, wurde ich arg empfangen.

„Er ist ein Taugenichts, sagte mein Vater, der nirgends gut thut. Auch meine Mutter und alle Leute im Dorfe haderten mit mir; selbst Annebärbelchen lunkte an mir, daß sie das, was sie halb und halb vermuthen mochte, von mir selber hörte; aber ich dachte: lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun! Ich mochte den Topf nicht aufdecken."

„Das war sehr brav gedacht, Kaspar," sagte ich; „aber wie ging's Ihm denn nun weiter?"

„Wie mir's ging, Herr? Nicht sonderlich. Im Dorfe konnte ich nicht bleiben. Daheim grämelten die Eltern; im Dorfe spottete Alt und Jung und nannte mich einen Ofenhocker. Da sagte eines Abends Annebärbelchen: Kaspar, Du verlierst Deinen Respekt ganz. Man muß sich Deiner schämen. Himmel und Erde! das Wort

wurmte mir! Schämen! rief ich. Warte nur. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen! Nun stand mein Entschluß fest. Ich nahm heimlich mein Bündel und ging so weit mich am ersten Tage meine Füße trugen."

„Wie alt ist Er denn da gewesen, Kaspar?" fragte ich. „Das hat Er mir eigentlich noch nicht gesagt."

„Parol, Herr, da haben Sie Recht!" rief er aus. „Warten Sie einmal, da muß ich zählen."

Er schlug die Finger ein und sagte dann: „Ich war siebenzehn Jahre alt, glaub' ich — nein, ich habe mich um eins verzählt; achtzehn war ich voll.

„In dem Dorfe, wo ich übernachtete, fand ich einen Dienst und blieb da zwei Jahre, obwohl es ein schwerer Dienst und der Lohn gering war; aber ich wollte denen daheim zeigen, daß ich keine Schlafhaube, kein Taugenichts sei. Nach zwei Jahren ließ ich einmal heim schreiben. Da erfuhr ich denn, daß mein Vater kürzlich gestorben sei und meine Mutter nun meiner bedürfe; so ging ich denn heim. Das Heimweh hatte ich mit Macht verbissen, auch den Kummer um Annebärbelchen. Recht traurig über meines Vaters Tod kam ich heim, und da es eben Frühling war, griff ich tüchtig an.

„Gleich am ersten Abend kam Bärbelchen und bewillkommte mich. Sie war viel hübscher noch geworden, und das Herz im Leibe hüpfte mir, als ich sah, daß sie mir noch gut war. Sie neckte zwar und sagte: Da draußen wirst Du einen anderen Schatz gehabt haben? Als ich ihr aber versicherte, daß mir keine gefallen, da war wieder Alles gut, wie zuvor, und sie lachte heimlich vor Freude.

„Mit der Mühle hat's sich auch aufgeklärt, sagte sie und wurde blutroth. Nun wissen die Leute, warum Du fortgingst.

„Sagt' ich Dir nicht: es ist nichts so klar gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen? fragte ich sie.

„Ich hab's wohl nachher bedacht, antwortete sie. Laß es gut sein. Es war Dir hintennach eine rechte Ehre, daß Du nicht

plaudertest. Der Knecht nach Dir hat's aller Welt gesagt, wie es stand. Da warst Du gerechtfertigt vor den Leuten im Dorfe.

„Von meiner Mutter erfuhr ich, daß der alte Müller sich zu Tod geschnappst habe, und die Müllerin habe bald darauf wieder geheirathet, und zwar ihren Müllerburschen.

„Ich blieb nun den Winter daheim; allein es kamen bald andere Schicksale. Sie wissen gewiß, lieber Herr, daß unser Kurfürst aus dem Lande gegangen war und dazumal der Napoleon die ganze Welt durch einander schmiß. Wir hatten nach Kassel einen König gekriegt, der ein Bruder des Napoleon war, ein wüster Mensch, den Niemand mochte. Was aber das Schlimmste war, der Napoleon führte Krieg mit allen Potentaten, und da mußte unserer denn auch Soldaten stellen. Die wurden so recht auf die Schlachtbank geschleppt. Wir Hessen hielten treu an unserem alten Herrn und haßten das Franzosengezücht, das uns überall quälte. Durch diese Soldatenziehungen wurde der Franzose noch verhaßter. Als der Napoleon nach Rußland zog, mußten unsere Leute mit; in Spanien mußten sie sich todtschießen lassen. Da kochte der Grimm in manchem treuen Hessenherzen; aber keiner wagte es, das Maul aufzuthun, denn die hätten's einem mit einer Kugel gestopft, wie sie es hin und wieder etlichen damals gethan haben. Item, wir hatten auch Speichellecker, die dem Franzosen den fetten Bissen in den Mund schoben. Doch — was geht das mich hier an? So viel ist gewiß, es kam in Hessen eben auch fast dahin, daß die frischen jungen Bursche selten wurden. Nur ein Mittel gab's noch in der ersten Zeit, nämlich heirathen. Später half das nicht mehr in dem Königreiche Westphalen.

„Im Frühlinge starben viele Leute, nämlich 1813, und man erzählte sich gar schlimme Dinge von den Franzosen und wie die Deutschen dreinschmissen, durft's aber nicht laut sagen. Auch meines Annebärbelchens Vater starb, und der war ein Wittmann und hatte nur das hübsche Kind. Da ist mir wohl der Gedanke

gekommen, ich sollte das Mädchen heirathen, so wär' uns Beiden geholfen; ich brauchte nicht Soldat zu werden, und sie war unter der Haube und versorgt. So klug wie ich waren auch andere Leute. Unser Ortsschultheiß oder Syndik, glaub' ich, nannten ihn die Franzosen, der hatte einen Bruderssohn (er selbst war kinderlos), der spannte auch auf mein liebes Annebärbelchen, aber er war kein hübscher Bursch, meiner Treu, auch nicht brav; der Schultheiß war ein Erzspitzbube, so ein rechter Manteldreher, Augendiener und Schwammdrücker; hielt's mit den Franzosen und hatte immer Unrath im Sack. Der Hannes fing an, dem Annebärbelchen nachzugehen. Das hatte ich schnell weg und stellte ihn darum einmal und sagte: Was ich sagen wollte, Hannes, laß mir meinen Schatz in Ruh'!

„Holla, sagte er, seit wann haben Dreiläufer Schätze?

„Seit sie freche Mäuler stopfen gelernt haben! rief ich im wüthendsten Grimm und that, wie ich sagte, und zwar mit meiner Faust.

„Der Hannes war ein kleiner, dürrer Mensch. Der sprang mir an die Gurgel, aber ich schüttelte ihn ab, und es gab eine wüste Balgerei um das Mädchen, bis die Leute herzuliefen und uns aus einander rissen, und was meinen Sie, was das End' vom Lied' war?"

„Nun?" fragte ich, weil ich mir dachte, der Schultheiß würde ihn haben ein wenig zum Brummen kommen lassen. „Was gab's dann, Kaspar?"

„Dazumal," hub er wieder an, „wurden in aller Eile alle die zum Militär gerufen, die sich in früheren Ziehungen freigespielt hatten oder die nicht extra tauglich waren befunden worden, auch die, die noch zu jung waren, denn die Russen und Preußen jagten die Franzosen vor sich her. Ich dachte, nun wird auch der Hannes dran müssen, und freute mich. Ich war noch etwas zu jung und kam erst in einem Jahr zur Ziehung. Es war mir, nachdem ich den Hannes etwas arg traktirt hatte, bang vor dem tückischen,

falschen Schultheißen, der hatte die Eigenschaft der Wespen und Bienen, die — hinten stechen. Es blieb Alles still. Der Hannes rieb seine Dachteln ein und ich ging zum Annebärbelchen und sagte: Kind, wie wär's, wenn wir den Tanz kurz machten und heiratheten uns? — Das Mädchen wurde roth und sagte: Geh'! Geh'! Mach' mir keine Faxen vor! Ich bin noch zu jung! Damit aber war's ihr doch kein Ernst, und als meine Mutter ihr auch zuredete, hielten wir Handstreich, und ich ging in die Stadt zum Maire, um mich vorschlagen zu lassen; denn bei den Franzosen wurde man zweimal copulirt und ausgerufen, vom Maire und vom Pfarrer. Als mich der Maire sah und hörte, wie ich mich schrieb, da rief er: Aha, das ist der Kerl, der Unruh' stiftet und auf den König geschimpft hat!

„Ich? fragte ich erstaunt.

„Ja, Du! schrie der Maire und ließ durch seinen Büttel die Gendarmen rufen, die faßten mich ohne Präambel und setzten mich ein. Am anderen Morgen war ich schon auf dem Wege nach Kassel.

„Jetzt sah ich den Zusammenhang ein. Das war ein Wespenstich vom Schultheißen und die Vergeltung für die Dachteln, die ich dem Hannes gegeben.

„Mir brach schier das Herz. Von Mutter und Braut wegmüssen, ohne Urtel und Recht — das trag' einer still! Ich weinte, schimpfte, fluchte. Alles in einem Athem und durch einander. Ich wollte durchgehen; aber da verstand der Gendarm, der aus Hersfeld war und barbarisch grob, keinen Spaß. Er stieß mir den Kolben in die Rippen, daß ich nach Gott schrie, und band mir dann die Hände auf dem Rücken fest.

„Herr, wie mir da war, kann ich Ihnen nicht sagen! Dachte ich mir meine arme Mutter, mein Annebärbelchen, so hätte ich verzweifeln können; dachte ich daran, vielleicht Soldat werden zu

müssen für den Hannes und mich todtschießen zu lassen für das Franzosengezücht, — Herr, ich hätte die Welt zerreißen können.

„Auf der nächsten Station bekam ich einen anderen Gendarm, einen ehrlichern, der aus dem Fuldischen war.

„Kamerad, sagte er, zerrauf' Dir die Haare nicht! Es hilft Dir doch nichts. Soldat mußt Du werden, das ist ab. An's Durchgehen ist nicht zu denken. Wo wolltest Du denn hin? Deiner Mutter wird's schon gut gehen, und wenn Deine Braut vom Stoff der Eva ist, wie ich gar nicht zweifle, so heult sie ein bischen und dann ist's all. Das Weibsvolk stirbt nicht vor Leid um einen Schatz. Vielleicht bleibt sie Dir auch treu, wenn Dich keine Kugel von ihr scheidet, und dann kann noch Alles gut werden, wenn sich Alles so macht und sie nicht den Hannes heirathet. Woher er das wußte? Ich hatt's ihm erzählt.

„Das war ein feiner Trost! Aber der Mensch hatte doch ein Herz im Leib und stieß mir den Kolben nicht in die Rippen. Daß ich's kurz mache — endlich kam ich nach Kassel. Ich will nicht sagen, wie mir die Stadt gefiel — denn nach der sah ich mich nicht viel um; nur das will ich sagen, daß ich gleich ein Soldatenkamisol anzuthun bekam und in die Kaserne mußte. Da hieß es: Exercirt! von Morgens bis Abends. Und als ich im Stande war, leidlich meine Flinte zu halten, hieß es: Vorwärts! Marsch!" Hier unterbrach sich Kaspar. „Herr," sagte er, „ich muß aufhören, sonst kommen wir heute nicht an's Ziel unserer Fahrt." Er klatschte in die Luft mit der Peitsche, und flugs ging's nun im raschen Trotte dahin. Ich dachte den Geschicken des armen wackeren Menschen nach, ließ meiner Phantasie freien Flug und gestaltete mir seine ferneren Schicksale nach meiner Weise.

Nach kurzer Zeit waren wir am Ziel. Er versorgte die Pferde, ich mich, und wir blieben von einander entfernt, bis die Sonne schon tief im Westen stand. Ich hatte Kaspar's nicht mehr gedacht, denn des Schönen viel schaute mein Auge. Als ich von

der Höhe zurückkam, wo eine alte Ruine stand, war er schon zur Abfahrt fertig. Ich stieg ein.

„Herr," sagte er, indem er sich wieder zurechtsetzte, „ich muß Ihnen doch meine Geschichte auserzählen.

„Wenn Sie sich erinnern, so war das im Jahr 1813 im Anfang des October, als wir von Kassel abmarschirten. Es regnete viel. Parol! es war ein schönes Regiment, doch der Koth tief auf der Straße."

„Aber Kaspar?" sagte ich, „hat Er denn das Heimweh nicht gekriegt? Ich sollte denken, so weit wäre Er noch nie von seiner Heimath weggewesen und von der Mutter und dem Annebärbelchen?"

„Das hätt' ich schier vergessen zu erzählen," sagte er. „Gewiß hatt' ich das Heimweh! Ach, Du lieber Gott, wieviel Thränen vergoß ich! aber vor meinen Kameraden durft' ich mich's nicht merken lassen. Die lachten mich aus. Nachts aber, Nachts — ach! da überließ ich mich meinem Leid. Einer war dabei, dem ging's nicht besser als mir. Es war ein Fulder. Der sagte zu mir: Ich hatt' auch das Heimweh. Weißt Du, wie ich mich kurirt? — Ich schrieb heim und ließ mir ein Stück Brod schicken. Da roch ich dran, wenn mir das Flennen ankam, und husch! war's weg. Mach's auch so!

„Ach, Freund und Bruder, sagt' ich, ich kann ja nicht schreiben!

„Nichts weiter als das? rief er aus. Ich bin eines Schulmeisters Sohn und kann schreiben wie unserm Amtmann sein Scribent. Kauf' Papier und morgen schreib' ich Dir einen Brief, der sich gewaschen hat, und Du bezahlst einen Schnapps.

„Das war mir gleich recht, und ich spürte ordentlich schon, wie mir das Herz leichter wurde.

„Gleich am anderen Morgen kaufte ich Papier, und da es ein Sonntag war, hatte der Fulder Schulmeisterssohn Zeit, mir den

Brief zu schreiben. Wir setzten uns allein auf die Kammer, da wir Rasttag hatten.

„Er sagte: Nun, Alter, was soll ich denn schreiben?

„Schreib' viel tausend Grüße, sagte ich, und wie's mir ergangen; schreib' auch, wie das Alles der Schultheiß, der Halunke, gethan, und das Annebärbelchen solle mir treu bleiben und nur den zwergen Hannes nicht nehmen, der mein Unglück war, und meine Mutter solle sich nicht todt weinen und solle mir ein Stück Brod schicken gegen das Heimweh, das mir schier die Seele abdrücke.

„Das muß ich sagen, der Fulder machte seiner Abkunft Ehre. So eine Schulmeisters-Art ist doch etwas Rares! Da stecken die Conduiten schon im Holz und sie erben's wie die Hühnerhunde das Stehen. Hat doch der Fulder all' meine Gedanken hingeschrieben haarklein, und keinen vergessen, nicht einmal einen halben. Und das war so beweglich, daß ich bitterlich weinen mußte. Wüßt' ich's nur noch, Sie würden sich verwundern, lieber Herr. Mein linkes Ohrläppchen hätt' ich drum gegeben und gäb's heut' noch drum, wenn ich das hätte fertig bringen können. Freilich, die Gaben sind verschieden ausgetheilt, und man kann sich keine geben!

„Der Brief ging ab, und es waren noch keine vierzehn Tage verflossen, da kam Antwort. Das war eine Lust! Hundertmal mußte ihn mir der Fulder lesen, bis ich ihn von Anfang bis zu Ende auswendig wußte. Nun trug ich ihn auf der Brust mit mir herum."

„Von wem war er denn?" fragte ich Kaspar'n, der das nicht gesagt.

„Parol! da hab' ich mich übereilt!" rief er aus. „Verzeihen Sie! er war von Annebärbelchen und meiner Mutter. Sie schrieben, daß sie Alles wüßten und schier sich todt geweint hätten. Nun wollten sie sich trösten, da sie doch nun auch wüßten, daß und wo ich lebe. Daß sie für mich beten wollten und daß Annebärbelchen mir treu bleiben wolle bis in den Tod. Auch lag ein Stück Brod

drinnen, das dick und groß genug war, daß ich's nicht würde abgerochen haben bis an den jüngsten Tag."

„Half's denn, Kaspar?" fragte ich. „Das ist ja ein leichtes Mittel, einen armen am Heimweh Leidenden zu kuriren."

„Ob's geholfen! Parol! Herr, es that's. Der Fulder sagte mir, wie ich's machen solle, nämlich, ich solle es auf der Brust tragen und alle Morgen und Abend dran riechen. Um es besser verwahren zu können, nähte ich's in einen Tuchlappen, machte Bändel dran und hing's sammt dem Brief um den Hals. Es trug ein wenig dick auf, aber die Unteroffiziere und Offiziere bemerkten's doch nicht unter dem Uniformsrock. Wie's der Fulder befohlen, so machte ich's, und richtig, mein Heimweh verging.

„Daß ich's ehrlich bekenne, ich wär' auch nicht ganz ungern Soldat gewesen, wenn nur das Todtschießen nicht gewesen wäre; denn ein Bräutigam und Todtschießen, das sind zwei Dinge, die sich gar nicht passen. Zudem für die Franzosen! wär's noch unser alter Herr, der Kurfürst, gewesen! Der aber war in Prag und betete auch kein Vaterunser für den Hieronymus und den Napoleon, der ihn um's Land gebracht, wie mich um mein Bärbelchen. Ich dachte recht oft an den alten Landesvater, weil mir's nun grad so ging, nur mit dem Unterschied, daß ich noch für den, der mich um's Annebärbelchen brachte, in den Krieg ziehen mußte, was er nicht brauchte.

„Doch ich muß nun wieder von unserem Marsch erzählen. Wir sahen Alle trübselig drein, als uns der König Hieronymus beschaute. Das Vivat, welches die Unteroffiziere riefen, blieb uns Allen in der Kehle stecken. Da hab' ich denn auch den dürren, gelben Franzosen zum ersten Mal und gottlob! zum letzten Mal gesehen, und mir ging's abermals wie unserem Kurfürsten in Prag: ich betete auch kein Vaterunser für ihn. Sie sagten, er sei von einer Insel im Meere zu Haus, da hätten sie Alle so Gesichter wie geräucherter Speck. Er machte sich auch nicht viel mit uns zu schaffen und wir uns ebenso

wenig mit ihm, etliche stille Stoßgebete abgerechnet, die aber etwa so klangen, als wünsche man ihn in die Hölle. Ich hätt' ihm gern den Hals umgedreht von wegen meines Annebärbelchens.

„Das war ein Marsch! Herr, ich sag' Ihnen, der Koth auf der Landstraße war schuhtief! Es war ein helles Herzeleid. Da blieb hier Einer zurück, der marode war, dort Einer. Kamen auch Alle nicht wieder, und beim Licht besehen, desertirten sie Alle in die Heimath und verbargen sich, denn die Geschichte hatte bald ein Ende. Da kamen sie zum Vorschein. Damals sah ich ihnen nicht in die Karten, sonst hätt' ich's grad so gemacht. Wir machten kurze Tagmärsche, weil wir kaum gehen konnten und uns die Schuhe schier von den Füßen in Stücke fielen. Von daheim hörte ich kein Wort. Der Fulder schrieb mir fast alle Rasttag. Alle Leute bekamen Briefe nachgeschickt und kamen richtig an. Mir kam keiner.

„Ach, das quälte mich und ängstigte mich, und ich mußte alle Tage dreimal an meinem Stücke Brod riechen, daß mir das Heimweh nicht das Herz abdrückte, das wieder hervorkam wie eine Maus aus dem Loch, darin sie sich verkrochen hatte. Der Fulder tröstete mich. Sei kein Esel, sagte er liebreich. Gestorben sind sie nicht, denn so ein Weibsleben stirbt so leicht nicht. Vielleicht hat sich's einen anderen angeschafft in Deinem Dorfe, sagte er.

„Ja, angeschafft! rief ich; wie Du's verstehst. In unserem Dorfe sind nur noch anderthalb Bursche, nämlich der scheele Jörg, der ein Kerl ist, so lang wie unser Capitain, der Kasseler, und der Hannes, der ist so dünn wie ein Nähfaden, und wenn er drei Schuh hoch ist, so ist er ein Riese. Das wär' denn doch ein hundsschlechter Geschmack!

„Bleib' mir mit den Mädchen vom Leibe! rief der Fulder. Aus den Augen, aus dem Sinn, heißt's da, und ist sonst keiner da, nehmen sie auch den Ausschuß. Trau, schau, wem!

„Aber es war so einer, der überall Unrath sah, sonst nicht übel. Ich dachte: machst mir meinen Gaul nicht scheu, wenn ich

auch einen hätte. Das Bärbelchen wird kein Narr sein und den scheelen Jörg nehmen, der als Spatzenscheuche in einem Erbsenlande dienen konnte, oder den kleinen Hannes, der ihm bis an den Ellenbogen reicht! Fehlgeschossen, guter Bruder Fulder! das muß ich doch besser wissen! Und mir die Treue brechen? Nein, da muß etwas anders im Spiele sein!

„Zu solcherlei Reden und Gedanken war nicht mehr lange Zeit, denn bald hörten wir den Kanonendonner bei Leipzig. Wir kamen mitten in die Schlacht, die den Franzosen den Garaus machte. Da pochte das Herz! So ein Kanonendonner, Herr, das ist ein Gekrach! Die Erde bebt einem unter den Beinen, und man könnte schwören, der jüngste Tag sei da. Und wie ging's zu? Herr meines Lebens! Da kamen Wagen voll Verwundeter, daß einem das Herz blutete, die jammerten, heulten — aber fort ging's ohne Erbarmen.

„Als wir näher kamen, wurde Halt gemacht. Die Adjutanten sprengten da herum wie Irrwische im Moor. Da dachte ich nicht mehr heim, sondern wie ich mich salviren und zu den Deutschen kommen könnte. Jetzt erst war ich fest entschlossen, mich für die Franzosen nicht todtschießen zu lassen. Als wir uns ein bischen erholt hatten, kam der Befehl, vorzurücken. Wir marschirten durch ein Dorf, wo in den Häusern keine Seele mehr war. Jenseit des Dorfes war ein Bach, und über diesen führte eine Brücke.

„Halt! dachte ich, könntest Du unter die Brücke schlüpfen, so wärst du geborgen. Ich that, als ob ich vor Schmerz am Beine nicht weiter könnte, und blieb zurück. Niemand kümmerte sich um mich, und das Regiment marschirte hinüber. Kaum waren die letzten über die Brücke, flugs war ich drunter. Nun erst sah ich, daß es eine Holzbrücke war. Ein Weidenbaum war drunter herausgewachsen, recht buschig und dick. Der Stamm bog sich unter der Brücke heraus, daß man sich darauf setzen konnte. Das Wasser war wild. Fiel ich hinein, so war's aus, denn ich konnte schwimmen wie ein eiserner Keil. Um das zu verhüten, steckte ich das Bajonnet in den

Boden und stemmte den Kolben gegen die Brust. So wär's gegangen, aber schlief ich ein (und ich war müde genug dazu), so purzelte ich doch herunter. Da nahm ich denn den Riemen, womit ich den Mantel aufschnallte, und band mich fest an den Stamm der Weide, und betete herzlich, daß mich Gott schützen möge in solcher bedenklichen Lage.

„Noch nicht lange hatte ich gesessen, da kam Cavallerie und eine Batterie. Das ging über die Brücke weg, daß sie ächzte und krachte. Wenn sie einbräche! dachte ich. Die Angst des Todes legte sich auf meine Seele.

„Es war gegen Abend. Immer neue Regimenter zogen über die Brücke weg. Wenn ich meinen Ohren trauen konnte, so entfernte sich der Kanonendonner. Mit der Nacht hörte er auf. Jetzt hätte ich ruhig sein können, aber ich war durchnäßt, und der Abendwind pfiff eisig mit dem Zuge des Wassers durch die Brücke. Ich zitterte. Zum Glücke hatt' ich noch ein wenig Branntwein in meiner Weidenflasche. Der erwärmte und erquickte mich, aber bald darauf ging Alles wüst im Kopfe herum und ich schlief ein. Denken Sie sich, lieber Herr, bei solchem Wetter, in dem man im Vogelsberg keinen Hund vor der Thüre herumgeführt hätte, mußte ich sechszehn bis achtzehn Stunden machen. Die Nahrungsmittel waren schlecht und ihrer wenig. Die Mundportion war mir für einen hohlen Zahn. Kein Wunder, wenn da Uebermüdung, Schwäche und Schlaf einen um den Gebrauch der Sinne bringen. Hätt' ich da die Kriegslist mit dem Anbinden nicht gebraucht, so war ich schnurstracks ein Kind des Todes, und wie ging's dann meiner Braut und Mutter? Das waren schwarze Gedanken! Aber, ach! wie schmerzten mich Brust und Rippen, als ich gegen Tag erwachte. Es hummerte und knallte schon wieder, und diesmal hörte ich mit Schrecken, daß mir der Schall näher kam. Es wurde mit jeder Viertelstunde ärger. Bald jagten Einzelne über die Brücke; dann ganze Haufen. Endlich kamen Wagen, dann Kanonen. Ich hörte die Franzosen fluchen und lästern,

und schloß daraus, ohne daß ich etwas verstand, daß sie flöhen, denn sonst hätten sie jubilirt.

„Näher und näher kam das Schlachtentoben. Immer wilder und regelloser flohen die Franzosen über die Brücke. Kugeln schlugen hier und da ein; andere platzten mit schauerlichem Krachen. Ich empfahl meine Seele Gott und harrte in Todesangst. Wie? wenn sie auf den Einfall kämen, die Brücke abzubrechen oder in Brand zu schießen: so war ich verloren. Da mögen Sie sich wohl denken, wie mir's zu Muthe war; ich dachte an das Lied, das ich hundertmal gesungen:

Muß ich denn sterben?
Bin noch so jung, so jung;

und zweifelte keine Minute mehr dran, daß nun mein Stündlein würde schlagen und ich von Annebärbelchen geschieden würde vor der Copulation.

„Mit Todesgedanken beschäftigt, vernahm ich nun, daß die Franzosen wieder vorrückten. Ich vernahm Deutsch und noch eine vermaledeite Sprache, die ich für russisch und kosakisch hielt. Bei dem Gedanken an diese Unholde, von denen man im Vogelsberg erzählt hatte, sie spießten die Säuglinge auf ihre Lanzen und nähmen sie so mit sich hinweg, fiel mir das Herz vollends in die Schuhe. Jetzt kam's in meiner Nähe zum Gefecht. Auf meiner Weide war ich nicht mehr sicher. Ich kroch daher in die Höhlung unter dem Stamme, die das Wasser, wenn's hoch stand, ausgewaschen haben mußte.

„Das war mein Glück! — sie verbarg mich auch völlig.

„Sie haben, lieber Herr," fuhr Kaspar nach einer Pause fort, „gar keine Vorstellung, was so eine Schlacht heißt. Dieses Donnern, Hummern, Trommeln, Blasen, Schreien, Aechzen und Wimmern unter einander ist entsetzlich. Ueber eine Stunde hatte die Geschichte da herum gedauert, da schlug eine Kugel in die Brücke; dann eine zweite, dritte, vierte — sie krachte und brach zusammen. Ein Trag=

balken fiel gerade auf den sattelartig gebogenen Weidenstamm, wo ich gesessen. Der hätte mein bischen Habe lachenden Erben zugeführt. — Bald darauf hörte ich's patscheln im Wasser. Es setzten, das konnte ich lugend erspähen, entsetzliche Kerle hinüber. Es waren wilde Gesichter mit langen Bärten, kunterbunt gekleidet, kleine quackelige Gestalten mit Lanzen und Gäulen, die kein Haarbreit schöner waren, als sie selbst. Zu diesen Figuren kam die Teufelssprache — das waren die Kosaken, die Menschenfresser! Hu! wenn mich einer gefunden! Der hätte mich offenbar sogleich verzehrt, wenn er nämlich, wie ich nicht zweifelte, einen so greulichen Hunger gehabt hätte, wie ich ihn hatte. Die Kosaken setzten hinüber; dann kamen andere, auch Russen müssen's gewesen sein, Dragoner, die setzten ebenfalls an der Furth über, und von der anderen Seite her hörte ich, wenn der Kanonendonner schwieg, wohl 'mal ein deutsches Wort.

„Das waren Stunden, lieber Herr, die ich meiner Lebtag nicht vergesse. Dabei Frost, nasse Kleider, da das Wasser in meiner kleinen Erdhöhle durchsickerte, und einen Bärenhunger, ohne Hoffnung, ihn zu stillen. Allgemach zog sich das Schlachtgewühl zurück. Der Kanonendonner hallte aus der Ferne bumm, bumm, bumm, und ich dachte in meinem Elende freudig: Nun laufen die Franzosen!

„Als die Angst nachließ, kam mächtiger der Hunger. Da fiel mir plötzlich mein Heimwehbrod auf der Brust ein. Hungersterben und am Heimweh sterben läuft auf eins hinaus, dachte ich. Hatte auch ziemlich Ruhe gehabt in der letzten Zeit, und mußte nicht, da das Riechen an dem Brode schon zeitweis geholfen, das Essen von Grund aus gegen das Heimweh helfen? Der Gedanke war wichtig und besaß von dem Hunger unterstützt eine so wunderbar überzeugende Kraft, daß ich rasch die Kordel abriß, an der es hing, das Tuch entfernte, wo hinein es geschlagen war, und an der steinharten Kruste mit aller Kraft zu nagen begann. Neues Leben

durchströmte mich nach dem Genusse; neue Lebens- und Heimkehrhoffnung regte sich. Ich kroch aus meiner Höhle, worin ich wie ein Krebs in der seinen steckte, und krabbelte auf das Ufer. Alles war todtstill. Die Dörfer aber brannten im weiten Kreis, schauerlich anzusehen. Jetzt trat der Mond aus den Wolken und rings um mich erblickte ich — Leichen!

„Herr, ich will's bekennen, daß ich von je vor Leichen einen Schrecken hatte, und doch hatte ich nie mehr als eine gesehen! Da herum lagen sie dutzendweis. Item man gewöhnt sich an Alles und so verliert auch das Furchtbare. Herr, wenn ich dran denke, wie mir's zu Muthe war, als ich die erste Pfeife Tabak rauchte. O! — O! — Meinte damals auch, Himmel und Erde tanzten einen Schottischen, und ich hörte das Klingeln in den Ohren — und der jüngste Tag sei da — und nun — ist mir's das Liebste, was ich kenne. So gehen die Gänge, sagte der Müller, — der hatte nur einen, und der war nicht fein; das ist so ein Vogelsberger Sprüchelchen, dessen Wahrheit ich fühlen lernte. Gegessen hatte ich, aber bis zum Sattwerden war ein weiter Weg. Als der Mond die Landschaft beschien, sah ich nicht weit von mir einen Offizier liegen, der hatte einen guten Mantel an. Ganz sachte schlich ich hinzu und rüttelte ihn mit innerem Beben. — Maustodt! — Nimm mir's nicht übel, armer Kamerad, sagte ich, Dein Mantel nützt Dir nichts mehr und mir viel in dieser Nachtluft, und mein Mantel ist durchnaß. Sanft zog ich ihn ab, denn er war nur umgehängt und am Hals zugeknöpft, und legte meinen drüber. Er paßte mir in der Länge vollkommen. Hm! dachte ich, fühl' 'mal, ob er keine Pfeife hat? Ich that's. Richtig, da steckte eine und Tabak, selbst Feuerzeug. O ich Glücklicher! Es war ja doch kein Raub! Er rauchte nicht mehr, und ich so gern. Noch eins that ich — und das war vielleicht nicht recht — ich gab ihm meinen Tschako und nahm dafür seine Feldmütze. Nun aber ergriff mich auf einmal ein namenloses Grauen. Ich lief, was ich laufen konnte. Der Mond verhüllte

sich wieder. Da stolperte ich und fiel auf — eine Leiche! Herr, lieber Herr, ich sag' Ihnen, das war ein Entsetzen ohne Maß. Mir kam's vor, als rege er sich und als sollten die starren, eiskalten Arme mich umschlingen. Rasch raffte ich mich auf, um nach einer anderen Richtung davon zu laufen — abermals kam mir aber etwas unter die Beine. Es war ein Brodbeutel, und also der Todte ein Preuße. Ich fühlte — es war ein halbes Commisbrod drin. Ach, dachte ich, Gott wird dir's vergeben! Der ißt so wenig mehr etwas, als der Offizier dort Tabak raucht. Ich nahm's heraus, und der Hunger überwand alle Schrecken des Todes, die mich umringten und mich eben fast von Sinnen gebracht hatten. Wie das schmeckte! Aber es blieb nicht so viel übrig, als man im Auge leiden kann!

„Neugestärkt wanderte ich weiter. Mein Tornister drückte mich zwar, aber da war ein Hemd und Kleider drin, die ich, wenn ich ein Plätzchen fand, anziehen wollte, besonders Schuhe und ein paar Gamaschen. Das Gewehr steckte noch im Bache. Nur meinen kleinen Säbel hatte ich noch, und den wollte ich doch auch nicht gern missen. Ich wußte ja nicht, wie es ging.

„So wanderte ich denn fort, ohne zu wissen, wohin. Das nächste brennende Dorf war mein Zielpunkt. Feinde waren dort nicht. Die brennende Pfeife im Munde, schritt ich, gesättigt und frisch gestärkt, voran.

„Etwas entfernt von dem Dorf und, da der Wind von dieser Seite die Flamme anblies, geschützt, stand eine kleine Hütte. Die Thüre war offen, keine Seele nah. Ich trat herein. Alles still. Holla! dacht' ich, als ich in die Küche trat, mach' dir da auf dem Herd ein Feuer an und wärme und trockne dich! —“

„Das war ein guter Gedanke, Kaspar,“ sagte ich zu dem Erzählenden und reichte ihm Tabak. „Da Er so gern raucht, mach' Er sich eine Pfeife an.“ Sein Gesicht verklärte sich. „O, wenn Sie mir das erlauben wollen,“ sagte er, „so wird mir das Erzählen noch

frischer von der Leber gehen!“ Nun stopfte er sich, zündete und fuhr dann fort:

„Ja, liebster Herr, es kommt einem manchmal so ein guter Gedanke querfeldein; aber die Noth, liebster Herr, die Noth, die macht gescheidt. Ich kroch nun in dem Dunkel herum und suchte Brennholz. Das lag in einem Winkel. Selbst eine Oellampe fand ich und Schwefelhölzchen. Wer war glücklicher als ich? Im schlimmsten Fall hätte ich mir auf der Brandstätte Feuer geholt. Jetzt brauchte ich's nicht. Wie der Blitz brannte das Licht, dann das Feuer auf dem Herd. Ein alter Schemel stand noch da, den schob ich vom Feuer, hüllte mich in meinen Mantel, drückte die Feldmütze in's Gesicht, lehnte mich wider die Wand und — durchdrungen von der behaglichen Wärme, schlief ich fest und tief ein.

„Wie lang ich geschlafen, konnte ich am hellen Tageslicht ermessen, das mich umgab, aber das fügte mich nicht an, sondern was mich erweckte. Ein wirrer Lärm war's und Pferdegetrappel. Bald wurde mir's klar. Zwei Kosaken guckten in die Küche, wo ich saß, und schnupperten herum, wie mausende oder naschende Katzen. Als sie mich erblickten, fuhren sie zusammen, nahmen demüthig ihre blauen Mützen vom Kopf und standen da, als ob sie meines Befehls gewärtig wären.

„Halt, dacht' ich, die halten dich für einen preußischen Offizier; denn Mantel und Mütze sprachen dafür. Ich überlegte schnell, und es schien mir, ich müsse mich auch offiziersmäßig gehaben, nämlich befehlshaberisch, anmaßend und barsch. Nichts leichter als das, liebster Herr; am Ende kann's jeder Esel! Wie gesagt, als ich das so heraus hatte, riß ich meine Augen so weit auf, als ich konnte, sprang rasch auf, streckte den Arm gebieterisch nach der Thüre und rief: Marsch.“

Kaspar machte mir alle die beschriebenen Manövre vor und ich brach in ein unaufhaltsames Gelächter aus. Er lachte mit.

„Aber, Kaspar,“ sagte ich, „wo hat Er denn all' die Courage hergekriegt?“

„Ja, ja, liebster Herr," fuhr Kaspar fort, „Sie haben Recht. Vielleicht steckte die Courage in dem Mantel! Doch ich will's Ihnen ehrlich gestehen, daß es mir ging wie allen Maulhelden. Hätten die Kosaken mir in's Herz sehen können — o weh' dann! Hätten sie den eiskalten Schauder wahrnehmen können, der mir eine Gänsehaut über den Leib jagte, als ich so auftrat, sie hätten ihren Kantschu gepackt und mir die Haut zu Juchtenleder gegerbt. So aber stand der Vortheil mir zu. Wie wenn der Wind in Spreu fährt, so flogen sie von dannen; ich aber mochte die zweite Probe nicht machen und dachte: sei klug, Kaspar, und schließ deine Thür' zu! Das that ich und gab dann einem zweiten Gedanken Raum, der so lautete: sieh' zu, ob du nichts zu essen findest. Die Thüre war freilich nur geriegelt und nicht fest, aber ich dachte doch, es sei sicher; legte also meinen Mantel, der mich beim Suchen hinderte, auf den Schemel und ging in das Ställchen, das bei der Hütte war. Stangen, welche nahe der Decke hinliefen, sagten mir, dem in solchen Dingen Erfahrenen, daß, ehe das arme Dorf ausgeplündert worden, Hühner in diesem Stalle gehaust. Auch wir daheim hatten Hühner, und ich war immer der „Eierfactor" gewesen, das heißt, ich hob die Nester aus und kannte die Schliche der Hühner, ihre Eier dem Auge des suchenden Feindes zu verbergen. Mein Auge fuhr im Ställchen herum. Alles leer! Da aber sah ich unter der Krippe, die von Holz war, ein Loch, aus dem das Stroh hervorhing. Halt', dacht' ich, in solch' ein Mauerloch legte daheim die getippelte Gumpel so gerne. Guck 'mal, vielleicht —? Ich fuhr mit der Hand hinein und — hatte mich nicht betrogen. Ein Nest mit sechs Eiern fand ich. O liebster Herr, das war ein Schatz! — In der Küche war noch eine Pfanne von Eisenblech zum Backen der Pfannenkuchen. Die waren all' mein Lebtag mein Leibessen gewesen, und wie lange war solch' ein Duft nicht mehr in meine Nase gestiegen! Voll Freude lief ich in die Küche zurück, um mir wieder Feuer anzumachen und die Eier

zu backen; aber ein Zugwind wehte mir Rauch entgegen. War die Thüre offen? Nein, die hatte ich ja zugemacht. Ich ging rasch zu — aber wie erschrak ich! Die Thüre war offen, und als ich in die Küche trat, war mein Mantel fort.

„Rasch zog ich meinen Säbel und lief hinaus — allein das war umsonst. Dort jagte noch so ein Halunk von Kosak, der meinen grauen Mantel um sich geschlagen hatte, und ich — hatte das Nachsehen!

„Trübselig schlich ich in die Küche. Das Eierbacken war mir vergangen. Ich begnügte mich, sie abzusieden.

„Und als ich so bei dem Herde saß und sie verzehrte, stieg ein trüber Gedanke nach dem anderen auf. In des Mantels Tasche steckte Pfeife und Tabak. Mein ganzes Unglück kannte ich indessen noch nicht. Als ich die Eier gegessen und nun die Nothwendigkeit fühlte, weiter zu wandern, wollt' ich nach meinem Tornister greifen, und nun erst sah ich, daß der auch fort war!

„So wenig es einem Soldaten passen mag, so hab' ich doch kein Hehl, daß mir ein paar Thränen in die Augen traten. Was sollt' ich denn nun anfangen? Mein Gewissen sagte: das hast du verdient, als du dem Todten das Seine nahmst. Unrecht Gut gedeiht nicht gut! Bei solchem Bedenken trockneten die Thränen, und es kam eine recht tiefe Scham über mich. So schnell ich konnte, machte ich mich auf den Weg.

„Wohin? das war die Frage. Die Heerstraße durfte ich nicht wandern, denn da wurde ich als Franzose gefangen; ich trug ja noch die Uniform meines Regiments. Wär' ich die los gewesen! Doch wer sollte mit mir tauschen wollen? — In's Land hinein gehen, das stand mir frei, allein wo fand ich Obdach und Brod?

„Meine Lage war damals verzweifelt schlimm, und ich konnte zu keinem Entschluß kommen. Endlich wanderte ich auf gut Glück in's Blaue hinein und hielt mich links von der Gegend und Richtung, welche die Armeen mußten genommen haben. Daß mir's

mit den Kosaken ging wie unserem alten Kurfürsten mit dem Napoleon, nämlich, daß ich kein Vaterunser für sie betete, glauben Sie mir. Aber was half's? Er hatte es, und ich war seiner quitt!

„Nachdem ich fünf bis sechs Stunden immer links gewandert war, sah ich ein gebirgig und waldbedeckt Land vor mir. Die Dörfer hatte ich vermieden, und manchmal mußte ich mich in Gräben legen oder hinter Hecken mich verbergen, weil ich in kleiner Entfernung Kosaken sah, die auf Plündern und Raub aus waren.

„Nach einer großen Anstrengung gelangte ich endlich gegen Abend auf eine Anhöhe, die mit Wald bedeckt war. Links in der Entfernung einer halben Stunde lag ein ansehnliches Dorf und zu meinen Füßen eine kleine Mühle.

„Geh' in die Mühle, sagte ich zu mir selbst, und sage den Leuten, wer du bist; vielleicht sind es wohldenkende Leute.

„Gesagt, gethan!

„Ich schritt die Anhöhe hinunter und erreichte die Mühle. Ein Greis sah aus dem Fenster. Recht beweglich erzählte ich ihm Alles und bat ihn um eine Herberge und um ein Stück Brod. Mein Wort hatte durchgeschlagen. Er kam und öffnete die Thüre, die er aber hinter mir vorsichtig wieder schloß.

„Brauchtet Ihr nicht einen Mahlknecht? fragte ich den Alten. Ich habe schon in einer Mühle gedient; dann bleib' ich bei Euch, bis die Straße frei und der Feind fort ist.

„Das läßt sich hören, sagte der Müller. Wir wollen's einmal mit einander probiren. Er ging mit mir in die Mühle, wo er bald fand, daß ich ihm die Wahrheit gesagt. Der alte Mann wurde immer freundlicher. Er führte mich in die Stube und hieß mich zum Ofen setzen.

„Gern folgte ich seinem Befehle, denn müde war ich zum Umsinken. Dennoch mußte ich ihm erzählen, wie es mir ergangen, und während ich mir Käse und Brod gut schmecken ließ, hörte er ...' aufmerksam zu.

„Höre, Kaspar, sagte er darauf, wenn Du ein ehrlicher Mensch bist, wie ich hoffe, so kannst Du wohl bei mir bleiben, denn ich bin alt, und mein Sohn, der die Stütze für mich sein sollte, ist mir gestorben. Ich will's einmal mit Dir probiren.

„Als er das eben gesagt, ging die Thüre auf, und leichten Schrittes trat ein frisches, freundliches Mädchen herein, das mich ganz erschrocken anblickte.

„Brauchst nicht zu erschrecken, Christinchen, sagte der alte Mann; das ist ein Mahlbursche, der das Geschäft versteht, und will bei uns bleiben.

„Ein recht scharfer, prüfender Blick des Christinchens traf mich nun. Es war ihm nichts Unfreundliches beigemischt. Sie fragte nach dies und das, und dann ging sie hinaus, mir das Bett zurecht zu machen, weil ich der Ruhe bedurfte. Ich legte mich auch mit des Alten Zustimmung gleich zu Bett und begann schnell und tief den Schlaf der Ermüdung. War ja doch das Schlafen in den früheren Nächten kein rechter Schlaf gewesen.

„Und in dieser Nacht träumte ich einen Traum, der meine Seele lange und wundersam bewegte. — —

„Denken Sie sich, liebster Herr," fuhr Kaspar fort, „ich träumte, ich sei verlumpt, verhungert und im elendesten Zustande heim gekommen, und es sei dunkle Nacht gewesen, aber hoher Sommer. Das Fensterlein in meines Vaters Haus habe aufgestanden und ich habe hineingeblickt. Da saßen alle meine Geschwisterchen und meine liebe Mutter, und gegenüber mein Annebärbelchen, schön wie ein Engel, aber bleich, und ich hörte sie reden laut und deutlich. Glaub' dem Gerede nicht, sagte meine Mutter, er ist nicht todt! Wer weiß, vielleicht lag er irgendwo und war krank!

„Ach ja, Mutter, sagte Annebärbelchen, und die Thränen rannen stromweis aus ihren schönen Augen, ich will's wohl gern glauben, aber ich war doch selbst in der Stadt, und der Bürger=

meister sagte, die Nachrichten lauteten, daß er bei Leipzig abhanden gekommen sei. Das Regiment sei darauf in einem Gefechte hart mitgenommen worden. So wisse Niemand, was aus ihm geworden. Nun ist's doch schon November und nächst Advent, und ist auch keine Nachricht von ihm da. Ach, er ist todt, rief sie aus und hielt die Schürze vor die weinenden Augen. Da hab' ich's nicht mehr aushalten können, und ich bin hineingelaufen und ihr um den Hals gefallen, und da — war ich wach, — denn der Müller machte die Thüre auf und sagte freundlich: ich muß nur 'mal sehen, ob Du noch lebst! Es ist schon zehn Uhr!

„Ich rieb mir die Augen und bat ihn, er möge mir's doch ja verzeihen, weil ich gar zu müde gewesen sei. Er beruhigte mich und ging, ich aber war mit einem Sprung aus dem Bett und kleidete mich an, that aber ein Müllerwamms an von hellem Tuch, das mir der alte Mann hingelegt.

„Darauf bin ich an den Bach gegangen, mich zu waschen, und dann in's Zimmer.

„Ausgeschlafen? fragte mich lachend Christinchen. Du mußt wohl recht müde gewesen sein?

„Ich dachte: so müde, als ich jetzt hungrig bin, sagte aber freundlich ein paar entschuldigende Worte und setzte mich an den Tisch, wo sie mir Kaffee einschenkte und ein Stück Milchkuchen dazu legte. Liebster Herr, wenn man lange gedarbt hat und trocknes Commisbrod gewürgt und höchstens einen Schluck Schnapps dazu, so ist es nicht zu sagen, was einen solch' ein Labsal erquickt. Mit hellem Pläsir sah mir das Mädchen zu, wie es mir schmeckte, und ich mußte ihr aus der Schlacht erzählen."

„Nun aber, Kaspar," fiel ich ihm ein, „hat Er denn Alles so haarklein erzählt, wie mir? Auch, daß Er sich unter der Brücke salvirt?"

Er lachte. „Parol! Herr, da haben Sie's getroffen, das verschwieg ich! Das Teufelsmädel sah ohnehin so neckisch und

spöttisch drein, daß ich mich nicht wollte von ihr auslachen lassen und hänseln!"

„Das dacht' ich mir wohl, Kaspar," versetzte ich. „Unser einer kann so etwas beurtheilen, aber so ein naseweises Mädchen konnte am Ende darüber spotten, und das wäre denn doch unangenehm gewesen. Nicht wahr?"

„Parol! lieber Herr, so ist's," sagte der ehrliche Mensch und wollte eben wieder anheben; allein der Abend sank herab, und es wurde kühl.

„Wir wollen jetzt aber die Thiere laufen lassen," sagte ich, „und den Wagen heraufziehen."

Das war schnell geschehen. Die Unterredung hatte für heute ihr Ende erreicht.

Mein Freund ergötzte sich unendlich an Dem, was ich ihm von diesen Mittheilungen seines Kaspar erzählte, da er ihm selbst nie so die Pforte seines Herzens erschlossen.

Am anderen Morgen, als wir am Kaffeetisch saßen, steckte Kaspar sein Gesicht in aller Freundlichkeit zur Thüre herein und fragte: „Fahren wir heute?"

Als ich bejaht, nickte er und verschwand. Auch heute mußte ich allein mit Kaspar fahren, weil der Freund abgehalten war. Unser Weg führte in's Lorsbacher Thal, wo wir in der Mühle bei Eppstein unseren mittäglichen Ruhepunkt in Aussicht genommen.

Kaum hatten wir die ebene und fahrbare Straße erreicht und meine Pfeife dampfte, setzte sich Kaspar wieder quer. „Ich habe," sagte er, „diese Nacht fast nicht schlafen können, so war ich voll von den Bildern jener Tage, von denen ich Ihnen gestern erzählt. Da ist mir denn Alles wieder so recht frisch in's Andenken gekommen. Wenn Sie darum nichts dagegen haben, so fahre ich fort."

Als ich meine Zustimmung gegeben, fuhr er denn also fort: „Ach! der Traum, den ich in jener ersten Nacht in der Mühle geträumt, hat mir recht auf der Seele gelegen, wie ein centner=

schwerer Stein; denn im Vogelsberg sagt man, Alles, was man in der ersten Nacht in einem Hause träume, wo man noch nicht geschlafen, das sei, wenn's in die Vergangenheit und Gegenwart schaue, wahr, und betreffe es Zukünftiges, prophetisch, und zudem war's noch in einer Frohnsonntagsnacht! — Ich konnte gar keine Ruhe finden. Dazu war ich wildfremd. Schreiben, liebster Herr, kann ich nicht, wie ich schon gesagt, und der treue Fulder war Gott weiß wo! Sollt' ich gleich dem Christinchen alle meine Geheimnisse auf das schnippische Näschen hängen? Das ging nicht. So mußte ich denn warten, bis ich einen vertrauten Freund im Dorfe würde gewonnen haben. Wie sollt' ich aber den gewinnen? Ich kam nicht in's Dorf, als Sonntags in die Kirche. Der Müller haßte das Wirthshausbesuchen, und ich war kein Freund davon und hatte auch kein Geld. So unterblieb's denn zu meinem Kummer, und ich merkte allmälig, wie das Heimweh in meiner Seele wieder Platz gewann. Mein Brod, mein einziges Heilmittel, hatte ich unter der Brücke gegessen, und ich merkte nun recht, wie es nur zum Dranriechen bestimmt war und nicht zum Essen. Hätt' ich's wieder gehabt und einen Brief geschrieben — gern wär' ich dann in der Mühle geblieben. Als der Müller sah, daß ich treu und fleißig war, das Mühlwesen verstand und auch sonst in Haus und Ackerbau tüchtig zugriff und arbeitete, wurde er mir gar gut, und das Christinchen lächelte mir alle Tage liebreicher und freundlicher zu. Sie neckte und plauderte gar gern mit mir und that mir zu lieb, was sie konnte. Sie war schön, Herr, sehr schön, und die Mühle war frei. Ich glaub', ich hätt' sie zur Frau gekriegt, und der Alte redete so verblümt vom Immerdableiben und dergleichen. Manchmal, daß ich's ehrlich gestehe, war ich in Gefahr, mich in das liebe Mädchen zu verlieben: aber, da sah ich wieder mein Annebärbelchen im Traum und Alles war aus und vorbei.

„Als ich aber sah, wie das Ding stand, dacht' ich: Kaspar,

es ist deine Pflicht, daß du von der Leber redest, wie's ein ehrlicher Vogelsberger thun muß, der die Leute nicht am Narrenseil herumführen will. Sag's rund heraus und öffne ihnen die Augen, daß sie wissen, woran sie sind.

„Eines Sonntagabends, wo ich aufgeschüttet, die Pferde versorgt, des Christinchens Kühe gefüttert hatte, saßen wir so allein um den warmen Ofen. Da ging mir das Herz auf, und ich erzählte von meiner Mutter und meiner Braut, die daheim harre, und was ich geträumt und wie ich keine Ruhe mehr habe.

„Ach, liebster Herr, heute noch, und es sind nun schon schier vier und dreißig Jahre in's Land gegangen, blutet mir das Herz. Christinchen saß bleich wie ein Todtes da, und der alte Mann sah sein armes Kind an, das mit Mühe die Thränen zurückhielt. Als ich geendet, ging sie, ohne gute Nacht zu sagen, fort und kam nicht wieder.

„Der Müller und ich saßen still einander gegenüber.

„Kaspar, sagte er endlich, Du hast als ein ehrlicher Mensch an uns gehandelt, das Zeugniß geb' ich Dir mit Freuden; auch heute hast Du's gethan, und ich habe Respekt vor Deinem treuen Sinn; aber nun müssen wir uns trennen. — Siehst Du, fuhr er dann nach einer Weile, wo er still und betäubt dagesessen, fort, ich meinte es sehr gut mit Dir. Meine Mühle ist frei und Christinchens Erbe. Daß sie Dich lieb hat, hab' ich schon lange weggehabt. Du hast nichts gethan, dem Mädchen den Kopf zu verrücken, das ist wahr, aber es ist schlimm, wie es eben ist. Du solltest mein Schwiegersohn werden, Kaspar, so wahr Gott über uns ist und hört, was ich Dir sage. Nun ist's vorbei. Geh' morgen schon fort, Kaspar. Je eher, je besser. Findest du Dein Annebärbelchen treu, so heirathe es in Gottes Namen. Ist's anders, so komm' wieder, und wir nehmen Dich mit Freuden an.

„Wieder eine Weile saß der Müller stille da, und ich auch, und die Thränen standen mir in den Augen. Drauf sagte er: Kaspar,

laß uns rechnen! Dann geh' und packe Dein Bündel und geh' in Gottes Namen vor Tag noch. Es ist besser für mein Kind; ich hab's eben überlegt.

„Was sollte, was konnte ich sagen? Weinend drückte ich des braven Mannes Hand und ging, mein kleines Bündel zu packen. Er hatte mir Kleider gegeben, und nun beschenkte er mich noch reichlich, und ehe der Tag graute, ging ich schweren Herzens weg von der Mühle, wo mir das Glück entgegengekommen war. Aber dennoch wurde mein Herz bald wieder leicht, denn ich that meine Pflicht, ich blieb meinem Worte, meinem Schwure treu. Dort würde mir doch kein Glück geblüht haben, denn ein Treuloser ist nie von Gott gesegnet! Nicht wahr, liebster Herr?"

„Gewiß," sagte ich, innig bewegt von der kernhaften Echtheit seiner Gesinnung und Grundsätze.

„Ach Gott," seufzte er, „wie sollte es kommen! — Doch — ich will forterzählen. Ich wanderte dann in rastloser Eile der Heimath zu. Lieber Gott, überall herrschte Elend, Krankheit, Mangel, wo die Armeen hergezogen waren. Ueberall begegnete ich jetzt noch ganzen Regimentern Russen, Preußen und Gott weiß von was für Völkern, die alle dem Rheine zuzogen, wo der alte Blücher hinüber wollte, wie mir ein Preuße erzählte, und wollte das Babel, wie er Paris nannte, in die Erde hinein verbrennen. Auf der Mühle hatte ich von den Welthändeln nichts gehört, und den alten Müller kümmerten sie nicht. Von dem Preußen, der eine Strecke mit mir wanderte, hörte ich von der Schlacht bei Hanau, wo er dabei gewesen und blessirt, und dann zurück in's Lazareth geschickt worden war, aus dem er nun wieder zu seinem Regimente zog, dessen Standquartiere bei Frankfurt waren.

„Mir bebte das Herz in der Brust, wenn ich an die guten Menschen dachte, die ich verlassen hatte, und die mich so lieb gehabt hatten, und es bebte mir, wenn ich dachte, die Kriegsereignisse könnten mein armes Dorf auch berührt und vielleicht so getroffen

haben, wie das, wo ich zuerst ein Obdach gefunden. Sonst hab' ich immer gehört, das Herz würde einem leichter, wenn man sich der Heimath nähere. Mir wurde es schwerer. Es war die Vorahnung dessen, was mir bevorstand. Kein guter Stern führte mich nach Kassel. Dort war Alles gesäubert von den Franzosen und ihren Speichelleckern. Der alte Herr war wieder da. Darüber jubelten Viele; Andere machten sauere Gesichter. Ich weiß selber nicht, wie es kam, daß ich so arglos, mir nichts, dir nichts, in das Kassel hineinlief! Ich sollte es bereuen lernen. Man hatte mir gesagt, der alte Herr sei so in die alte Zeit hinein verliebt, daß seine Soldaten alle wieder müßten Haarzöpfe tragen, und da sie die Haare kurz geschnitten gehabt hätten, so seien die Zöpfe alle hinten angebunden.

„Daß dich der Kuckuck! dachte ich; die Geschichte mußt du denn doch auch 'mal ansehen. So schritt ich denn dem Markte zu; aber da erkannten sie mich. Kaspar! hieß es hier; Kaspar! dort. Alle Bekannten kamen herzu. Als aber der Offizier meiner Compagnie es hörte, ich sei da, ließ er mich ohne Weiteres auf die Wache setzen als einen Deserteur.

„Da ist mir doch das Herz in die Schuhe gefallen, und ich dachte im Stillen: dort mußt du dein Glück in die Schanze schlagen, um hierher in deine Heimath zu kommen und als ein Gefangener behandelt zu werden. Ja, wie ich hörte, sollte ich gar vor ein Kriegsgericht gestellt werden, und da handelte es sich um Leben und Tod! Meine Lage war schlimm, recht schlimm, und ich saß da in der Wache so trostlos, als ging's morgen zu Grabe.

„Schon am anderen Tage trat das Kriegsgericht zusammen, und ich wurde vernommen. Da hab' ich aber meine Sache selbst geführt. Als mich der Auditor fragte, wie ich heiße? sagt' ich: Herr Auditor, ich heiße noch gerade so wie damals, als ich mit Ihnen ausmarschirte."

„Was gab's denn da?“ fragte ich meinen Kaspar mit herzlichem Lachen.

„Ei nun, sie lachten auch Alle. Aber, liebster Herr, war das nicht eine dumme Frage? Das wußt' er ja so gut wie ich, was braucht' er noch zu fragen?

„Als er mich fragte, wie alt ich sei? sagt' ich: noch nicht alt genug, um Soldat zu werden, aber der Schultheiß, der Spitzbube, hat mich dran gemacht statt des kruppigen Hannes! Da lachten die Narren abermals, und es war doch wahr.

„Als er mich endlich fragte, warum ich aus dem Glied gegangen sei, da konnt' ich mich nicht mehr halten. Weil ich mich nicht wollte todtschießen lassen für den speckgelben Franzosen, den Hieronymus, sagt' ich, den Gott verdamme, und weil ich zu den Deutschen übergehen wollte, um für meinen Herrn, den Kurfürsten, das Land erobern zu helfen.“

„War denn das auch wahr, Kaspar?“ fragte ich.

„Parol! Herr,“ rief er aus, „es war meine Wille; aber mit den Menschenfressern, den Kosaken, wollt' ich auch nichts zu thun haben. Wär' ich zu Deutschen gekommen, so hätt' ich meinen Mann gestanden. Das sagt' ich ihnen auch unter die Nase. Sie lachten nicht, und Mancher drunter bekam eine Pille, die nicht gut schmeckte. Sehen Sie, liebster Herr, wenn ich einmal von der Leber zu reden anfange, dann geht's tüchtig. Alles, was ich sagte, schrieb der Auditor haarklein nieder, daß ich erstaunte. Als das Verhör zu Ende war, wurde ich wieder auf die Wache geführt. Wie ich später hörte, kam das Protocoll vor den Kurfürsten, und der sprach mich völlig frei; aber weil ich so treue Gesinnung an den Tag gelegt, solle ich wieder in mein Regiment gesteckt werden. Das war der Lohn der Treue.

„Da waren denn alle meine Pläne, Hoffnungen und Aussichten zu Wasser geworden! Das war's, was ich mir also in der ersehnten

Heimath geholt. Ich wollte mir die Haare ausreißen; doch es sollte noch besser kommen.

„Ich war noch auf der Wache, weil ich noch nicht zum Regiment abgeführt werden konnte, dessen zweites Bataillon in Hanau stand. Da gab's mit einem Mal einen mächtigen Lärm vor der Wache. Kaspar! mein Kaspar! hörte ich eine Weiberstimme schreien. Ich will ihn sehen! rief sie.

„Ich sprang an's Fenster. Da wollte ein Gendarm eine arme Frau wegzerren. — Es war meine Mutter.

„O Herr Lieutenant, rief ich, erbarmen Sie sich! Es ist meine alte Mutter, die mich todt geglaubt hat!

„Er war ein guter Mensch, hatte vielleicht auch eine alte Mutter. Er ließ die Frau herbringen. Ach, das war ein recht trauriger Auftritt! Sie fiel mir um den Hals und weinte bitterlich. Und doch dankte sie Gott, daß ich lebe. Aber was hört' ich, die Schuldner hatten ihr das Häuschen genommen, die Aeckerchen versteigert; zwei meiner Geschwister waren an dem Lazarethfieber gestorben. Die anderen dienten. Sie zog — bettelnd durch's Land. Und ich — mußte Soldat bleiben.

„Es war zu viel Elend auf einmal. Mir brach schier das Herz. —

„Endlich fragt' ich: Was macht denn mein Annebärbelchen, Mutter?

„Sie sah mich groß an. Hast Du denn meinen Brief nicht gekriegt? fragte sie. Sei still, Kaspar, von dem miserablen Mädel! Es hat, als Du drei Wochen von Kassel fort warst — den Hannes geheirathet!"

„Armer Kaspar!" sagte ich aus tiefbewegter Seele; denn das war zu viel für ihn. Das hatte er nicht verdient. Es war ein trauriger Lohn für seine Treue. Noch jetzt nach vier und dreißig Jahren füllten sich die Augen des ehrlichen Menschen mit Thränen.

Er drehte sich um, pfiff, und die Pferde flogen dahin im raschesten Lauf. Man mochte es erkennen, wie er den Sturm in

seiner Seele erst sich wollte legen lassen, ehedenn er weiter in seiner Geschichte fortfuhr, die einen so trüben Charakter anzunehmen begann.

Endlich kamen wir an eine Stelle, wo der Weg anstieg. Die Rosse hielten an im Lauf und gingen Schritt. Kaspar wandte sein ernstes, wehmüthiges Gesicht mir wieder zu.

„Sie sehen, liebster Herr, ich war von allen meinen Hoffnungen verlassen worden. Ich hatte statt Freude Trauer, statt Glück Elend gefunden. Und dort hatte ich mein Glück weggestoßen!

„Was sollt' ich machen? Ich tröstete meine gute Mutter und hatte selbst Trost nöthig. Was ich noch an Geld hatte, gab ich ihr und versprach, sie von meiner Löhnung zu unterstützen. Sie mußte endlich gehen; ich aber blieb in meiner Trauer sitzen. Da trat ein Mensch zu mir und sagte: Kaspar, was hab' ich Dir gesagt?

„Ich blickte auf. Es war der Fulder.

„Ach, ich dachte wohl seines Wortes, als er von den Weiberherzen sprach. Ja, Du hattest Recht, Kamerad, sagte ich bitter. So ein Weiberherz stirbt nicht vor Liebesleid. Sie trösten sich und nehmen einen Anderen.

„Und Du willst Dich härmen? fragte er.

„Um sie nicht, sagte ich darauf.

„Apropo! so hast Du auch eine Andere auf dem Strich gehabt? fragte er. Nun dann wirf ihr nichts vor, Alter! dann heißt's: Wurst wieder Wurst!

„Du thust mir Unrecht, Fulder, sagt' ich; setz' Dich, ich will Dir's erzählen. So erzählte ich ihm nun die Geschichte von der Mühle und dem Christinchen.

„Ja, das ist ein Anderes, Kaspar, sprach er. Sei Du ruhig. Die lauft Dir nicht fort, wenn sie Dich recht lieb hat. Du aber hast ein freies Gewissen, und das ist das Beste. Vergiß das Annebärbelchen, den Racker, der Dich betrogen hat, und sei gutes Muths. Es geht noch Alles gut. — Nun besieh' mich 'mal. Wie gefall' ich

Dir in dem schönen Großvatersrock? Wie gefällt Dir mein Zopf? Gelt, das ist etwas Extra's. Ich sage Dir, die Zöpfe haben sich gut erhalten. Wüchsig sind sie nicht, das ist das Beste dran, und für das Anwachsen ist gesorgt. Sie zu beschneiden, ist auch nicht nöthig, und alle vierzehn Tage einmal gewickelt, ist genug, weil man sie ganz bequem abnehmen kann. Für's Erste bist Du sicher davor. Es gibt nicht mehr so viel Zopfmacher, als wir nöthig hätten, wenn Alle bekommen sollten. Dein Regiment hat keine und kriegt auch keine. Nur wir hier müssen sie haben.

„Ach, Fulder, sagt' ich, mach' keine Faxen. Du siehst, mir ist's nicht drum. Willst Du Etwas thun, so schreib' mir einen Brief an's Christinchen und an seinen Vater, und erzähl' ihm Alles ganz acurat, wie es gekommen ist, und ich würde kommen, wenn ich frei würde.

„Meinetwegen, sagte er ruhig. Dann wird's wieder gehen wie beim Annebärbelchen, und dann heulst Du noch einmal und — es wird nicht anders. Mach's wie ich. Sei gutes Muths und laß es gehen, wie's eben geht! Mit dem Weibsvolke machst Du doch kein Glück!

„Er ging, und das letzte Wort legte sich wie ein Alp auf meine Seele. Er war indeß zu gutmüthig, daß er mir's abschlüge. Er schrieb einen Brief, der eine Art hatte, und den sandte ich ab.

„Mittlerweile kam's wieder anders, wie ich's vermuthet. Unser Regiment wurde bestimmt, zur Armee zu stoßen, um nach Frankreich zu gehen. Diesmal hüpfte mir das Herz im Leibe vor Lust. Gegen das Franzosengesindel zog ich mit Freuden in den Krieg. Wir wurden nun Alle in die Compagnie gesteckt und rückten an den Rhein. In der Neujahrsnacht gingen wir über den Rhein. Nun, lieber Herr, Sie sind ja da unten am Rheine daheim, wie ich gehört, da wissen Sie, wie das gekommen ist. Als wir in Paris einzogen, wünschte ich mir nichts, als ich möchte den speckgelben Hieronymus in die Fäuste kriegen. Dem wollt' ich's eingetränkt

haben, was er meinem lieben Hessenland Arges gethan; aber der hatte sich salvirt.

„Nach dem Frieden kamen wir in die Heimath zurück. Ich war Corporal geworden.

„Kaum angelangt, nahm ich Urlaub und eilte heim. Ach, lieber Gott, meine gute, arme Mutter war todt. Meine Geschwister dienten hier und da im Lande. Als ich Annebärbelchen sah, stieß mir's doch heftig an's Herz. Es ist ein wunderlich Ding mit der alten Liebe, die nicht rostet. Sie reichte mir weinend die Hand. Ich habe an Dir gesündigt, Kaspar, sagte sie, vergib mir's. Dafür verfolgt mich auch das Unglück. Mein Mann ist ein Branntweinsäufer und wird alle Tage schlimmer. Ich seh's voraus, daß ich noch mit einem Häuflein Kinder betteln gehen muß, wenn es so mit ihm fortgeht. Das schnitt mir in die Seele. Vorwürfe machen? Nein, nein, das konnte ich nicht! Ich hatte Mitleid mit ihr; aber zu helfen war da nicht. Der Hannes ließ sich, so lange ich im Dorfe war, nicht sehen, und hatte Recht.

„Eines Morgens kam Annebärbelchen gelaufen in meines Pathen Haus, wo ich mich aufhielt. Ach, sagte sie, da ist mir etwas eingefallen. Hast Du auch schon den Brief gekriegt, den Dein Bruder Philipp hat? Er ist weit aus dem Lande gekommen, wo Du einmal warst. Ich hatte davon nichts gehört, aber Ruhe hatte ich jetzt nicht mehr. Ich ging auf das Dorf, wo Philipp Knecht war. Es lag etwa drei Stunden weg. Der Brief war unerbrochen und etwa drei Monate alt. Der Müller war gestorben und Christinchen unterschrieb sich Christine Krell, geborne Flemming. So hieß sie! Sie erzählte, daß sie sich an einen braven Mann verheirathet und mir alles Gute wünsche. Sie hatte es selber geschrieben."

Als Kaspar das Letzte sagte, fing seine Stimme zu wanken an. Er klatschte. Die Pferde holten tüchtig aus, und ohne daß er ein Wort weiter mit mir sprach, ging's fort, bis Eppstein vor uns lag. Er bog zur rechten Seite ein und sagte: „Da ist die Mühle!"

Er ging still an Das, was ihm mit und bei den Pferden oblag, und ich auf die alte Burg, wo mir ein Führer viel Verwunderliches erzählte, und ich war bei Kaspar mit meinen Gedanken und ließ ihn schwatzen, so viel er wollte. Da lag vor mir ein verödetes Leben, das ein Treubruch verarmt hatte. Und was war dabei seine Schuld? Treue! O Welt, wie lohnst du?

Ich gestehe, daß mich das Alles so tief angriff, daß ich die Burg kaum beachtete, kaum das gepriesene Thal, das übrigens, wie Kaspar sagte: seines Gleichen sucht — und überall findet.

Auf der Heimfahrt sagte ich: „Kaspar, Seine Geschichte ist noch nicht aus. Ich habe mit großer Theilnahme zugehört. Wie ging's weiter?"

„Ach," sagte er, „das wickelte sich kurz ab. Ich blieb Soldat, bis ich verabschiedet wurde. Daheim hatte ich nichts. Was sollt' ich im Dorfe machen? Ich wurde Kutscher und bin's heute noch. Ich habe mir etwas erspart für den Rest meiner Lebenstage. Mein Bruder wohnt in dem Häuschen der Eltern, das ich gekauft habe. Dort will ich auch sterben."

„Und Annebärbelchen?" fragte ich.

Er reichte mir einen Brief. Ich erbrach ihn. Er war schlecht geschrieben, aber das las ich heraus, daß sie ihm dankte für die Wohlthaten, die er an ihr thue, und Gottes Segen auf ihn herabflehe.

Als ich ihm den Brief gab, drückte ich voll Achtung die rauhe, harte Hand des Menschen. Er sah mich dankbar an, pfiff, und die Pferde griffen tüchtig aus. Wir Beide schwiegen — wir hatten Beide gewiß viel zu denken. Am anderen Morgen reiste ich heim, aber heute steht dieses Menschenleben vor meiner Seele, und ich möchte fragen: ob ein Hochgebildeter so gehandelt, wie hier der einfache Mensch aus dem Volke?

Das Original.

Ein Stücklein.

Wir saßen gutes Muths im Garten des Oberamtmanns zu E., denn die Drangsalszeiten der provisorischen Regierung waren vorüber, und der alte Herr hatte seine vollste Rosenlaune wiedergewonnen. Das Gespräch drehte sich begreiflicherweise um die jüngsten Ereignisse, um Personen und Zustände, die in diesen gehandelt.

Ein Freund des Oberamtmanns, ein enragirter Lobredner der guten alten Zeit, rief plötzlich aus: „Es ist eine armselige, verflachte Zeit, in der wir leben! Es gibt keine Charaktere mehr! Alles wird nivellirt und grundmiserabel!“

„Halt!“ fiel ihm der alte Oberamtmann in's Wort, „da hast Du ein wahres Wort geredet!“ Und nun ergoß sich der ganze Strom seiner ungewöhnlichen Redegabe über diesen Gegenstand aus.

Nach und nach trat aber die Neigung des alten Herrn in ihre vollen Rechte, seine Bemerkungen mit Beispielen zu belegen. Das war immer höchst interessant; denn der Mann besaß eine ungemein reiche Lebenserfahrung und Personenkenntniß, erzählte gut und blieb, was hier viel werth ist, bei der Wahrheit.

„In den Anfang dieses Jahrhunderts,“ sagte er, „ragten noch hin und wieder Originale aus dem vorigen, und es tritt eins vor allen jetzt wieder leibhaftig vor meine Seele, aus dessen seltsamem Thun und Treiben ich Ihnen eine lustige Geschichte erzählen muß. Mein Original war ein Pfarrer in unserer Oberpfalz. Er

hieß Müller und stammte aus der „Kümmeltürkei“, wie wir zur Zeit meiner Studienjahre die Umgegend von Heidelberg nannten, und daher denn die, welche dort zu Hause waren, „Kümmeltürken“ hießen.

„Ursprünglich waren es drei Brüder, von denen nur einer verheirathet war, nämlich der Kirchenrathsdiener zu Heidelberg, der nahe am Klingenthore wohnte. Ich kann mir das saubere Männlein im leberbraunen Leibrocke, schwarzen Wollstrümpfen, schwarzen Manchesterhosen mit silbernen Knieschnallen und breiten silbernen Schnallen auf den Sabots noch recht gut denken. Das dünne Zöpfchen stand, einem Zahnstocher ähnlich, vom Hinterkopfe wagerecht in die Welt hinaus. Auf dem weißgepuderten Haare saß das Hütlein. So steuerte er, Actenstöße unter den Armen, von einem der Kirchenräthe zum anderen, und zeichnete sich durch eine ungemeine Höflichkeit aus. Der zweite Bruder war ein verdorbener Maler, der sich von dem ehrlichen Alten ruhig ernähren ließ. Statt Palette und Pinsel handhabte er Pfeife und Bierglas, so lange er Geld hatte, und las alle Romane der vorhandenen Leihbibliotheken, wer weiß zum wievielten Male, durch. Er war das absolute Gegentheil seines Bruders. Unordentlich und unreinlich, war ihm das Nichtsthun süßester Lebensgenuß. Konnte er dabei irgend einen lustigen Streich ausführen, so war er unendlich glücklich. Ich muß indessen doch bemerken, daß alle seine Streiche gutmüthiger Natur, aber eben doch Schalksstreiche waren. Der dritte Bruder war der älteste, eben der Pfarrer, und dieser eben war mein Original.

„Als ich ihn kennen lernte, zählte er bereits sechszig Jahre, war aber noch rüstig wie ein Fünfziger. Das war im Jahre 1808. Ich war damals Amtsschreiber in seiner Nähe.

„Müller war ein Männchen, denn er maß kaum volle fünf Schuh. Wenn auch mager, so war er doch muskelkräftig und brauchte noch keine Brille. Er war unstreitig der gelehrteste Geist-

liche des Landes, und bis in sein hohes Alter studirte er unablässig. Schon sein Aeußeres charakterisirte das Original. Er trug eine schneeweiß gepuderte Perrücke mit mächtigen, um den ganzen stolzen Haarbau herumlaufenden, dreifach über einander ruhenden Rollen; einen Pikesch von schwarzer Plüsch mit tellergroßen, übersponnenen Knöpfen, mächtigen, mit eben solchen Knöpfen besetzten Umschlägen an den Unterärmeln, die bis zum Ellenbogen heraufreichten; kurze schneeweiße Manschetten; kurze schwarze Plüschhosen mit eisernen Schnallen (Silber, pflegte er zu sagen, paßt nicht für einen Pfarrer!); schwarze Wollstrümpfe und Schuhe mit hohen Absätzen, die auf der oberen Reihe ebenfalls durch eiserne Schnallen gehalten wurden. Zu diesem Anzuge gehörte ein winziger chapeaubas unter dem linken Arm und ein spanisches Rohr mit weißem Elfenbeinknopfe von wenigstens zwei Dritttheilen seiner Körperlänge.

„Denken Sie sich dies vom Alter gebeugte Männchen, in diesem getreu beschriebenen Aufzuge — hoch zu Roß — denn dies war der einzige Luxus, den er je getrieben — und Sie werden mir es zugestehen, daß diese Erscheinung höchst originell war.

„Man hätte denken sollen, die Lachlust hätte Jeden ergreifen müssen, wer ihn sah; aber das war im Umkreis von mehreren Stunden, wo man ihn kannte und reiten sah, durchaus nicht der Fall, und wenn der Lachreiz beim ersten Erblicken auch wirken wollte, so war das Ehrwürdige der Erscheinung dennoch schnell wieder der Damm, der ihm als Grenze diente.

„Ueberall stand Pfarrer Müller theils des Rufes seiner Gelehrsamkeit wegen, theils durch sein exemplarisches Leben in hoher Achtung; dabei wußte Jedermann, daß mit ihm gar nicht zu scherzen war, denn er übte eine Kirchenzucht in seiner Gemeinde aus, die heutzutag fabelhaft klingt und in das Amt des Polizeidieners und Bettelvogts selbst oft so entschieden eingriff, daß Competenzconflicte hätten entstehen müssen, wenn es eben nicht der Pfarrer Müller gewesen wäre. Sein Auftreten war entschieden und impo=

nirend; seinen Willen beugte keine Macht, und diese Festigkeit hatte sich zu einem Starrsinn ausgebildet, der völlig unbesiegbar war. Was man aber noch besonders fürchtete, war sein ätzender Witz, der als gute Waffe diente. Das Eine nur will ich anführen, um Ihnen zu zeigen, wie er seine Gemeinde in der Tasche hatte: ich habe als Amtsschreiber zehn Jahre bei dem einschläglichen Oberamte gedient, und nie ist ein Prozeß aus Müller's Gemeinde vor dem Amt anhängig gewesen. Er entschied sie alle, und kein Bauer wagte, Appell einzulegen. Unerbittlich streng übte er selbst die Sonntagsabendpolizei im Dorf, und wehe den jungen Leuten, die er um neun Uhr noch auf der Straße traf. Daß ihm die Liebespärchen, denen er als eingefleischter Junggesell absonderlich gram war, dennoch Näschen drehten, liegt auf der Hand. Tanzmusik durfte nur an der Kirchweihe im Dorfe statthaben, und dann schloß er alle Laden an seinem Hause, daß er ja die Töne nicht höre, die ihm ein absonderlicher Greuel waren.

„Umgang hatte er fast gar keinen. Eine uralte Magd führte sein Hauswesen, aber Alles hatte er unter strengem Verschluß, und seine Sparsamkeit artete in späteren Jahren etwas aus, obwohl er gegen Arme höchst mildthätig war. Ueberhaupt schlummerte unter der rauhen, eckigen Hülle ein gutes, mildes Herz, was viele sprechende Züge bewiesen. Wie er gegen Andere streng war, so war er's gegen sich selbst. Alles hatte im Hause seine strenggeregelte Ordnung, und der Glockenschlag der alten Standuhr hinter der Thüre war ein Tyrann im Hause, wie der Hausherr selbst einer sein konnte.

„So war das Hauswesen ungehemmt seit dreißig Jahren in seinem strengen Geleise fortgegangen, da starb die alte Lisbeth und fast gleichzeitig der Bruder Kirchenrathsdiener in Heidelberg. Diese beiden Ereignisse drohten eine totale Revolution für Müller's Haushalt. Wo sollte er eine so treue, geduldige Lisbeth wiederfinden? Und was sollte aus des verstorbenen Bruders blühendem achtzehn-

jährigem Töchterlein und dem faulen Maler werden? Zwar hatte das schöne Mädchen einiges Vermögen, und der Herr Bruder Kleckser, der sich einen Künstler nannte, konnte arbeiten, da er noch Kräfte hatte; allein — was war zu machen?

„Käthchen gelobte brieflich, nach des guten Onkels Willen Alles zu thun, was in ihren Kräften stünde, wenn er ihr nur ein Obdach gewähre.

„Damals sah man den Pfarrer oft mit rascheren Schritten, als sonst, in seinem Garten auf und nieder schreiten, die Hände lebhaft bewegen, und man hätte seine lauten Selbstgespräche verstehen können, wenn man hätte horchen wollen.

„Endlich schrieb er, und nach acht Tagen zog das Mädchen, das in Heidelberg den Studenten über die Maßen gut gefallen hatte, weil sie die Schönste der Stadt war, in's stille Pfarrhaus ein, und da sie nicht allein mit ihren Kisten und Kasten reisen konnte, kam der Onkel Künstler mit und — blieb da.

„Der gute Maler! Der alte Pfarrer sah ihn grämlich an und fragte: Was willst Du aber hier anfangen?

„Er zuckte die Achseln und hätte gern geantwortet: Gar nichts! aber das ging nicht. Ich denke, Deine Oekonomie wird ja wohl Arbeit geben, antwortete er.

„Meine Oekonomie? fragte ironisch der Pfarrer. Dann kannst Du bei Zeiten Dich auf Deine Lorbeern strecken, fügte er hinzu und ging in seine Studirstube.

„Das ist mir eben recht, dachte der Maler, und begab sich in den Garten, wo er schlenderando lustwandelte. Er blies seine Dampfwolken sine ira et studio in die Luft, denn der Pfarrer war reich und war sein Bruder. Das Weitere ergab sich ja ganz von selbst.

„Der Maler machte im Grunde dem Pfarrer weniger Leid als das schöne junge Mädchen. Unter die Originalitäten des alten Herrn gehörte ein wahrer Weiberhaß. Ob der ein Ergebniß trüber

Erfahrungen war oder eine fleischgewordene Grille, ist nicht wohl zu sagen. Hierzu kam noch die Sorge, wie er das Mädchen hüte vor — Liebeleien; denn so viel Welterfahrung hatte er, daß er einsah, das habe seine erklecklichen Flausen. Er nahm nun den Maler dazwischen, schärfte ihm das Gewissen und bestellte ihn zum Mitwächter über Käthchen. Die Hausordnung wurde noch schärfer gezogen, und mit der Dämmerung war jeder Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Der mißtrauische Alte visitirte selbst, und als er nach vier Wochen keine Contravention entdeckt, hielt er die Ordnung für consolidirt.

„Der Maler wollte sich todt lachen, Käthchen sich die Augen ausweinen über den klösterlichen Zwang, der ihr nicht einmal zuließ, des Nachbars Tochter Abends zu sprechen, und die war doch ein gar liebes Mädchen, die sie dadurch kennen gelernt, daß ihre Gärten hinten am Bache an einander stießen. Neben dem Pfarrgarten wohnte nämlich der Renovator Lambrecht und seine Familie. Er, ein alter Mann, der das Geschäft seinem Sohne übertragen, die Mutter, die neunzehnjährige Tochter und der Sohn, ein blühender junger Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren, das war die Familie, die mit Recht des besten Rufes genoß.

„Der Maler war bald mit dem alten Lambrecht gut Freund, und Lambrecht's Wein schmeckte ihm gar trefflich. Der junge Lambrecht fand an dem jovialen Maler auch Gefallen, doch, und das war unbestreitbar, mehr an dessen Nichte.

„Der Maler hatte bald weg, daß die Zwei sich lieb hatten, und fand gar nichts Bedenkliches dabei; im Gegentheile, da der junge Lambrecht so brav war, gefiel ihm die Geschichte gründlich wohl. Er ließ es also nur nicht gehen, sondern half, wo er konnte, die Gefahr des Entdecktwerdens von Seiten des Bruders abzuwenden.

„So machte sich das ganz vortrefflich, und das Pärchen schwamm in einem Meer von Entzücken, wenn es sich im Vaterhause sah und sprach, was sich häufiger machte, als man hätte vermuthen sollen.

Der Alte ahnte nichts, und Lambrecht's Eltern fanden keine Ursache, etwas einzuwenden. Käthchen war ihnen eine liebe Tochter, und dem jungen Lambrecht war's Ernst.

„Eines Tages trat er höflich in die Stube des Pfarrers.

„Setz' Er sich, Musje Lambrecht," sagte der alte Herr. „Was führt Ihn denn zu mir?"

„Eine wichtige Angelegenheit," sagte Lambrecht mit Stottern und Erröthen. „Ich — ich habe mein ehrlich Auskommen und möchte mich — daher — verheirathen."

„Hm, hm, hm!" hob der Pfarrer an, „das eilt ja sehr! Ich sollte denken, Er sei noch jung. Hat ja das canonische Ehestandsalter noch nicht; doch das geht mich nichts an. Wie heißt denn die Braut?"

„Ja," sagte der junge Mann, und der Boden unter seinen Füßen begann etwas zu wanken, „ja — da — wollte ich eben geziemendst bei Ihnen anhalten um — die Hand Ihrer — Jungfer Nichte!"

„Nun war's glücklich heraus, und die Brust athmete leichter. Das war aber gerade, wie wenn man Wasser in siedendes Oel gießt. Der Pfarrer fuhr wie vom Blitz getroffen auf und schrie:

„Was? was will Er? das Käthchen haben zur Frau? Also hinter meinem Rücken doch eine Liebelei! Ei, so soll Euch Gott bessern! Er unverschämter Bursche! Was fällt ihm ein? Meine Nichte soll nicht heirathen und in's Elend stürzen. Das ist mein Wille, und Er weiß, daß da keine Maus einen Faden von abbeißt. Nun marsch! untersteh' Er sich nie mehr, mit so einem Gedanken sich zu tragen. Marsch! sag' ich."

„Wie der Wind war der bleiche Lambrecht hinaus.

„Draußen stand der Maler und fragte: „Alles verloren?"

„Alles und für immer!" rief händeringend der Jüngling, und das arme Mädchen hört's und sank weinend auf den Herd in der Küche, wo sie bebend des Ausgangs geharrt.

„Bald aber polterte es oben. Das Hochgewitter zog heran.

Der Alte kam und suchte Käthchen. Da gab's eine Fluth von Vorwürfen, Drohungen und dergleichen. Der langen Rede kurzer Sinn war aber kein anderer, als der, sie dürfe nicht heirathen. Nun und nimmer nicht! Der Umgang mit Lambrecht wurde strengstens untersagt und so dem Leben des armen Mädchens der einzige Reiz genommen.

„Sie können sich denken," sagte der Oberamtmann, „wie da das Leid hereinbrach, wie Thränenströme flossen, wie die Liebe gegen den barocken Oheim nicht wuchs.

„Der Maler rannte wie ein Rasender im Garten herum, fluchte und brummte, und als sich endlich sein Grimm gelegt, sagte er zu sich: Wart', alter Knasterbart, ich spiele Dir einen Streich, wie Dir noch keiner ist gespielt worden!

„Für's Erste tröstete er nur das Mädchen, und als um zehn Uhr der Alte in den Federn lag, war am Gartenzaun große Berathung, in der der Maler das Hauptwort führte. Anfänglich gab's eine Menge Einwendungen, aber des Malers siegende Beredsamkeit überwand sie alle.

„Käthchen ging nun nicht mehr vor die Thüre. Der Alte hatte hinter jedem Jalousieladen des Oberhauses sein Observatorium. Er bemerkte, daß der junge Lambrecht jeden Tag am Hause vorbeiging und es nicht einmal von der Seite ansah. Sein Herz lachte in der Brust. Bei dem hat's durchgeschlagen, sagte er zu sich. Aber wohin mag er nur so regelmäßig gehen?

„Der Kirchendiener war des Pfarrers getreuer Polizeispion. Den fragte er. „Er geht in Müller's, und ich glaube, das Käthchen wird bald seine Braut sein," sagte der getreue Stoffel. „Auch gut," sagte der Pfarrer und wurde ruhig.

„Wie es so mit den im lieben Deutschland bräuchlichen Handwerksnamen zu gehen pflegt, so war's auch im Dorfe. Der Müller waren drei, außer dem Pfarrer, da, und die Drei waren Brüder und reiche Bauern. Der Eine der Gebrüder Müller hatte

eine Tochter, die auch Käthchen hieß. Daß sie buckelig und einäugig war, bekümmerte den Pfarrer nicht; ja es war sogar in seinen Augen ein Vorzug, weil es ein Schutz war gegen mögliche Versuchung zur Liebelei, die er, wie den Erbfeind alles Guten, haßte. Daß das arme Mädchen kränklich war, wußte er gar nicht.

„Alles ging nun im Hause seinen stillen geregelten Gang und der Alte ließ alles Spioniren. Daß aber der junge Lambrecht jeden Abend über den Zaun stieg und an Käthchens Fenster stand bis elf — zwölf Uhr, das ahnte er nicht, machte ihm also auch keinen Kummer. Der Maler aber machte oft ein triumphirend Gesicht.

„Es mochte gegen den Herbst gehen, als wieder der junge Lambrecht nach höflichem Anklopfen in des Pfarrers Studirstube trat. Wie befangen er dabei war, sah der Alte wohl, aber er schrieb's auf des früheren Auftritts unangenehmes Conto und dachte: Du mußt um desto freundlicher sein!

„Wie geht's, Musje Lambrecht?" war seine freundliche Anrede. „Setz' Er sich! Was bringt Er mir Gutes?"

„Obgleich Sie mir so sehr abriethen," hob Lambrecht mit wankender Stimme an, „so — so — komm' ich doch wieder, — um — Sie zu bitten, mich zu proclamiren! Ich muß heirathen, die Eltern wünschen es."

„O das ist etwas Anderes," sagte der Pfarrer. „Da muß Er als guter Sohn gehorchen. Nun, hat ja Brod und ein schönes Auskommen. Wie heißt denn die Braut? Doch — ich will gleich den Ausrufezettel schreiben, um ihn in die Agenda zu legen. Wie heißt Er?"

„Friedrich Lambrecht."

„Wie alt?"

„Zwei und zwanzig Jahre."

„Geschäft?"

„Landrenovator."

„So," sagte der Pfarrer. „Die Braut heißt?"

„Katharina Müller."

„Wie alt?"

„Achtzehn Jahre."

„Der Vater heißt?"

„Andreas Müller."

„Gut; ich wünsche Gottes Segen!"

„Lambrecht dankte und schob sich so schnell als möglich zur Thüre hinaus.

„Wie ging's," fragte der Maler mit einem pfiffigen Schalksgesichte.

„Sehr gut!" sagte der junge Mann; „aber wie wird's enden?"

„Courage, Freund!" flüsterte ihm der Maler zu. „Gebt nur Euer Spiel nicht verloren, so lange Ihr den letzten Trumpf habt."

„Des Pfarrers Haus und seine Vorgänge blieben dem Dorf ein Geheimniß. Es ging auch Niemand hinein, wenn er nicht mußte, denn da gab's Rüffel über Rüffel, es sei denn, daß man ein besonderes Geschäft hatte, und selbst dann hatte oft der Alte etwas aufgespart, das nun wohl zubereitet dem Gaumen Dessen zugeführt wurde, für den es bereits längst in der geistlichen Küche bereitet war. Die Dinge sollen aber allezeit einen bitteren Geschmack gehabt haben. So dunkel also das Innere des Pfarrhauses für die Dorfbewohner war, so blieb dennoch die Liebschaft des jungen Lambrecht und Käthchen kein Geheimniß. Das, was zwischen Lambrecht und dem Alten vorgegangen, wußte Niemand, denn eine Magd war nicht im Hause, und Lambrecht's hielten reinen Mund schon darum, weil es ihre Ehre heischte, nicht als die von dem Pfarrer Verworfenen zu erscheinen.

„Als nun der alte Herr am Sonntage das Paar ausrief, verwunderte sich Niemand, wohl aber freuten sich Viele, denn dem Lambrecht gönnten sie das schöne, sittige Mädchen, weil sie ihn achteten. Niemand dachte aber an Andres Müller's buckeliges und

kränkliches Käthchen, wie der Pfarrer. Er hielt die Sache für ausgemacht, bedachte aber nicht, daß sein Bruder, der selige Kirchenrathsdiener, auch Andres geheißen, und der andere Bruder, der Maler nämlich, ein ausgeheckter Spitzbube war.

„Die Proclamationen waren vorüber, und Dienstags war die Trauung.

„Ehe ich jedoch weiter erzähle," unterbrach sich der Oberamtmann, „muß ich Ihnen noch eine Eigenthümlichkeit sagen, die den Pfarrer Müller vor Hunderten auszeichnete. Wenn er predigte, sah er keinen Menschen an, ebenso, wenn er aus der Agenda las. Erst wenn er das Amen salbungsvoll gesprochen, schlug er das Auge auf. Anfänglich berührte das die Gemeinde unangenehm; allein der Vortrag war sonst einschmeichelnd angenehm, die Predigten vortrefflich; so gewöhnte man sich denn leicht an eine üble Angewohnheit des verehrten Mannes, bei dem man eben über viele Sonderbarkeiten wegzusehen sich gewöhnen mußte. So hatte sich die Gemeinde in ihn hineingelebt.

„Montags kam Lambrecht und bat um die Trauung. Er war sehr ergriffen, ja man könnte sagen: erschüttert, der junge Mann, und der Pfarrer wußte sich das gar nicht zu denken. Er ging um die bestimmte Stunde in die Sakristei und harrte des Paares. Endlich stand es am Altar, und der Kirchenbiener öffnete die Sakristei.

„Müller trat langsam heraus; den Blick zur Erde gesenkt, sah er die weißgekleidete Gestalt. Er trat an den Altar und begann das Trauungsformular zu lesen. Das Brautpaar sprach sein Ja, und er schloß und segnete den Bund. Als er das Amen sprach, blickte er das Brautpaar an, und ein lähmendes Entsetzen ergriff ihn — vor ihm stand ja seine Nichte, sein Käthchen Müller, und sie war vor Gott und Menschen nun die Frau Lambrecht.

„Das Mädchen sank ihm weinend zu Füßen, aber er sah sie

nicht an, sondern rannte bleich und entstellt von Zorn zur Kirche hinaus — heim.

Der Kirchendiener Stoffel schüttelte den Kopf. Als ihm aber Lambrecht ein ungewöhnliches Etiam in die Hand drückte und nachdrücklich sagte: „Stoffel, haltet's Maul!“ — da war Alles gut. Und er führte sein junges Weib heim, das an seiner Seite hinwankte und zu Hause ohnmächtig hinsank.

„Derweile donnerte und blitzte es im Pfarrhause, und der Maler hatte des Zornes Fluth zu tragen; das that er in der Stille.

„Endlich sagte er: „Bruder, Du wolltest, daß ein junges, blühendes Leben verkümmere, seiner Bestimmung entzogen werde; war das vor Gott zu verantworten? Bei Deinem Starrsinne war an keine Vermittelung zu denken. Da hab ich's so gemacht, wie Du es hättest machen sollen. Zu ändern ist nichts mehr. Willst Du nun, daß das ganze Dorf Dich auslache, daß Dein Ansehen heillos untergraben werde, so fahre fort, wie Du eben angefangen. Willst Du vernünftig handeln, so mache zum bösen Spiel gute Miene. Vergib, wie es einem Christen zukommt, und segne den Bund von Herzen als Onkel, wie Du ihn als Pfarrer gesegnet hast. Bedenke das!“

„Er ging hinaus und setzte sich in die Stube still hin. Der Alte rannte wie ein Rasender im Zimmer auf und nieder, aber immer langsamer, endlich ging die Thüre auf, und er trat heraus.

„Du hast mir da einen Schalksstreich gespielt nach Deiner Art,“ sagte er milder, als es der Maler erwartete; „allein es ist geschehen, und damit, was Du vorhin sagtest, hat's freilich seine Richtigkeit. Laß uns zu Lambrecht's gehen.“

„Victoria!“ rief der Maler, faßte seinen Bruder am Arm und zog ihn fort.

„Käthchen war wieder zu sich gekommen. Sie mußten zwar noch eine Predigt anhören, die ihnen den Kopf wusch, aber es war Alles gut, und hätte der Maler sein Maul halten können, so hätte nie ein Mensch den wahren Hergang erfahren. —

„Dies war das einzige Mal, daß der Pfarrer seinen Kopf brach. Die Leute meinten, nun stirbt er gewiß, aber er lebte noch viele Jahre, und das Familienglück Käthchens soll einen mildernden und nach innen beglückenden Einfluß auf ihn gehabt haben.

„Seinem Bruder rüppelte er oft noch den Streich; allein wenn der Käthchens blühenden Erstgeborenen ihm hinhielt und sagte: „Siehst Du, Alter, mir war's nur um Arbeit zu thun; seit ich Kindermagd geworden bin, hab' ich etwas zu thun!" — dann mußte er dennoch lachen und ging in seine Studirstube.

„Sehen Sie," sagte der Oberamtmann, „das war noch ein seltenes Junggesellenoriginal, wie's heute keins mehr gibt. Das Geschlecht dieser Zeit ist zu miserabel, als daß es abnorme Charaktere ausprägen könnte, und das Leben zu zerfahren zur Originalität."

* * *

An des Oberamtmanns Schlußwort hab' ich oft gedacht. Fast glaub' ich — er hat Recht!

Das Mühlchen in der Morgenbach.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1716.

1.

Lieb' Mütterlein, lieb' Mütterlein,
Die Lieb' ist wie ein Vögelein,
Das frei sich schwinget auf den Ast,
Wo's halten will zum Liebe Rast;
Das selber nach dem Aestlein schaut,
Wohin es sich das Nestlein baut,
Und — läßt sich zwingen nimmer!

Volkslied.

Lichtmeß war schon vorüber, und obwohl das Sprüchwort sagt: Lichtmeß, Spinnen vergeß! bei Tag zu Nacht eß! so weiß ich doch ein kleines Stüblein, so still und traulich, da saßen zwei und spannen wacker, und von Mitternacht war's doch nicht weit mehr. Der Faden des Gespräches war eher ausgegangen, als der Faden, den die Hand aus dem Rocken zog, oder sie hatten ihn abbrechen lassen, weil die Gedanken eines Jeden einen anderen Weg nahmen und es nicht mehr so selbander fortwollte. Wie konnt's auch anders sein? Achtzehn Jahre und drei und sechszig Jahre — das ist ein Unterschied! Da sind die Gedanken nicht dieselben, nicht die Richtung, nicht die Ziele!

Und so war der Unterschied bei den Spinnerinnen im Stübchen, Mutter und Kind, Mariechen und der Müllerin auf der Morgen-

bach. Mariechens Gedanken waren droben in Nothgottes, wo das wunderthätige Bild steht, das einst der Ritter Brömser von Rüdesheim herausgrub, und das Klösterlein baute und das Kirchlein dazu. Ei, wie fromm das blondhaarige, blauäugige, rosig blühende Mariechen war! sagt vielleicht manche freundliche Leserin. Obwohl die lieblichen Mädchen Anno 1716 viel frommer waren, als Anno 1849, und obwohl das Mariechen ein recht frommes Seelchen war, so thut's mir doch leid, sagen zu müssen, daß sich diesmal die freundliche Leserin geirrt hat. Ich weiß genau, was das liebe Kind dachte, und das, woran sich jetzt ihre Gedanken hefteten, war weder das wunderthätige Bild, noch die Kirche — sondern — doch ich will's kurz mittheilen. Anno 1715 war die Müllerin, eine recht fromme, arme Wittib, weil sie es so zur Buße gelobt, auf Erbsen nach Nothgottes gegangen, und Mariechen neben ihr auf ihren Strümpfen. Das war ein Zusammenfluß von Menschen! Fünftausend ist zu wenig! In der Kirche war an's Knieen nicht mehr zu denken, und als all' die Leute: mea culpa, mea maxima culpa riefen und an ihre Brust schlagen sollten, als der Pastor von Eibingen die heilige Monstranz in die Höhe hob, da war kaum so viel Raum, daß sie sich an die eigene Brust schlagen konnten. Es war hoher Sommer, backofenheiß und so gepreßt zu stehen, das war eine fatale Geschichte. Da wurd's dem Mariechen auf einmal blitzblau vor den Augen, und ehe einer ein halbes Ave gebetet, sank's zusammen.

„Jesus, Maria, mein Kind!" schrie die alte Mutter, die sah, wie die rothen Röselein auf Mariechens Wangen auf einmal zu schneeweißen umgewandelt wurden.

Wie der Blitz faßten ein Paar kräftige Arme das liebliche Mädchen. Die Leute machten Platz, und bald war das Mädchen draußen in des lieben Herrgotts frischer Luft. Die Mutter hatte auch nachgewollt, aber die Gasse, die man der Ohnmächtigen machte, schloß sich für die Gesunde, und die Arme des Mütterleins ver-

mochten die Menschenmauern nicht zu durchbrechen, die sie umgaben. Als Mariechen die Augen aufschlug, sah sie in zwei große, schöne Augen und in ein gar schönes Jünglingsgesicht, und bald merkte sie, daß sie von den Armen recht innig umschlungen war und an dem Herzen lag, die alle drei zu den zwei schönen Augen gehörten. Sie wollte sich loswinden, aber sie war noch zu matt. Eine Gluth, zum Brennen heiß, stieg wieder auf die bleichen Wangen, und sie sagte: „Laßt mich los, mir ist wieder gut!" „Gottlob," sagte aufrichtig der junge Mensch; aber mit dem Loslassen schien's ihm kein Ernst. Fester drückte er das schöne Mädchen an sich, und nachdem blitzschnell seine Augen umhergeschweift waren und sie sich die Gewißheit verschafft, daß Niemand nach dem alten Nußbaume sehe, wo er mit der schönen Bürde auf einer Bank saß, drückte er einen heißen Kuß auf des Mädchens Lippen. Mariechen hätte recht bös werden sollen — aber sie kam gar nicht dazu und konnte die Kehr nicht finden. Sie stellte sich so bös, als sie konnte, und war im Nu auf den Beinen.

„Das war recht abscheulich!" grollte sie mit flammendem Gesicht. Er aber sah sie an und sagte: „Grolle mir nicht, Du holdselig Kind, ich habe nicht anders gekonnt! War's unrecht, so bitte ich, vergib! Dich vergeß ich nun und nimmermehr!"

Sie hatte sich abgewendet und ordnete ihr Haar und ihr Nebelkäppchen, das verschoben worden war.

„Ach, sei mir doch nicht bös, Kind!" bat der Jüngling wieder so weich. „Ich habe Dich ja aus der Kirche getragen, als Dir's weh wurde. Denk', es sei mein Tragelohn!"

Sie wollte ihm keine Antwort geben, aber wollte ihn doch noch einmal ansehen. Daher wandte sie sich und fragte: „Wo ist meine Mutter?"

Und nun sah sie, daß es ein vornehm gekleideter junger Mensch war, so etwa ein Student von der Mainzer hohen Schule oder dergleichen, und bildhübsch dazu. Sie erröthete wieder und flog

dann wie das gescheuchte Reh zur Kirche. Die Mutter fand sie. Der Priester hatte sie absolvirt. Nun konnte sie gehen und schritt denn auch, sorglich forschend, wie dem lieben Kinde sei, an Mariechens Hand aus der Kirche. Sie sagte kurz, es sei Alles vorüber, und ließ dann ihre Augen nach der Bank schweifen — aber Alles war leer und nichts von dem Jüngling zu sehen, wohl aber zu fühlen, denn der Kuß brannte noch auf ihren Lippen.

Seitdem mußte sie immer an den hübschen Jüngling denken, und es war ganz kurios, daß sie sein Bild überall vor Augen stehen hatte, im Wachen und im Traume. Goß sie das Tuch auf ihrer Bleiche, so stand er vor ihr; schöpfte sie das Wasser im klaren Morgenbach, so sah sein Gesicht heraus und lächelte wie damals — kurz überall sah sie ihn, und wenn sie sich auch noch so viel Mühe gab, es half absolut nichts.

So war denn auch jetzt wieder die ganze Geschichte, wie sie zu Nothgottes erlebt, aus dem Rocken herausgesponnen worden, und ein Seufzer setzte das Punktum an's Ende oder das Ausrufungszeichen, das ja auch gebraucht wird, wenn man einen Wunsch ausdrückt!

Die drei und sechszigjährigen Gedanken der Mutter waren nicht zu Nothgottes, sondern in der Mühle; nicht bei dem hübschen jungen Herrn, den sie auch gar nicht beobachtet, wie er während der Messe ihr schönes Kind betrachtet hatte, als wolle er das Bild in seine Seele prägen, daß es nicht wieder verwischt werde, sondern sie waren bei dem Jakob, den sie gern zum Schwiegersohne gehabt hätte.

Damit stand's so: Der Müller auf der Morgenbach war schon seit fünfzehn Jahren todt. Obwohl die Wittib mit acht und vierzig Jahren noch eine hübsche Frau war, die zu heirathen kein Mahlbursche Bedenken getragen, so mochte sie doch ihrem Mariechen keinen Stiefvater und keine Stiefgeschwister mehr geben. Sie selbst hatte solche gehabt und wußte ein Liedlein davon zu singen, das

gar eine bitterliche Weise hatte. Das Erbe war für Mariechen klein genug, daß sich Gott erbarme!

Nun war seit den fünfzehn Jahren das Mühlchen nicht jünger geworden, und der Giebel nach dem Rheine neigte sich bedenklich, so etwa, wie die Müllerin nach vorne, und es kam ihr manchmal so in den Sinn, als bedeute ihre und des Giebels Neigung die Richtung nach der Erde, wobei die ihre sechs Schuh tiefer ging, als die des Giebels, der ja, wenn er brach, oben liegen blieb, während sie hinabgesenkt würde in das enge Kämmerlein. Die Mühle bedurfte eines Baues, der Bau eines Bauers, und sie, zwar nicht für sich, wohl aber für Mariechen einer Stütze, zumal wenn etwa ihr Stündlein kommen sollte.

Nun hatte sie mit Mahlburschen gehaust. Das war auch nicht sonderlich erfreulich. Der Eine hatte für sich gemaltert, der Andere war faul gewesen, der dritte ein Trinker — kurz in den fünfzehn Jahren hatte sie nur Einen, der ganz das war, was er sein sollte, und das war der Jakob Wolfsheimer, der nun schon drei Jahre bei ihr war. So treu wie der war Keiner gewesen; daß es ihm drum zu thun war, in der Mühle zu bleiben, konnte man sich an den fünf Fingern abzählen. Er gab der Alten zuckersüße Wörtchen, wenn sie auch noch so mißliebig war, und dem schönen Mariechen ging er durch Wasser und Feuer. Jung war er zwar nicht mehr, und die acht und zwanzig und etliche Heumonate mochte er auf den stämmigen Schultern haben; aber was that das? Ihr Seliger war auch zwölf Jahre älter als sie gewesen, und in ihrer Ehe war das Sprüchlein wahr geworden: Bei den Alten ist die Frau gut gehalten! Der Jakob Wolfsheimer war dabei ein schöner Mann, wenn auch sein Gesicht finster und sein Auge etwas Unstätes, Scheues, Verstocktes und Tückisches hatte. Er war brav, ein tüchtiger Müller und so weiter.

Bei dieser Angelegenheit war sie mit ihren Gedanken, denn der Jakob hatte das Mädchen lieb und hatte heute so Etwas fallen

lassen vom Fortgehen, wenn er nicht Hoffnung habe, für immer in der Mühle zu bleiben. — Es war gar seltsam — aber mit einem Male brach der Mutter und der Tochter der Faden. Sie bückten sich Beide zur Spuhle, ihn zu suchen. Als er wieder angesponnen war, sagte die Mutter:

„Marie, weißt Du auch was Neues?“

„Was denn?“ fragte das Mädchen.

„Der Jakob will fort!“

„Glück auf die Reise! Laßt ihn laufen, Mutter!“

„Du, dummes Ding, hast gut reden,“ kollerte die Mutter. „Was fangen wir dann an?“

„Wir nehmen einen Anderen!“

„Hättest Du erlebt, was ich schon in meinem Wittwenstand erlebt habe, Du würdest anders reden! So Einen wie den Jakob kriegen wir nicht wieder. Was hast Du nur gegen ihn?“

„Gar nichts,“ sagte Marie, ich kann ihn nur nicht leiden!“

„Was hat er Dir denn gethan, Du tolles, aberwitziges Ding? Thut er Dir nicht Alles zu Gefallen? Hat Dir noch letzten Mittwoch den schönen Rosmarin von Bingen mitgebracht!“

„Er hätt' ihn für sich behalten können!“

„Schäm' Dich, Mariechen,“ rief die Mutter. „Nach meiner Zufriedenheit fragst Du nicht. Ich werde alle Tage baufälliger, und so geht's grade der Mühle. Was soll aus Dir werden, wenn ich nun sterbe? Wer schützt Dich in diesen argen Zeitläuften? Wer baut die Mühle? Der Jakob hat Geld, wir keins! Und ist er nicht ein sittsamer, fleißiger und verständiger Mensch? Versteht er nicht bei seinem Mahlen auch noch die Kunst als Mühlarzt? was hätt' ich ausgeben müssen, seit er in der Mühle ist, wenn ich Alles, was er mit seiner kunstreichen Hand posselt, hätte bezahlen sollen? Du liebe Zeit, ich hätte können eine Hypothek auf's Mühlchen machen, und so ist's doch schuldenfrei. Sag' mir einen Burschen zu Trechlingshausen, Aßmannshausen oder Heimbach, der so zurück-

gezogen und sparsam lebt wie er? Frage den Schultheißen, ob einer so wenig in sein Haus kommt wie er, zu trinken oder zu knöcheln? Alles spart er sich. Und wer ist so fromm wie er? Er versäumt keine Frühmeß und kein Hochamt. Ueber seiner Kiste hängt ein Weihwasserkesselchen und ein Palmbusch. Er betet Morgens und Abends den Rosenkranz. Und gelt, was hat er Dir einen schönen Rosenkranz mitgebracht, als er an der Mosel war oder in Coblenz? Siehst Du, Mariechen, ich könnt' mir kein größer Glück wünschen, als wenn Du ihn heirathetest. Wie lieb hat er Dich! Er hat auch so auf den Busch bei mir geklopft, und ich muß einmal im Ernste mit Dir reden. Jetzt sind wir so schön allein, und er schläft schon."

„Mutter," rief das Mädchen, „sage, ich soll in die Klause gehen, in den Rhein springen, ich thu's lieber, als das!"

„Ei Du gottvergessenes Ding!" schalt die Mutter. „Gelt, er ist Dir zu alt? Nun, laß Dich jung hängen, so wirst Du nicht alt! Dein Vater war auch zwölf Jahre älter wie ich, und als er starb, war er doch noch ein junger Bursche gegen mich. Wie alt ist er denn? Wenn noch ein paar Jährchen um sind, bist Du eine alte Jungfer."

„Nein, Mutter," sprach Mariechen darauf ruhig und fest; „gebt den Gedanken auf. Ich kann einmal den tückischen, verstockten Menschen nicht leiden. Wer Niemanden ehrlich ansehen kann, taugt nichts. Er ist ein Geizhals, ein Pfennigfuchser. Für seine Frömmigkeit geb' ich keine Hand voll Kleie. Das gute Gewissen fehlt ihm. Gegen uns stellt er sich wie ein Lamm und ist doch inwendig ein reißender Wolf. Ich hab' ihn einmal bös gesehen, da war er ein wahrer Teufel, und hätt' ich nicht abgewehrt, er hätte den Mann, der ihn beschuldigt hatte, er habe gegen Recht gemaltert, mit dem Beile todtgeschlagen. Ihr meint, er wär' so fromm? Wo geht er denn Nachts, wenn Alles schläft, hin? Meint Ihr, ich schliefe immer wie ein Sack? Geht jetzt an sein Bett? Wenn er im Hause ist, sollt Ihr mich nicht mehr als Euer Kind ansehen. Nein, Mutter,

lieber sterben will ich, als seine Frau werden! Und zwingt Ihr mich, so sag' ich am Altare noch nein oder springe gar in den Rhein, wenn ich nicht in's Kloster gehe!"

Da schlug's auf der Stubenuhr Zwölf, und die Mutter sagte: „Wir wollen schlafen gehen!" Zuvor nahm sie das Licht, ging in Jakobs Kammer — und — das Bett war leer. Sie ging in die Mühle — er war nicht da. Gedankenvoll kam sie wieder und legte sich still zu ihrem Kinde; aber sie schlief nicht und hörte, wie nach ein Uhr der Jakob leise die Treppe hinauf nach seiner Kammer schlich.

Mariechen hatte zwar keinen bestimmten Argwohn ausgesprochen, aber es heißt in dem Liede:

Ein Fünklein, das da fährt in's Stroh,
Kann leicht zur Flamme lohen;
Wo der Verdacht in's Herz sich schleicht,
Da wächst er schnell, da wächst er leicht;
Der Glaube wankt, Vertrauen weicht,
Und Ruh' ist dann entflohen!

So stand's bei der Müllerin. Das Fünklein war in's Stroh gefahren! Was mag nur das Kind mit dem „reißenden Wolfe" gemeint haben? fragte sie sich, als sie Nachts wach im Bett lag. Zu fragen wagte sie nicht, weil sie die Sache lieber im Dunkel lassen, als zu einer Gewißheit kommen wollte, die vielleicht alle ihre Hoffnung zu nichte machen konnte. Wie sie aber so sann und grübelte, kam ihr eine recht ungelegene Erinnerung. Vor einem halben Jahre war's, da ging sie einmal Morgens nach Jakobs Kammer, der eben eiligst in die Mühle gerufen worden war, weil ein Zahn am Kammrade gebrochen war, der schnell gemacht werden mußte. Sie trat hinein, weil sie sein Bett machen wollte. Sorgfältig hatte immer Jakob seine große eichene Kiste verschlossen gehalten. Jetzt stand der Deckel auf. Er mußte in der Eile vergessen haben, ihn zu verschließen. Das alte Sprüchlein:

Die Eva ist noch nicht todt —

bestätigte sich auch bei ihr. Eine unbezwingliche Neugierde ergriff die Alte, und leise trat sie zur Kiste. Da lagen allerlei Kleider, die sie nie an dem Jakob gesehen; feine Kleider, wie sie die Herrenleute tragen, und in der Ecke unten stand ein kleiner Sack voll Geld, so viel, wie sie niemals gesehen. Sie schlug die Hände vor Verwunderung zusammen. Ja, als sie das Deckelchen der kleinen Nebenlade hob, da lagen darin drei Uhren, zwei silberne und eine von purem Golde, und etliche goldene Ringe. Gar gern hätte sie noch mehr gesehen, aber das Herz pochte ihr, wenn sie dachte, der Jakob könne kommen. Sie deckte die Nebenlade wieder zu und machte sich aus dem Staube. Kaum war sie auf dem Speicherchen, da sprang er auch eilig die Treppe hinauf, schloß seine Kiste und lief schnell wieder hinunter.

Da saß sie nun und simulirte,*) aber sie simulirte Nichts heraus. Sollte der Jakob vornehmer Leute Kind sein? dachte sie. Er sagt doch auch sein Lebtage nichts über seine Herkunft! In Schwaben will er daheim sein, aber die Schwaben reden eine ganz andere Sprache als er. Sie konnte zu Nichts kommen.

Abends wollte sie ihn einmal auslunken, aber der Bursche war glatt wie ein Aal. Er wich aus und sagte endlich: Jungefrau,**) ich bin verteufelt schläfrig. Und ging in seine Kammer. Damit war's am Ende. Das fiel ihr jetzt ein. Sollte Marie drum wissen, wie's in der Kiste aussah? Sie schüttelte den Kopf. So junges Gelichter hat das Herz auf der Zunge, dachte sie. Hätt' sie was gewußt, so hätt' sie gepappelt. Auf einmal schüttelte sie sich, weil ein Schauder durch ihre Gebeine rieselte. Den Gedanken aber, der ihn hervorgebracht, unterdrückte sie mit aller Macht.

*) Rheinisch, für Nachdenken.

**) Anrede des dienenden Personals an die Dienstfrau in der Rheingegend.

2.

Drunten in dem tiefen Thale
Steht ein Mühlchen arm und klein,
Wo der Bach sich brausend stürzet
Ueber moosiges Gestein;
Wo im tiefen Erlendunkel
Die Forelle horchend steht;
Wo der Abendwind so flüsternd
Durch die schlanken Wipfel geht.

Nicht weit von dem stolzen Felsen, auf welchem die neue Burg Rheinstein thront, die sonst den Namen Vautsberg trug, mündet gegen den Rhein hin ein schmales, aber tiefes Thal, das, in seinem Hintergrund allmälig ansteigend, sich oben in demjenigen Theile des Soonwaldes verliert, der „Binger Wald“ genannt wird, weil er seit alten Zeiten ein Eigenthum der Stadt Bingen ist. In diesem hohen Forste liegen die Quellen, welche einen Bach bilden, der das Thal durchrinnt und unter einem Bogen hindurch, über den die Heerstraße weggeht, sich in den Rhein ergießt. Wenn der im Walde sich lange erhaltende Schnee abgeht, oder starke Regen und Gewittergüsse fallen, dann wird er wild und unbändig, stürzt sich über das Mühlwehr wie ein Strom und fällt unter weithin hörbarem Rauschen in den Rhein; aber in den heißen Sommertagen schleicht er so leise murmelnd dahin, daß man denken sollte, Friede sei sein Wiegenlied und sein Schwanengesang für immer.

Der Bach heißt „der Morgenbach“, und das Thal trägt denselben Namen. Die Maler von Düsseldorf kennen's wohl, und es vergeht kaum ein Sommer, daß nicht etliche hier Studien machen, und sie wissen schon warum. Wildere, groteskere Felspartieen sind weit und breit nicht. Schöner als hier windet sich nirgends der Ephen darum und krönt ihre Zacken das hellgelbe Engelsüß. Saftiger und sammtiger gibt's keine Rasen, als an dem plätschernden Morgenbach. Jede Windung des engen Thales bietet ein neues

eigenthümliches, immer aber wundersam malerisches Bild, und das frische Grün junger Buchen mit dem dunkleren der Eichen und dem fast schwarzen der Erlen, zwischen dem hier und dort die Silberpappel und die Espe herausblickt, bildet eine so liebliche Abwechselung, daß das Auge nicht müde wird, sich dran zu laben, und der Pinsel — zu malen.

Gerade am Eingange dieses stillen, friedlichen Thales liegt die Mühle, die freilich nicht mehr die von 1716 ist, wie denn auch die Müllersfamilien seit dem Zeitraume von mehr denn hundert und dreißig Jahren vielfach gewechselt haben.

Damals war das Mühlchen, ehemals die Bannmühle von Bautsberg, höchst unscheinbar. Ein Strohdach, fast bis zur Erde reichend, deckte die Wände von Fachwerk. Neben dem Mühlwerke, das ein kleines Wasserrad trieb, war im unteren Geschosse nur ein Stübchen und eine kleine Küche. Im zweiten Geschosse zwei Kammern und drüber das Speicherchen. Zwei Esel reichten hin, die Kunden zu versorgen. Aus zwei kleinen Fenstern sah man in's Thal, denn die breite Heerstraße, die jetzt vorüberführt, war nicht gebaut, und der schmale Weg, Leinpfad für Schiffer und Halfen, war zugleich die Landstraße und lief unmittelbar am Ufer des Rheines tief unter dem Mühlchen hin.

Damals war die Gegend eine sehr verrufene, besonders bei der nahen Clemenskirche. Selten zog Abends ein Reisender die Straße. Nur Noth und Muth mochten dazu antreiben, das Wagniß zu bestehen; denn gar Mancher kam nicht weiter, und sein Stöhnen verhallte erst, wenn die Wellen des Rheines ihn in seinen Fluthen begruben. Drüben in Aßmannshausen vernahm man oft den Kampf auf Leben und Tod, den hier der frechen Raubmörder Schaar mit dem Reisenden kämpfte. Das Land gehörte dem Erzbisthum Mainz, und die Polizei mochte schlecht genug geübt worden sein, sonst hätten solche Greuel nicht vorkommen können. Nicht leicht mochte aber auch eine Stelle zu solchen Angriffen gelegener sein. Aus den leeren

Fenstern und Lücken Bautsbergs und Sonecks sah nur die Eule herab auf die Scenen, die das Menschenherz erbeben machen. Die Clemenskirche war seit dem dreißigjährigen Kriege eine den Wetterstürmen preisgegebene Ruine. Weit drunten lag Trechlingshausen hinter dem Bergvorsprung, und bis Bingen hin stand außer dem auch sehr entfernten Mühlchen am Morgenbache keine menschliche Wohnung mehr. Nannte man die Clemenskirche, so durchrieselte den Wanderer ein Schrecken; denn selbst am Tage wurde er nicht selten angehalten, obwohl es zu schwereren Angriffen nicht kam, da man von Aßmannshausen aus herübersehen konnte. Nur unter dem Schleier der Nacht geht die Verworfenheit ihre blutigen Wege.

Ob die Müllerin an so etwas dachte, als ihr der Schauder über den Rücken herauflief? Wer könnte es sagen, da sie den Gedanken nicht aussprach? Ob Mariechen so Schlimmes von Jakob glaubte? Kaum; sonst würde sie nicht mit ihm unter einem Dache geblieben sein.

In der Müllerin Seele war aber ein Stachel gedrungen. Am nächsten Sonntage sagte sie zu Mariechen: „Koche dem Jakob sein Essen und stell' es ihm in die Ofenkachel, daß es warm bleibt. Wir Zwei wollen heute bei der Base essen, die uns alle Sonntage quält, daß wir bei ihr bleiben sollen. Du kannst dann mit dem Jakobinchen den Mittag verplaudern, und ich besuche meine Gevatterin. Kannst auch für Jede zwei Pfund gerollte Gerste als Geschenk mitnehmen, wir haben ja noch vorräthig, und morgen rollt der Jakob wieder, da kriegen wir den Molter."

Niemand führte lieber einen Befehl aus, als Mariechen diesen. Sie hatte in Trechlingshausen ihre Freundinnen, ihre Gespielinnen. Sie war ja dort in die Schule und später zu dem Pastor beten gegangen, und in der Woche wurde ihr selten die Freude zu Theil, mit den Gespielinnen verkehren zu können. Sie waren ja zu weit weg und hatten Arbeit wie sie. Kaum hatte es in dem gegenüberliegenden Aßmannshausen zum zweiten Mal geläutet, so stand

Jakobs Essen in der Kachel, und sie schritt mit ihrer Mutter dem Rheine zu, die Landstraße zu gewinnen.

Die Alte zitterte heftig, als sie an der Clemenskirche vorübergging, und Mariechen wurde nur von ihren süßen Träumereien abgehalten, es zu bemerken. Die Mutter schwieg weislich, schritt aber rascher von dannen, als sie sonst pflegte, nahm sich auch vor, frühe zurückzugehen.

Heute waren wieder Mariechens Gedanken zu Nothgottes, neben dem dickbelaubten Nußbaum und was damit zusammenhing. Sie ging, wie es der Tochter ziemt, vor den Augen der Mutter her, und diese suchte die Gedanken, welche sie quälten, durch den Anblick der schlanken Mädchengestalt, die vor ihr so leicht dahin schritt, zu entfernen.

Nach der Kirche saßen sie fröhlich bei der Base, und die Mädchen plauderten heimlich am Ofen von Dingen, die nicht für jedes Ohr geeignet sein mochten, denn sie flüsterten gar leise und vertraulich. Mariechen war besonders redselig.

Man mochte es aber der Müllerin ansehen, sie habe etwas auf dem Herzen; denn sie sprach heute weniger als sonst und um vieles zerstreuter. Kaum hatte sie gegessen, so gab sie vor, sie habe ein wichtiges Geschäft für ihre Mühle wegen der Schatzung bei dem Schultheißen abzuthun, und eilte dorthin.

Der Schultheiß war auch der Wirth im Ort, und mit seiner Frau hatte die Müllerin, als sie noch ein Mädchen war, einmal ein Kind gehoben, daher sie Gevattersleute waren.

Da wurde sie denn recht freundlich aufgenommen und mit einer Tasse Kaffee bewirthet, der Anno 1716 sich höchstens in die Häuser der Schultheißen und Pfarrer auf den Dörfern eingeschlichen hatte.

Als nun die Frauen bei einander saßen und der Schultheiß in der Wirthsstube mit den Gästen ein Spielchen „Kurtrierisch" für einen Schoppen machte, sprach die Gevatterin vertraulich: „Nun,

wird's denn bald mit Deinem Mariechen und dem Jakob? Du hast das doch schon lange vor?"

„Ja freilich," sagte seufzend die Müllerin, „aber denke Dir, das dumme Ding will ihn absolut nicht."

„Das Mädchen ist gescheidter wie Du," versetzte die Schultheißin. „Ich sage Dir, ich möchte ihn nicht und — wenn wir Zwei auch allein auf der Welt wären, wie weiland Adam und Eva!"

„Ei, sieh' 'mal — was hast Du denn gegen ihn?" rief scheinbar gereizt die Müllerin. „Glaub's wohl, wenn er um Dein Käthchen freite, Du gäbst ihm den Laufzettel; aber auf was will denn das arme Müllersmädchen hoffen? Es kommt kein Prinz und kein Graf, und ein tüchtiger Müller ist nicht zu verachten."

„Einen, wie den, kriegte sie noch, wenn sie auch sonst Keiner möchte," entgegnete die Wirthin. „Warum eilst Du denn so? Ist das Kind etwa schon altersgrau? Ist sie nicht bildhübsch?"

„Darum nicht," sagte die Müllerin; „aber siehst Du, der Jakob hat Vermögen, ist Müller und Mühlarzt, und Du selber sagtest, Du habest nie besseres Mehl und gerollte Gerste gehabt, als die, welche er mahlt und rollt. Guck," fuhr sie fort, „da hab' ich Dir auch ein Pröbchen mitgebracht."

Die Schultheißin nahm's dankbar an und sagte darauf: „Das ist schon Alles recht gut; aber zwischen gutem Mahlen und Heirathen ist ein großer Unterschied. Wenn ich den Kerl so ansehe, überläuft's mich allemal. Sieht er nicht aus wie ein ausgeheckter Strauchmörder? Hast Du auch gehört, daß heute vor acht Tagen wieder eine Mordthat an der Clemenskirche verübt worden ist? — Mein Mann hat einen Brief von Bingen gekriegt, der ihm befiehlt, den rothen Jörg und den Balthes im Auge zu behalten, weil man Verdacht auf sie hat, daß sie's gethan hätten. Die haben allen Potentaten gedient, und mit denen geht der Jakob um! Sie sitzen allemal bei einander. Sind sie allein, so reden sie eine Sprache, die der Teufel versteht. Sie spielen immer Landsknecht oder

würfeln nach Soldatenart und um vieles Geld. Letzthin sind sie einmal streitig geworden. Da hat Dein Jakob den rothen Jörg bei der Kehle gefaßt, daß er schier erstickt ist. Da rief der: Willst Du mir's machen wie dem Juden? Brich mir nur das Maul nicht auf! Und obgleich der Jakob vorher noch schäumte vor Wuth, so war er doch auf diese Worte wie ein Lamm. Ich that, als schliefe ich, als der Jakob an diese Thüre kam, um zu sehen, ob's Niemand im Nebenstübchen gehört hätte."

Der Müllerin sträubten sich die Haare zu Berge. Sie schwieg eine lange Weile und seufzte dann, weil sie sich erinnerte, daß sie von dem Jakob hundert Gulden geliehen hatte, und er darauf pochte, um Mariechens Hand zu erhalten. Sie hatte von dem Gelde dem Mädchen auch nichts gesagt, weil sie durch die Heirath mit Jakob des Zurückbezahlens wäre überhoben worden. Jetzt fiel ihr das wie eine Centnerlast auf die Seele, zumal sie selber zu Mariechen gesagt, das Mühlchen sei schuldenfrei.

„Du wirst doch nicht glauben, der Jakob sei ein Mörder?" fragte sie endlich, und das Entsetzen, das sich ihrer bemeistert hatte, schien der Schultheißin mit dieser Frage in Verbindung zu stehen.

„Ich weiß es nicht," sagte sie kurz.

„Ach, du lieber Gott," rief die Müllerin, „der Jakob ist der frommste Mensch von der Welt, der . . ."

„Bleib' mir damit vom Leibe," fiel ihr die Gevatterin in's Wort. „Oft sind gerade die eifrigen Kirchenläufer und Rosenkranzbeter die allerschlimmsten, die's dick hinter den Ohren haben."

Zum großen Bedauern der Müllerin kam der Schultheiß herein und setzte sich zu ihnen. Die Frauen ließen ihr vertrauliches Gespräch sogleich fallen, und der Schultheiß suchte einen anderen Stoff, der ihn mehr ansprach. Die Müllerin brach jedoch bald auf und lud nun den Schultheißen und seine Frau auf's Dringendste ein, doch auch einmal in der Mühle vorzusprechen; wenn sie auch keinen Kaffee habe, sagte sie, der zu armen Müllersleuten nicht

komme, so wolle sie doch einen Aepfelkuchen backen, der auch nicht zu verachten sei, denn sie habe noch Grünäpfel vom vorigen Jahre, die so frisch seien, als kämen sie eben von dem Apfelbaume hinter der Mühle. Das komme daher, versetzte sie, weil sie so etwas zu Rathe zu halten wisse, und ihr Keller sei ganz unübertrefflich, weil er ganz im Felsen liege; auch könne sie ein Glas Aepfelwein vorsetzen, der freilich kein Riesling sei, aber sich doch trinken lasse. Sie sollten's einmal probiren.

Die Gevattersleute versprachen zu kommen, und nachdem sich die Müllerin vielmal bedankt für die schöne Aufwartung, ging sie wieder nach dem Hause der Base, um Mariechen abzurufen, da es schon vier Uhr geschlagen.

Die Mädchen wurden da recht unangenehm gestört. Mariechen hatte ihr Abenteuer in Nothgottes zum ersten Mal dem lieben Jakobinchen erzählt, und so lebendig erzählt, daß ein scharfes Mädchenauge, wie das Jakobinchens, schnell herausfand, daß der junge Student oder Kaufmann, sie wußte ja nicht, was er eigentlich war, recht tief in dem Herzen Mariechens saß, und daß sie das Bild jener Stunde gar oft vor ihre Seele zurückrufe.

Sie hatte Mariechen zwar gesagt, es sei gar nicht gut, daß sie sich in den schönen Menschen so in Gedanken hineinverliebe, da sie doch ihr Lebtag ihn nicht wiedersehe, aber es that ihr hintennach leid, denn es waren ein Paar helle Thränen in Mariechens Auge sichtbar geworden. Dennoch wollte sie ihr noch Manches darüber sagen, aber die Mutter kam, und der Heimweg wurde angetreten unter Stimmungen, die weit unangenehmer waren, als die auf dem Herwege. In Beider Herzen lag ein scharfer Stachel.

3.

Es fliegt ein Engelein über das Land,
Das streuet Blumen mit seiner Hand,
Und schmücket die Flur, die Wiese, den Wald;
Und überall grünet's und blühet's bald —
Da ist der Frühling gekommen.

Lied.

Der Hanf war aufgesponnen, als ungewöhnlich frühe der Frühling in das Rheinthal und auch in das des Morgenbachs einzog.

Es war an einem sonnenlichten Sonntage gegen das Ende des März, als die Reihe an Mariechen war, zu Hause zu bleiben, und der Jakob mit der Mutter nach der Kirche ging. Er hatte in der Mühle noch vorher aufgeschüttet und ein halbes Malter Korn in drei Stümmel eingetheilt, damit Mariechen, wenn es schelle, ohne Mühe aufschütten könne. Der erfahrene Müllerbursche wußte, daß er zurück sei, wenn das noch lange nicht gemahlen sein würde.

Sie gingen stille neben einander hin. Als aber die Mühle weit genug im Rücken lag, hob der Jakob an, sich zu räuspern, was er jedesmal that, wenn er eine längere Rede halten wollte, da er in der Regel sehr einsylbig zu sein pflegte.

Der Müllerin wurde es unheimlich, denn sie kannte das Kapitel schon im Voraus, das jetzt verhandelt werden sollte, und sie sann auf das, was sie ihm sagen wollte, ohne doch eigentlich damit so weit in's Klare gekommen zu sein, als es nöthig war. Jakob hatte lange geschwiegen. Jetzt drängte ihn seine Leidenschaft für das schöne Mädchen und der Wunsch nach Gewißheit zum Worte. „Es sind," hob er endlich an, als schon die Burg Vautsberg nahe war, „nun drei bis vier Wochen wieder in das Land gegangen, und ich weiß noch nichts, was mir Gewißheit geben könnte. Ihr, Jungefrau, schweigt stockmäuschenstille, und das Mariechen sieht Euch an wie die Spatzen den Butzemann, der in den Erbsen steht.

Soll's nichts werden, so sagt's klar heraus, gebt mir Lohn und Geld, und ich gehe heim nach Schwaben und suche das Mariechen zu vergessen, so gut es gehen mag!"

„Mit der Sache," versetzte die Alte, „die so wichtig ist, soll man nicht die Treppe herunterstürzen. Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht! Hat's denn so Eile?"

„Ei, ich denk', ich hab' lange genug herumgelöffelt," sagte Jakob, „um nun einmal an's Ende zu kommen. Ich steh' halt in den Jahren, wo man seinen festen Sitz sehen möchte, und auch sollte. Drüben zu Tiefenbach bei Simmern ist die Mühle feil, die kauf' ich mir dann, und wir sind geschiedene Leute. Eine Frau krieg' ich auch noch in der Welt, und am Narrenseile will ich mich nicht mehr lange führen lassen."

Man mochte es dem Ton anhören, daß es ihn, wie man am Rheine sagt, wurmte, daß man ihn so in die Länge hinhielt. „Das glaub' ich recht gern," sagte die Müllerin, „aber mein Kind ist noch gar jung, und da will's noch nicht recht einwilligen."

„Was Jugend?" rief Jakob. „Sie hat abgezahnt, und mit achtzehn Jahren ist den Kinderschuhen das Quartier längst niedergetreten. Sagt's mir rund heraus, sie hat etwas gegen mich!"

„Was fällt Euch ein, Jakob?" rief die Alte. „Wenn sie irgend etwas gegen Euch hätte, so wär's etwa das, daß Ihr gar manche Nacht nicht zu Hause seid und wegschleicht, wenn Ihr glaubt, wir schliefen."

Der Alten war über der Rede der Kamm gewachsen, daß sie so ohne Hehl herausreden konnte. Sie waren nun Bautsberg gegenüber und blieben stehen.

Diese Bemerkung hatte den Jakob der Art betroffen gemacht, daß er, weiß wie Kreide und völlig starr, stehen blieb und mit offenem Mund und stieren Blicken die Müllerin ansah. Endlich brachte er stotternd heraus: „Wer sagt das?"

„Ihr hört's ja," fiel, kecker werdend, die Alte ein, „ich sag' es!"

„Ihr seid belogen, Jungefrau! Es ist eine Verleumdung!"

„Wißt Ihr noch, Jakob," sagte sie, „an dem und dem Tage nach Lichtmeß waret Ihr wieder fort; wartet einmal, ich glaub', es war an dem Tag, als an der Clemenskirche —"

„Donner!" schrie Jakob auf einmal mit brüllender Stimme, „Ihr werdet am Ende mir nachsagen, ich hätte Theil an dem Verbrechen, das dort begangen wurde?"

„Daran hat meine Seele nicht gedacht," sagte die Alte, der es kalt über den Rücken lief; „aber wie kommt Ihr darauf? Damals waret Ihr schlafen gegangen, aber als ich nachsah, weil ich nicht wußte, wie's mit der Mühle stand, war Euer Bett völlig unberührt und Ihr fort. Daß dies Ausgehen und die Gesellschaft, die Ihr in Trechlingshausen habt, Euer Spiel und dergleichen Euch bei Marie keinen Stein in's Brett setzt, könnt Ihr an Euren Fingern abzählen. Ich hab' ihr sehr zugesetzt, aber sie will nicht."

„So ist's gut," sagte er grimmig. „Gebt mir mein Geld noch heute, und ich gehe noch heute fort."

„Das kann ich nicht, Jakob," sagte die Alte, „aber ich will sehen, daß ich's bald bezahle. Uebrigens glaub' ich, daß sich das Alles gibt, wenn Ihr das, was ihr soviel Anstoß gibt, lasset."

Er gab keine Antwort und ging stumm und trotzig vor ihr weg, und so rasch, daß er sie weit hinter sich ließ. Er brummelte immer halblaut vor sich hin, das konnte sie hören.

Aber der Alten wurde es so bange, so unheimlich, daß sie's gar nicht aushalten konnte. Wo sollte sie das Geld herkriegen? Und schied er im Zorne, so mußte sie es bezahlen, da war keine Rettung. In ihrem Schmerze beachtete sie es gar nicht, daß sie an der Clemenskirche vorüberging, wo sie allemal ein Kreuz zu schlagen pflegte und ein Ave betete. Das Alles vergaß sie. Aus alle dem Simuliren fand sie endlich so viel heraus, daß sie zu dem Schultheißen

gehen und den um die hundert Gulden bitten wollte, denn nun war's ab mit der Heirath, das sah sie ein.

Sie that das nach der Kirche, allein zu ihrem Schrecken sagte der Schultheiß, er könne im Augenblick nicht helfen, und noch trostloser kehrte sie heim, wo Jakob bereits war. Mürrisch saß er bei Tische da und aß kaum halb soviel, als sonst. Aerger und Grimm drückte sich in seinen Mienen aus.

Als er aufstand, fragte Mariechen: „Jakob, bleibt Ihr heute Mittag daheim? Ich möchte in's Dorf gehen."

Er bejahte die Frage und ging in's Thal hinauf spazieren.

Mariechen änderte indessen ihre Gesinnung, da die Mutter Besuch von einer guten Freundin von Aßmannshausen bekam, und blieb in ihrer Kammer, wo sie mancherlei an ihren Kleidern posselte. Sie hörte Jakob in die Kammer nebenan gehen und hielt sich stille.

Gegen vier Uhr Mittags pfiff es unten. Sie lugte durch die blinden Scheiben ihres Fensterleins und sah unten den rothen Jörg stehen.

Als Jakob öffnete, flüsterte er: „Sind wir sicher?"

„Ja," sagte Jakob halblaut. „Die Alte hat Besuch, und das Mädchen ist fort."

„Kommst Du heut' Abend?" fragte Jörg.

„Wozu?"

„Es gibt einen guten Fang!"

„Ich mag nicht!"

„Ei, seit wann bist Du denn so körsch?*) Oder ist's Blödigkeit?" höhnte der unten.

„Ich mag nicht!" versetzte mit Unwillen Jakob.

„Denke Dir," sagte Jörg, „es kommt ein Weinhändler von Mainz, der gestern in den vier Thälern Wein kaufte. Er hat einen Sack voll Geld. Sollen wir den Vogel fliegen lassen?"

*) Körsch, kürerisch, wählerisch, eigenwillig.

„Woher weißt Du so gewiß, daß er kommt?"

„Weil ich's gehört habe, als er es sagte, er müsse heute noch nach Bingen, weil er morgen in Rüdesheim Wein kaufen wolle."

„Macht's allein ab!" sagte Jakob.

„Willst Du wirklich nicht?" rief lauter Jörg. „Ist Dir's bange? Oder willst Du frei ausgehen? He! hat Dir die Alte Flöhe in's Ohr gesetzt? Ich sage Dir, Du kommst, oder es geht Dir nicht gut! Willst Du theilen, mußt Du auch möpsen*) helfen. Heute steckt Alles im Wirthshaus, und kein Mensch denkt, daß etwas geschehen könne. Ich fahre mit dem Balthes nach Aßmannshausen und setze bei Bautsberg über, und Einer hält Wache auf der Burg, wo man weit ausschaut, so lang' es hell ist. In der Clemenskirche erwart' ich Dich! Hörst Du! Kommst Du nicht, so ist's aus, und ich halte das Maul nicht mehr länger! — Dann wird mir die Straf' erlassen, und Du und Balthes — Du weißt schon!" — Er ging.

Jakob schlug das Fenster zu und rannte in dem Kämmerchen auf und ab wie ein Besessener. Endlich ging er hinab und schlug bald darauf die Hausthüre zu.

Mariechen saß da wie eine Bildsäule. Das Entsetzen hatte sie fast ihrer Besinnung geraubt. Also ein Mörder, ein Räuber war der Mensch, mit dem ihre Mutter sie zusammenkuppeln wollte! Und heute noch sollte ein Mensch hingemordet werden? Sie wollte aufstehen und hinuntergehen, aber sie konnte nicht von der Stelle. Wirre Gedanken jagten sich in ihrem Kopfe. Was sollte sie thun, den Menschen zu retten? Nach Trechlingshausen laufen? Das ging nicht, denn die Mörder mußten sie sehen, wenn sie vorüberlief. Durch die Berge und Hecken auf Umwegen hinkommen, das ging nicht, denn die Büsche waren ohne Laub und verbargen nicht. Das Rasseln

---

*) Möpsen, todtschlagen.

im dürren Laube mußte sie ja auch dem Verräther in die Hände liefern, der auf Bautsberg Wache hielt. Im Dunkeln war's vollends lebensgefährlich. Und doch stand's fest, den Menschen mußte sie retten! In der Angst ihrer Seele warf sie sich vor dem zinnernen Crucifix nieder, das an ihrem Weihwasserkesselchen hing, und betete mit großer Inbrunst und lange um Hülfe und rechten Weg.

Allmälig begann's zu dämmern. Ein Entschluß mußte gefaßt werden, und er kam auch zu Stande, und mit dem gefaßten Entschlusse wurde ihre Seele ruhig und freudig.

Sie ging hinab und sagte ihrer Mutter, sie wolle mit der guten Freundin nach Aßmannshausen fahren und die Nacht drüben bleiben. Dagegen hatte sie nichts einzuwenden, und Mariechen fuhr mit hinüber. Die Frau hatte zwei wackere Söhne, auf die sie ihr Vertrauen setzte. Indessen kam noch ein anderer Gedanke während der Fahrt. Kaum aus dem Kahne gestiegen, lief sie zum Pastor und offenbarte ihm Alles, was sie gehört, und beschwor ihn, ihr zu helfen, daß ein Menschenleben gerettet werde.

Der Pastor ließ sogleich den Schultheißen rufen und setzte ihn in Kenntniß von Allem. Dieser ließ sich von Mariechen noch einmal die Geschichte erzählen und sagte dann: „Gottlob, daß wir einmal eine Spur haben, um den Strauchmördern an den Leib zu kommen! Meinen Plan, Herr Pastor, will ich Ihnen sagen. Sobald es dunkel ist, fahre ich mit zehn bis zwölf gesunden Burschen nach Trechlingshausen und passe dem Kaufmann auf. Kommt er, so begleiten wir ihn in einiger Entfernung, und so muß es gelingen, der Hacke den rechten Stiel zu finden."

Er lief fort, das Nöthige zu besorgen, und als die Dämmerung sich auf das Thal und den Rhein gelegt hatte, glitt ein Kahn fast unhörbar von Aßmannshausen den Rhein hinab, und in dem Kahne saßen zwölf Bursche mit dem Schultheißen und Mariechen, die um keinen Preis zurückbleiben wollte.

Die in der Clemenskirche versteckten drei Genossen des schreck-

lichen Plans ahnten nichts von dem, was vorging, so wenig als der Reiter, der sorglos und sich auf sein Pferd und seine Pistolen verlassend, die scharf geladen waren, in die Nacht hineinritt. Mit den Aßmannshäusern vereinigte sich der Schultheiß von Trechlingshausen und eine Anzahl braver Männer. Vier derselben gingen voraus, um sich jenseit der Kirche zu verstecken und den Mördern den Weg zu verlegen, wenn sie zu entfliehen gedachten. Sie trugen Bündel und plauderten laut von ihrem guten Verdienste, welchen ihnen der Nachtgang nach Bingen brächte. Die Versteckten hörten das und blieben ruhig, obwohl sie der Gedanke beängstigte, der Reisende könne bald kommen und die Leute sein Schreien hören. Als es aber stille blieb, wurden sie wieder ruhig, mit Ausnahme Jakobs, der gar nicht begreifen konnte, wo das Mariechen so lange bliebe. Er hatte scharf den Weg beobachtet, wo er sie, die sonst stets frühe heimging, noch nicht vorübergehen gesehen.

Der Reisende war indessen nach Trechlingshausen gekommen und bei dem Schultheißen eingekehrt. Mit Erstaunen sah er hier die Bewaffneten und erschrak nicht wenig, als man ihm mittheilte, was ihm bevorgestanden.

Es war ein junger Mann von blühendem Aussehen. War er auch Anfangs recht erschrocken, als er von dem Mordanfalle hörte, der auf ihn sollte gemacht werden, so kehrte doch bald sein besonnener Muth zurück.

„Laßt mich ruhig fortreiten,“ sagte er, „ich habe zwei gute Pistolen, und folget Ihr mir leise nach. Ich werde laut singen, damit die Spitzbuben aufmerksam auf mich werden, Euer Gehen aber nicht hören.“

Als nun Alles verabredet war, bestieg der Reisende durch einen Imbiß neu gestärkt sein Roß und ritt getrost in die dunkle Nacht hinein. In kurzer Entfernung folgten geräuschlos die beiden Schultheißen und die übrigen Männer.

Die Clemenskirche war ihm als die gefährlichste Stelle bezeichnet.

Als er in deren Nähe kam, machte er sich schußfertig und begann ein heiteres Liedchen laut und vernehmlich zu singen.

Auf einmal fühlte er, daß Einer das Pferd beim Zügel faßte. Das Thier bäumte sich, und ein wohlgezielter Schuß streckte den nieder, der das Pferd hielt; aber ehe die Helfer naheten, empfing der Reiter einen Schlag an den Kopf, daß er besinnungslos vom Pferde stürzte. In demselben Augenblick aber waren auch die beiden Mörder ergriffen. Nicht ohne Mühe wurde eine Laterne angezündet, und erst jetzt waren die beiden Schultheißen im Stande, Alles zu überschauen. Jakob lag todt an der Erde. Die Kugel hatte ihn gerade in der Stirn getroffen. Die beiden Anderen waren der rothe Jörg und Balthes. Erst jetzt aber bemerkte man, daß der Reisende blutend an der Erde lag und mit einem Fuße noch im Bügel hing. Hätte nicht einer der Burschen das Pferd gefaßt, so würde es ihn noch weit geschleift haben.

Schnell hob man ihn auf; aber er war bleich, und das Blut rann ihm vom Kopfe nieder.

Während die Aßmannshäuser die Raubmörder fesselten, trugen ihn die Anderen nach der Morgenbacher Mühle, wohin auch der Leichnam Jakobs gebracht wurde.

Todesschrecken ergriff die alte Müllerin, als der Trupp nahete und sie erfuhr, was geschehen war. Jakobs Leiche wurde in seine Kammer gelegt, welche der Schultheiß bewachen ließ. Mit dem Pferde des Verwundeten war ein Bursche nach Bingen gejagt, um den Arzt zu holen und dem Gerichte die Geschichte anzuzeigen.

Mariechen war sogleich nach der Landung zu ihrer Base geeilt und hatte dort in Angst und Gebet die Stunden verlebt, bis sie den Ausgang vernahm. Dieser erschütterte sie heftig, und die Nacht, welche sie im Hause ihrer Base verlebte, war eine der schwersten ihres Lebens. Kaum graute der Morgen, so eilte sie der Mutter zu Hülfe.

Wie fand sie aber den Zustand der Mühle verändert! In der

Stube lag unter den Händen des Arztes der Verwundete, der irre redete und die Binden von seinem Kopf immer abreißen wollte. In der Kammer saß das Gericht und vernahm die Zeugen. Die ganze Mühle war voller Menschen.

Kaum war sie eingetreten, als sie ebenfalls vor den Richter gefordert wurde. Alles, was sie gehört und was sie an dem Tage erlebt und gethan, erzählte sie getreulich, sowie auch, daß Jakob oft ganze Nächte außer dem Hause gewesen.

Schon jetzt lagen die Gründe des schwersten Verdachtes bei dem Verbrechen, bei dem er auf frischer That seinen Tod gefunden hatte; denn das Geld, die Kleidungsstücke, an denen überall noch Blutflecken sich befanden, die Uhren und Ringe — Alles deutete auf eine Reihe ähnlicher Verbrechen, wie das letzte.

Auf inständiges Bitten der Wittwe und ihrer Tochter wurde die Leiche des Mörders sammt seiner Kiste und seinen übrigen Habseligkeiten nach Trechlingshausen gebracht, wohin sich das Gericht begab, um die anderen Theilnehmer zu verhören. Diese leugneten wohl, aber des Amtmanns Fragen verwickelten sie so in Widersprüche, daß am Morgen des Tages noch ihre Geständnisse zahlreiche Verbrechen an den Tag brachten, an denen Jakob Theil genommen und deren Schauplatz die Clemenskirche gewesen war. Sie wurden nach Mainz gebracht und gegen Ostern dort gehängt, Jakob aber noch an demselben Tage eingescharrt.

Der Kranke mußte in der Mühle bleiben, weil sein Zustand sehr bedenklich war. Der Arzt wich nicht von ihm Tag und Nacht. Erst nach vier Tagen erklärte er ihn außer Gefahr, aber der sorglichsten Pflege bedürftig. Diese übten Mutter und Tochter aus.

Als Mariechen ihn zum ersten Mal erblickte, hätte sie fast laut aufgeschrieen, denn — sie erkannte auf den ersten Blick Den, der sie in Nothgottes aus der Kirche getragen. Er schlummerte und sah sie nicht; aber als er erwachte, sah er sie lange Zeit an, gleichsam als suche er in seinem Gedächtniß nach Ort und Zeit,

wo er das theure Bild gesehen, das hier so freundlich vor ihn hintrat wie ein schöner Traum. Ob er's gefunden? — Er lächelte mild und reichte ihr die matte Hand, denn zum Sprechen fühlte er sich zu schwach.

Nun wich Mariechen nicht mehr von seinem Bett. „Ich muß ihm vergelten, was er an mir that," sagte sie zu sich, und das, was als tieferer Beweggrund aus den geheimsten Falten des Herzens heraus sie antrieb, das kannte sie ja selber nicht, oder gestand es sich doch nicht.

Der Arzt kam oft und freute sich der treuen Pflege, die sein Leidender hatte. Jetzt erst bat der Kranke selber den Arzt, seiner alten Mutter in Mainz Alles genau zu berichten und ihr zu sagen, daß sie selbst ihn nicht besser pflegen könne, als es hier geschehe.

Als aber der Brief die Mutter erreichte, ließ die Mutterliebe sie nicht ruhen. Sie kam selber, um den theuren Sohn pflegen zu helfen. Da sah sie denn, wie das Mädchen Tag und Nacht sorgte und wachte, und wie wahr das sei, was der Doctor geschrieben.

Eins beunruhigte die Mutter doch. Es fiel ihr nicht schwer, zu beobachten, wie des Sohnes Blicke dem Mädchen folgten; wie sie auf der Thüre ruhten, durch die sie eintreten mußte, und wie sie leuchteten, wenn sie nun kam. Ja, er erzählte ihr eines Tages, das sei das Mädchen, das er in Nothgottes am Wallfahrtstag aus dem Gedränge getragen, wie er ihr damals erzählt habe. — Und damals schon sprach aus des Jünglings Worten eine Begeisterung, die einen tieferen Grund zu haben schien, als ein augenblickliches Wohlgefallen. Indessen hoffte sie, die Entfernung, sobald er genesen, werde ihn auch innerlich heilen.

Darin aber hatte sich die stolze Mainzerin denn doch verrechnet. Die unverwüstete Jugendkraft ihres Sohnes half mehr zu seiner Genesung, als die ärztliche Kunst. Schon nach vier Wochen, in der Hütte der Armuth zugebracht, konnte er ausgehen, und dies

that er gern, wenn ihn Mariechen in das herrliche Thal des Morgenbachs begleitete.

Diese Spaziergänge waren für das ungekünstelte Naturkind die seligsten Stunden; denn daß er ihre ganze Seele einnahm, war Jedem klar, der sie in seiner Nähe sah.

Einst kehrten sie an einem Nachmittage zurück, und der junge Mann führte Mariechen an seiner Hand. In ihren Zügen lag die reinste Wonne glücklicher Liebe.

„Mutter," sagte der junge Walter, „ich muß Dir ein Bekenntniß ablegen, das Dir aber kaum mehr fremd sein kann. Ich liebe Mariechen. Sie hat mir das Leben gerettet und durch ihre Pflege erhalten. Ein reineres Herz gibt's nicht. Gib uns Deinen Segen!" Die Mutter wendete gar Vieles ein. Sie wies darauf hin, daß Mariechen so arm sei.

„Hat uns nicht Gott gesegnet?" fragte er.

Sie meinte: „Mariechen passe nicht in die Stadt."

„O," lachte Walter, „ein so klarer Verstand findet sich schneller in das, was Du Stadt nennst, als Du es vermuthest!"

Sie meinte endlich: „Ihre Familie würde doch großen Anstoß daran nehmen!"

„Weißt Du was, Mutter," fiel ihr schnell der Sohn in die Rede, „so werde ich Müller und bleibe hier bis an mein Lebensende. Nur mit ihr will ich leben. Ohne Deinen Segen wird sie mein liebes Weib nicht, das hat sie mir heute gesagt; aber ich werde, wenn Du ihn versagst, ehelos bleiben und nie glücklich werden können. Willst Du das? O vergiß nicht, daß Du dem Mädchen das Leben Deines Sohnes dankst!"

Das wirkte, und ehe der Abend kam, segneten sie die beiden Mütter, und das glücklichste Paar umschloß das Mühlchen in der Morgenbach.

Wie staunten die Mädchen in Trechlingshausen, als am

Sonntage darauf das Paar aufgerufen wurde! — Und welch' ein Jubel war am Tage der Hochzeit in dem Mühlchen!

Mit Einstimmung der Müllerin wurde das Mühlchen verkauft, und die hundert Gulden, die sie dem Jakob schuldete, dessen Herkunft man nie erfuhr, wurden mit Bewilligung des Gerichtes zu einem Armenkapital der Kirche zu Trechlingshausen geschenkt, wo Walter eine Seelenmesse für Jakob stiftete.

Die schönen Töchter des goldenen Mainz, welche Anfangs die Näschen rümpften, meinten indessen bald, der junge Walter habe eine ganz allerliebste Frau, und es sei zum Verwundern, wie schnell sich die Müllerin aus der Morgenbacher Mühle die Sitte und feine Art der Stadt angeeignet, ohne die natürliche Demuth, die sie so wunderschön kleide, abgelegt zu haben. Die Mutter aber war stolz auf die bewunderte Schwiegertochter, und der junge Walter sagte vieltausendmal: Die Wallfahrt nach Nothgottes habe ihm das Glück seines Lebens gebracht, und im Morgenbacher Mühlchen sei ihm ein Frühling aufgegangen, dessen Blüthen unvergänglich seien.

Im Glück ihrer Kinder lebte die alte Müllerin auf, die, obwohl sie den Sitten ihres Standes treu blieb, sich dennoch unendlich glücklich in dem Haus ihres Schwiegersohnes fühlte, wo man sie achtete und ehrte.

Wenn aber das holdselige Weib bei dem geliebten Gatten saß und er sie küßte, sagte er immer: „Warum zürnest Du mir jetzt nicht, wie damals unter dem alten Nußbaume zu Nothgottes?"

Und ihre Antwort war die echt rheinische: „Du Wüster!" aber sie lächelte dabei so selig, daß man leicht errathen konnte, es sei ihr auch damals mit dem Zürnen kein rechter Ernst gewesen.

Der Apostelhof.

Eine Geschichte aus der Vorzeit Bacharachs.

1. Die Willkommsnacht.

Ein reicher Quellenschatz für die vaterländische, vorzüglich für die Sondergeschichte einzelner Städte und Gegenden liegt noch ungehoben in den handschriftlichen Nachrichten und Chroniken, welche einzelne Insassen in ungeschminkter Wahrhaftigkeit und kindlicher Einfalt und Treue niedergeschrieben haben. Viele derselben verdienten es, an das Licht gezogen zu werden, weil sie treue Spiegel der Sitten und Denkweise ihrer Zeit sind, und die Begebenheiten, die die Verfasser erlebt oder aus dem Munde der Väter vernommen, in einer so lebensvollen Weise darstellen, daß sie mit wunderbarer Macht anzieht. Es ist freilich schwer, ihnen beizukommen, denn sie werden von den Familien, welche sie ererbt haben, wie ein Schatz gehütet, und es ist ein seltener Fall und setzt eine genaue Bekanntschaft und einen hohen Grad von Vertrauen voraus, wenn man ihrer theilhaftig werden soll.

Die frühesten Kinderjahre brachten den, der einer solchen Chronik folgend die Begebenheiten erzählt, welche sich an den Apostelhof in Bacharach knüpften, in die dunklen Mauern dieses Städtchens am Rheine. Wenn er auch nicht da geboren wurde, so heften sich doch seine süßesten Jugenderinnerungen an diesen Ort, dessen romantische Lage, geschichtlichen Denkmale und altehrwürdigen Bauwerke ihn mehr

als einem theuer und werth machen. Wo man seine Kinderspiele gespielt, seine Jugendträume geträumt, dahin wandert der Gedanke wachend und im Traume gern zurück, wenn auch das spätere Leben uns weit weg davon das Gebiet des Wirkens angewiesen hat.

Frühe schon war es des Erzählers Liebhaberei, die Geschichten seiner Vaterstadt, die der Zeiten Laune und des Glückes Ungunst von der Höhe des Glanzes und der Macht in Unbedeutendheit und Verarmung schonungslos hinabstieß, zu ergründen. Dazu riefen ihn die Ruinen einer großartigen Vergangenheit auf. Saß doch der Knabe gern an den Folianten, die des Vaters Büchersammlung enthielt oder die er sich aus anderen der Art zu verschaffen wußte, und folgte den Spuren der theuren Stadt in den Irrgängen geschichtlicher Ereignisse; lauschte er doch den Erzählungen der Greise mit angehaltenem Athem, wenn sie Ereignisse, auf sie bezüglich, erzählten, und einzelne bedeutsame Züge mittheilten; saß er doch so gern in den Ruinen und ließ an seinem inneren Auge ihre Geschicke vorübergehen.

Unter diesen Greisen war ein alter, vielbelesener Schneidermeister, der, des Knaben absonderlicher Freund und Gönner, ihm die Geschichten der Geschlechter vorführte mit einer Genauigkeit und Kunst der Darstellung, daß er wie bezaubert am Sorgenstuhle des Siebenzigjährigen saß und horchte und erfragte. Durch seine Vermittelung kamen zwei handschriftliche Chroniken in seine Hand, jene der Gotteshäuschen und die des Apostelhofes. Letztere war von einem Kürschnermeister Namens Sebastian Fabian verfaßt, der neben dem Apostelhof wohnte und die früheren Geschicke dieses merkwürdigen Gebäudes zwar kurz, die der Jahre 1700 bis 1712 aber mit seltener Ausführlichkeit beschrieben; auch, der Kunst des Zeichnens kundig, eine gar schöne Federzeichnung des Gebäudes erhielt, die um so werthvoller ist, als ein unseliges Ereigniß auch die letzte Spur desselben vertilgt hat, so daß nur der Name und die Räumlichkeit sich erhalten haben.

Daß der Erzähler sie sich abschrieb, rechnet er sich zu einem besonderen Verdienst an, weil das Orginal, wie spätere Erkundigungen auswiesen, untergegangen ist. Sie ist ein wahrer Schatz für ihn geblieben. So hat er denn in dem Nachfolgenden sich treu von dem alten, vielgereisten Kürschnermeister leiten lassen, und er wird in Dankbarkeit und Pietät es sich nicht versagen können, hin und wieder seinen biederen Gewährsmann redend anzuführen, wo gerade sein Wort besondere Bedeutung hat.

Anno 1708 war ein Winter, der, wie Sebastian Fabian mit dem rheinischen Kunstausdrucke sehr bezeichnend sich ausdrückt: „sich gewaschen hatte". Er war der heftigste seines und unseres Jahrhunderts, obwohl letzteres dato noch ein und fünfzig Jahre bis zu seinem Abschlusse nöthig hat. Es ist genugsam bekannt, wie entsetzlich die Kälte dieses Winters war, und die Chronik Fabian's weiß davon grausige Einzelheiten zu berichten.

Früh im October 1708 fiel ein ungeheurer Schnee und blieb liegen, bis die Aprilsonne des Jahres 1709 ihn wegleckte. Die Kälte stieg bis zu unerhörter Höhe. Der Rhein lag in den Fesseln des Eises bis in den April des folgenden Jahres. Die Thiere des Feldes und Waldes starben vor Hunger hin und waren, von dieser Gewalt getrieben, selbst furchtlos zu den Menschenwohnungen gekommen, Vögel stürzten todt aus der Luft, Felsen, durch die sich ein Quell hindurchgesickert, borsten und stürzten herab in die Thäler. Am Tag und in der Nacht that es in den Wäldern und Feldern Schläge, als ob eine Feldschlange abgefeuert würde, und doch waren es nur Bäume, die zerborsten von der Wurzel bis in die Krone. Kein Tag verging, wo nicht Menschen erfroren. Hunger und Elend war eine Folge dieser Noth, und die Menschenliebe, wo sie sich fand, hatte ein reiches Gebiet ihres segnenden Waltens. Die Weinstöcke erfroren bis zur Schneelinie, und an Stellen, wo die

Mittagssonne den Schnee nach und nach wegleckte, bis in die Wurzel hinab.

In Bacharach war auch eine rechte Noth, und Meister Fabian sagt: „Selbst die Patres Kapuziner im Kloster am Zoll, so vom Terminiren lebten, waren nahe daran, zu fühlen, wie das Hungerleiden thät, obwohlen sie wie fleißige Ameisen ihren Bettelsack ungefüllt niemals in das Pförtlein trugen, und mehr Speck hatten, als andere ehrliche Leute Schwarten und Knochen."

In Summa, es war ein Winter, wie seit Menschen-Gedenken keiner gewesen.

Es war in einer Decembernacht im Anfange dieses Monats jenes schrecklichen Jahres, als unfern von der Mitternacht ein einsamer Reisender den Weg am Ufer des Rheines gen Bacharach wanderte. Die Nacht war von einer wunderbaren Helle. Kein Wölkchen schwamm an dem tiefblauen Himmel, von dem der Vollmond und die vieltausend Sterne herabsahen und im Bunde mit der weißen Schneedecke des Landes die Nacht zur Tageshelle umwandelten.

Die Sterne glitzerten und funkelten so hell, daß man meinen konnte, ihrer seien noch vieltausend mehr am Himmel, als ohnehin schon in dem blauen Meere schwammen.

Vom Rheine her klang nicht jenes heimliche Plätschern und ahnungstiefe Rauschen, das in stillen Nächten so eigenthümlich die Seele ergreift und der Einbildungskraft jene anmuthigen Mährchenbilder von spielenden und badenden Nixen und ihren goldenen Locken und reizenden Gliedern zuführt, vielmehr drangen eigenthümliche Schläge zu des Wanderers Ohr und erschreckten ihn weidlich; dann wieder knallte es in den Bergen, daß sich seine Haare sträubten. Jene Schläge kamen von dem sich senkenden und daher berstenden Eise, und jenes Knallen war die Kunde von berstenden Wallnußbäumen, die den Abhang der Berge bekleideten. Der Wanderer betete mehr als ein Ave und Paternoster in seiner Seelenangst, und wenn es dann wieder so lautlos stille wurde, hörte er

seine eigenen Tritte im krachenden Schnee wiederhallen und sah ängstlich um sich, weil es ihm oftmals schien, als folge ihm Einer nach in unheimlicher Absicht. Mehr als jemals erkannte er die Wahrheit des Sprüchleins: Die Nacht ist keines Menschen Freund. Sah's vielleicht auch im Gewissen nicht sauber aus?

Der Anblick des in diesen Gegenden so wunderherrlichen Rheinthales war nicht im Mindesten anziehend, sondern hatte etwas so Schauerliches, Oedes und Wildes, daß der Wanderer Nichts mehr ersehnte, als die Zutrauen gebende Nähe menschlicher Wohnstätten, und doch schien es, als solle er Bacharach gar nicht erreichen, und oft war es ihm zu Muth, als sei er von unheimlichen Mächten in diese starren Felsen, in diese lebenlose Winteröde hineingebannt, und drehe sich nur im Kreise, da müde ankommend, wo er vor Langem ausgegangen.

Diese offenbare Täuschung kam aber daher, daß die vielen Windungen des Rheines, das Vor- und Wiederzurücktreten der Bergstöcke allerdings eine Gleichförmigkeit hervorbringen, die immer wiederkehrt, zumal im Winter und unter solchen Umständen und in der hellen Mondnacht. Wohin das Auge blickte, da waltete das Erstarren, der Tod. Kein lebendiges Wesen, nicht einmal eine Eule oder ein Schuhu, der doch in diesen Felsen, besonders unter der Vogtswiese und am Kreuzsteine sich aufzuhalten pflegt, ließ sich sehen oder hören. Nur ein dumpfes Rauschen, vom Wasser herrührend, das sich unter der Eisdecke durcharbeitete, und jenes bereits erwähnte Krachen und Knallen störte die winterliche und nächtliche Todtenstille. Kein Menschengemüth, auch wenn es frei von dem Aberglauben gewesen wäre, der in jenen Tagen noch eine Herrschaft ausübte, die keine bessere Einsicht in ihrer legitimen Erblichkeit wankend gemacht, hätte sich eines bänglichen Gepreßtseins erwehren können. Unser Wanderer gehörte nicht zu den starken Geistern, darum war es ihm unter dem Brustlatz nicht so fröhlich wie am Kirchweihtage. Wohin er schaute, da glitzerte der Schnee im Mond-

und Sternenlichte. Die schwarzen, an und für sich grotesken Schieferfelsen traten in ihren oft fratzenhaften Bildungen um so schärfer hervor, je greller ihre Linien sich auf dem weißen Schneefeld abhoben. Das flimmernde Mond- und Sternenlicht lieh ihnen eine gewisse Bewegung, welche der bildnerischen Einbildungskraft neuen Stoff zum Entsetzen für das Herz zuführte. Bald schienen es entsetzliche Menschengestalten im riesigsten Maßstabe, bald fratzenhafte Thiergestalten, je nachdem der Standpunkt des Wanderers ihnen gegenüber sich änderte.

Der Rhein war ein wild durcheinandergeschobenes Eismeer, das bald spitzige Zacken, bald hügelartige Erhöhungen in wildester Bildung zeigte, und zwischen diesen unregelmäßigen, vom Eisgeschiebe gebildeten Gestaltungen erglänzten weite, ebene Spiegel, die das siderische Licht wunderbar zurückwarfen. Es waren dies die sogenannten „Lotten", Stellen, wo das Eisgeschiebe die klare Wasserfläche teichartig freigelassen. Eine dicke Spiegeleisfläche hatte sich darüber gebildet, die, durchsichtig, unten das Wasser erblicken ließ, aber den kecken Rheinländer nicht abhielt, mit beflügeltem Fuße die Lust des Schleifens oder Schlittschuhlaufens über der grauenvollen, verderbendrohenden Tiefe zu genießen. Vom Mondlichte beschienen, boten sie in dieser Nacht einen magischen Anblick, der bei geringerem Kältegrade zu längerem Beschauen geeignet gewesen wäre, wenn anders Lust dazu vorhanden war. Alle diese Erscheinungen übten auf den Wanderer eben keine andere, als eine innerlich aufregende, seinen Gang beschleunigende Wirkung aus. Und doch konnte er es sich nicht verhehlen, daß seine Kräfte abnahmen, daß eine Entkräftung und zum Schlafe hinziehende Ermüdung sich mehr und mehr seiner bemeisterte. Es waren schon Momente eingetreten, wo er, wie benebelt, zu taumeln begann; aber der Tod des Erfrierens trat dann wieder mit aller Schreckensmacht vor seine Seele, daß er die letzten Kräfte aufbot, um die Stadt zu erreichen, die ja unmöglich mehr fern sein konnte.

Jetzt bog er um eine scharfvorspringende Felsecke, und vor ihm lagen die schwarzen Umrisse der Thürme der alten Hansagenossin, Bacharach. Einen Augenblick hielt er an, aber dann griff er mit neuen Kräften, weil neuen Hoffnungen, stärker aus, während sein Auge sehnsüchtig auf der Stadt ruhte.

Aus der weißen Oede, an die sein Blick sich fast gewöhnt hatte, traten die schwarzen Thürme und Mauerlinien der Stadt, durch die eigenthümliche Beleuchtung riesig vergrößert, in scharfen Umrissen hervor.

Thurm schien sich an Thurm zu reihen, dort dem Rheinufer entlang, hier an den Bergseiten hinauf, bis zu den Resten Stahlecks, wo einst Hohenstaufen gewandelt, Guelfen geherrscht, Kurfürsten geweilt, Pfalzgrafen geboten hatten; und aus allen diesen Thürmen schaute der spitze Thurm der Pfarrkirche herauf wie ein Riese, wie ein gottgeweihter Herrscher unter den weltlichen, dachlos gewordenen Machthabern von ehedem.

Der Wanderer blickte nur flüchtig auf diese Anziehungspunkte hin, um sie schnell wieder aus seinem Auge schwinden zu lassen. Nur einer von ihnen zog ihn an. Es war der Zehnthorthurm, der das Thor umschloß und überwachte; aus dessen Mitte das roth-schimmernde Licht des Thürmers ihn besonders ansprach, weil es das erste Zeichen menschlicher Nähe war, die er so sehr ersehnte. Mit mächtigeren Schritten erreichte er das Thor. Er konnte eben noch mit seinem Knotenstock an dasselbe schlagen und: „Holla, Wächter!" rufen, ehe seine Ueberspannung einer tödtlichen Abspannung wich, und er fast bewußtlos, seiner aber nicht mehr im Mindesten mächtig, vor dem Thor in den Schnee sank.

Obwohl in der Zerstörung des Jahres 1689 die Franzosen alle wirkliche Wehrhaftigkeit der Stadt zertrümmert hatten und das städtische Aerarium die Kräfte nicht mehr gewann, die niederge-worfenen Mauern und die gebrochenen Thürme wieder aufzurichten, so war doch der Stadtrath nicht mehr geneigt, den letzten Rest

seiner Freiheit und Selbstbeschützung aufzugeben. Sebastian Fabian, der Chronist, berichtet hierüber: „Es war fast sehr lächerlich von den Männern des Raths, daß sie die Stadtthore allnächtlich schlossen, maßen am Kühlberg und am Spitzenthurm die Mauern mehr denn dreißig Schritte Länge völlig niederlag, gen Steeg aber bis zum Schlosse hinauf fast gar wenig Mauer mehr stand und man an die Stadt konnte, wo und wie man wollte. Wenn man keinen Rock hat, soll man auch keinen Lappen an sich hängen, sintemal man der Leute Gespötte wird."

Trotz dieser nüchternen Ansicht der Dinge unseres Chronisten hielt doch der Rath noch an dem letzten Fetzen der einstigen Größe der Stadt. Wenn auch den Thürmen die Bedachung fehlte, so hatte doch des Thürmers Stübchen sein neues Schieferdach; obwohl Mond- und Sternenlicht, Käuzlein, Fledermaus und Sperber nach Belieben durch die Fensterluken oben aus und ein konnten, so war der Durchgang bei Nacht dem Menschen verwehrt. Ein mächtiges, eisenbeschlagenes Bohlenthor mit zwei Flügeln, und hinter demselben ein Fallgitter mit eisernen Spitzen wehrte den Aus- und Eingang nach freiem Belieben und setzte etwaiger Vermessenheit ein Ziel.

Der Thürmer Zinkgräf, ein verdorbener Schuster und besonderer Freund des vaterländischen Weins, in dessen Ermangelung auch des aus den Hefen des Weins, „Drusen" genannt, bereiteten Branntweins, würde ohne Zweifel in den Armen des süßesten, vom „Dusel" bereiteten Schlafes gelegen haben um die Stunde der Mitternacht, hätte ihm nicht ein Kapuziner einen höchst ärgerlichen Streich gespielt und seinen Schlaf verscheucht.

An seinem Fensterlein auslugend, hatte er ihn herbeischleichen sehen. Aus besonderer Liebe zu Pater Florian, dem der an Gestalt glich, eilte er herab und öffnete; aber siehe, es war keine Kapuzinerseele mehr zu entdecken. Die Gestalt war rein verschwunden. Das würde jeden Anderen wenig erschüttert haben; allein eine getäuschte Hoffnung ist allezeit unangenehm. Zinkgräf wußte aus Erfahrung,

daß Pater Florian, der eifrigste Terminirer des Klosters, nie wanderte, ohne eine ansehnliche Branntweinflasche in seiner Kapuze zu bergen. Auch war er mittheilsamen Gemüthes. Zinkgräf hatte auf ein Extraschlücklein gezählt und sah sich nun bitter getäuscht. Als er nirgends eine Spur des Kapuziners erblickte, wurde es ihm „schuckerlich". Das konnte mit rechten Dingen kaum zugehen. „Der Teufel schlüpft auch bisweilen in eine Kutte!" Eilig flog das Thor zu und Zinkgräf die Holzstiege hinauf, hinter sein Oefchen, wo er „Alle gute Geister ꝛc." betete.

Der Schlaf war weg, aber gar schreckhafte Gedanken blieben da. Als der Schlag an's Thor geschah und das Holla! sein Ohr erreichte, fuhr er ein wenig zusammen; allein die Hoffnung des Schlückleins wurde wieder wach.

„Das ist doch der Pater Florian!" rief er, und das Gitter ächzte in seinen trockenen Fugen aufwärts; er selbst stieg mit seiner Laterne trotz der Helle der Nacht, mit heller Stimme ein „Schelmenlied" singend, um die Furcht zu scheuchen, herab.

Dennoch würde dies weniger rasch erfolgt sein, wenn nicht gerade der Nachtwächter, Michel Pelzer, am Hause des Zolleinnehmers Vogel, ganz in der Nähe Mitternacht geblasen hätte.

Als der Wächter unten angelangt war, rief er: „Bst! Michel, komm' 'mal her!"

Der Gerufene kam in einem dicken Mantel, eine Pelzmütze auf den Ohren, mächtige Fausthandschuhe an den Händen, einen Knotenstock von erheblicher Dicke führend, und nun gahrten die Thorflügel auf.

Welch' ein Schrecken! Da lag ein Mensch starr und steif im Schnee!

„Donner!" rief Zinkgräf ärgerlich, „es ist doch der vermaledeite Kapuziner nicht." — Aber ohne langes Besinnen faßten Beide den Menschen und schleppten ihn die Thurmtreppe hinauf, in des Thürmers warmes Stübchen.

„Todt kann er nicht sein," sagte Zinkgräf; „denn es sind noch

keine fünf Minuten, da klopfte er und rief mir zu, und ich hätte darauf geschworen, es sei der Pater Florian."

Michel Pelzer sagte: „Laß uns rasch reiben, sonst ist's aus mit ihm. Die Kälte dieser Nacht ist mörderlich. Die derben Versuche der handfesten Sicherheitsmänner der guten Stadt Bacharach, den Bewußtlosen in's Leben zu rufen, begannen und waren, der Zartheit nicht gerade verdächtig, um so wirksamer. Der Wanderer schlug bald das Auge auf, und ein Schluck Branntwein brachte ihn vollends zu sich.

„Wärmt Euch," sagte Zinkgräf, das Feuer schürend, und reichte ihm das Fläschchen dar. „Da holt Euch Lebenskraft! Sie trügt Euch nicht, wie mich der Kapuziner." Zu Michel Pelzer sich wendend, sagte er dann: „Eine verdammte Nacht heute! Erst ein gespenstiger Kapuziner, dann ein halberstarrter Kerl, von dem kein Mensch sagen kann, woher und wohin?"

„Was faselst Du von dem Kapuziner?" fragte Michel, der Nachtwächter, mit besonderer Theilnahme.

Zinkgräf erzählte das Abenteuer.

„Alle Pest!" rief Michel, „es ist wohl eine vermaledeite Nacht! Das Todtenvöglein ruft: Komm' mit, komm' mit; die Dachfahnen gahren; das Eis auf dem Rheine kracht, und der Kapuziner ist in die Stadt gekommen, Gott weiß wie, und steht leibhaftig an der Ecke der Bauersgasse, wie ein steinernes Bild. Hab's mit meinen leiblichen Augen gesehen!"

Während Zinkgräf sich zu dem Wiederinslebengerufenen wandte, versank Michel Pelzer in ein stummes Hinbrüten. Sollte es eine List des Spitzbuben sein? sagte er dann halblaut zu sich. Er schien den Gedanken nach allen Richtungen zu beleuchten, und als er endlich in's Klare gekommen, sprang er auf.

„Ich muß fort, Zinkgräf," sagte er, „denn ich habe noch die Untergasse hin zu blasen, und ich glaube, es gibt noch etwas diese Nacht. Wart's 'mal ab!"

„So kannst Du Dir ein Trinkgeld von dem Herrn da verdienen, wenn Du ihn mitnimmst in's „goldene Rad". Er hat mir eben gesagt, er sei der neue Zehntschreiber für den Apostelhof und wolle im „Rad" schlafen, weil's zur Einkehr im Apostelhof zu spät sei und er die Leute dort nicht mehr stören wolle."

Michel maß seinen Mann mit scharfem Blick und sagte dann: „So machet fort und kommet!"

Der junge Mann drückte dem Thürmer ein Trinkgeld in die Hand, und Beide verließen das warme Stübchen, um wieder in die eisige Luft hinauszutreten.

Unten angekommen, fragte Michel Pelzer: „Wie heißet Ihr denn, Herr Zehntschreiber?"

„Anselm Köhler," entgegnete der Gefragte kurz.

„Wo seid Ihr denn zu Hause?"

„In Köln."

„Ei der Blitz, da müßt Ihr ja wohl auch die schönen Stücklein von Eurem Amtsvorgänger kennen, dem siebenmal vermaledeiten Finkenstock?"

„Mein hochwürdiger, geistlicher Herr Oheim hat mir davon erzählt," sagte Anselm Köhler, und hätte Michel in sein Angesicht schauen können, er würde einer Miene begegnet sein, die es klar aussprach, daß er nur sehr ungern von diesem Punkte redete, und daß er ihn irgendwie unangenehm berühre.

Das bemerkte indeß der tiefeingemummte Wächter nicht und fuhr fort: „Ja, Herr Anselm, das ist eine ausgeheckte Spitzbubennatur. Treibt sich jetzt hier herum; aber ehe ihn der Teufel holt, erwisch' ich ihn noch, um ihm den Weg nach dem Niederthal zu zeigen, das heißt, an den Galgen; denn da drüben im Niederthal ist die Grenze zwischen Kurpfalz und Kurmainz, und gerade auf den Grenzfelsen hat jeder der beiden Potentaten seinen Galgen aufgebaut, zur Warnung für Gauner und Räuber, wie der Finkenstock einer ist."

So oft der Wächter diesen Namen nannte, war es, als habe den Anselm Köhler eine Natter gestochen.

„Ihr seid," fuhr der Unermüdliche fort, „von Oberwesel in dieser Nacht gekommen. Da mögt Ihr Gott danken, daß der Finkenstock, wahrscheinlich als Kapuziner verkleidet, in die Stadt gestiegen ist, sonst hätte er Euch das Lebenslichtlein am Weseler Grün ausgeblasen. Dort sind seit vierzehn Tagen vier Menschen ermordet worden. Hier hat er im Apostelhof schon einen Einbruch versucht. In Wesel hat er Helfershelfer, daran ist kein Zweifel, und der Kehlabschneider ist Finkenstock."

„Ihr sagt das ja mit voller Gewißheit," bemerkte mit unsicherer Stimme Köhler.

„Meint Ihr," fuhr Michel fort, „ich sagte etwas ohne Grund und Handhabe? Da seid Ihr schief gewickelt von Eurer Mutter. Hab' ich einmal die Fährte, so geht mir das Wild nicht mehr durch. Droben am Apostelhof stand ein Kapuziner, und ein Schatten suchte an den Häusern der Obergasse hin, daß es mir unheimlich wurde, zumal ein paar Katzen jämmerlich da herumheulten, und das ist allemal ein schlimmes Zeichen."

„Ist's Euch bange?" fragte Anselm, um ihn vielleicht auf ein weniger unangenehmes Kapitel überzuleiten.

„Bange?" fragte Michel. „Donnerwetter, Herr Zehntschreiber, die Frage dürfte ein Anderer nicht thun! Vier Potentaten hab' ich im Kriege gedient und trage noch zwei Kugeln im Leibe mit mir herum, die mich abscheulich zwicken, wenn sich das Wetter mausert; nein, bange nicht. Gegen Fleisch und Blut stehe ich meinen Mann; aber es gibt unheimliche Dinge genug in der Welt, wo der Soldatenmuth nicht ausreicht. Gegen Gespenster kämpft unser einer umsonst. Doch halt! hier muß ich blasen."

Sie hatten unter diesem Gespräche die Untergasse, durch die Fleischgasse herabschreitend, erreicht, und Michel blies die zwölfte Stunde, obwohl sie vorüber war.

Als sie wieder fortschritten, nahm der redselige Michel das Gespräch wieder auf.

„Glaubt mir, Herr Anselm," sagte er, „unser einer, der wachen muß, wenn Andere schlafen, sieht Dinge, von denen Ihr Euch nichts träumen lasset. Die Mitternacht ist eine arge Stunde. Da thun sich die Gräber auf, und Alle, die etwas Arges peccirt haben, müssen dann heraus und wandeln. Die Hölle öffnet ihre Thore und läßt Gespenster, Währwölfe und dergleichen Hausrath von des Teufels Großmutter heraus, die dann die Menschen plagen und ängstigen in allerhand Gestalten und Weisen. In meinen Kriegsläuften, auf Wachen und Posten hab' ich Manches erlebt, was ich nie vergessen werde, und Hunderte meiner Kameraden, Gott tröste sie, wo sie liegen, im Bett oder im Grabe, gesehen haben. Was aber den Kapuziner und den Schatten am Apostelhof betrifft, so mein' ich, obwohl es da „nicht just ist", er müsse Fleisch und Blut haben und Finkenstock heißen."

„Wer war denn der Bursche, und wie kommt er jetzt wieder hierher?" fragte Anselm, um sich doch genauer über die Lage der Sachen mit diesem ihm nicht unbekannten Menschen zu orientiren.

„Wartet ein bischen," sagte Michel, „hier sind wir am Markt-thor, hier muß ich blasen."

Wieder that der Alte seine Pflicht, während Anselm vom Froste geschüttelt wurde. „Ich sehe, Ihr friert tüchtig," nahm Michel das Wort wieder. „Seid zufrieden, nur noch einmal blas' ich an der Krahnengasse, dann ist's alle, und wir sind gleich am „goldenen Rade". Doch, um wieder auf den Finkenstock zu kommen, er ist ein lieb Seelchen, Herr, Sacré! Carracho! Marembede! ein lieb Seelchen! Wenn je ein Höllenbrand in einer Menschenhaut steckte, so war der's. War mit allen Hunden gehetzt, hatte böse Milch getrunken und war im Apostelhof in der besten Schule. Hi, hi, hi! Doch was mich nicht brennt, das blas' ich nicht. Man sagt, er komme von Zeit zu Zeit, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, dem

alten Rath über den Hals und lasse seinem Geldsack zur Ader, oder hebe Zinsen von dem Kapital, das man „das Maul halten“ heißt. Mir ist's recht; aber der Bub' ist aller Ränke voll, stellt nicht bloß dem Gelde nach; in Mainz war er ein Falschmünzer, in Frankfurt ein Dieb, in Coblenz ein Mörder! In allen drei Orten hat er gesessen; aber es gibt keine Mauer, die ihm zu hoch und zu dick; keine Kette, die ihm zu fest ist. Er kann „Blaupfeifen“. Er bläst ein Schloß an und — es ist offen.“

„Was heißt denn das Blaupfeifen?“ fragte Anselm, der sichtlich zitterte.

„Was Ihr friert! Nun, hier an der Krahnengasse blas' ich noch einmal, dann sind wir schnell an Ort und Stelle.“

Er blies.

Als sie wieder die lange Untergasse hinschritten, hob er an: „Blaupfeifen, Herr, ist eine Kunst, die der Teufel seine Lieblinge lehrt. So einer kann sich unsichtbar machen, wann er will; ist ihm eine Mauer zu dick — so pfeift er — und das Loch ist da; keine Fessel ist ihm zu fest, er pfeift, und sie fällt ab wie ein dürres Blatt am Baume, wie der Staub von einer Lederbüchse, wenn man sie schüttelt.“

Ohne Zweifel würde Michel Pelzer diese diabolische Kunst noch mit einer Menge Einzelheiten belegt haben, wäre nicht in der Nähe des sogenannten Spurgäßchens eine schwarze Katze über den Weg gelaufen. Mit dem entsetzenvollen Ausruf: „Jeßmarjosep!“ sprang er auf die Seite und hätte, wäre nicht die Mauer des nächsten Hauses sein Halt geworden, seinen Gefährten in den Schnee gestreckt.

„Was Teufels fällt Euch ein?“ rief, über den unfeinen Ruck, den er bekommen, aufgebracht, der neue Zehntschreiber.

„Verzeiht,“ sagte Michel tiefaufathmend; „aber saht Ihr denn die schwarze Katze nicht, die hier mit tellergroßen Feueraugen vorübersprang? Wenn das nicht die alte Annliese, die Wetterhexe war, so will ich nicht Michel Pelzer heißen!“

„Schämt Euch doch der Ammenmährlein!“ rief Anselm zornig aus, „und sorgt, daß ich endlich unter Obdach komme!“

Da stand Michel stockstille vor ihm. „Donnerwetter!“ rief er zornig aus und hob seinen Knotenstock: „wäret Ihr nicht der Zehntschreiber und mir nicht von meinem guten Kameraden, dem Zinkgräf, auf die Seele gebunden, ich wollte Euch das Ammenmährlein blitzblau auf den Rücken schreiben! Vier Potentaten hab' ich mit Ehren gedient und zwei Kugeln in meinem Fleisch, aber Ammenmährlein hab' ich nie geglaubt. Ihr seid ein Milchbart gegen mich, drum verzeih' ich Euch die Naseweisheit. Mir sind, hol' mich dieser und der, schon vor vierzig Jahren die Milchzähne ausgefallen, und wenn Ihr nicht scheel seid wie meines Nachbars, des Nagelschmieds Hund, der das Rad dreht, so müßt Ihr's an meinen Narben sehen, daß ich kein feiger Ofenhocker gewesen bin.“

Anselm, der es mit dem ehrlichen Menschen nicht verderben wollte, faßte seine Hand, die in dem Fausthandschuhe von Katzenpelz steckte, und sagte begütigend: „Meister Michel Pelzer, nehmt mir das Wort nicht übel, das mir so herausfuhr. Ich wollte Euch nicht kränken.“ Michel gehörte zu den gutmüthigen Menschen, die leicht aufbrausen, aber ebenso leicht wieder zu beruhigen sind. Der Friede war um so schneller hergestellt, als sie ganz nahe an der hohen Steintreppe des Wirthshauses zum goldenen Rad angelangt waren.

Michel trommelte den Wirth heraus, und als Anselm ihm ein Trinkgeld in die Hand drückte, sagte er: „Nichts für ungut, Herr Zehntschreiber! Ich denke, wir werden noch gute Freunde. Ich werde Euch wohl noch manchmal des Nachts auf dem Heimweg aus dem Rade begegnen. Verlaßt Euch allezeit auf mich, und es soll Euch kein Haar gekrümmt werden. Auch sollt Ihr erfahren, daß Michel Pelzer Courage im Leibe hat, wenn's gegen Fleisch und Blut geht. Nun gute Nacht! Schluckt Euer Warmbier und legt Euch auf's Ohr in's warme Federbett. Ich armer Teufel muß bis

drei Uhr noch in den Straßen umherwandern, und Gott weiß, was mir noch blüht. Gute Nacht!"

Mit diesen Worten schied er, und Anselm Köhler trat in die Wirthsstube des goldenen Rades, die noch leidlich warm war. Bald prasselte indessen ein loderndes Feuer im Ofen, und in kurzer Zeit stand ein glühendes und schäumendes Warmbier vor ihm auf dem Tisch am Ofen, das die fast erstarrten Glieder wohlthätig erwärmte.

Auch in seiner Schlafstube wurde eingewärmt, und ehe eine Stunde verging, verschwand seine Gestalt hinter einer berghohen Federdecke, wo ihn bald eine belebende Wärme durchdrang.

An Schlaf war nicht zu denken, denn der Name Finkenstock klang immer in seinen Ohren, und die Reihen von Vorstellungen und Gedanken, die sich daran knüpften, scheuchten den Schlaf; als aber endlich dennoch die Ermüdung über die innere Aufregung den Sieg davontrug, wob der Traum die Bilder regellos und toll in einander, welche die Seele beängstigt hatten. Immer wilder wurden diese Bilder. Er sah sich in einem Kerker mit Finkenstock, der ihn teuflisch höhnte; er hörte das Urtheil sprechen; er sah den Stab brechen über sich, und die Vorstellung, die Michels Wort von den beiden Galgen im Niederthale bei ihm geweckt, trat in den Vordergrund. Jenseit der schmalen Thalschlucht sah er Finkenstock am Galgen hangen und diesseit am anderen sich selbst. Der Strick schnürte ihm die Gurgel zu, und er zappelte und rang, sich los zu machen — als —

Doch wir müssen Michel Pelzer zuerst auf seinem Berufswege folgen.

Während der Zehntschreiber in die schwellenden Pfühle des hochaufbauschenden Federbettes sank, war der ehrliche Michel die Zollgasse hinaufgegangen, um sich durch die Obergasse an den Apostelhof zu schleichen, weil ihm eine dunkle Ahnung sagte, jener Kapuziner, der für Zinkgräf verschwunden war, den er aber in der

Bauersgasse hatte stehen sehen, sei eine Kriegslist Finkenstock's, der irgend wieder in den Apostelhof einbrechen wolle.

Es war eine runde Wahrheit, was Michel zu Anselm gesagt: daß er nämlich vor Fleisch und Blut nicht, wohl aber vor den unheimlichen Mächten der Finsterniß einen Schrecken habe und Aengste. Der berüchtigte Finkenstock war erst vor etwa vier Wochen von der Bergseite her in den Apostelhof eingebrochen, war aber durch das Dazwischenkommen Michel Pelzer's daran gehindert worden, sich zu holen, was ihm gelüstete.

Die beispiellose Frechheit dieses Gauners, der mit seinen Genossen die Gegend unsicher machte, ließ es erwarten, daß er jenen Versuch in anderer Weise erneuern wollte und erneuern würde.

Wenn ihn nun auch nicht das Pflichtgefühl getrieben hätte, so würde Michel Pelzer einen Sporn, den Gauner zu fangen, in dem Preise gefunden haben, den sowohl Kurmainz, als Kurpfalz auf seinen Kopf gesetzt hatten. Deßhalb war er ihm auf der Ferse wie die Bracke dem Hasen. Ueberdies schlug Michel die Ehre hoch an, da die Landdragoner umsonst bis jetzt auf ihn gefahndet hatten. War er ihm das letzte Mal durchgebrannt, so schwur er, daß ihn diesmal selbst das Blaupfeifen nicht aus seinen Fäusten befreien solle.

Zwei Mordthaten, die am Weseler Grün vorgefallen, die Beraubung reisender Handelsleute am Kreuzstein und einige Einbrüche in anliegenden Mühlen in dem Oberamte Simmern ließen auf eine Bande schließen, deren Oberhaupt Finkenstock war. Solch' Unwesen begünstigte die Zerrissenheit des Gebietes. Kam man doch innerhalb weniger Stunden in vier Herren Länder, und ein Schritt jenseit der Landesgrenze war ein Asyl für den Verbrecher, da die ohnehin lahme Polizei ihn nicht verfolgen durfte ohne besondere Ermächtigung. Die bunte Harlekinsjacke des höchstseligen deutschen Reiches bot Schlupfwinkel in Hülle und Fülle, und das goldene Zeitalter aller Spitzbuben und Räuber liegt in den letzten Zeiten seines siechen Daseins. Fiel doch das heillose Treiben des Schinder-

hannes und seiner Bande in dem Rheinlande noch zum Theil in die letzten Athemzüge dieses schon halbtodten Leibes, und konnte nur so fröhlich gedeihen, weil keine lebenskräftige Thätigkeit in den kleinen Staatsgebieten ihm entgegenzuwirken vermochte.

Vorsichtig, wie eine Katze sich dem Mausloche nähert, schlich Michel im Schatten der Häuser hin, den der schon jenseit der Ruinen Stahlecks hinabsinkende Mond bis weit über die Hälfte der Obergasse warf.

Michel hatte eine untersetzte Gestalt und war, trotz seines Alters, noch sehr muskelkräftig und wetterhart. Er gehörte insbesondere zu den Seltenheiten der menschlichen Race, die man „Kakerlaken" zu nennen pflegt. Sein Haar hatte eine Farbe zwischen weiß und gelb, doch so absonderlich, wie man es selten sieht. Das von der Regel Abweichendste war indessen sein Auge. Der Augapfel war roth, fast wie bei den weißen Kaninchen, und schien Nachts fast feurig, wie das Auge einer Katze. Beständig aber zwinkerte dies seltsam gebildete Auge, und rollte hin und her, daß es schier furchterregend war, hineinzublicken. Nachts hatte es die Natur des Katzenauges ganz, es sah im Dunkeln mit einer Schärfe, wie kaum das beste Auge anderer Leute am Tage. So hatte ihn die Natur und die Weisheit des Stadtrathes an die rechte Stelle als Nachtwächter gesetzt, ein Umstand, der, soweit chronikalische Nachrichten reichen, weder in der guten Stadt Bacharach, noch in den Mauern ihrer Schwestern anderwärts zu den regelmäßigen gehörte. Durch diese Naturgabe war er jetzt im Stande, trotz des blendenden Schnees und der Tiefe des Schattens, an den Häusern wahrzunehmen, daß am Apostelhof irgend etwas Unheimliches vorgehe. Er sah eine Gestalt arbeiten, ohne daß sein Ohr etwas vernahm, und der Kapuziner hatte an der Ecke der Bauersgasse noch immer seine Stelle, als ob er dort Wache hielte.

Er stand eine Weile und beobachtete scharf den Kapuziner. Darauf sagte er zu sich: Aha, das ist ein Schreckenberger, eine

leere Kutte, und der Vogel, der drin steckte, arbeitet am Thore des Apostelhofs! — Als er diese Ueberzeugung gewonnen, wickelte er den Riemen seines derben Knotenstockes stärker um die rechte Handwurzel und schlich mit Katzenvorsicht näher. Noch einmal hielt er ein und horchte. Der abknappende Ton eines Brecheisens verscheuchte vollends jeden Zweifel, und bald war er, ohne von dem Arbeitenden bemerkt worden zu sein, dem Menschen am Thore so nahe, daß er rasch in die Straße trat und sagte: „Du hast ja den Schlüssel vergessen, Freund Finkenstock?"

Wie von einem Zauberschlage getroffen, fuhr die dunkle Mannsgestalt am Thore herum. „Verfluchter Hund!" knirschte der Räuber, und das Brecheisen flog, wohlgezielt und mit entsetzlicher Gewalt geschleudert, gegen Michels Gesicht. So aus dem Schattendunkel des Thors herausgeschleudert, hätte es sicher jeden Anderen getroffen; aber Michels Katzenauge sah zu scharf; er wich aus, und mit voller Wucht flog das Eisen gegen die Mauer des gegenüberliegenden Hauses. „Fehlgeschossen!" hohnlachte Michel, und im gleichen Augenblicke sauste sein Knotenstock durch die Luft und traf mit schmetternder Macht den Räuber, der, sich bäumend, das Gleichgewicht auf der glatten Treppe verlor und auf die Straße herabrollte, wo er sich sogleich wieder aufzurichten versuchte.

Michel nahm indeß seinen Vortheil wahr und stürzte sich auf seinen Gegner; hier rang aalartige Gewandtheit mit herkulischer Kraft.

Michel sagte: „Blaupfeifer, nun entgehst Du mir nicht zum zweiten Male!" und setzte das Knie auf des Unterliegenden Brust; aber rasch zuckte dieser mit einer freigewordenen Hand ein Messer gegen Michels Seite.

Wieder war es die wundersame Beschaffenheit seines Auges, die ihn hier vor dem Verderben rettete. Ein kräftiger Schlag, auf den zuckenden Unterarm des Räubers geführt, schleuderte das Messer weit in die Straße; allein durch die Wucht dieses Schlages verlor

auch Michel seinen festen Halt. Eine rasche Bewegung Finkenstock's warf Michel auf die Seite, und wie ein Gedanke war der Andere auf den Beinen. Einen schnellen Blick warf er umher, ob er sein Messer nicht erreichen könne; als aber die Gewißheit sich ihm ergab, es liege nicht nahe, flog er pfeilschnell die Bauersgasse hinab. Michel brüllte: „Hülfe! Bürger heraus!" und rannte dem Entfliehenden nach.

Unglücklicher Weise prallte er wider die Kapuzinerkutte, die ruhig an ihrer Stelle stand, von einem Pfahle gehalten, stolperte darüber und stürzte noch einmal in den Schnee.

Durch diesen fatalen Zwischenfall gewann der Fliehende einen namhaften Vorsprung. Michel, noch immer brüllend: „Zu Hülfe! zu Hülfe!" rannte ihm nach und verfolgte ihn, seinen Stock nach seinen Beinen schleudernd. Auch dieser Versuch mißglückte, da im Eifer kein rechtes Zielen möglich war. Nun ging's an ein Hetzen! Durch die lange Untergasse hin ging die Flucht und die Verfolgung; allein immer größer wurde der Raum zwischen Beiden, und in der Nähe des „Rades", da, wo bei der Mündung des Spurgäßchens ein Brunnen sich zwischen zwei Häusern an die Stadtmauer rückt und eine Stiege auf den verdeckten Gang auf der Stadtmauer führt, verschwand der Fliehende, ohne daß Michel wußte, ob er in das Spurgäßchen entwischt sei oder auf den Mauergang sich geflüchtet habe. Als Michel an die Stelle kam, war Alles stille. Bleich vor Zorn stand er da und horchte, ob er nicht die Tritte des Fliehenden höre; aber es blieb stille. Hinten in der Straße jedoch wurde es laut. Die Bürger kamen in den groteskesten Aufzügen hervor, um Michels Flüche und Schimpfreden auf die Schlafhauben zu hören.

Michel dachte nicht daran, daß Finkenstock, der genau mit allen Räumlichkeiten der Stadt vertraut war, durch eine jener Luken der Stadtmauer hinausgestiegen und sich an der verwitterten Mauer festhaltend durch ein schnelles Hinabklettern gerettet habe, vielmehr

vermuthete er, daß er in eine etwa offene Thüre eines der umliegenden Häuser geschlüpft sei. Die Zahl der herbeieilenden Bürger mehrte sich. Der Amts- und Rathsschreiber Rudolphi, der in der Nähe „des goldenen Rades" wohnte, stürzte jetzt ebenfalls herbei, und nach kurzem Rathe wurde eine allgemeine Haussuchung beschlossen. Damit sie aber gleichzeitig in allen Häusern der Nachbarschaft des Mauerbrunnens statthabe, wurden die Bürger vertheilt, und ein Haufe von zehn tapferen Männern stürmte an das „goldene Rad".

Die heftigen Schläge an die Hausthüre weckten den Radwirth aus dem tiefen Schlaf, in den er kaum erst den rechten Weg gefunden. Taumelnd gelangte er zum Schlosse, und erst, als schon die Thüre fast erbrochen war, gelang es ihm, zu öffnen. „Was gibt's?" schrie er den Eindringenden entgegen.

„Du hast einen Spitzbuben im Hause," schrieen die Männer, denen selber der Zusammenhang der Begebenheit, in die sie plötzlich einzugreifen berufen wurden, noch dunkel war.

„Um des Himmels willen," schrie der Wirth, „es ist ja Niemand im Hause, als ein friedfertiger Reisender, der eben erst sich in's Bett verkrochen hat."

„Das ist er! das ist er!" tönte es aus allen Kehlen. „Wo liegt er?"

Und dem Wirthe nach stürmte die Rotte.

Anselm rang, wie bereits erzählt, eben danach, den Strick von seinem Halse abzustreifen, der ihm, alles Athems beraubend, an den Querbalken des zweibeinigen Galgens fesselte, als mit einem Höllenlärm seine Stubenthüre aufgerissen wurde und er erwachte.

Von kaltem Angstschweiße bedeckt, setzte er sich im Bett auf und starrte den furchtbaren Gestalten entgegen, die durch die Thüre in ununterbrochenen Reihen in das Schlafgemach quollen.

„Da ist er! Haben wir Dich endlich! Reißt ihn heraus!" das waren die Worte, welche Anselm vernahm, und blitzschnell folgten handgreifliche Zuthaten, welche ihn aus der süßen Wärme

des Bettes an den kalten Boden und in die erstarrende Kälte des Zimmers versetzten.

Er war keines Wortes mächtig, wäre aber auch nicht dazu gelangt, denn mehr als eine Faust, die, an Muskelkraft reich, Respect einflößen konnte, kam in unverhoffte und unerwünschte Nähe mit seinem Gesicht. Es hätte eines Wortes bedurft, um sie in eine bald verticale, bald horizontale Bewegung gegen seinen müden Leib zu bringen. Sobald Angst und Schrecken des ersten Augenblickes des Erwachens vorüber waren, begann er ruhiger zu werden und bat, ihm doch nur zu gestatten, daß er sich in dieser Hundekälte bekleide, er wolle ihnen ja gern folgen, wohin sie ihn zu bringen für gut fänden.

Das wurde endlich zugestanden.

Einer der Bürger war indessen hingeeilt, dem Stadtschreiber zu melden, daß sie den sauberen Vogel „im Rade" gefangen.

Ohne Säumen hörte nun alles Suchen auf, und die ganze Masse drang in das „Rad", wo Michel und der Stadtschreiber Rudolphi sich kaum Raum, zu dem Gefangenen zu kommen, erringen konnten.

Während dieser Zeit war der Wirth hinweggeeilt, Licht zu holen, da allmälig das erlöschende Mondlicht eine dichte Finsterniß eintreten ließ.

Anselm war noch immer bemüht, seine Kleider anzuziehen; allein ein gewaltiges Zittern an allen Gliedern, das theils von innen heraus kam, theils von der Kälte herrührte, ließ ihn vergeblich ein Geschäft verrichten, das er sonst in wenigen Minuten zu vollziehen gewohnt war.

Den heldenmüthigen Bürgern dauerte sein vergebliches Bemühen, sich in seine Kleider zurechtzufinden, über Gebühr und Geduld lange, und etwelche an Eile mahnende Rippenstöße vereitelten vollends die Erreichung des angestrebten Zieles.

Zu seinem Glücke nahte jetzt der Radwirth mit einer trübe

brennenden Oellampe. Als das Licht auf Anselms Gesicht fiel, verlängerten sich augenblicklich die Gesichter der umstehenden Bürger, und die, welche ihn mit Faustschlägen und Rippenstößen bedacht, begannen in ein weiter rückwärts stehendes Glied des Ringes sich zurückzuziehen, denn — das war ja nicht der Allen wohlbekannte Erzehntschreiber Finkenstock, sondern ein weltfremder, zitternder, todtbleicher Mensch.

„Alle Donnerwetter, Ihr Esel, was habt Ihr gemacht!“ rief Michel Pelzer mit seiner Stentorstimme. „Habt da den müden Reisenden aus dem Bett gerissen, und währenddessen entwischt uns der Spitzbube! Das ist ja der neue Zehntschreiber, der diese Nacht erst angekommen ist.“

Alle standen jetzt wie Bildsäulen da, und der Stadtschreiber, der schnell die Sachlage überblickte, begann in den Ton, den Michel angeschlagen, kräftig einzustimmen. Die Bürger wichen, tödtlich erschreckend, zurück, und nach wenigen Minuten war in der eben noch so tumultuarisch angefüllten Schlafstube Anselms nur noch der Stadtschreiber, der Wirth, Michel und der bebende Leidensbruder selbst.

Michel und der Amts- und Stadtschreiber überboten sich in den umschweifreichsten Entschuldigungen, die dem innerlich das Gleichgewicht nicht mehr findenden Anselm die Gelegenheit benahmen, wenn auch einen von Furcht überbotenen Unwillen auszusprechen.

Unter den herzlichsten Beileidsbezeugungen entfernten sie sich endlich, und Anselm kroch zitternd und bebend, wenn auch mit leichterem Herzen, unter den Berg seiner Federdecke, um den Schlaf zu suchen, der erst wieder sich einstellte, als der Tag glühend roth anzubrechen begann.

---

2. Der Morgen.

„Das war 'mal ein feiner Willkommen für Euch, Herr Zehntschreiber," sagte der Wirth, die Hände reibend, als Anselm mit einem bleichen Gesicht in's Gemach trat, um das damals noch seltene Frühstück eines duftigen Kaffees einzunehmen, das der Wirth aus der Ofenkachel nahm und auf den Schenktisch setzte. „Ich verhoffe," fuhr er fort, „daß Ihr ob des unangenehmen Abenteuers keinen Widerwillen auf mein Haus fallen lasset, das des Ruhmes nicht ohne Grund genießt, seine Gäste nach Verdienst und Würden freundlich und behaglich zu herbergen. Es ist ein schlimmes Zusammentreffen mit dem verruchten Spitzbuben. Ihr wißt doch —"

„Laßt mir meine Ruhe," rief Anselm, dem der ominöse Name schon wieder in den Ohren klang; „ich habe nun gerade hautsatt daran."

„Wie Ihr wollt, Herr! seid so gut, mir Euren respectablen Namen zu offenbaren," sagte mit großer Resignation der Wirth; denn ein solch' reiches Unterhaltungskapitel hatte er lange nicht unfreiwillig bei Seite gelegt.

„Ich heiße Anselm Köhler," sagte der Gast und setzte sich zum Frühstück.

„Köhler, Köhler!" wiederholte der Wirth. „Heißt nicht so der Herr Decanus von Sanct Aposteln in Köln?"

„Ist mein geistlicher Herr Oheim," sagte Anselm.

„So, so! Nun, da habt Ihr einen starken Hinterhalt, Herr Zehntschreiber, und seiner Zeit ein wacker Erbe in Aussicht. Euer Stellchen im Apostelhof nährt auch seinen Mann und wirft einem Mann Eures Standes und Alters ein Erkleckliches zu seinen besonderen Vergnügenheiten ab. Laßt Euch das „goldene Rad" empfohlen sein. Ihr findet da immer die standesmäßige Gesellschaft, dermaßen die Herren Beamten meinen Steeger, Manubacher und Oberdiebacher sehr „süffig" finden. Habe auch Enghöller und Boden-

thäler und ziehe selbst in meinem Weinberg in der Wolfshöhle, welche eine vorzügliche Weinbergslage gen Steeg zu ist, die Perle des Weins unserer Gemarkung."

Anselm neigte sein Ohr der Rede des Wirthes nicht zu. In ihm gingen die Erlebnisse dieser Nacht noch bunt durcheinander. Seine Miene war unfreundlich. Allmälig jedoch lag ein anderes Verlangen in ihm, und der redselige Wirth, der Alles aufbieten zu wollen schien, ihm die Drangsale der Nacht aus dem Gedächtniß wegzutilgen, schien ihm die beste Quelle, es zu befriedigen. Er sollte im Apostelhof in eine ihm fremde Welt, unter Menschen treten, die ihm Alle fremd waren.

„Herr Wirth," hob er darum endlich an, „wenn Ihr mir das Herzeleid wollt vergessen machen, das ich unter Eurem Dache verlebt, so setzt Euch einmal zu mir, da wir so schön allein sind, und schildert mir meine künftigen Hausgenossen im Apostelhof treu und wahr und ohne Rückhalt. Ihr mögt Euch vorstellen, daß es mir darum zu thun ist, klar zu sehen."

Der Wirth setzte sich. „Da sollt Ihr Euch an mir nicht betrogen haben," sagte er, „allein gebt mir Euer Wort, daß niemals auch nur eine Sylbe von dem bekannt wird, was ich Euch als guter Freund mittheilen werde."

Anselm gelobte das mit Freuden, und der Wirth strich seine Haare zurück, wie er pflegte, wenn er Wichtiges unternahm, hustete einigemal und hob dann an zu erzählen.

„Wenn Ihr es verlangt," hob er zutraulich an, „daß ich frisch von der Leber und von der „Farbe" reden soll, so kommt nicht immer das Beste. Ich kann aber nichts dafür, wenn die nackte Wahrheit nicht schön ist. — Im Apostelhof leben zwei Hausgefäße, unten der Apostelküfer Ickrath mit seiner Sippschaft und oben der Herr Rath und kurkölnische Amtskeller Würfler mit der seinen.

„Der Ickrath ist ein ehrlicher Mensch, aber grob und in Redensarten nicht eben sehr wählerisch. Er thut ehrlich seine Pflicht, trinkt

sein Schöpplein, singt und pfeift den ganzen Tag und läßt sonst „Gottes Wasser über Gottes Land laufen“. Ihr wißt, was das heißt. Seine Frau ist still und ernst, eine tüchtige, respectable Hausfrau, von der Niemand redet. Das ist gewiß ein gutes Zeichen für die Frau. Nehmt Euch aber vor dessen achtzehnjährigem Kind in Acht! Ihr seid jung, und das Feuer in ihren braunen Augen zündet wie ein Blitz. Sie gilt für das hübscheste Mädchen der ganzen Stadt, mit Ausnahme der Tochter des Herrn Rath Würfler. Ickrath's Lenchen und Raths Tonchen heißen die „Perlen des Apostelhofs“, und Ihr kommt da zwischen zwei Feuer, was an und für sich seine Mucken hat.

„Lenchen ist ein sittig Kind, das die Mutter streng erzogen hat, und nie ist mir etwas Unrechtes von ihr gesagt worden. Der schlechte Finkenstock stellte ihr nach wie ein Sperber der Taube, aber er flatterte ab.

„Eine Stiege höher als Meister Ickrath wohnt eben Herr Rath Würfler, das zweite Hausgefäß.

„Derselbe ist siebenzig Jahre alt und ein „alter Fuchs, der mehr als ein Loch in Bau hat,“ wie die Jäger reden. Wer ihn fangen will, muß frühe aufstehen und sich wohl vorsehen, daß er nicht gefangen wird. Seit länger als vierzig Jahren verwaltet er das Amt, und wer ihm nachsagen wollte, er habe seinen Vortheil versäumt, der löge es in seinen Hals. Mit dem Finkenstock hat er unter einer Decke gespielt; als aber der Bursche keck, unverschämt, diebisch wurde, zuletzt keine Rücksicht mehr gelten ließ, die Kasse erbrach, deren Mangel der Alte decken mußte, da war es aus. Er ließ ihn fallen, und er mußte flüchtig werden, um dem halsbrechenden Prozesse zu entfliehen. Nehmt Euch in Acht. Er wird Euch auf's Eis führen und so lange düfteln, bis er Euch im Garne hat. Reich ist er, entsetzlich reich, und genießt auch seinen Reichthum; denn trotz seines Zipperleins ist Küche und Keller sein Himmelreich. Er sitzt in maßloser Langweile den ganzen Tag im Polstersessel am

Fenster und hascht nach Stadtmährlein. Seine kranken Füße ruhen in Lammpelz gehüllt auf einem Kissen, und wehe Dem, der das Unglück haben sollte, sie unsanft zu berühren.

„Sein größter Schatz aber ist Tonchen, sein Töchterlein, die andere „Perle des Apostelhofes". Ihr habt, darauf könnt Ihr Gift nehmen, nie ein hübscheres Mädchen gesehen. Schwarze Augen, Himmel und Erde! die leuchten, sengen, brennen und machen Jeden kapitaltoll, der zu tief hineinblickt. Ist ebenso als bei Ickrath's Lenchen, und wer die Schönste von beiden Mädchen ist, bleibt vor der Hand noch ein Räthsel. Versucht Euch einmal an der Lösung! Ihr seid, nehmt's nicht quer, ein hübscher Mensch und — wenn Feuer und Stroh zusammenkommt, brennt's gern, sagt das Sprüchwort am Rheine. Tonchen ist verliebt wie ein Eichhörnchen. Wer weiß, was sich macht? Ihr habt den hochwürdigen Decanus zum geistlichen Oheim, heirathet Ihr das Tonchen, so seid Ihr Amtskeller, so gewiß, als ich Radwirth allhier bin! Wär' nicht zu verachten! Eine bildschöne Frau, ein Haus wie ein Schloß, freier Herr, zwölfhundert Gulden Besoldung und zwölfhundert Gulden Nebenabfälle, das ist schon werth, überlegt zu werden. Daß Tonchen mit dem Amtsschreiber Rudolphi liebäugelt, darf Euch nicht irre machen. Sie hat Niemand sonst, an dem sie Gefallen finden könnte. Die Beamten hier sind alle alte Knasterbärte, die meist ihre Weiber haben, und sonst ist Nichts vorhanden, was ihr ebenbürtig wäre. Der Rudolphi ist kreuzbrav, aber — aber — ob er es versteht, „Süßholz zu raspeln," das heißt, wie man sich hier scherzweise ausdrückt, einem hübschen Mädchen schön zu thun und artig zu sein, wie sie's gern haben, möchte ich wohl bezweifeln. Den hebt Ihr aus dem Sattel, so gewiß als zweimal zwei vier ist.

„Ich erleb's noch, daß ich auf Eurer Hochzeit lustig bin!"

Anselm zog die Stirn in Falten. „Macht die Rechnung nicht vor dem Wirthe," sagte er.

„Das kann ich gar nicht," lachte der mundfixe Wirth, „weil ich ja selber der Wirth bin." Ein schallendes Gelächter begleitete seinerseits diesen, in seinen Augen glänzenden Witz. Da er aber merkte, daß sein Gerede nicht den erwarteten Beifall fand, lenkte er ein.

„Haltet es meinem Naturell zu gut, Herr Zehntschreiber, wenn ich meiner Laune einmal den Zügel schießen lassen muß. „Einen Scherz in Ehren, kann Niemand wehren!" Außer dem schönen Tonchen leben noch zwei Personen im Hause, die von schwerem Gewichte sind, die Eine sogar auch lieblich, nämlich Jungfer Annemarthe, die aber eigentlich zu diesem Ehrennamen kein Recht von wegen eines Söhnleins, von dessen naher Verwandtschaft zu dem Herrn Rath und Amtskeller die böse Welt wissen will. Mir ist's einerlei. Annemarthe ist über die Jahre der Jugend, aber nicht über ihre Eitelkeit und Gefallsucht hinaus. Tonchens Milchamme wurde sie, als die Frau Räthin starb, Haushälterin; ja, ich kann sagen, die Seele des Hauses, weil sich Alles um sie herumdreht. Habt Ihr sie zur Freundin, so ist's lange gut mit Euch bestellt. Und sie zur Freundin zu kriegen, ist nicht schwer. Ihr dürft ihr nur artig sein und zuthunlich. Glaubt mir, der Finkenstock hätte sich im Apostelhof so lange nicht gehalten, wäre sie nicht seine Stütze und Schützerin gewesen, und — daß es ihm mehrmals gelang, den alten, schuftigen Filz von Rath, der von Geiz schier platzt, tüchtig herzuholen — ohne sie wär's sicherlich nicht gerathen. Man sagt, sie stehe heute noch mit ihm im Bunde. Behaupten will ich's nicht — aber ohne ist's auch nicht. Wie hätte er es sonst immer so trefflich treffen können, daß Niemand im Hause war, als Annemarthe und der Alte? Mein Großvater selig sagte, da er noch lebte: „mit Wasser bäckt man keine Pfannenkuchen!"

„Es war eine seltsame Geschichte," fuhr der Wirth fort, „daß der vermaledeite Finkenstock mit der alten, dicken Annemarthe ein Herz und eine Seele war und doch auch dem Tonchen den Hof

machte, und gern von ihr gesehen war. Ein schlauer Spitzbube war's, und er muß pfiffig sich durchgeholfen haben. Nun, Tonchen ist ein verliebt Ding und leichtfertig dabei, obwohl man ihr kein Unrecht nachsagen kann; nur so ein bischen Liebelei und absonderliche Neigung zu den Mannsleuten. Zuletzt, Herr Zehntschreiber, ist noch eine Person von Wichtigkeit im Hause, nämlich das Jaköbchen, Annemarthens Söhnlein. Ich sage nicht Söhnlein, weil ihn die Jugend drückt, denn er ist seine zwanzig und mehr Jahre alt, sondern vielmehr heißt er so einer Leibesgestalt wegen, die fast nur zwei Schuh mißt. Er ist ein Zwergab und ein erschrecklicher Buckelorum dazu, der auf dem Rücken und auf der Brust einen mächtigen Verdruß sitzen hat. Wenn Ihr Euer Lebtag etwas Häßlicheres und Erschrecklicheres gesehen habt, als Jaköbchen, so will ich mein Lebtag Wasser trinken, was ich ungern thue. Er hat einen Kopf wie ein Fruchtsimmer, Augen von entsetzlicher Größe und brennrothe Haare. Alle Welt hält ihn für einen Simpel, aber er ist gescheidt wie ein Thorschreiber, und luchst den Leuten ihre Schwächen, Neigungen und Gedanken ab, wie man's sich gar nicht vorstellen kann. In seinem Thun ist er ein Kind. Seine Tauben sind sein Glück. Tag aus, Tag ein wandert er durch die Gassen, um dem Rath Neuigkeiten zu bringen. Er weiß auch alle Geschichten und was in den Häusern vorgeht. Hat man ihn zum Feinde, so ist Hopfen und Malz verloren, man kommt nicht mehr in's Fahrwasser, denn er gilt Alles bei dem Rath. Er allein kann dem die Lammpelze um die Füße wickeln und darf sich etwas bei ihm herausnehmen.

„Nun kennt Ihr Eure künftigen Hausgenossen genau; aber, ich wiederhole noch einmal, haltet bei Euch, was ich Euch gesagt."

Anselm Köhler versprach zu schweigen. Er saß stille in der Ecke am Kachelofen, überlegte sich, was er gehört, und schien sich einen Plan zu machen, wie er auftreten wolle.

Der Wirth war hinausgegangen, kam aber bald wieder und setzte sich zu Anselm.

„Wo habt Ihr denn Euer Gepäcke?“ fragte er.

„Das bringt morgen oder übermorgen ein Lücker Fuhrmann mit,“ sagte Anselm und forderte seine Zeche. Als er sie berichtigt, brach er auf, um nach dem Apostelhof zu gehen. Der Wirth, der Allerweltsfreund sein mochte, hatte bereits dorthin seine Magd entsendet, um in besonderer Gefälligkeit die Anzeige zu machen, daß alsbald der neue Herr Zehntschreiber eintreffen würde, der diese drangsalvolle Nacht, selber angefochten, in seinem Hause geherbergt habe.

3.

Wo die vom Rheine gegen den Berg laufende Bauersgasse in die die Stadt der Länge nach durchschneidende Obergasse ausmündet, stand im Jahre 1708 ein Gebäude, dessen alterthümliche, wunderliche Bauart in eine längstverschwundene Zeit zurückwies. Der Styl, wenn auch vorherrschend gothisch, hatte so viel Eigenthümliches, daß er jeden kundigen, ja auch ganz unkundigen Blick fesselte und Räthsel vorlegte.

Man nahm es deutlich wahr, daß der ursprüngliche Plan des Baumeisters nicht seine volle Ausführung gefunden hatte, vielmehr ein Wesentliches fehlte, um die Einheit und Vollendung des Ganzen zu verwirklichen. Die ganze Anlage des Gebäudes zeigte es, daß der Baumeister im Sinne gehabt hatte, ein Mittel- und Hauptgebäude aufzuführen, an das sich zwei, mit dem Hauptbaue jedoch verbundene, nur weiter vorspringende, niedrigere, den viereckigen Platz nur nach der Straße offen lassende Flügel anschließen sollten. Der Hauptbau und der Flügel links vom Eingange waren auch vollendet. Der rechtsliegende jedoch war nie zur Ausführung gekommen, vielmehr bildete der ganze für ihn bestimmte Raum weite Bogenhallen, unter deren Gewölbe Keltern, Bütten und des Apostelküfers Werkstätte sich befanden.

Das Hauptgebäude, das eine doppelte Länge gegen den fertigen Flügelbau hatte, zeigte drei Giebel nach vorne, deren mittelster am höchsten war. Aus rothem Sandstein ausgeführt, waren diese Giebel mit der zierlichsten Steinmetzarbeit verziert und liefen in wundervolle Blattrosen aus. Große Spitzbogenfenster liefen am Hause hin im zweiten und dritten Geschosse, während das erste Geschoß Fenster zeigte, die volle Halbkreise bildeten. An dem mittelsten Stockwerke lief ein Balkon hin, dessen Lehne die allerzierlichsten Sculpturen bedeckten. Wo der Flügelbau sich an den Halbbau anschloß, erhob sich ein Thurm, in dem die gewundene steinerne Stiege alle Geschosse verband. Unter seinem Dache hauste Jaköbchens zahlreiche Taubencolonie.

Wo man von der Wendelstiege in die einzelnen Stockwerke trat, befanden sich gewölbte Hallen, auf welche die Thüren der Gemächer mündeten, wenn sie nicht auf einen Gang ausliefen, der sich in der Mitte der Zimmerreihen dunkel und unheimlich hinzog.

Gegen die Straße schloß eine hohe Mauer den geräumigen Hof ab, und ein mächtiges Bohlenthor hatte in seinem rechten Flügel ein kleines Pförtchen zum Aus- und Eingang. Zur Seite des Thores befand sich ein mit mächtigen Eisenstäben verwahrtes Fenster in der Mauer, um, wenn das Thor geschlossen war, Diejenigen zu sehen, welche Einlaß begehrten. Zur Seite dieses Fensters befand sich der Brunnen. Der Baumeister mußte ein absonderlicher Kauz gewesen sein; denn wohin man blickte, da schauten aus dem reichen Blattwerke der Steinverzierungen sowohl am Balkon, wie am Fries und Gesimse die gräßlichsten, spottenden, höhnenden und lachenden Fratzen heraus, und besah man sie genau, so waren es tonsurirte Köpfe oder Thierköpfe mit geistlichen Kopfbedeckungen oder anderen leicht kenntlichen Abzeichen, als: Bischofsstäben, Infuln, Stolen und dergleichen. Die Sage berichtete, der Erbauer sei ein Decan oder Probst aus Köln gewesen, der am Delirium tremens, zu deutsch: am Säuferwahnsinne gelitten.

Der ehrliche Chronist Sebastian Fabian macht zu dieser Sage, die er erwähnt, die beherzigenswerthe Bemerkung: „Es ist wohl ein Zeugniß für die arge und böse Welt, daß man solche Greuel einem geistlichen Haupte zuschreibet und gar vermeinet, er habe an einem Delirio gelitten, so vom vielen Weintrinken kommet, was doch von einem solchen billig nicht vermuthet werden mag." Ob nun die Sage richtig, mag dahingestellt bleiben.

Dieses Gebäude hieß von uralten Zeiten der Apostelhof, und der Erzähler bezeugt, daß die Stätte, wo es stand, heute noch diesen seltsamen Namen trägt, obwohl vom ursprünglichen Baue leider nichts mehr übrig ist, als die stattlichen Keller.

Woher solcher Name? fragen vielleicht manche Leserinnen. Die Antwort ist diese: In der Zeit, wo Bacharach unter der Regierung des erzbischöflichen Krummstabes von Köln stand, hatte die Kirche zu den heiligen Aposteln in Köln reiche Schenkungen an Weinbergen, Aeckern und Wiesen in dem Gebiete der sogenannten „Vier Thäler" erhalten, welche vier Thäler einen eigenen, durch selbstständige Verfassung getragenen Verband bildeten, nämlich Bacharach, Steeg, Manubach und Oberdiebach nebst den dazu gehörigen kleinen Dörfern und Weilern.

Ein reicher Ritter von Greifenclau, der es erwarten mußte, daß über seinem Grabe, da er erbenlos war, der Schild zerbrochen würde, schenkte diesen seinen Freihof oder sein Burghaus der Apostelkirche nebst allen daran haftenden Gütern, Gilden, Zinsen, Zehnten und „hörigen Lüten", wie die von dem Chronisten erhaltene Urkunde sagt, hoffend, daß durch solche fromme Schenkung die Bürde, die seine Seele belastete, abgenommen oder doch namhaft erleichtert würde, da dafür Anniversarien und Singmessen gehalten werden mußten. So hieß denn fortan das Gebäude nicht mehr „Greifenclau'scher", sondern Apostelhof.

Der Herr Rath und Amtskeller (wie die Verwalter der Gefälle irgend einer öffentlichen Anstalt damals hießen) saß in seinem

damastnen Schlafrocke, der gar absonderliche Blumen zu Tage legte, die weiße Zipfelmütze über den kahlen Schädel gezogen (da die Perrücke mit den mächtigen Rollen erst Mittags aufgesetzt wurde), in seinem grüngepolsterten Lehnstuhl und dampfte Ringlein in die Luft, deren Rundung und zierliches Schweben ihn über die Maßen erfreute und ergötzte. Noch eine Tasse Mokka stand auf dem achteckigen Tischchen von chinesischer Arbeit neben ihm, an deren duftigem Inhalt er von Zeit zu Zeit nippte. Jaköbchen hatte bereits, da es stark auf den Mittag losging, seine Neuigkeiten referirt, die heute außergewöhnlich dünn ausfielen, weil nur ein Gegenstand die Stadt bewegte, das außerordentliche Ereigniß dieser Nacht, bei dem der Apostelhof extra betheiligt war.

Die Gemüthsruhe des Herrn Raths war zwar erschüttert worden, allein das Phlegma herrschte in seinem dicken Leibe so überwiegend vor, daß er sich, zumal ja Finkenstock's Versuch mißlungen war, bald wieder in das Geleise seines Beharrens hineinfand. Was ihm mehr zu denken gab, war eben der neue Zehntschreiber. Was wird denn das wieder für ein Vogel sein? sagte er laut zu sich selbst; denn laut zu denken war seine Weise. Ein Kölner Funke vielleicht? So einer, der auf der Fleischgabel liegen bliebe? Nepotchen vom alten Decan. Taugen in der Regel nicht viel! Werde klug sein müssen, um zu probiren, wie hoch er fliegt, wie schwer er wiegt. Nun, ich habe „ein Auge, das um die Ecke sieht,“ und mein Jaköbchen versteht sich auf die Menschenprobe, wie Balthes Ickrath auf die Weinprobe. Der arme Teufel hat eine schlimme Willkommnacht gehabt. Muß ihm das Herzeleid durch Freundlichkeit zu ersetzen suchen, was ich auch Allen im Hause aufgegeben habe.

Neben ihm auf einem Tisch an der Wand lagen eine Anzahl schweinslederner Folianten, worin sich die Lagerbücher, Zehntlisten und dergleichen auf die Gefälle des Apostelhofs bezüglichen Stücke befanden.

Bis dahin hatte sie der Amtsschreiber dem Alten geführt. Sie sollten nun dem Zehntschreiber übergeben werden. Der alte Herr blickte indessen in ruhiger Erwartung auf die Straße, um den neuen Hausgenossen, bevor er einträte, schon einer Musterung zu unterwerfen.

Jungfer Annemarthe hatte schon die beiden Zimmer, die seine Wohnung abgaben, auf's Reinste hergestellt und auf's Anständigste möblirt. Auf dem Gesimse des Kleiderschrankes standen nickende Pagodchen und aus Wachs geformte Vögelein, an Farben reich, und kleine Töpfchen mit Wachsblumen von erklecklicher Steifheit. Ein Spiegel mit goldenem, verschnörkeltem Rahmen, eine wunderlich geformte Kommode, ein großblumig bezogener Sessel mit Rehfüßen, ein Tisch mit gewundenen Beinen und eine Anzahl hochlehniger Stühle bildeten das Geräthe des Zimmers. Im anderen stand ein unendlich großes, hochbauschiges Federbett mit einem Himmel und Behängen von blauem Damaste.

Jungfer Annemarthe stand vor dem Spiegel und betrachtete sich wohlgefällig, rückte an dem Aufsatz ihres hochgethürmten Kopfputzes und verhehlte sich nicht, daß sie trotz ihrer Jahre (der Puder deckte ja das grauende Haar mit seinem Alles gleichmachenden Schnee) noch immer im Stande sei, ein Zehntschreiberherz zu erobern. Nachdem sie mit seidenem Tuche nochmals vorsichtig jedes Stäubchen entfernt, verließ sie das Gemach und wanderte in die Küche, um — in der Nähe zu sein, wenn der Erwartete nahe. Die durch den Schrecken der vergangenen Nacht hervorgerufene Blässe der breiten Wangen der umfangreichen Matrone hatte ein Schminktöpfchen in blühendes Roth verwandelt. So konnte sie festen Muthes den ersehnten Augenblick erwarten.

Unten im Hofe stand der Apostelküfer Balthes Ickrath in der Bogenhalle des Kellerhauses und pfiff ein Lied, während das Linkbeil die Fuderfaßdauben bearbeitete. In dem Liedlein ließ er seinen Aerger sich entladen, daß ein tiefer Schlaf ihn der Lust verlustig

gemacht, den Räuber mit seinem Bandmesserrücken nach Gelüsten zu bedienen.

Aus dem Thorthürmchen trat jetzt Jaköbchen hervor, pfiff seinen Tauben und streute, als diese mit lautem Flügelschlage zu Hauf herabstürzten, den schweren Hafer des Zehntspeichers in reichlichem Maße unter die beflügelten Lieblinge. Auf seinem unendlich häßlichen Gesichte lag ein unverkennbarer Unmuth.

Während dies Alles sich theils oben im Apostelhof, theils unten zutrug, saßen in der geräumigen Stube des Apostelküfers zu ebener Erde zwei Personen, über die der Radwirth nur andeutend weggegangen, die Mutter und Lenchen. Die Mutter saß zur Seite des Kachelofens und spann, und Lenchen reinigte das Gemüse zum Mittag.

Frau Ickrath war eine Vierzigerin, unfern der fünften Zehn, aber noch keineswegs über die Periode des weiblichen Lebens hinaus, die ihr die Benennung einer stattlichen und schönen Frau mit Fug und Recht zuzusprechen erlaubte. Streng haltend an alter, echter Zucht und Sitte, bewahrte sie einen sittlichen Ernst und eine getragene Würde, wie sie in echten Bürgerfrauen jener und, leider seltener, in einer späteren Periode gefunden wurde. Diese ernste und edle Haltung nöthigte Jedem, der sich ihr näherte, Achtung, der sanfte Ausdruck ihrer Züge Wohlwollen ab. Das Regiment ihres Hauses führte sie mit solchem Takte und doch so zart, daß Meister Balthes es gar nicht merkte, daß er nicht alleine, wie man am Rheine zu sagen pflegt, im Besitze der Hosen sei. Die stete Fröhlichkeit ihres Gatten spiegelte sich in ihren Zügen höchstens in einem milden Lächeln wider.

Das einzige Kind beider Gatten war Lenchen. Sie stand eben im reichsten Schmucke jungfräulicher Blüthe. An dem Mädchen war kein Tadel von dem Kopfe bis zur Sohle, auch nicht der leiseste. Ihre ausgezeichnete Schönheit erhielt durch den stillen, sittigen, demüthigen Ausdruck einen unwiderstehlichen Reiz. Die Frucht einer

gottesfürchtigen Erziehung drückte ihr Wesen aus. Einfach und reinlich, war ihre Kleidung die der mittleren Bürgerklasse. Fromm von echter Farbe war des Apostelküfers Familie, aber fern von jenem bigotten Wesen, das den Himmel ausschließlich als sein unbestreitbares Vorrecht in Anspruch nimmt. Ein Weihwasserkesselchen hing an der Wand und darüber geweihte Palmbüschel vom letztjährigen Palmsonntage, einige Heiligenbilder und ein kleines Spiegelchen. Das war der Wände ganzer Schmuck. Das Geräthe war einfach von Tannenholz, aber sowohl dieses, als der Fußboden blendend weiß gescheuert. Ein Käfig mit einem Blutfinken, den Meister Balthes pfeifen gelehrt und der auf Lenchens Ruf aus seinem Käfig auf ihre Schulter flog, vollendete die einfache Möblirung der geräumigen Wohnstube, deren Fenster von Eisblumen bedeckt waren, auf die der große Ofen trotz tüchtigen Einlegens noch nicht den mindesten Einfluß zu äußern im Stande gewesen war.

Mutter und Tochter hatten den Stoff, welchen die Ereignisse dieser Nacht geboten, bereits im Gespräche vollständig erschöpft, ohne daß die Kunde von dem neuen Zehntschreiber, der so übel davon berührt worden war, sie erreicht hätte, denn noch hatte kein Verkehr mit den Bewohnern des oberen Geschosses stattgefunden, selbst Jaköbchen war noch nicht bei seinem Lieblinge, dem schönen Lenchen, das er nur sein Engelslenchen nannte, gewesen.

Jetzt hüpfte ein leichter Fuß die Wendelstiege herab, und alsbald öffnete sich die Stubenthüre. Wenn auch in der Nachthaube und den Pudermantel um die schwellenden Glieder geschlagen, war das Köpfchen und die Gestalt, die in der Thüre erschien, höchst reizend. Ein lachend gebotener guter Morgen zog die Augen der beiden Anwesenden auf die Liebliche, und eine wohltönende Stimme sagte: „Ach, wie fleißig schon so früh!“

„Frühe?“ wiederholte die ernste Frau Ickrath. „Man sieht wohl, wie lange Ihr geschlafen. Es ist elf Uhr alsbald, und die Eßglocke wird bald läuten.“

„Lenchen putzt ja noch am Gemüse," sagte Tonchen lachend.

„Wir haben auch länger geschlafen, als ziemlich und recht," versetzte die Frau, „aber es ist auch kein Wunder."

„Nun, so grollt auch mir nicht, Frau Ickrath," fiel ihr Tonchen in die Rede, „und da Lenchen nahe fertig ist, so bitte ich, gestattet, daß sie mir das Haar mache."

Die Bitte der Tochter des gebietenden Herrn im Hause, dem ihr Mann untergeben war, konnte nicht leicht eine verneinende Antwort gewärtigen.

Die Mutter sah Lenchen an und sagte: „So geh' und setze das Gemüse zum Feuer; ich will dann ausnahmsweise heute weiter sorgen, da Ihr doch nicht sobald fertig sein werdet."

Das Wort war kaum gesprochen, als Lenchen den Zuber ergriff und mit Tonchen verschwand. Das Befohlene wurde schnell vollzogen, das Feuer geschürt, und wenige Minuten später hüpften die zwei lieblichen Gestalten Arm in Arm die Stiege hinauf und verschwanden jenseit einer Thüre, die rechts vom Eingange gerade über Ickrath's Wohnzimmer lag. Eine starke Wärme hatte das Eis der Fenster gänzlich vertilgt, so daß man auf das Hofthor den freien Blick hatte.

Tonchen setzte sich an das Fenster, und Lenchen begann die glänzenden Flechten des reichsten Haares von ihren Banden zu befreien, die nun fessellos in herrlichen Locken, wie ein weiter schwarzer Mantel, die reizende Gestalt umflossen.

„Du hast früher und besser ausgeschlafen, als ich," sagte das plauderlustige Tonchen zu der schönen Haarkünstlerin, die mit Wohlgefallen das schöne Haar löste. „Auf Deinen Wangen blühen wieder alle Rosen. Ich sehe bleich und angegriffen aus. War das aber auch ein Schrecken! Was nur der Spitzbube wieder wollte? Hätten sie ihn nur endlich einmal gekriegt!"

„Ist das Dein Ernst?" fragte mit sarkastischem Lächeln die

Jugendgespielin und neigte den schönen Kopf über die Schulter Tonchens, daß sie ihr gerade in die Augen blicken konnte.

Tonchen erschrak über die plötzliche Bewegung und die bedeutungsvolle Frage. Eine glühende Röthe flog über ihr schönes Gesichtchen. Sie war indessen nicht so leicht außer Fassung zu bringen. Komisch zürnend sagte sie: „Man meint, Du wärst ein Richter, der einem in's Gewissen hinein oder draus heraus fragen wollte."

„Und wenn ich das nun wollte," fragte Lenchen weiter.

„So könnte ich doch antworten, was ich wollte," erwiederte lachend Tonchen; „aber was soll ich's leugnen? Ich war ihm auch gut! Will's auch gar nicht in Abrede stellen, daß Deine Vermuthung richtig ist. Hast Du was dagegen, daß ich ihm gut war? War er nicht ein gar schöner Mann?"

„Allerdings," sagte Lenchen ernst werdend. „Du kanntest ihn als einen schlechten Menschen, leugnest Du das?"

„War's denn mein Ernst?" fragte Tonchen auffahrend. „Du kannst das Predigen so wenig lassen, als Deine Mutter. Ein wenig Kurzweil ist nicht verboten."

„So?" fragte das züchtige Lenchen. „Schäme Dich des Wortes. Hat er Dich nicht mehr als einmal geküßt?"

„Wenn ich ihn erhaschte und ich ihn geneckt hatte!" fiel Tonchen ein. „Wehren konnt' ich mich doch nicht gegen ihn! Was vermochte ich gegen den kräftigen Mann?"

„Aber ihn nicht necken und zum Haschen herausfordern," versetzte Lenchen scharf betont, „das konntest Du!"

„Du bist so spießbürgerlich und klösterlich zugleich erzogen, daß ich Dich bedaure. Fast glaube ich, daß Du Dich wehrst, wenn einmal Dein Bräutigam Dich küssen will. Da bin ich froh, daß ich anders erzogen bin, und ich dank' es meiner Annemarthe, die sagt, daß einen Scherz in Ehren Niemand wehren könne. Was ist denn auch so ein Kuß anders als ein Spaß?"

„Wenn ich ein Mann wäre, würde mir so leichtfertige Rede

schlecht gefallen. Was würde zum Beispiel der Herr Stadtschreiber dazu sagen, hörte er das, und wüßte, was ich weiß?" fragte Lenchen.

Tonchen erröthete und diesmal halb vor Aerger, halb vor Scham. Sie rief erregt aus: „Hat denn der einen Kaufbrief über mich, oder bin ich seine Frau? Wo steht es denn geschrieben, daß ich mich an ihn gebunden? Er hat mich noch nie geküßt, weil er zu steif und ungelenkig dazu ist und zu spießbürgerlich. Der paßte prächtig zu Dir!"

Lenchen erröthete tief und war froh, daß Tonchen sie nicht ansehen konnte. Jene fuhr in ihrem leichtfertigen Tone fort: „Ich halt' es mit dem Liedchen, welches das verrückte Baumannslieschen singt:

Der Anton und der Peter,
Der Jakob auch dabei,
Die thun mir wohlgefallen,
Ich lieb' sie alle Drei.
Den Anton thu' ich küssen,
Dem Peter folg' ich zum Spiel —
Und sollt' ich dann heirathen —
Der Jakob mir gefiel!

Tralleralera!" sang Tonchen mit lauter Stimme, sie war aufgesprungen und tanzte wie toll im Zimmer herum. Die Lockenfülle umwallte die schöne bewegliche Gestalt, und sie war anzusehen wie eine jener reizenden Bachantinnen, die der Meißel der Künstler des Alterthums uns überliefert hat. Wenn auch Lenchen bei ihren streng sittlichen Grundsätzen einen Stachel in ihrer Brust fühlte und einen edlen Unwillen kaum bergen konnte, so vermochte sie doch das Auge nicht von der wunderschönen Leichtsinnigen abzuwenden.

Endlich blieb Tonchen vor Lenchen stehen und sagte unnachahmlich komisch: „Nun, Nönnchen, reizendes Nönnchen, gehst Du bald in's Kloster? Ich nicht, Täubchen, ich nicht! Mit dem hübschen

Finkenstock hab' ich gescherzt. Daß er ein Spitzbube war, wußte ich nicht. Der einfältige Canonicus Schmitz hätt' ihn auch erst warnen können, ehe er ihn knall und fall absetzte und fortjagte. Was sollte der arme Teufel machen? So hat er ihn dem Verderben in die Arme geworfen. Es ist Schade für ihn! Was thut's übrigens? Heute noch kommt der neue Zehntschreiber."

„Und Du wirst Dein Spiel von Neuem beginnen?"

„Warum nicht, wenn er hübsch ist?"

„Pfui, Tonchen, pfui!"

„Hör' 'mal, Lenchen," hob jetzt Tonchen etwas schnippisch an, „wenn ich außer dem Pater Quardian im Kloster noch einen Beichtvater brauche, so berufe ich Dich dazu! Der Zehntschreiber fand mich hübsch. Warum nicht? Ich bin's ja! Dem Amtsschreiber Rudolphi hat das keinen Abtrag gethan. Hab' ich einmal zu heirathen Lust, so dankt der Steifschechter dem lieben Gott, wenn ich ihn nehme; denn an mir hängt das Amt meines Vaters, und das Geld desselben fällt schwer in die Wagschaale mit gehörigem Gewichte."

Lenchens Antlitz überzog eine dunkle Röthe; aber sie schwieg, bis Tonchen wieder saß; dann sagte sie: „Du hast Recht, mich zurückzuweisen. Einem armen Bürgermädchen kommt so etwas nicht zu. Weil ich mit Dir in die Schule gegangen und Deine Gespielin war, glaubte ich, ich dürfte meinen schwesterlichen Tadel aussprechen, wo ich's für Recht hielt und Dich vor Abwegen warnen zu müssen glaubte. Ich habe mich geirrt, obwohl ich es so treu meinte."

Tonchens Uebermuth war Lenchen wie ein Schwert durch die Seele gegangen. Sie hatte die Worte mit wehmüthig-bitterem Tone gesprochen, und als Tonchen sie ansah, zitterte eine Thräne in den langen Wimpern des schönen Auges.

Tonchen war leichtsinnig und lebenslustig. Das Blut ihrer Mutter, einer Französin, rann in ihren Adern; aber sie war zu gutmüthig, es ertragen zu können, daß Lenchens treues Gemüth,

irgendwie von ihr verletzt, traure. Lenchens Worte drangen wie scharfe Pfeile in ihre Brust. Obwohl sie wußte, daß, wenn sie jetzt aufspränge, sie Lenchens mühsame Arbeit an ihrer Frisur wieder vernichte, so konnte sie doch die Thräne in Lenchens Auge nicht dulden. Rasch sprang sie auf, umfaßte die treue Freundin und küßte schnell die Thräne weg.

„Sie würde auf meiner Seele brennen," sagte sie bewegt. „Vergib mir! Um aller Heiligen willen, grolle mir nicht! Du weißt, wie lieb ich Dich habe; Du kennst aber auch meine Art. Ich kann einmal so ehrenfest und ehrbar nicht sein wie Du; daß ich aber die Wege dessen verlasse, was dem Menschen allein den Werth gibt, das wirst Du doch von mir nicht glauben?"

Lenchen war besiegt. Sie küßte den lieben Mund, vergab, und der Friede war hergestellt. Dennoch fiel auf der Stelle Tonchen wieder in den alten Ton.

„Komm', schöne heilige Marzibille," rief sie, „und fange Dein Werk von Neuem an. Ich weiß, daß es doch Deine größte Lust ist, mich recht schön zu putzen, was ich heute ganz besonders wünsche, weil bald der neue Zehntschreiber kommen muß. Denke nur, der arme Mensch hat diese Nacht im „Rad" geschlafen, und die Esel von Bürgern haben ihn aus dem süßesten Schlafe gerissen und ihn mißhandelt, weil sie meinten, es sei der Finkenstock. Das muß ich ihm mit Liebe und Freundlichkeit doch vergessen zu machen suchen? Nicht wahr? der Vater will's auch haben."

Lenchen hörte mit Erstaunen der Freundin Erzählung.

„Wie er nur aussehen mag?" fuhr Tonchen fort. „Ich kann es kaum erwarten! Siehe, darum möchte ich heute recht hübsch sein. Ist er häßlich, nun, so lasse ich ihn laufen, stelle mich vor den Spiegel und bewundere mich selbst."

Während Tonchen noch so fortplauderte, ging unten das Hofthor auf, und Anselm Köhler trat herein.

Jakóbchen stand mitten unter seinen Tauben, die pickend die

Körner auflasen und mit den Flügeln sich schlagend den Vorrang neidisch einander streitig machten. Mit dem kleinen Kobold waren sie so vertraut und er mit ihnen, daß er züchtigend hier und dort einen herrschsüchtigen Tauber am Flügel faßte und ihn strafte, ohne daß es den übrigen eingefallen wäre, aufzufliegen. Ein weißes Täubchen begünstigte er ganz besonders und nannte es sein „Engelslenchen", während er eine schwarze Taube „arge Hexe" und „Tonchen" schalt. In diesem Treiben bemerkte er kaum, daß der Fremde eingetreten war.

Desto eher aber hatten dies die Mädchen wahrgenommen.

Wenn Tonchen aufsprang, den Pudermantel enger um Brust und Schultern zusammenzog und an das Fenster lief, so war dies bei ihrer Art und Weise nicht zu verwundern; aber daß sich auch das andere schöne Köpfchen höher reckte, daß endlich auch Lenchen an's Fenster trat, das bewies klar, wie weit die Ureltermutter auch in der zartesten, ernstesten und sinnigsten ihrer Urenkeltöchter steckt, mögen sie es in Abrede stellen, wie sie wollen. Selbst Sebastian Fabian, der ernste, hausbackene Chronist, kann nicht umhin, bei Erzählung dieses Auftrittes die Bemerkung zu machen: „Und siehet man hieran unwidersprechlich, wie das Sprüchwort ein Wahrwort ist: Die Eva kann nicht sterben."

Jaköbchen fuhr herum, als das schwere Pförtchen im Thore zufuhr. Ein scharfer Blick fuhr nach dem Fremden hinüber, worauf er ihm zurief: „Bleib' stehen und scheuche mir meine zahmen Täublein nicht!"

Die Art und Weise, wie der Zwergel ihm das zugerufen hatte, hatte so etwas Befehlendes und Herrisches, daß Anselm davon höchst unangenehm berührt wurde. Man sah es der gerunzelten Stirne, den sich senkenden Brauen, dem unwillig blitzenden Auge an, was in ihm vorging. Diese Wirkung währte jedoch nur wenige Augenblicke. Anselm erinnerte sich der Bemerkungen des Wirths und sammelte sich schnell. Mit scheinbarem Wohl-

gefallen blickte er auf die Tauben und ihr buntes Durcheinanderlaufen.

Jaköbchen bemerkte das und sagte: „Gelt, Zehntschreiber, sie sind schön?“

„Kennst Du mich?“ fragte Anselm nicht ohne Erstaunen.

Jaköbchen überhörte die Frage. „Hast Du schon schönere Tauben gesehen?“ fragte er weiter, indem sein Auge durchbohrend auf dem vor Frost zitternden Anselm weilte.

„Niemals,“ sagte Anselm. „Hab' doch daheim auch Tauben gehalten, aber so schöne hatte ich nicht, und so zahm brachte ich sie nicht.“

„Das ist leicht!“ erwiederte der Zwerg; „man muß sie nur recht lieb haben. Das liebe Viehchen merkt's so gut wie der Mensch, wenn man es liebt.“

Anselm sah nicht ohne Erstaunen den blödsinnig aussehenden Zwerg an, als er diese Bemerkung machte, allein auch das erinnerte ihn an des Radwirths Rede.

„Den Finkenstock, den Unhold, konnten sie nicht leiden,“ fuhr Jaköbchen fort. „Der Spitzbube war aber auch Niemandem gut als sich selbst, und das nicht einmal! Du kennst ihn wohl?“

Hatte schon die Nennung dieses ihm so ominösen Namens Anselm sichtbarlich unangenehm berührt, so kam ihm diese von einem stechenden Blicke begleitete Frage ungemein quer. Dennoch fühlte er, daß Zusammennehmen noth war. Das Lächeln, das über seine Züge glitt, war so bittersüß und erzwungen, daß ein scharfer Blick über seine Natur sich nicht täuschen konnte. Etwas stotternd sagte er: „Der Name ärgert mich, weil er mich um die Ruhe dieser Nacht brachte.“

„So?“ dehnte Jaköbchen. „Nun, der war ein rechter Satan. Was ich Dir rathen wollte, mach's nur nicht wie der!“

Der Apostelküfer hatte die Unterredung mit angehört und sah, wie der Zehntschreiber vor Frost bebte. Da lief seine Galle über.

„Hör' 'mal, Du Schlingel," rief er Jaköbchen zu: „siehst Du nicht, wie der Herr vor Frost zittert? Wenn Du nicht fortmachst mit Deinem Taubenvolke, so werf' ich Dir und Deinen Tauben eine Faßdaube an den Kopf! Meinst Du, der Fremde sei Dein Narr?"

Jaköbchen warf dem Apostelküfer einen bösen Blick zu und knurrte in den Bart.

„Herr," rief Meister Balthes, „Ihr habt mehr Geduld als ich. Schreitet zu! Die Tauben mögen wiederkommen, wenn sie noch nicht satt sind. Ihr geht ja vor Kälte zu Grunde!"

Die Wahrheit wirkte wie eine Macht. Anselm schritt vor, und die Tauben flogen mit rauschendem Flügelschlag auf die Fensterbrüstungen und den Rand der Altane und kehrten erst wieder, als er im Treppenthurme verschwunden war.

Der Meister Balthes kollerte mit dem' Jaköbchen; dieser brummte in den Bart, und die Tauben kehrten wieder zu ihrem Futter.

Während sich das im Hofe zutrug, beobachteten die Mädchen den ganzen Hergang hinter dem Fenster, dessen wieder anschießende Eisblumen der weiche Hauch ihres Mundes nur zu entfernen vermochte.

„Hast Du Dir ihn betrachtet?" fragte Tonchen. „Meiner Sir, es ist ein hübscher Mensch, zwanzigmal hübscher, als Finkenstock war! Wie gefällt er Dir?"

„Gut," sagte Lenchen. „Er scheint ein sanfter Mensch zu sein, sonst hätte er nicht mit Jaköbchen so viele Geduld gehabt, denn er schnatterte vor Kälte."

„Ach, was kümmert mich das!" rief Tonchen aus. „Ich musterte nur seine Gestalt und sein Aussehen, und das Alles hat mir gefallen. Zwar sieht er bleich aus — doch, wenn ich bedenke, daß er gestern einen mühsamen Weg machte und diese Nacht so abscheulich gestört wurde, so finde ich das natürlich. Wie viel

schöner muß er sein, wenn erst seine Wangen blühen Er hat ein wunderschönes Auge, und in seiner Haltung liegt so etwas Vornehmes. Man sieht doch gleich, woher so ein Mensch stammt Wenn ich damit die Haltung des Amtsschreibers vergleiche, so ist die ganz unzweideutig bäurisch und plump. Wo sollt' er's auch her haben? Ist nie über das Weichbild Bacharachs hinausgekommen, und sein Vater war ein Gewürzkrämer. Dem sieht man die große Stadt, die Welt, die Erziehung an der Nase an. Ich freue mich recht auf ihn."

Lenchen sah sie mit strafendem Ernst an.

„Wer doch gleich so sicher urtheilen möchte und so wegwerfend über einen braven jungen Mann!" sagte sie. „Wenn Dir ein angelerntes Wesen besser gefällt als Redlichkeit und Treue, so will ich schweigen. Ihn kennst Du, den dort aber nicht; und doch stellst Du ihn hoch über Rudolphi. Kannst Du ihn nicht leiden, oder hast Du ihn nicht lieb, so mach's ihm wenigstens nicht weiß. Das ist sündlich, einen braven Menschen am Narrenseile herumzugängeln und ihn zu hänseln!"

„Wer sagt denn das?" fiel Tonchen ein. „Wenn ich meine Meinung über die Schönheit und anständige Haltung eines Anderen ausspreche, wer sagt denn gleich, daß ich ihn lieber habe als den, mit dem ich ihn vergleiche? Ich sage Dir, daß ich ihn wahrscheinlich heirathen werde, wenn er Kellner wird."

„So?" fragte Lenchen. „Will er denn Kellner werden?"

„Ei du mein Gott, wie albern! Er kann sich glücklich preisen," rief Tonchen, „wenn er es wird."

„Sein Amt ist gut, und er ist ein Pfälzer, der nicht in Kölnische Pfaffendienste treten wird," sagte Lenchen.

„Steht Dein Vater nicht auch im Pfaffendienste?" fragte schnippisch Tonchen. „Wenn das jemals der Herr Decan zu Sanct Aposteln hörte? Aber ich sage Dir," fuhr sie fort, „Amtsschreiberin mag ich nicht werden. Das hieße vom Gaul auf den Esel steigen.

Doch wozu das Gerede? Schnüre meine Schnürbrust zu, dann ist's gut!"

„Und Du kannst gehen!" rief Lenchen mit einiger Bitterkeit. „Sag' ich ein wohlgemeintes Wort, so bist Du gleich oben draußen. Es wird besser sein, wenn ich in meiner Niedrigkeit bleibe und Dich nicht mehr ärgere!"

Tonchen hielt sie, da sie sich entfernen wollte; aber Lenchen ließ sich nicht halten und ging.

Auf der Stiege begegnete sie Anselm. Er trat an die Mauer und grüßte höflich. Mit leichtem Danke flog das überraschte Mädchen an ihm vorüber die Stiege hinab.

„Gewiß eine der Perlen des Apostelhofes," dachte der Zehntschreiber, und wahrlich, sie verdient den Namen! Finkenstock nannte Eine eine Heilige und — ich glaube, das war sie!

In Nachdenken versunken, stieg er die Treppe hinauf und trat in die Halle, wo viele Thüren mündeten. Unschlüssig, weil unbekannt, weilte er einen Augenblick, ob nicht Jemand käme.

Durch eine Spalte der Küchenthüre lugte Jungfer Annemarthe nach dem hübschen Fremdlinge. Nachdem sie ihn sattsam betrachtet, trat sie hervor unter vielen Bücklingen und Knixen, mit dem ganzen feisten Vollmondgesichte lächelnd, so süß, als sie es nur irgend vermochte.

Ihre Ueberzeugung stand fest, wie die Tonchens, daß der neue Zehntschreiber ein würdigerer Gegenstand der Eroberung sei, als sein Vorgänger, und demgemäß setzte sie sogleich alle Segel ein.

Anselm erkannte sogleich nach des Wirthes Schilderung, wen er vor sich hatte. Hier durfte er schon eine derbe Mine springen lassen und war gewiß, daß sie ihres Zieles, der Eitelkeit zu schmeicheln, nicht verfehlen würde. Er stellte sich daher ganz fremd mit den Verhältnissen des Hauses und sagte mit einer tiefen Verbeugung: „Wahrscheinlich die Frau Hofkammerräthin? Ich bin der künftige Zehntschreiber, Anselm Köhler, und möchte mich Ihrem Wohlwollen bestens empfohlen halten!"

Jungfer Annemarthe erröthete vor Vergnügen, daß ihre Erscheinung solche Voraussetzungen rechtfertige, und erwiederte demüthig: „Ich bin nur des Hauses Schaffnerin.“

Anselm ließ sich nicht irre machen und setzte schnell hinzu: „Was nicht ist, könnte doch in bester Form sein. Dem Fremden ist ein Irrthum verzeihlich. Vergebt ihm; allein dennoch liegt auch so in Eurer Hand, was in der der Nichtvorhandenen liegen würde, und ich wiederhole die Bitte, laßt mich Eurem Wohlwollen empfohlen sein und vertrauet mir, daß ich Alles aufbieten werde, seiner würdig zu werden.“

Jungfer Annemarthe hatte schon den Mund gespitzt zu einer mindestens eben so artig gesetzten Gegenrede, als Jaköbchen die Treppe heraufstürmte und rief:

„Der Herr Rath hat Euch gesehen durch's Fenster und hat eben gefragt, wo Ihr so lange bliebet. Kommt daher schnell.“

Annemarthe schoß auf ihren hoffnungsvollen Sprößling einen Basiliskenblick und sagte dann, eine Thüre öffnend: „Tretet hier gefälligst ein! — Ein andermal, denke ich, ist die Stunde zu einer vertrauteren Bekanntschaft gelegener,“ flüsterte sie ihm zu, und lächelnd nickte Anselm der Freundlichen zu, indem er durch die Thüre in Rath Würfler's Gemach trat.

Anselm hätte innerlich laut auflachen mögen über das erste gelungene Kunststück, allein jetzt galt's, einen wundervollen Ernst zu behaupten.

Auf die Verbeugung des Zehntschreibers griff der alte Herr an die weiße Baumwollmütze und rückte sie leise.

„Leget mir's nicht als Unhöflichkeit aus, Herr Zehntschreiber, wenn ich nicht aufstehe,“ sagte er, „das Zipperlein ist ein gar ungelegener Gast, und der meine seit Jahren.“

„Bitte unterthänigst,“ sagte Anselm mit einem Bückling, „es sollte mir leid thun, wenn der Herr Hofkammerrath —“

„Sagt kurzweg Rath," fiel ihm der Alte in die Rede, „Ihr spart allemal drei Sylben, und es gilt ein Geld. Auch liebe ich viele Redensarten nicht. Setzt Euch! Jaköbchen, setz' einen Stuhl! So, setzt Euch! Euer geistlicher Herr Oheim hat mir geschrieben und einige Personalnotizen beigefügt. Nach denen habt Ihr tüchtig getobt. Ich hoffe und wünsche, daß Ihr ausgetobt habt und Euch hier „mausert", damit die Wildfangsfedern bei Zeiten ausfallen. Ich liebe es an einem jungen Manne, wenn er solid und treu ist im Dienste. Hab' leider viel erfahren an dem Spitzbuben, dem Finkenstock. Wollt', er hinge drüben am kurpfälzischen Landesgalgen oder am Mainzischen! Wie diese Nacht gezeigt hat, ist der Hallunke noch immer lüstern nach den Fleischtöpfen Aegyti, wie mein Freund, der hochwürdige Kapuziner Quardian, Bruder Bonifacius aus dem dasigen Kloster, zu sagen pflegt. Glaub', es steht in der Bibel. — Ja, der hat mich drangsalirt, daß die Steine weinen möchten, und mit schnödem Undank meine Güte und Nachsicht belohnt. Hol' ihn der Teufel! Habt auch schon, wie ich höre, diese Nacht durch ihn Drangsal gelitten. Ihr seid dadurch schon unser Leidensgenosse geworden. Item, das könnte der Gaudieb mehr versuchen. Dannenhero ersuche ich Euch, die Pistolen immer geladen zu halten, die ich Euch auf's Zimmer schicken werde. Was Euer Amt betrifft, so hat mich alten Mann bis jetzt der sehr ehrenwerthe kurpfälzische Amts- und Stadtschreiber, Herr Rudolphi dahier, freundnachbarlich unterstützt, so daß Ihr keine Rückstände habet. Hier sind die Bücher; orientirt Euch darin. Ordnung über Alles! Sonsten ist der Dienst ein Kinderspiel und nur im Herbst etwas mehr zu thun als sonsten."

Anselm hatte sich bei jeder betreffenden Stelle stumm verbeugt. Da jetzt der Alte schwieg, glaubte er reden zu müssen, versprach daher pünktliche Ordnung, Treue, Fleiß und solides Betragen. Zum Schluß sprach er sein Bedauern über die Schrecken der Nacht aus.

„Macht Euch darüber keine Molestien," sagte der Rath. „Ich kann, das Zipperlein abgerechnet, noch etwas vertragen."

„Was den Zehntspeicher betrifft," fuhr er fort, „so wird Euch meine getreue Schaffnerin, Jungfer Annemarthe, den Bestand genau angeben, und über den Keller verweise ich Euch an den braven Meister Balthes Ickrath, so drunten wohnt."

Während dieser langen Rede, die, weil es die längste war, die er je gehört, Jaköbchen in völliges Erstaunen setzte, kauerte der Kleine zur Seite des Ofens und beobachtete scharf den Zehntschreiber. Jenes instinktartige Wittern, das ihm eigenthümlich war, machte sich auch hier wieder geltend und stellte sein Urtheil fest. Der Ausdruck seiner Züge jedoch hätte jedem Beobachter verkündigen müssen, daß dies Urtheil zu Anselms Gunsten nicht ausgefallen war.

In der eben eingetretenen Pause öffnete sich die Seitenthüre, und Tonchen, im vollen Schmuck ihrer Reize, mit dem bezaubernden Lächeln auf den kirschrothen Lippen, trat mit leichtem Gruß in das Gemach. Ihr Feuerauge traf zündend den Schreiber. Er mußte das seine niederschlagen vor der Macht dieses Blickes.

„Meine Tochter!" sagte der Rath nun zu Tonchen: „Der neue Zehntschreiber, Herr Anselmus Köhler aus Köln."

„Ich freue mich," sagte sie, sich an dem Eindrucke weidend, den ihre Reize auf Anselm machten, „ich freue mich, daß es durch Eure Gegenwart wieder lebendiger im Apostelhofe wird, obgleich ich bedaure, daß die Nacht Eures Willkommens in der Stadt eine so schlimme und sorgenvolle war, die auch Euch unschuldigerweise unangenehm traf."

„Sie dürfte wohl Euch noch viel unangenehmer gewesen sein," sagte Anselm verbindlich. „Mir hat der Eintritt in dieses Haus alles Unangenehme vergessen gemacht. Was ich zur Annehmlichkeit und Lebendigkeit beitragen kann," setzte er hinzu, „das werde ich mit Freuden thun."

Lebhaft wandte sich der Alte zu Tonchen, und man hörte es,

daß ihn die Bemerkung über die Lebendigkeit im Apostelhof geärgert. „Ich denke,“ rief er bissig, „diese Nacht ist lebendig genug gewesen!“

„Der Vater beliebt zu scherzen,“ sagte lächelnd das reizende Mädchen. „An solcher Lebendigkeit hab' ich kein Wohlgefallen und könnte sie für immer missen!“

„Nun, so weiß ich nicht, was Du willst,“ rief der Alte in sichtlich steigender Erregung. „Alle Abend ist Gesellschaft bei uns. Da kommen liebe Gäste — als der Herr Amts- und Stadtschreiber Rudolphi, der Herr Zollbeseher Siegling und der Herr Quardian Bonifacius — doch, was ich sagen wollte, könnt Ihr auch ein Kartspielchen? Ein Piquetchen? Landsknechtchen oder Kurtrierisch? Letzteres ist das berühmte Spiel, womit die Schoppenstecher in Trier ihre Schöpplein herausmachen.“

„Sind mir Alle nicht fremd,“ sagte Anselm.

„Dacht's wohl,“ sagte der Alte: „ein Kölner Kind ist in solchen Dingen Meister. Vielleicht steckt's auch im Holze, denn Euer geistlicher Herr Oehm ist auch kein Stümper. Nun sehet, da sitzen wir und spielen, trinken unser Gläslein Enghöller, den uns observanzmäßig der Apostelkeller gratis liefern muß. Wollen heut' Abend eins riskiren.“

„Zu Befehl!“ sagte Anselm.

Tonchen, die ihre blendend weißen, schönen Zähne dem Zehntschreiber zeigen wollte, sagte: „Ihr seid auch nicht allezeit in Köln gewesen, denn Eure Mundart ist nicht rein kölnisch?“

Anselm mußte sich zusammennehmen. Wieder eine Mahnung an eine Vergangenheit trat ihm nahe, die er gern vermieden hätte. Er war indeß gewandt genug, sich nicht bloßzustellen. Er erzählte nun, wie er in Geschäften des Handlungshauses, in dem er gestanden, Gelegenheit gefunden, die Niederlande, Westphalen und einen Theil von Frankreich zu bereisen.

„Ach, da freue ich mich auf Eure Erzählungen,“ rief Tonchen

aus. „Die Leute sind alle rechte Kümmeltürken, die über das Weichbild der Stadt ihre Nase nicht hinausreckten, daher sie denn auch weidlich langweilig sind.“

Ueber des Alten blutrothes Gesicht legte sich eine noch dunklere Röthe des Zorns. Es war der Anblick wirklich unheimlich.

„Ich hoffe, Du nimmst den Herrn Amtsschreiber Rudolphi aus,“ rief er zornig. „Er ist ein vielwerther Freund meines Hauses, der nicht verdient, von Deiner fixen Zunge also schimpfirt zu werden.“

„Für den Herrn Vater mag er nicht langweilig sein,“ sagte gereizt und schnippig das verzogene Kind. Ihr Blick flog auf den Zehntschreiber, als wolle er sagen: „Du versprichst mir mehr als der langweilige Geselle, den der Vater so hoch preist.“

Obgleich in der Regel der Rath schwach genug war, dem Mädchen gegenüber zu schweigen, wenn sie eine vorlaute und naseweise Bemerkung machte, so war denn das ihm doch zu viel, zumal es jetzt galt, sein Ansehen dem Zehntschreiber gegenüber nicht bloßzustellen. Heftig rief er aus: „Es stünde Dir besser an, über einen Mann, der in literis wohlerfahren ist, bescheidener zu urtheilen, und über Dinge ganz zu schweigen, die Du nicht verstehst. Jaköbchen,“ rief er, „zeige dem Herrn Zehntschreiber seine Stube, und trag' ihm die Bücher hinüber.“

Anselm war froh, der peinlichen Lage enthoben zu werden; denn Tonchen glühte vor Zorn, und in des Alten Auge zuckten noch Blitze, die den Donner nach sich ziehen mußten.

Kaum war denn auch Anselm draußen und seine Tritte verhallt, als sich das Wetter entlud:

„Ich habe leider zu lange und zu viel Geduld mit Dir ungerathenem Dinge gehabt,“ rief er und wandte sich, den Schmerz verachtend, den diese Wendung an seinen Füßen verursachte, gegen Tonchen, die ihren Grimm an den Fensterscheiben zu vertrommeln suchte, „aber nun ist's am Ende. So einem leichtfertigen Gelbschnabel gegenüber einen Mann wie Rudolphi zu verkleinern, zu

schimpfiren, das übersteigt meine Geduld. Schämst Du Dich nicht? Gelt, der hübsche Fant gefällt Dir? Soll's wieder eine Liebelei geben wie mit dem Finkenstock, den Gott verdamme? Meinst Du, ich wüßt's nicht? Mach' mir den Kopf toll, so steck' ich Dich in's Bopparder Kloster! Da wirst Du zahm und das Franzosenblut in Deinen Adern kühl. Du weißt, daß Du den Rudolphi heirathen sollst. Hast's ihm auch nahe genug gelegt, daß er's erwarten kann. Am Ende willst Du ihn äffen? Ich rathe Dir, nimm Dich zusammen. Entweder Du heirathest Rudolphi, oder wanderst in's Kloster, so wahr ich Würsler heiße! Jetzt geh', daß mich nicht vor Alteration der Schlag rührt!"

Tonchen eilte hinaus. Scham und Zorn rangen in ihrer Brust um die Uebermacht. Also der Alte wußte Alles! O weh! Sie wußte, es war mit ihm nicht zu scherzen, und sie in's Kloster zu stecken, war ihm nicht zu viel. Sie eilte auf ihr Zimmer, und ein Thränenstrom entquoll den schönen Augen. Ob er zur Besserung führte? Die Frage war schwer zu entscheiden.

---

4. Rückblicke.

Der Name Finkenstock hatte, als ihn die beiden Wächter, Zinkgräf und Michel Pelzer, aussprachen, eine Wirkung auf Anselm Köhler hervorgebracht, die nothwendig auf eine besondere Beziehung zu diesem gefährlichen Verbrecher schließen lassen mußte, ein Umstand, den Jaköbchens feiner Instinkt bereits herausgefunden hatte und der durch den Zustand Anselms, als er sich allein in seinem warmen Gemach im Apostelhof befand, noch mehr an Gewißheit gewann; denn er warf sich in den Lehnstuhl und drückte beide Hände vor seine Augen, seufzte tief auf und rief halblaut in tiefer Bewegung: „Weicht denn der Fluch nie von mir, dem mich mein früheres

Leben zuführte? Soll denn der Entschluß, auf bessere Wege zu treten, ohne gesegnete Wirkung bleiben? Läßt denn die Hölle ihr Opfer nicht los, auch wenn es sich selber aus ihren Stricken lösen will? Ist denn keine Barmherzigkeit mehr für mich?"

Darauf sprang er auf und rannte, die Hände ringend, wie ein Wahnsinniger im Gemach auf und nieder. Endlich blieb er stehen und fragte sich selbst: „Was soll aus mir werden, wenn er erfährt, daß ich an seiner Stelle bin? Wird er sich nicht an meine Ferse heften wie mein Schatten? — Befriedige ich seine Ansinnen, die nicht ausbleiben werden, so enden sie nie, und wo soll ich die Mittel dazu finden? Befriedige ich sie nicht, wird er nicht aus Rache dann Alles aufdecken und mich hinabziehen in das unabwendbare Verhängniß, in das er stürzt? Wo ist der Ausweg!" rief er dann verzweifelnd aus. „Wo die Rettung aus solcher Lage!"

Der Seelenzustand Anselms war in der That bemitleidenswerth.

Anselm war der älteste Sohn eines Schusters, dessen Wohnung bei Sanct Columba in Köln stand; der wenig Brod, aber mit Einschluß seiner selbst und seiner Frau elf tüchtige Esser hatte. Da wäre Betteln das unausweichliche Loos gewesen, wenn nicht des Schusters geistlicher Herr Bruder (wie sich die Katholiken niederer Stände ausdrücken) Dechant der Kirche von Sanct Aposteln gewesen wäre und ein Herz für seines Bruders Hauskreuz und Haussegen gehabt hätte. Er gab Brod und Kleidung für das bewegliche Häuflein und war auch bereit, den Aeltesten, der Niemand anders als Anselm Köhler war, für den geistlichen Stand heranbilden zu lassen und so der Familie eine neue Stütze zu gewähren. Anselm war ein talentvoller Junge, aber das Ideal eines Kölner Gassenbuben, was, wie Unterrichtete wissen, sehr viel sagen will, denn es steckt eine erkleckliche Masse von Teufelei in diesen Bälgen von Kölner Gassenbuben. Außer seinen Talenten war er reich begabt mit denjenigen Anlagen, welche die vollendete Natur eines Kölner „Drickes" oder auch „Funken" ausmachen.

Dennoch gewann er die Liebe des geistlichen Herrn; denn einen schöneren Lockenkopf mit helleren, größeren und ausdrucksvolleren Augen gab's dazumal schwerlich in der „hilligen Stadt Köln". Er wurde in die Schule der Jesuiten geschickt, und die auffallenden Fortschritte ließen das auf seine Erziehung verwendete Geld durchaus nicht als ein weggeworfenes ansehen. –

Anselm hielt sich auch scheinbar gut; aber er täuschte seine Lehrer. Pfiffig und schlau wußte er alle seine Lumpenstreiche zu verdecken. Das Glück begünstigte ihn, daß keiner, so zahlreich sie auch waren, entdeckt wurde.

Wo irgend eine Schelmerei, ein Schalksstreich ausgeführt wurde, da war Anselm, wenn nicht der Anführer, doch gewiß dabei betheiligt, und hätte man die Quelle aufsuchen sollen, so würde sein Kopf sicher als solche von hundert Fällen neun und neunzigmal entdeckt worden sein. Er müßte kein Kölner Blut in seinen Adern gehabt haben, wenn er nicht bei Zeiten sein Liebchen hätte haben sollen.

Er fand eine junge Näherin hübsch, und sie ihn — so machte sich die warme Herzensverbindung einfach und leicht.

Der Zeitpunkt, wo diese Liebe in ihrer Blüthe stand, war eben der, wo er in das Seminar eintreten mußte. Seminarzwang und goldene Freiheit! Ernste Uebungen und Liebeständelei! Entsagung und ein heißes Herz! Wer könnte solche Gegensätze einigen, die sich polarisch entgegengesetzt sind? Ueberall stand vor der Seele das Bild seines schönen Applonchens. Da mußte die alte List aushelfen, die bis jetzt ihren Träger sicher geleitet hatte. Manchen Abend und manche Nacht war der Seminarist bei der Geliebten, bis — die Entdeckung erfolgte und die Strafe unabweisbar in Aussicht stand.

Armer Anselm! Was blieb da anders übrig, als dulden oder durchbrennen?

Zum geistlichen Stande hatte er nie einen inneren Beruf gehabt; darum entschied er sich für das letzte Auskunftsmittel, und an einem

schönen Morgen fehlte Anselm Köhler im Convictorium und zwar eben an dem Tage, an welchem er seine Strafe erleiden sollte.

Anselm hatte wohl überlegt, daß die Rückkehr in's Vaterhaus der Rückkehr in's Seminar so ähnlich sähe wie ein Ei dem anderen; er hatte erwogen, daß, trotz Applonchens ewiger Liebe, sein Bleiben bei ihr, die selber ihre Eltern und Geschwister unterstützen mußte, nicht sei. Ueberhaupt hatte in Köln sein Bleiben Gefahr, weil er befürchten mußte, mit Gewalt an den Pater Regens abgeliefert zu werden. So wurde das „Alaf Köln" in seiner Brust zu einem „Adieu Köln". Er mußte der geweihten Stätte seiner Kindheit, seiner Spiele, seiner Lumpenstreiche und seiner Liebe Valet geben. Scheiden und Meiden thut weh; aber was half's? Die Thränenströme flossen, die Schwüre ewiger Liebe und Treue wurden gewechselt, und Anselm entfloh mit einem Schiff, auf dem ein Jugendfreund Matrose war, nach Arnheim.

Der erste Schritt vom Bord führte ihn in Arnheim unter holländische Werber, und die Wahl war nicht schwer. Das Handgeld, das zweierlei Tuch und das edle, süße Nichtsthun, wozu er von je und je die eminentesten Anlagen gehabt hatte, entschieden schnell. Zu seiner Ehre sei es aber gesagt, daß die Möglichkeit, in wenigen Jahren Hauptmann oder Obrist zu werden, dann in der Glorie dieser Stellung nach Köln heimzukehren, Applonchen zu heirathen und die Seinigen zu unterstützen, doch auch ein Gewicht in die sinkende Schale seines Entschlusses legte.

So lange sein Regiment in Arnheim stand, wechselte er regelmäßig Briefe mit Applonchen; als aber das Regiment nach Rotterdam gelegt wurde, da hörte dieser Herzensverkehr auf. Ein neugewonnenes Liebchen in Rotterdam machte überdies das Abbrechen des Briefwechsels nothwendig. Hatte schon das Kasernenleben seine Bitterkeiten, besonders das zeitige Heimkehren an den Abenden, so erwuchs eine neue Fatalität aus dem Umstande, daß das Regiment nach Java sollte eingeschifft werden. Eine Seereise — das verpestete

Klima von Java, wo alle Europäer wie die Schneeflocken hinstarben; wo der Giftbaum Bogon upas wächst, der die Luft auf zehn Meilen vergiftet; wo endlich die vermaledeiten Indianer mit vergifteten Pfeilen schießen und auf jedem Schritt und Tritt giftiges Gewürme Tod und Verderben droht. — Nein, das hieß Anselm zu viel zumuthen! Mit dem Uebel des Heldenmuthes war er nicht behaftet. Das war mehr, als der gute „Kölsche Jung" zu übernehmen Lust trug. Schon einmal hatte ihn ein kühner Harrassprung aus dem Fenster des Seminars vor dem Elende bewahrt; vom Kasernenfenster bis zu Gottes festem Erdboden war kaum halb so hoch, als dort im Seminar. Frisch gewagt, sagte er zu sich, ist halb gewonnen, und er that's, und — wie der Kunstausdruck jener Tage lautete: er ranzionirte sich und — kam glücklich durch zu seinem Liebchen in der Sackgasse.

An Schlupfwinkeln für also bedrängte Seelen fehlte es damals, wie auch heute, in der Stadt Rotterdam nicht; ihm dortselbst nicht an edlen Bekanntschaften, die halfen in der Noth dem Liebchen und ihm.

Ein Genie verdirbt nicht, besonders wenn es sich nicht genirt. Ein Vorwurf, wie dieser, wird einem echten „Kölschen Jung" mit großem Unrechte gemacht. An Anselm wäre es hämische Verleumdung gewesen. Schon in Köln hatte er manche Kunst erlernt, die sich unter keine der bekannten sieben eigentlich rangiren ließ und doch den Namen einer „freien" verdiente. Falsch Spielen zum Beispiel verstand er wie ein Meister. Dies war nun für ihn der erste Buchstabe eines langen, sehr einträglichen Alphabets — an dessen letztem in der Regel ein Galgen gemalt steht, entweder prophetisch, oder um als Weisung zu dienen, ihn zu umgehen.

Wenn Anselm mit solchen Anlagen Köln verließ, so wäre bei seiner Natur und aalartigen geistigen Gewandtheit die Wette nicht riskirt gewesen über seine Fortschritte auf dem Wege, der zu jenem bedenklichen Tz führt, dessen am Schlusse des vorigen Satzes

gedacht ist. Geht's rechts nicht, so geht's links! pflegte er zu sagen. Ein „Kölscher Jung" ist wie ein Frosch. Siebenmal verwandelt, bleibt er doch, was er ist. In einer verrufenen Straße der Stadt suchte er, nachdem sein dunkler Bart entstellend gewachsen, die Uniform verkauft und der Erlös davon wie die Börse seines Lieutenants, die er in der Zerstreuung mitgenommen, als er die Kaserne verließ, in seines Liebchens Gesellschaft Flügel gewonnen hatten, eine günstige Gelegenheit zum Erwerb. Es war eine Matrosenkneipe, wo die Seeleute, wenn sie das Trockene des Vaterlandes erreicht, mit dem seelenvollen Ausruf: Oranje bove! ihre Löhnung durchbrachten, um nach etlichen bestialisch hingelebten Tagen wieder unter die Herrschaft des Schiffstaues oder der berüchtigten „neunschwänzigen Katze" zurückzukehren. Spiel war da der Lückenbüßer roher Lust, und der lustige „Moff", wie die streifblutigen Niederländer den Deutschen benennen, lehrte sie das noble Landsknechtsspiel, das er von Köln her mit großer Gewandtheit und Umsicht zu tractiren verstand, damit er — nicht zu kurz kam. Eine Gans zu rupfen, wenn die Federn reif sind, hatte er in Altniederland noch besser gelernt. Bald blühte das Geschäft, und Anselm fand es gar nöthig, nicht alle erworbenen Schätze dem Liebchen zu vertrauen, weil er aus weiser Vorsicht an einen Nothpfennig dachte für vorkommende Fatalitäten.

Die Zeit, wo er dessen bedurfte, nahte schneller, als er es selbst gedacht. Eines Abends, wo die Ducaten wieder lustig klangen, witterte ein aus Ostindien heimgekehrter Matrose, der „Moff" betrüge. Darüber entstand ein wilder Zank; daraus ein Streit, bei dem die Fäuste redeten; daraus endlich ein Kampf, in dem die blanken Matrosenmesser die Entscheidung gaben. Anselm, der vor dem Blute eine unüberwindliche Abneigung in seinem Herzen trug, namentlich wenn ein spitzes und scharfes Metall es fließen machte, oder der sogenannte „Soldatenhagel", wie man die Kugeln nannte, salvirte sich rechtzeitig und auch den Einsatz der Bank, damit er

nicht entwendet würde. Als er weg war und seine Freunde für ihn kämpften, machte sich das Unglück, daß zwei Matrosen auf dem Platze blieben.

Die Polizei fand nun erst den Weg in diesen Schlupfwinkel der Schlechtigkeit. Die Helden dieses Abends wurden „eingesponnen", aber der Haupthahn war in das stille Nest seines Liebchens in der Sackgasse entflogen.

Anselm sah die Wolken sich aufthürmen, deren Blitzstrahl auf sein Haupt sich zu lenken drohte. Ohne Abschied von der theuren Seele, die sich an die seine angeschlossen, weil er fürchtete, sie möge ihn, um sich zu retten, verrathen, schied er in der Dämmerung auf Nimmerwiederkehr.

In der Kunst des Entstellens war er ein unerreichbarer Meister. Er vermochte das linke Auge so fest zuzukneipen, daß Niemand errathen konnte, dies verdeckte Auge berge ein gesundes, sondern ein Jeder überzeugt war, die Hülle decke eine leere Höhle. Hinken und Stottern machte er so ungemein natürlich, daß alle Welt an die pure Natur glaubte; seine Gesichtsmuskeln hatte er in dem Grad in seiner Macht, daß er im Stande war, sein Gesicht bis zur völligen Unkenntlichkeit, selbst für Bekannte, zu verändern.

Mit solchen Hülfsquellen und Mitteln ausgerüstet, verließ er Liebchens süße Nähe. Heroisch riß er zum zweiten Male das Herz, das sonst bekanntlich „an etwas hangen muß", los und wanderte als Bettler durch Rotterdam, durch — Holland. Kein Hahn krähte nach ihm, obgleich die holländischen „Spitzeln" schier Rotterdam in seinen verrufenen Winkeln nach ihm umkehrten und sein Feinsliebchen schuldlos seinetwegen die Kerkermauern von Flüchen wiederhallen ließ. Sie galten ihm, aber sie waren ja holländisch gesprochen, und er war auf deutschem Boden, wo das Auge wieder sah, das Bein wieder seine ungeschmälerten Dienste that und das Stottern gründlich geheilt war.

Zum dritten Male hatte er sich glücklich ranzionirt. Das gab Muth und Selbstvertrauen; aber seine Lage war dennoch, obwohl er Geld genug besaß, um auf neue Erwerbsquellen für's Erste nicht sinnen zu müssen, nicht über alle Sorgen und Zweifel hinausgehoben. Könnte, dürfte er nach Köln gehen! Applonchen zog mit erneuter, magnetischer Kraft, aber das Seminar drohte. Drei Jahre im Dienste Hollands und der freien Künste hoben ihn nicht hinaus über Gefahren, die ihn mit Entsetzen erfüllten.

Hier mußte ein Entschluß gefaßt werden. Die Muskete mochte er nicht mehr tragen. Seine bisherige Künstlerlaufbahn hatte das bedenkliche Tz am Ende ihres Alphabets. Genies zerbrechen sich nicht lange den Kopf. „Die Welt ist groß und weit," sagte Anselm zu sich selbst, wandere frisch hinein und sieh' zu, wohin dich die Wellen des Lebens tragen. Geld hast du. Was braucht's weiter?"

Eine anständige Kleidung wurde gekauft, ein Felleisen dazu und ein gewundener Stock. So zog er als Handwerksbursche von Herberge zu Herberge. Allein in einem Punkte hatte er sich verrechnet. Dem Gelde, das er besaß, traute er längere Lebensdauer zu, als es wirklich hatte. Es schmolz wie Butter in der Sonne, und seiner ward alle Tage weniger.

Mit den Hefen seines Geldbeutes erreichte er endlich, nachdem er in der Welt ziemlich weit umher „gefochten", wie der Kunstausdruck der Zünftigen lautet, die goldene Stadt Mainz, zu der Zeit, als Finkenstock sich dorthin ranzionirt hatte. Gleich und Gleich gesellt sich gern, sagt das Sprüchwort. Verwandtes zieht sich an, ist das Axiom der Wissenschaft. Beides lauft auf eins hinaus, und im gegebenen Falle fand es seine Anwendung bei Anselm und Finkenstock.

Letzterer hatte für die Unterscheidung der Geister einen geübten und scharfen Blick. Wie konnte er die Brauchbarkeit Anselms übersehen? Das war sein Mann!

Er machte sich an ihn, und bald war der Bund geschlossen.

Anselm war im Spiel Finkenstock überlegen; dieser Anselm in den Listen und Intriguen. So ergänzten sie sich Beide zu vollendeten Spitzbuben.

Finkenstock hatte durch Fingertalent manche Tasche geleert; Anselm that's im Spiel, aber Beide waren gewitzigt, und das Auffinden eines reelleren Erwerbes forderte ihr Sinnen und Bedenken.

Zufällig führte die Seelenverwandtschaft Finkenstock mit einem in Lüderlichkeit versunkenen geschickten Mechaniker zusammen, und nun war die Bahn gefunden, auf der sich gut wandeln ließ. Die drei verwandten Geister einigten sich, falsche Münze zu machen. Das war ein Geschäft, welches, wenn es ging, seinen Mann ernährte, und auch drei. Das Talent des Mechanikers entschied, und die Geschäfte nahmen einen Anfang und Fortgang, der alle Hoffnungen überstieg.

Nun waren die goldenen Tage gekommen, von denen alle Drei in schönen Stunden geträumt. Anselm überkam den gefährlichsten Theil des Geschäftes, das Produkt ihrer Kunst in den Verkehr des Lebens einzuführen. Von jeher waren talentvolle Kinder Israels zu solchem Verschleiße die erprobtesten, wenn ein ansehnliches Profitchen in ihrer Hand blieb. Leute wie das noble Kleeblatt in der Winkelgasse in Mainz mußten dem Grundsatz huldigen: Leben und leben lassen! So kam es, daß Anselm bald seine Helfershelfer in Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Mannheim und Kassel gewann und das Geschäft wie an Umfang so an Gewinn außerordentlich wuchs und die Keckheit seiner Genossen in bedenklicher Weise zunahm.

Eines schönen Tages war Anselm nach Frankfurt gereist, reich gespickt mit neuen holländischen Ducaten, denen aber leider nichts mehr fehlte, als das holländische Gold. Sie waren durch geschickte Vermittelung seines Freundes Aaron in die Hand eines Wechslers gewandert und Silber und anderes, aber echtes Gold in ihre Taschen. Beide waren froh des gelungenen Streiches von einander geschieden am Abend, als plötzlich Aaron um Mitternacht Anselm weckte.

„O waih geschrieen!“ rief der Jude. „Wir sind entdeckt. Fort, so schnell als möglich — Du nach Norden, ich nach Süden!“

Da war keine Wahl. Sie theilten, wenn auch von Anselms Seite nicht brüderlich, und durch Aaron's Vermittelung gelang die vierte „Ranzionirung“.

Nach elf Monaten voller Kreuz- und Querzüge finden wir Anselm in Rheda in Westphalen krank und abgezehrt in einem Bett. Ein Kapuziner saß an seinem Bett und schärfte sein Gewissen.

Mangel, Elend, Krankheit, keine Aussichten, die Zukunft und die erweckenden Worte des frommen Mönches brachten in Anselm eine Sinnesänderung zum Bessern hervor. Er beichtete dem Mönch, und dieser legte ihm Bußen auf, die er treulich ausführte. Als er genesen war, schrieb er einen reuevollen Brief an seinen geistlichen Herrn Oehm in Köln. Der Kapuziner legte ein gutes Zeugniß bei und — es gelang, den erzürnten Oehm zu versöhnen. Er sandte Geld. Anselm konnte seine Schulden zahlen, konnte sich anständig ausrüsten, und die Bestallung zum Zehntschreiber in Bacharach setzte dem Werk der Liebe des gutmüthigen Decans Köhler die Krone auf.

Nach Köln aber durfte er nicht kommen, damit nicht ein Skandal entstehe.

So finden wir ihn denn bald auf der Reise in dem entsetzlichen Winter. Seine wiedergewonnene Gesundheit ließ ihn Alles überwinden, nur nicht die innere Angst und Furcht vor möglicher Entdeckung. Sie wich indessen mit jedem Schritte mehr, der ihn einer endlichen Thätigkeit, einem geordneten Leben, einem ehrenwerthen Berufe näher brachte.

Jetzt stand sein Vorsatz fest, von nun an ein anderer Mensch zu werden. Begraben sollte seine Vergangenheit sein, und seine Zukunft Zeugniß für ihn ablegen, daß es ihm ein rechter Ernst sei, sich mit dem Leben zu versöhnen, und so hoffte er auch Gnade von oben und die Liebe seines Oheims und guter Menschen wieder zu gewinnen.

Und kaum hatte er nun den ersten Tritt in seinen neuen

Lebenskreis gethan, so hing sich wie ein unseliges Verhängniß der Name an ihn an, den er unter allen in der Welt am meisten fürchtete, weil der, der ihn trug, ihn genau kannte und verrucht genug war, ihn in den Abgrund zu stürzen, wenn er ihn auf guten Wegen, also im offenen Widerstande gegen sich fand. Daher die namenlose Angst in seiner Seele; daher die wilde Verzweiflung, die ihn innerlich schier zerriß. Noch lange dauerte jener Zustand, bis der Ruf Jaköbchens zum Mittagstisch ihn zwang, den Sturm im Innern mit der ganzen Kraft eines festen Willens zu beschwören.

---

5. Ein Blick in's häusliche Leben.

In des Apostelküfers Hauswesen herrschte noch ganz die einfache und schlichte Weise des unteren Bürgerstandes Bacharachs, wie sie sich bis in den Anfang unseres Jahrhunderts erhielt, wo die leckende Cultur und der Luxus unserer Tage Manchem eine andere Richtung und Gestalt gab, die freilich nicht zum Besten gereichen dürfte. Stille und Ordnung, Reinlichkeit und pünktliche Erfüllung der Geschäfte, die Stand und Beruf und der unabänderliche Wille der ordnenden Hausmutter Jedem anwies, war hier im geregelten Gange. Die Mutter spann und ordnete, that die Hauptgeschäfte des Hauses, regierte in Kisten und Kasten, und die Tochter kochte und besorgte das Reinigen und alle Dienste, welche einer Magd oblagen, die damals noch nicht in den Häusern dieser Bürgerklasse zu sehen war. Der Vater arbeitete im Keller und in der Küferwerkstätte, ging auf die Zunftstube, wo er als Altmeister gebot, oder auf das Rathhaus, wo er als Rathsbürgermeister im Rathe der vier Thäler saß. Diese Stelle, obwohl sie den prunkenden Titel hatte, war indeß nichts mehr und nicht weniger als die eines Stadt- oder Schöffenrathes, wenn auch nicht im Sinn einer späteren Zeit; denn der Vierthälerrath

entschied damals noch bis zu fünf Gulden Strafe und nahm eine sehr freie und kräftige Stellung im inneren Verwaltungswesen an. Das Blutgericht, welches er früher besessen, war freilich längst abhanden gekommen, und deß war man froh.

Auch heute war der Vater in der Rathsstube, und schon hatte es elf Uhr geschlagen auf dem Stadtkirchthurm, und auch das helle Klosterglöcklein hatte geläutet, und der Vater war noch nicht da.

„Die müssen heute viel zu verschneiden haben," sagte halblaut Frau Ickrath, daß sie die Eßglocke nicht hören und die Haushaltung in Unordnung bringen. „Geh', Lenchen, melke die Kuh. Ihr Futter hat sie ja?"

Lenchen bejahte.

„Das Mittagessen will ich in die Ofenkachel stellen, daß es warm bleibe, bis er endlich kommt. Es ist doch gar keine Hausordnung mehr zu halten," grämelte sie halblaut. „Der Bürgermeister muß eine schöne Wirthschaft haben. Gott behüte unsereins davor!"

Lenchen war während dieses halblauten Selbstgespräches hinausgegangen, um in der Küche den blanken Melkeimer zu nehmen, mit dem sie dem reinlichen Stalle zueilte. Die glänzende Kuh sah nach dem Mädchen, das ihr ein Stück nahrhaften Brodes mitbrachte, sie streichelte und ihr liebkoste. Als sie das Brod mit Behagen genossen, Lenchens kleine Hand geleckt, und diese ihr neues Futter in die Raufe gelegt, schob Lenchen den halbrunden Melkstuhl zurecht, setzte sich, den Eimer zwischen den Knieen haltend, die weiße Stirne wider die Seite der Kuh lehnend, und bald rauschten die Ströme der duftenden Milch in dem Gefäß unter Lenchens runden, weißen Fingern. Wenige Minuten später ging die Stallthüre auf, und Jaköbchen trat mit einer Blechschale in der Hand herein und blieb in der Thüre stehen.

„Mach' die Thüre zu," sagte Lenchen, ohne sich umzusehen, weil sie wußte, wer es sei, „es zieht sonst die Kälte zu sehr an die

gute Lise. Hast Du auch Deine Schale, alter Nascher?" fragte sie freundlich und drehte den schönen Kopf nach der kleinen Mißgestalt mit einem Lächeln, das jedes Herz zu bezwingen geeignet war.

Jaköbchen wies die Schale.

„Es fehlt nur noch eins," versetzte Lenchen, „und das hast Du wieder vergessen, den Topf für die gute Frau Klein. Hole ihn doch gleich, aber gib Acht, daß es Niemand sieht."

Jaköbchen eilte von dannen und erschien gleich wieder mit dem Topfe, den Lenchen gewünscht.

Lenchen ließ nun Milch in den Topf laufen, reichte ihn Jaköbchen und füllte ihm alsdann auch seine Schale.

„Gutes Lenchen, Engelslenchen!" rief er aus, und führte sogleich seine Schale zum Munde, indem er mit großem Behagen die aromatische Milch einsog.

So pflegte er jeden Mittag und Abend zur Melkstunde zu Lenchen zu kommen, um seinen Labetrank wie ein Kind zu empfangen.

Ueberhaupt war Lenchen sein Augapfel. Sie war aber auch, außer dem alten Würfler, die Einzige im Hause, die dem armen Menschen Liebe bewies.

Tonchen stieß ihn mit Härte von sich, mit einem Abscheu, der in seiner Mißgestalt wurzeln mochte, aber auch mit einem Hasse, der in einer jener geheimen Regungen des Menschenherzens zu wurzeln schien, für die und von der wir uns keine Rechenschaft geben können, mögen sie nun unwiderstehlich uns zu Jemand hinziehen, oder ebenso unwiderstehlich uns von einem Anderen abziehen und zurückstoßen. Eine weit schlimmere Aeußerung ihrer Lieblosigkeit war es, daß sie ihn mit Spott und Hohn übergoß, wo sie konnte. Lenchen tadelte das oft hart und bitter, ohne daß sie im Stande gewesen wäre, eine Aenderung hervorzubringen.

„Habe doch Erbarmen mit ihm," sagte sie oft mit der Thräne eines schönen Gefühls im Auge. „Ist er denn nicht schon

unglücklich genug, daß der Makel der Geburt ihn drückt, die Mißgestalt ihm die Herzen entfremdet? Er ist doch unschuldig an seinem Weh, und es scheint mir Pflicht, dem Armen das, was er entbehrt, liebreich zu versüßen!"

„Mach', was Du willst, heilige Marzibilla," lachte dann Tonchen, „aber muthe mir nicht zu, das Ungethüm zu lieben, das weder die Gestalt, noch den Geist eines Menschen hat."

„Du versündigst Dich doppelt," rief dann Lenchen aus. „Er hat mehr Verstand, als Du ahnst, und gesetzt, er hätte ihn nicht, so ist er unseres Mitleids um so bedürftiger. Ein gutes Herz hat er gewiß."

„Ich möchte doch einmal das Gebrechen sehen, das Du nicht entschuldigst und milderst," rief dann Tonchen. „Weißt Du was, heirathe ihn, Lenchen, weil er Dir so wohlgefällt. Ich will ihn aussteuern."

Damit hatte dann das Gespräch zu Gunsten Jaköbchens sein Ende erreicht.

Auch selbst von seiner Mutter empfing er keine Liebe. Es war, als hätte seine Mißgestalt jede mütterliche Regung in ihrer Brust erstickt, und das heilige Wort: Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen, bei ihr gar keine Geltung. Sie sorgte wohl äußerlich für ihn, weil sie den alten Rath fürchtete, aber um seine Bildung, um die Entwicklung seines Innern kümmerte sie sich nicht. Ja mehr als einmal stieß sie ihn mit einem Fußtritte von sich, wenn er mit kindlichem Gefühle sich ihr nahte.

So fühlte sich der Arme verlassen und verstoßen. War es da ein Wunder, daß sein Herz mit aller Macht der Liebe, die es fassen konnte, sich dahin neigte, von woher ihm Wohlwollen und Wohlthat entgegenkam?

Lenchen betrachtete sich als verpflichtet, ihm das zu ersetzen, was er bei denen entbehrte, die ihm nahe standen. Daher wäre er auch für sie in den Tod gegangen. Ihr klagte er sein Leid, ihr

theilte er seine Freude mit. Ihr brachte er im Frühling die ersten Veilchen, im Sommer die ersten edlen Baumfrüchte, im Herbst die erste reife Traube. Tonchen nannte ihn nur Lenchens Liebhaber und Bräutigam. Alle kleinen Dienste, für die er zu brauchen war, richtete er willig für Lenchen aus, während er Tonchen jede Dienstleistung hartnäckig verweigerte.

Seit dem Auftritte mit ihrem Vater wegen ihres Betragens gegen Finkenstock steigerte sich ihr Haß gegen ihn nur noch mehr; denn sie sah ihn als den Verräther an und schwur, er solle es ihr entgelten.

Jaköbchen hatte seine Milch getrunken und lehnte, mit der Zunge ob des genossenen Wohlgeschmackes thierisch schnalzend, an dem Pfosten der Stallthüre. Er hielt den gefüllten Topf für Frau Klein in seiner Hand. Er hatte ziemlich lange schweigend dagestanden, als er die Frage herausstieß: „Hast Du auch den neuen Zehntschreiber gesehen?"

Lenchen bejahte mit leisem Neigen des Hauptes.

„Auch nichts nutz!" rief er aus. „Gib Acht, er ist ein Schuft! Kennt den Finkenstock! Ist sein Spießgeselle!"

„Was schwatzest Du da?" fragte das Mädchen mit sichtbarem Erstaunen und Erschrecken.

„Was ich weiß!" war seine Antwort.

Lenchen kannte die wunderbare Schärfe des Urtheils über den sittlichen Werth der Menschen, die der Zwerg an den Tag legte und so oft schon sich als wahr bewiesen hatte; indessen war ihr Herz nicht fähig, ein solch' schnelles, schneidendes und wegwerfendes Urtheil sofort anzunehmen. Ihr Glaube an das Bessere im Menschen, wurzelnd in ihrer eigenen Reinheit, stand zu fest dazu. „Geh' weg," sagte sie verweisend; „Du bist gleich mit Deinem harten, vorlauten Urtheile da. Kennst ihn ja noch gar nicht."

„Hinlänglich, um zu wissen, was ich weiß!" rief Jaköbchen. „Machst mir meinen Gaul nicht scheu. Denk' an mich. Jaköbchen

ist nicht so dumm, als er aussieht und die Leute glauben. Es wird schon noch klar werden. Wart's nur ab."

Es überlief Lenchen eiskalt bei dem Gedanken, er könne Recht haben. Er hatte so oft schon auf den ersten Blick den Nagel auf den Kopf getroffen, daß sie sich dieses Erschreckens nicht erwehren konnte.

Sie schwieg aber still, weil sie wußte, daß es völlig vergeblich war, ihm eine festgefaßte Meinung zu benehmen. Vielmehr diente der Widerspruch dazu, ihn in seiner Meinung zu bestärken und ihn zu noch heftigeren Aeußerungen zu veranlassen. Nach einer geraumen Pause hob er wieder an: „Wird wieder eine schöne Geschichte werden! Die Alte liebäugelt mit ihm, und Tonchen — ist in ihn stockverliebt. Macht Augen — Augen — purer Feuerbrand! Weißt ja wie! Redet honigsüß. Hat schon den guten Amtsschreiber „verstichelt" bei ihm; aber der Alte hat sie gedeckt. Himmel! Hab's gehört; hat ihr den Finkenstock vorgehalten, und sie ist fortgerannt wie eine wilde Katze."

„Pfui, Jaköbchen, wie redest Du wieder lieblos von dem guten Tonchen, und hast auch wieder gelauscht, was gute Kinder gar nicht dürfen," strafte ihn Lenchen.

„Gut, was, gut?" rief er zornig, den letzten Tadel überhörend. Seine kleinen Augen funkelten und rollten wie Feuerräder in ihren tiefen Höhlen. „Gut?" wiederholte er. „Tritt mich armen Bub' mit Füßen, jagt meine Tauben, stößt und stumpft mich überall, und verhöhnt und verspottet mich. Ist das gut? Thust Du das auch? — Hoh!"

Lenchen sagte: „Sie ist aufbrausend und „hitzeblitzig". Sie meint es aber nicht bös."

„Warum thust Du es nicht?" fragte er. „Nein, sie ist bös und leichtfertig. Hat sie der schlechte Finkenstock nicht geherzt und geküßt, und sie ihn? Und doch gefielst Du ihm besser, weil Du schöner bist."

Lenchen, die ihre Stirn an die Kuh lehnte, an deren rechter Seite sie saß, fühlte, wie eine Gluth bei diesem ungeschminkten Lobe Jakőbchens ihr ganzes Gesicht überzog.

„Schweig' doch mit dem dummen Gerede," sagte sie ärgerlich.

„Nicht bös sein, Lenchen, Engelslenchen!" flehte der Arme, der es nicht ertragen konnte, wenn sie ihm zürnte. — Es entstand wieder eine Pause. Bei Jakőbchens beschränktem Geiste war es aber so, daß, wenn er einmal mit seinen Gedanken in einem Kreise sich befand, er wie darin festgebannt war. Es wäre vergeblich gewesen, ihn jetzt auf andere Vorstellungen zu bringen.

„Thut mir nur leid," fuhr er darauf fort, „um den guten Amtsschreiber! Hat ihm da gleich einen Denkzettel bei dem fremden Menschen angehängt. Führt ihn nur am Narrenseile. Meint, sie hätt' ihn lieb. Ja, prost die Mahlzeit! Jakőbchen weiß es besser. Ist nur der Nothstopfen, wenn kein Anderer da ist. Schad' drum! Dich, Lenchen, soll er lieb haben. Mußt doch noch seine Frau werden. Bist ganz für ihn, und ihm gönn' ich Dich allein, weil er so gut ist wie Du!"

Eine brennende Gluth übergoß Lenchen. Diesmal hatte der Zwerg eine Saite angeschlagen, die lange schon unbemerkt von Anderer Augen in dem stillen, unentweihten Heiligthum eines keuschen Herzens in lebhaften Schwingungen klang. Sie hatte das, was hier ein anderer Mund aussprach, obwohl sie es tief empfand, nie sich zu gestehen gewagt. Und doch war es richtig. Sie liebte den schönen, geachteten und wackeren Mann im tiefsten Herzensgrunde, und diese verschwiegene Liebe, die nichts für sich hatte, wurzelte um so tiefer.

Tonchen, die es nie erfolglos that, wenn sie einen Mann bezaubern wollte, hatte ihn in ihren Kreis gebannt. Er verrieth ohne Hehl seine Liebe und seine redlichen Absichten. Der alte Rath Würfler wünschte nichts sehnlicher, als ihn zum Schwiegersohne zu haben. Das aber reichte schon allein hin, in dem Herzen des eigen-

sinnigen Mädchens einen Widerwillen gegen Rudolphi zu wecken. Er gefiel ihr schon, aber zum Manne würde sie ihn nicht gewählt haben. Ueberdies konnte der einfache Mann nicht mit schönen Worten schmeicheln; kroch nicht zu ihren Füßen, anbetend ihre Reize; seufzte nicht wie ein liebesiecher, liebetoller Schäfer, wie sie es in den Büchern gelesen, die ihre Bildung zu einer verschrobenen gemacht. Darum konnte sie den verworfenen, aber verführerisch schmeichelnden Finkenstock selbst diesem Manne vorziehen. — Lenchen bedauerte den guten Rudolphi. Oft ist schon das stille Mitleid die Brücke der Liebe geworden und wurde es auch bei Lenchen. Sie sah Rudolphi mit dem Auge theilnehmenden Wohlwollens an, und dies Wohlwollen wurde Liebe. Rudolphi gab dazu wenig oder keine Veranlassung. Lenchen sah ihn selten. Er sie noch seltener. Manchmal war sein Blick länger bei ihr verweilt, als es ihr zartes Gefühl ohne Erröthen ertragen konnte; allein, wie sollte sie, die Tochter des bürgerlichen Handwerksmannes von mäßiger Habe, ihre Gedanken bis zu dem kurpfälzischen Beamten erheben dürfen? — Und doch war diese stille Liebe der Grund, daß sie sich jeder Bewerbung entzog, jede Annäherung braver Bürgerssöhne zurückwies, jeder Werbung mit der Ausrede auswich, sie sei noch zu jung und könne ihre Eltern nicht verlassen.

Jetzt ließ Jaköbchen mit seiner Bemerkung ein Licht in ihr Inneres fallen, daß sie erschrak. Sie erkannte es, daß, wie sehr auch ihr klarer Verstand eine solche Hoffnung als Thorheit wegwies, dennoch im tiefen, geheimen Grund ihrer Seele eine solche Hoffnung, wenn auch als zarte Pflanze, Wurzeln geschlagen. Sie erschrak so heftig, daß fast der Melkeimer mit seinem schäumenden Inhalt ihr entfallen wäre. Es währte lange, bis sie sich gesammelt; Jaköbchen hatte unterdessen, ohne Ahnung von dem Sturme, den sein Wort in der jungfräulichen Brust erregt, fortgeplaudert. Sie hatte nichts mehr davon gehört als verworrene Töne. Endlich rief sie zürnend: „Nun sei mir aber endlich still mit Deinem tollen Gerede!"

Sie stand auf.

„Lenchen, Engelslenchen," flehte er, „sei mir nicht gram, sonst hab' ich ja Niemanden mehr in der Welt."

Das Flehen ging ihr durch die Seele.

„Komm' nur," sagte sie, und er folgte ihr in die Küche. Dort stellte sie den Topf voll Milch für Frau Klein in einen Korb, fügte noch andere Lebensmittel hinzu, reichte ihn dann Jaköbchen und sagte: „Sei so gut und bring' es der Frau Klein, und sag' ihr, ich lasse sie freundlich grüßen."

Jaköbchen ging. Sie aber seufzte tief auf, tief aus der innersten Brust, legte ihre Hände vor der Brust zusammen und betete: Heilige Jungfrau, stärke mich im Dulden! Und eine Thräne rann über die Wange, welche die Schürze schnell tilgte, denn die Mutter rief: „Bist Du denn noch immer nicht fertig?" Sie eilte in die Stube, wo die Eltern schon im Gespräch am Tische saßen.

„Man meint, Ihr hättet heute einen Kaiser zu wählen gehabt," sagte die Mutter unwirsch. „Das Essen ist ganz „eingebrotzelt". Wenn Ihr so fort Rathssitzungen haltet, müßt Ihr die Elfuhrglocke abschaffen und die Ordnung umkehren. Was gab's denn?"

Der Vater lachte. „Brummst 'mal wieder, Alte!" rief er aus. „Wer kann's ändern? Sind wir die Väter der Stadt, so müssen sich die Kinder nach uns richten."

„Ganz recht," sagte die Mutter, „aber noch nicht die Hausfrauen! Die müssen das Land im Geleise halten und die Männer dazu. Nun magst Du das goldgelbe Sauerkraut braun hinnehmen und den Speck halb gebraten!"

„Ist mir Alles recht," erwiederte lachend Ickrath. „Auf meiner Wanderschaft hätt' ich's oft gern so gegessen."

„Die Wanderschaft ist aber, hoff' ich, nun zu Ende," fuhr etwas freundlicher die ordnungsliebende Mutter fort.

„Gewiß," sagte Balthes Ickrath und sah ihr lachend in die Augen. „Du hast mich ja seßhaft gemacht, darum sei auch zufrieden. Will's künftig besser machen. Wir hatten auch viel zu thun. Erstlich war die verfluchte Geschichte mit dem Finkenstock auf dem Tapet, und der Bürgermeister wollte absolut zu Ostern die Stadtmauern wieder aufbauen lassen, da der versoffene Zinkgräf angezeigt, er sei als Kapuziner verkleidet hereingeschlüpft, was Pelzer's Michel bestätigte. Wir haben dem alten Narren aber einen Riegel vor seine Mauern geschoben. Der hätte der verarmten Stadt wieder ein acht- bis zehntausend Schulden aufgebürdet, und wenn die Franzosen einmal wieder kämen, hätten sie auch wieder etwas zu sprengen, wie Anno 1689. Nun ist's ab, allein es soll eine Bürgerwehr eingerichtet werden, die in der Stadt herumzieht, um es gehen zu lassen, wie's Gott gefällt. Mir ist's recht. Ich komme alle acht Monate einmal drauf. Was aber die Bürgerschaft dazu sagen wird, weiß ich nicht. Sodann war die Rede von einem Eistanz an einem der nächsten Sonntage vor Weihnachten, etwa am vierten Advent."

„So?" fragte die Mutter mit Theilnahme, — „wenn's Wetter hält."

„Freilich," sagte Balthes. „Da der Apostelhof das Recht hat, das große Zelt zu bauen, so mögt Ihr sorgen, daß die Zelttücher ganz sind, die wahrscheinlich von den Mäusen zerbissen, und Du kannst unser fettes Schwein schlachten, daß es Würste gibt. Vergiß aber Pfeffer und Salz nicht, denn das macht den Gästen Durst."

Durch diese Erzählung war aller Unmuth zerstreut. Die Sorgen der Hausfrau kamen in den Vordergrund der Seele. Sie ordnete nun schon Alles an. Die Gläser und Flaschen, die Pfannen, Schüsseln und Teller, obwohl die spiegelblank waren, sollten frisch gescheuert und gefegt werden; kurz ihre Seele hatte vollauf zu thun, und Niemand merkte, wie bleich das schöne Kind drein sah, das kaum die Speisen berührte. Gleich nach Tisch begann schon das

Werk vorbereitet zu werden, und in den folgenden Tagen hatten Alle im Hause die Hände voll zu thun.

Während solchergestallt der häusliche Himmel, der trübe gewesen, sich schnell entwölkte, stieg Jaköbchen ächzend unter der Last seines Korbes die Stiege in dem Hause des Bäckers Meerscheidt, neben dem Gasthofe zum Rad, hinauf.

Während Meerscheidt und seine Familie das erste Geschoß des Hauses bewohnten, saß im zweiten miethsweise der Herr Amtsschreiber Rudolphi, und im Dachstübchen wohnte Frau Klein, zu der Jaköbchen seine belasteten Schritte lenkte auf einer Stiege, wo das Halsbrechen keine Kunst war.

Frau Klein war die Wittwe eines Kaufmanns, der durch gewagte Speculationen im Weinhandel, durch leichtsinnige Verschwendung und zuletzt durch Trinksucht ein Bettler geworden war. Als er starb, ließ er die kinderlose Frau im tiefsten Elende zurück. Tadellos im Leben, einer der ersten Familien der Stadt entsprossen, suchte sie ihrer Noth durch Unterricht im Nähen und Stricken abzuhelfen. Auch Tonchen und Lenchen waren ihre Schülerinnen gewesen. Jetzt, wo das Auge nicht mehr dienen wollte und das hohe Alter kam, darbte sie. Tonchen hatte sie vergessen, Lenchen nicht. Die arme Frau lebte fast nur von ihren sich täglich erneuernden Wohlthaten, von denen selbst ihre Eltern nichts wußten. Jaköbchen war allein der Vertraute in diesen Erweisungen ihres guten Herzens.

Als Jaköbchen sich die steile Stiege hinaufarbeitete und unter der Last des vollen Korbes seufzte, trat gerade der Amtsschreiber aus seinem Zimmer, um nach dem „goldenen Rade" zum Mittagstische zu gehen, wohin man ihn schon zweimal gerufen, da er noch erst eine dringende Arbeit vollenden wollte. Allezeit hatte der milde und wackere Mann den Unglücklichen mit Theilnahme und Mitleid betrachtet. Nicht ohne Erstaunen erblickte er ihn hier. Der Gedanke, er sei ein Bote Tonchens an ihn, fuhr wie ein Blitzstrahl

durch seine Seele. So sehr er auch eilte, so blieb er doch, von diesem Gedanken durchzuckt, stehen und fragte: „Wohin mit der Last, Jaköbchen? Willst Du zu mir?“

„Ach nein, Herr!“ entgegnete der Kleine. „Wer sollte mich zu Euch senden? Ich gehe zu der Frau Klein.“

„Ach, die Arme,“ sprach Rudolphi, den die Enttäuschung darum nicht bitter stimmte, weil er Zeuge einer edlen That Tonchens zu sein vermeinte. „Sie wird sich Deiner Gabe freuen,“ setzte er hinzu.

„Bring' ihr alle Tage. Müßte sonst verhungern. Weiß den Hauszins nicht aufzubringen,“ sagte Jaköbchen, der ganz außer Athem auf dem Hausgange stehen blieb.

„Glaub's wohl,“ sagte nachdenklich der Amtsschreiber. „Warum mag sie wohl nicht in dem Gotteshäuchen wohnen?“

„Lenchen sagt, sie könne das nicht über sich gewinnen,“ bemerkte Jaköbchen.

„Mag wohl sein,“ versetzte Rudolphi, mehr zu sich, als zu dem Kleinen redend. „Es ist bitter, so in die Hütten der verlassenen, darbenden Armuth zu ziehen, wenn man einst dem Glück im Schooße saß.“

„Ihr habt Recht,“ sagte darauf Jaköbchen „aber könnt Ihr denn der grundbraven Frau nicht anders helfen?“

Der Amtsschreiber sann eile Weile, sodann sprach er: „Sage der guten Frau, ich wolle ihr für den Hauszins aus den Hospitalgefällen sorgen.“

„Ach, wie seid Ihr so gut!“ rief Jaköbchen, „wie wird sich Lenchen freuen!“

„Meinst Du?“ fragte lächelnd der Amtsschreiber, der den Namen überhört und, mit dem Gedanken an Tonchen, der Wohlthäterin verschämter Armuth, erfüllt, nur dachte, er rede von ihr.

„O gewiß, gewiß! Sie ist so engelsgut!“ rief Jaköbchen.

„Ich weiß es,“ erwiederte mit einem seelenvollen Lächeln der Amtsschreiber.

„Wirklich?“ fragte erstaunt Jakōbchen.

„Warum zweifelst Du daran, närrischer Kauz?“ fragte Rudolphi. „Doch geh' jetzt, ich muß zum Essen eilen. Bring' ihr meine besten Grüße, hörst Du? — Sag' ihr, ich käme heute.“

Der Amtsschreiber eilte die Treppe hinab, und erst jetzt begriff Jakōbchen des Amtsschreibers Irrthum. Das brannte auf seiner Seele. Gern wäre er ihm nachgeeilt, aber der Kleine war kein Läufer, denn nur mühsam bewegte er sich auf seinen steifen Säbelbeinen vorwärts, und überdies war auch der Amtsschreiber bereits vor dem Hause, ehe er sich von seinem unangenehmen Erstaunen erholt hatte.

Droben aber brachte er der Armen eine doppelt frohe Botschaft; denn Rudolphi hatte den Ruf, daß er nie sein Wort gebrochen. Desto mißvergnügter trat Jakōbchen seinen Rückweg an. Er überlegte, ob er Lenchen etwas von der Unterredung sagen solle, fand es aber noch gerade gerathener, von der Sache zu schweigen und die Gelegenheit wahrzunehmen, um den Amtsschreiber zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen.

---

6. Die Gesellschaft.

Der Nachmittag war im zweiten Geschosse des Apostelhofes still vorübergegangen. Der alte Rath rauchte seine irdene Pfeife und trank Enghöller in langen, vollen Zügen dazu. Er sah bald auf die schneebedeckte, menschenleere Gasse hinab, bald spielte er das langweiligste Geduldspiel mit seiner Karte, die immer neben ihm lag.

Annemarthe saß in ihrer Kammer und machte Eroberungspläne in Betreff des Herrn Zehntschreibers. Nun war der geliebte, untreue Finkenstock ausgestochen; denn Anselm Köhler, das mußte

ihm sein Feind zugestehen, war, abgesehen von einigem verwüsteten Aussehen, noch immer ein bildhübscher Junge und werth, daß Angel und Netz in Bereitschaft gesetzt werde für das sehnsüchtige Herz, das Fischlein zu fangen.

Wenn irgendje die unnatürliche Mutter ihrem Jaköbchen ein selig Stündlein gewünscht, so war es heute; denn der Balg war ein Stein des Anstoßes — sonst — das fühlte Annemarthe, war sie ihres Sieges gewiß. Welch' ein Triumph wär' es doch gewesen, wenn sich die Apostelküferin, die so recht eigentlich sich nichts aus ihr machte und nichts mit ihr zu schaffen haben mochte, vor der über ihr stehenden Frau Zehntschreiberin hätte ehrerbietigst beugen und ihr einen Knix hätte machen müssen. Wenn daraus nichts würde, war kein Mensch Schuld daran, als der verwünschte Balg, der, das gestand sie sich, weder dem Vater, noch der Mutter im Entferntesten glich; vielmehr ein wahrer Abschaum der Häßlichkeit war.

Tonchen saß in ihrer Stube und „protzte", wie man am Rheine sagt. Hatte sie doch Lenchen geärgert, der alte Vater mit seiner unzeitigen Strafruthe erzürnt und der Verräther, das Jaköbchen, vollends außer sich gebracht. Sie sann, wie sie sich rächen wolle. Vor Grimm rannen anfänglich heiße Thränen aus den schönen Gluthaugen. Die stillten sich aber wieder, als die Rachepläne reiften. Lenchen wollte sie durch völlige Nichtachtung und Gleichgültigkeit, den Vater durch das Nichterscheinen beim Abendspielchen, Jaköbchen durch raffinirte Bosheit und Mißhandlung ihren Zorn fühlen lassen.

Die Rache erfreute ihr Herz, und in diesen Gedanken schwelgend, wurde sie wieder fröhlich. So kam die Dämmerung, und zuerst trat zum Thore herein der Zollbeseher Siegling, ein Männlein, so dürr wie ein ausgenommener Häring, dessen Haut aussah wie eine getrocknete Rindsblase. Ihm folgte sein absolutes Gegentheil, der Kapuziner Quardian, dessen Umfang sich nur nach Ellen

berechnen ließ; dessen Bauch wie eine Tonne aussah; dessen Antlitz blauroth vom Weintrinken war. Bald darauf trat auch der Amtsschreiber durch das Thor. Sein Auge flog zu Tonchens Fenstern herauf; als er sie aber dunkel sah, eilte er die Thurmstiege herauf. „Ich möchte sie einmal neben einander sehen, den Köhler und den Rudolphi; möchte sie Beide eifersüchtig sehen!“ rief Tonchen und klatschte in die Hände. Nun waren alle Pläne, sich durch Ausbleiben an dem Vater zu rächen, rein vergessen. Sie eilte flüchtigen Fußes hinüber, wo die Herren bereits über das Abenteuer der letzten Nacht im lebhaftesten Gespräche waren.

Der Amtsschreiber verließ sogleich die Männer und trat zu ihr in eine Fensternische, um ihr sein Beileid auszusprechen.

Anselm fehlte noch. Ihm war der Nachmittag am schmerzlichsten geworden. An die Einsichtnahme in die Bücher kam er nicht. Sein Inneres war zu aufgeregt. Als er indessen die Herren kommen sah, suchte er sich zu fassen und trat endlich auch in das Gemach, wo der Rath ihn sogleich mit sehr empfehlenden Worten als Zehntschreiber und Brudersohn des Herrn Decans zu Sanct Aposteln vorstellte.

„Wir kennen uns schon,“ sagte der Amtsschreiber, „denn wir haben trauriger Weise Bekanntschaft gemacht. Leider wurde der Herr Zehntschreiber für einen Spitzbuben gehalten. Ich hoffe indeß, daß er dies lediglich durch der Bürger Ungeschick veranlaßte Malheur günstig vergeben wird.“

Jaköbchens stechende Augen verfolgten auf Anselm Köhler's Angesicht die Unbehaglichkeit, welche diese wohlgemeinte, wenn auch für Anselm verfängliche Bemerkung hervorbrachte.

Anselm wurde indessen bald wieder Herr seiner Stimmung und entgegnete lächelnd: „Es ist zwar allerdings kein Plaisir gewesen, todtmüde von der Reise und kaum in den Armen des ersten Schlafes liegend, so unbarmherzig heraus aus dem wohlthätig erwärmenden Bette gerissen zu werden; allein er finde den Irrthum

in seiner Person, wie den Eifer der Bürger ganz erklärlich, und habe es längst vergessen und verziehen."

„Aber sagt mir doch," hob der Rath Würfler an, „wo ist nur der Hallunke hingekommen? O hättet Ihr ihn nur erwischt! Wie wollt' ich mich freuen, wenn er am kurpfälzer Galgen baumelte!"

„Ich würde Eure Freude um Euretwillen schon theilen," sagte Rudolphi, „und hoffe, wir werden sie eher erleben, als wir denken. Der Kerl ist frech, und wie schlau er auch operiren mag, er entgeht uns nicht, und ich hoffe, die ganze noble Rotte denselben Weg wandern zu sehen. Es ist eine Wahrheit, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er zerbricht. Michel Pelzer meinte zwar immer, er könne blaupfeifen, aber Ihr wißt, die Gerechtigkeit hält darauf nichts."

„Recht so," rief Würfler; „aber die Antwort auf meine erste Frage seid Ihr mir schuldig geblieben!"

„Ich kann sie kurz beantworten," versetzte der Amtsschreiber; „er ist an dem Hause des Winzers Krämer durch die Mauerluke hinaus, an der ausgefressenen Stadtmauer hinabgeklettert und, wie die Spur zeigt, auf dem Wege nach Oberwesel hin entwischt."

Während der Rath diesem Berichte zuhorchte, hatte er bereits eine neue Karte gemischt und rief nun: „An Eure Plätze, meine werthen Herren und Freunde!"

Alle setzten sich in hergebrachter Ordnung.

„Was spielen wir," fragte der Rath.

„Landsknecht!" entgegnete der leidenschaftlich spielende Quardian.

Sie waren mit dem Vorschlage des geistlichen Herrn Alle zufrieden, und das Spiel begann. In den grünen Römern perlte der goldene Enghöller, und die Pfeifen dampften bis auf den Quardian, der eine Dose von großem Umfang in seiner Hand rollen ließ wie das Rad in seiner Achse, und abwechselnd ein Glas Enghöller

hinabstürzte und eine Prise von solchem Umfang nahm, daß er unmöglich seinen ganzen Zweck erreichen konnte, vielmehr die Hälfte auf seine Kutte fallen ließ.

Tonchen nahm ihren Sitz so, daß sie den Zehntschreiber und den Amtsschreiber im vollen Anblicke hatte. Zuvörderst verglich sie Beide sorgfältig und fand, daß Anselm Köhler um vieles schöner sei, als Rudolphi. Rudolphi hatte blondes Haar und blaue Augen. In seinen Zügen war Gutmüthigkeit ausgedrückt und ruhiges, verständiges Wesen. Frische und Gesundheit zeigte sein männlich schönes, regelmäßig geformtes Gesicht. Anselm Köhler's Augen waren groß, schwarz, leidenschaftlich glühend. Sein Haar hing in dunklen Locken um den Kopf. Bleich zwar, aber anziehend war sein, wenn auch nicht regelmäßiges, doch gerade in seiner Eigenthümlichkeit anziehendes Gesicht. Ein schärferes Auge hätte in der Abspannung seiner Züge die Spuren eines wüsten, ausschweifenden Lebens erblickt. Tonchens Unerfahrenheit entging das, und sie wurde durch den feinen Ausdruck und die Beweglichkeit seiner Züge erst recht angezogen. Der volle, üppige Mund dünkte ihr besonders küßlich. Was im Innern des Mädchens vorging, that sich mehr oder weniger in ihrem Benehmen kund. Ihr Blick ruhte nur auf Anselm; an ihn richtete sie ihre Worte meist, und auf die seinen horchte sie sorgfältig.

Rudolphi, dem das nicht entging, wurde verstimmt, einsilbig, ernst, im Spielen unaufmerksam. Nichts aber konnte Würfler weniger dulden, als eine solche Nichtachtung des Spieles, das zu seiner wichtigsten Angelegenheit gehörte. Auch der Quardian merkte das wohl und wollte mit einem gelehrten Excursus der Sache eine andere Wendung geben.

Er nahm seinen Römer, hielt ihn an die Nase und zog gierig und mit Behagen die Blume des Enghöllers ein. „Welch' ein Duft!" rief er zu dem Amtsschreiber gewendet aus. „Ich kann es nicht begreifen, wie der sonst so getreue Tacitus behaupten

konnte, an unserem Rheine sei es so rauh, daß kaum die wilde Kirsche reife. Ich habe heute diese Stelle gelesen und unterwerfe sie nun mit diesem Götterweine vor der Nase und auf der Zunge — er goß bei diesen Worten des ansehnlichen Glases Inhalt in seine weite Gurgel — einer Prüfung. Sollte man nicht meinen, der alte Römer habe an dem delirium tremens laborirt, als er das schrieb, oder sei stockblind gewesen?"

„Gibt's nicht noch ein drittes?" fragte Rudolphi.

„Was meint Ihr damit?" fragte der Quardian.

„Nun, ich meine, er habe sich ein Mährlein aufbinden lassen und den Rhein gar nicht gesehen! Seht, Herr Quardian, es passirt auch heute noch, daß Einem Mährlein aufgebunden werden. Man glaubt sie, weil sie Einem gefallen, aber es ist Lug und Trug, wenn man die Sache genau an- oder in die Augen sieht." Diese Worte sprach Rudolphi mit Bitterkeit, und die Beziehung war nicht zu verkennen.

„Dafür ist der Mann zu eifrig nach der Wahrheit gewesen," sagte der Quardian. „Damals mag's freilich auch am Rheine noch nicht ausgesehen haben wie heute."

Anselm betonte das von ihm wiederholte Wort „heute" und sagte: „Nun, schön sieht's heut' am Rheine auch nicht aus. Wenn ihn der Römer heute sähe, würde er nicht abgeneigt sein, das Mährlein zu glauben.

„Wozu diese gelehrten Reden!" rief Würfler und hob seinen Römer in die Höhe. „Ihr Herren, laßt die alten Römer ruhen. Sehet, diese allerneuesten legen ein besseres Zeugniß für den Wein ab und für den Rhein. Die neuen Römer und was drin perlt, sollen leben!"

Die Gläser klangen fröhlich zusammen. Das Spiel begann wieder.

„Ihr habt Recht, Herr Köhler," hob Rudolphi nach einer kleinen Pause wieder an, „wenn Euch jetzt unsere Gegend nicht

gefällt; allein auch in diesem herben Winterkleide hat der Rhein eigenthümliche Freuden. Habt Ihr schon etwas von dem Eistanze gehört?"

„Nein," sagte trocken der Zehntschreiber.

„So könnt Ihr am Sonntage vor Weihnachten ihn kennen lernen und mit Jungfer Tonchen auf der Eisfläche der großen „Lotte" dahinschweben."

„Wie ist denn das?" fragte Tonchen, die noch keinen Eistanz erlebt hatte. Das Bild, welches, durch Rudolphi's Bemerkung hervorgerufen, ihre Seele bewegte, war zu lockend, als daß sie nicht hätte neugierig forschen sollen.

„Wißt Ihr was, Herr Amtsschreiber," sagte der alte Rath, „setzt Euch zu meinem Tonchen und erzählt ihr das genau. Euer Spiel ist doch keinen Schuß Pulver werth. Ihr seid mit Euren Gedanken Gott weiß wo, und nur Eure Finger spielen."

Der Quardian lachte wie ein Faun und sagte zu Würfler: „Da thut Ihr ihm eine rechte Schmach an!"

Rudolphi ließ es sich nicht zweimal sagen. Das Spiel langweilte ihn schon geraume Zeit. Er wollte das gefährdete Gut wieder zu gewinnen suchen und rückte nahe zu Tonchen, die fleißig die Römer vollgoß.

Der Zehntschreiber wünschte den Glücklichen in den Schwefelpfuhl der Hölle; indeß — er mußte sich halten und spielen.

Während jetzt über einen Fehlgriff im Spiel, den Siegling gemacht, ein Disput unter den Spielenden sich entspann, neigte sich Rudolphi zu Tonchens Ohr und flüsterte ihr zu: „Seid Ihr auch nicht abhold, daß ich zu Euch gewiesen worden bin?"

Sie sah ihn mit einem jener lodernden Blicke an, die unendlich beredt waren, dann flüsterte sie zurück: „Alte Liebe rostet nicht!"

Den Amtsschreiber durchrieselte ein Wonneschauer. Er drückte selig die weiße kleine Hand, und in der Seligkeit seines Herzens flüsterte er weiter, während Anselms Kopf glühte und giftige Blicke

herüberschossen wie Pfeile: „Ich habe heute in Euer edles Herz geschaut!“

„Ihr?“ fragte Tonchen erstaunt. „Wie ging das zu?“

„Nun, Ihr werdet's besser wissen, als ich, und Euer Beispiel hat Gutes gewirkt.“

„Ich verstehe Euch nicht!“

„Ihr wollt nicht, daß ich davon rede,“ sagte der Amtsschreiber, „weil sich Euer wohlthätiges Gemüth hinter den Versteck des Geheimnisses bergen möchte. Nicht wahr?“

„Ich weiß wahrlich nicht, was Ihr wollt. Ist Euch der Engböller zu Kopf gestiegen?“

„Ich bin Jaköbchen heute begegnet —“

„Nun, das könnt Ihr alle Tage, denn der abscheuliche, nichtsnutzige Buckelorum zieht auf allen Gassen herum; Ihr wißt aber doch, daß ich ihn von Grund meiner Seele hasse.“

„Ich bitt' Euch,“ sagte Rudolphi, „redet doch nicht so. Er trug einen Korb voll Lebensmittel zu der armen Frau Klein in meinem Hause, und um Euch zu beweisen, wie glücklich es mich macht, Euch nacheifern zu können, hab' ich gleich heute den Hauszins ausgewirkt für die arme Alte.“

Tonchen lachte laut auf. „Wahrhaftig, Ihr habt den Wein im Oberstübchen, und die Ziegel sind schon aus der Ordnung gerückt! Wie kommt Ihr zu dem himmelhohen Unsinn? Da seid Ihr auf falscher Fährte. Erstlich hab' ich weder Zeit, noch Lust, mich um alte Bettelweiber zu kümmern; zweitens ist diese Frau Klein eine Ketzerin, und die mögen Alle verhungern, ehe ich ihnen etwas gebe, und drittens würde ich den Buckelorum nicht zu meinem Boten machen, ihm vielmehr lieber einen Fußtritt geben.“

Tonchens Lachen war schneidend herzlos gewesen, aber diese Rede überbot das Gelächter. Sie war herzlos, satanisch, boshaft.

Rudolphi sah sie an mit einem Erstaunen, das er nicht bemänteln konnte, noch mochte. War das Wahrheit oder Verstellung?

Wollte sie durch erkünstelte Härte ihr Gefühl verbergen? Hatte es sie vielleicht verletzt, daß er so schonungslos ein zartes Geheimniß an's Licht zog? Und doch — der Eindruck ihres Wortes, Tones, Benehmens war so entsetzlich, daß er sich kaum fassen konnte.

„Geht mir weg mit solchen Albernheiten," sagte Tonchen, „und erzählt mir einmal etwas von dem Eistanze, von dem ich nie etwas gehört: Ich freue mich darauf. — Nicht wahr, Herr Köhler, Ihr auch?" wandte sie sich zu diesem.

„Außerordentlich," antwortete er, „wenn Ihr mir die Ehre eines Tanzes gönnt!"

„Zehn für einen!" rief Tonchen kichernd. „Ihr müßt nach Eurem leichten, kaum hörbaren Auftreten erstaunlich leicht und gut tanzen?"

„Macht die Probe," sagte Anselm süß lächelnd.

„Es bleibt dabei!" schloß Tonchen und wandte sich wieder zu dem Amtsschreiber, dessen Lippe von innerer Erregung bebte.

„Da seht Ihr," sagte sie lachend, „für mich ist keine Noth, und ein leichter Tänzer ist immer ein reicher Gewinn!"

„Ich wünsche Euch Glück zu dem Gewinne," sagte Rudolphi bitter.

„Damit seid Ihr ja nicht ausgeschlossen," flüsterte sie mit lockendem Ton in sein Ohr. „Zwar tanzt Ihr nicht leicht, aber ich habe mich, das müßt Ihr mir doch bekennen, wacker mit Euch herumgearbeitet."

„Und geplagt!" sagte noch bitterer Rudolphi.

„Das sagt' ich nicht," versetzte Tonchen; allein sie fühlte, daß sie wieder einlenken müsse. „Seid Ihr böse?" fragte sie flüsternd. „Seht mich doch einmal mit Eurem lieben Auge an. Könnt Ihr denn gar keinen Scherz vertragen?"

„Euer Scherz ist ätzend wie Scheidewasser."

Tonchen sah ihn ernst an. „Ich glaube, es ist Euch Ernst?"

fragte sie. „Soll ich mein Wort von vorhin wiederholen?“ Sie drückte seine Hand. „Nicht wahr, den ersten tanzt Ihr mit mir?“

„Ich tanze nicht.“

„Das ist Scherz. Wenn ich Euch nun auffordere?“ fragte sie schalkig.

„Es ist heuer kein Schaltjahr,“ sagte Rudolphi.

„Das ist garstig,“ sagte sie zürnend und wandte sich protzend ab.

Rudolphi fühlte, daß auch er nun zu weit gegangen, beleidigend geworden war, weil er sich auf das Sprüchwort bezog: „Alle Schaltjahre freien die Mädchen.“ Gern lenkte er wieder ein.

„Ich dachte mir wohl,“ hob er an, „daß Ihr gern das alte Herkommen des Eistanzes von mir hören würdet, deßhalb habe ich heute die Chronik des alten Kürschnermeisters Sebastian Fabian nachgelesen, der aus alter Zeit die einzige Kunde überliefert von solchem Tanz, in dem auch der Apostelhof eine Stelle hat durch besondere Vorrechte.“

„So?“ fragte, wieder auf anderen Gedanken, neugierig das Mädchen. „So gebt's zum Besten.“

Rudolphi berichtete: „In solchen Wintern, wo der Rhein ganz gefahrlos zugefroren ist, erzählt Meister Fabian, pflegte man in der guten Stadt Bacharach ein Eisfest von zwei Tagen und einen Eistanz zu halten.

„Die jungen Schiffer und die Schröter ebneten durch Eisklopfen einen Raum neben einer „Lotte“. Auf diesen Raum bauten die Wirthe ihre Zelte. Das, welches unmittelbar an der „Lotte“ liegt und das größte ist, auch mit der kurkölnischen Fahne allein sich schmücken darf, ist das des jedesmaligen Apostelküfers, der das unverkürzbare Recht hat, gegen billige Taxe das beste Fuder Wein aus dem Apostelhofkeller zu wählen, daß er es dort zu seinem Vortheile verzapfe. Er allein darf einen Feuerherd in

seinem Zelt errichten und einen Holzboden legen; er allein darf Warmwein bereiten und Würste braten, und die Tanzmusik halten, wofür jeder Tänzer einen Albus zu bezahlen hat. Nachdem sich jedermänniglich geatzet, beginnt der Tanz auf der Spiegelfläche der „Lotte".

„Himmel!" rief Tonchen, „da muß es sich köstlich tanzen auf so glattem Boden!"

„Wenn der Tanz im Gang ist, ziehen die jungen Burschen auf und wählen unter den jungen Leuten, die da sind, einen Eiskönig, der nun das Recht hat, sich das schönste Mädchen zur Tänzerin zu wählen, die als Königin nur mit ihm tanzen muß."

„Ei," rief Tonchen, die ganz von dem Vorgefühl der Lust durchglüht war, „der wird doch mich nicht wählen!"

„Nun," sagte kalt Rudolphi, „er wählt die Schönste: da mögt Ihr Euch wohl darauf richten."

„Das thue ich nicht!" rief das eitle Mädchen. „Ich will frei sein."

„Gesetzt aber," sagte mit Nachdruck Rudolphi, „der Herr Zehntschreiber würde Eiskönig?"

Tonchen fuhr blitzschnell herum und sah ihn an.

Rudolphi sah eiskalt in ihr Auge.

„Oder Ihr!" bemerkte sie.

„Es muß ein feiner Tänzer sein," entgegnete er.

„Ihr seid boshaft," flüsterte sie ihm in's Ohr.

Rudolphi fuhr fort: „Der Hauptkohl kommt erst am zweiten Tage. Nachts bauen die Bäcker einen Backofen von Tuffsteinen und backen am Tage Bretzeln, die Eisbretzeln heißen, und um die sich Alt und Jung streitet. Die Frauen kommen mit Körben voll gefärbter Eier, und es wird „gekippt", wie am zweiten Ostertage in Steeg. Die Küfer machen ein neues Faß auf dem Eis, das ausgeloost wird. Die Schröter tragen um ein Uhr den Eiskönig auf einer Schrotleiter mit Musik in's Apostelküferzelt, und Alles

zieht im Jubel in Procession hinterdrein. Die jungen Burschen machen auf dem Eis eine Kegelbahn und kegeln einen Hammel aus, der stolz mit Sträußen und Bändern verziert ist. Dann folgt wieder Tanz bis in die Nacht, und das Fest ist aus."

„Ein Heidenfest," rief der Quardian zornig, dem der Wein in den Kopf gestiegen war; „ein wahres Heidenfest, wo der Teufel seine reiche Ernte hält. So etwas sollte eine wohlgeordnete Verwaltung und christliche Obrigkeit nimmer zulassen. Ich werde protestiren bei dem Oberamte."

„Wird Euch wenig helfen, Hochwürdiger," sagte der Rath. „Das sind Privilegien — Alles verbrieft. Da beißt keine Maus einen Faden ab."

„Was Privilegien!" schrie kirschroth der Quardian. „Gegen Gottes Ordnung dürfen keine Privilegien verliehen werden, sonst sind sie eo ipso ungültig. Ueberhaupt heißt es Gott versuchen, wenn man auf dem Eise tanzt."

„Wollt Ihr nicht im Apostelzelt eine Predigt halten?" bemerkte spottend der Rath.

„Warum nicht?" entgegnete bissig der Quardian — „freilich würde sie so wenig Frucht tragen als die, welche ich bisweilen alten Sündern gehalten!"

Jetzt zog der Rath Würfler seine Uhr und sagte: „Wahrhaftig, schon ein Viertel über zehn! Wir haben die Zehnuhrglocke ganz überhört."

Die Mahnung war handgreiflich, aber nothwendig, denn der Quardian konnte in solchen Zuständen der halben Trunkenheit sehr unangenehm werden, und der Rath befürchtete das, wollte aber ein Aergerniß abwenden.

Der Stadtschreiber nahm seinen Hut, und der Zollbeseher Siegling reichte dem Quardian seinen Arm, und er selber bedurfte einer Stütze.

Der Abschied Rudolphi's war kühl, trotz der süßflötenden

Stimme, die ihm „gute Nacht" sagte, und den Glühblicken, die wirksam zu sein bestimmt schienen, es aber nicht wurden.

Absichtlich ging der Amts- und Stadtschreiber die Bauersgasse hinab, indeß die beiden Anderen umsonst die Mitte der Straße zu halten suchten. Er wollte allein sein. Der Abend hatte ihm viel Bitteres gebracht. Die schonungslose Härte des Mädchens, das auffallende Bestreben, dem Zehntschreiber zu gefallen, die Herzlosigkeit gegen die arme Frau Klein — das Alles machte ihm das Herz schwer. Dennoch zweifelte er daran, daß sie jene Gaben nicht sollte gesendet haben. Wer sollte sie denn sonst gesendet haben? Und doch, warum wählte sie den Schein solcher Herzlosigkeit und fanatischer Härte, um die Regungen des schönsten Gefühls und dessen Bethätigung zu maskiren? Er nahm sich fest vor, dem Boten aufzupassen und hinter die Geschichte zu kommen.

Das konnte nicht schwer sein, da Jaköbchen gesagt, er komme alle Tage um diese Zeit mit seinen Gaben in das Haus.

Rudolphi lag noch lange schlaflos in seinem Bette. Die Bilder dieses Abends ließen ihn den Schlaf nicht finden.

Auch Tonchen schied bald, jedoch nicht ohne dem Zehntschreiber zugeflüstert zu haben: „Hatte ich Unrecht, als ich den Amtsschreiber einen launigen Gesell hieß? Ihr habt nun ein eigenes Urtheil. Ueberdies tanzt er wie ein alter Bär."

---

7. Ein Verhör und seine Folgen.

Schon in der Frühe des folgenden Tages bestellte der Amtsschreiber sein Mittagessen auf's Zimmer. Er wollte um jeden Preis aus dem Gewirre seiner Zweifel herauskommen und Jaköbchen sprechen. Sollte er sich so in Tonchen getäuscht haben?

Den Kopf in die Hand gestützt, saß er an seinem Tisch.

Unberührt standen bereits die erkalteten Speisen vor ihm. Die Eßlust war weg. Es hatte schon Zwölf geschlagen, und Jaköbchen kam noch immer nicht. — Endlich vernahm er die mühseligen, schweren Tritte des Kleinen auf der Stiege. Er öffnete die Thüre und sagte:

„Komm' 'mal zu mir herein, Jaköbchen! Ich habe Dir etwas Angenehmes zu sagen. Kannst der Frau Klein sagen, ihre Hausmiethe würde schon für das laufende Jahr, obgleich es seinem Ende nahe ist, bezahlt werden."

„Gott lohn's," rief Jaköbchen freudig aus. „Ihr seid doch ein gar lieber Mann. Schade nur, daß Ihr so stockblind seid."

Der Amtsschreiber lachte. „Siehst Du nicht meine guten Augen, Jaköbchen?"

„Und sind doch blind!"

„Wer sagt Dir das?"

„Niemand; ich seh's ja!"

„Du siehst's?"

„Ei freilich, sonst müßtet Ihr ja doch sehen, daß Euch Tonchen am Narrenseile herumführt."

Der Amtsschreiber fuhr ordentlich zusammen. Das Wort durchzuckte ihn. „Du bist ein grober Geselle," rief er aus.

„Mein's nicht bös," versetzte Jaköbchen. „Kinder sehen oft mehr als Alte."

Es gehörte zu den seltsamsten Eigenthümlichkeiten Jaköbchens, daß er sich stets noch für einen Knaben hielt, deßwegen sich auch noch bisweilen mit voller Lust den Knabenspielen hingab, wo dann die Buben ihren Spuk mit ihm trieben, bis er ärgerlich wurde und sie abbläute, was meist nicht sehr fein ablief. Indessen gelang es ihm selten, die zu erhaschen, die er züchtigen wollte, weil Behendigkeit eine der allergeringsten seiner Eigenschaften war.

„Das mag so sein," sprach unmuthig der Amtsschreiber, „allein bedenkst Du nicht, was Du da Tonchen zur Last legst?"

„Ich weiß, was ich weiß," sagte Jaköbchen, „und meine Augen sehen mehr als die Eurigen, und meine Ohren sind scharf wie die einer Katze."

„Was weißt Du denn?" fragte heftig erregt Rudolphi.

„Daß sie den schlechten Finkenstock lieber hatte als Euch, und es jetzt wieder darauf anlegt, den Zehntschreiber zu kirren."

„Du verleumdest!" rief Rudolphi.

„Gott soll mich strafen, wenn ich das thue!" sprach der Kleine und legte die Hand auf seine hohe Brust. „Hätte sie Euch sonst gestern einen „Kümmeltürken" und einen langweiligen Gesellen genannt? Aber der Herr Rath, der gern sähe, wenn Ihr sein Schwiegersohn würdet, hat sie dafür abgetackelt. Himmel, was hatte sie für einen Zorn! Drei Stunden hat sie in ihrer Kammer gesessen und vor Gift geweint. Sie muß es aber doch bereut haben, denn Abends war sie wieder gegen Euch so freundlich wie ein Ohrwürmchen, und strich Euch um den Bart, daß es eine Art hatte; ich sah's von fern."

„Ihr Herz ist gut," versetzte, von bitteren Erinnerungen an den gestrigen Abend erfüllt, der Amtsschreiber, „sonst würde sie ja nicht der Frau Klein heimlich diese Wohlthaten spenden." Er deutete dabei auf den Korb, den Jaköbchen bei der Thüre niedergestellt.

Jaköbchens Gesicht lief blutroth an. „Wie?" rief er. „Hat Euch das Jemand gesagt, so hat er Euch schändlich belogen. Die wohlthätig? Daß sich Gott erbarme! Sie jagt die Armen fort mit harten Worten, und müßte Frau Klein auf die warten, so wäre sie längst verhungert und erfroren in der Noth und Kälte dieses Winters."

„Gibt sie Dir die Gaben denn nicht?" fragte mit wachsendem Erstaunen Rudolphi. „Du hast mir's ja gestern selbst gesagt."

„Ich?" fragte Jaköbchen. „Ihr seid, wie ich merke, nicht allein blind, sondern auch taub! Jaköbchen lügt nie. Ihr habt

hast nur Tonchen im Kopfe, drum hörtet Ihr nicht, welchen Namen ich nannte. Habt Ihr denn ganz vergessen, daß ein Engel in dem Apostelhof wohnt? Lenchen ist's, das die Wohlthaten spendet. Lenchen ist ein Engel! Die trocknet die Thränen der Armen, die Tonchen fortjagt. Sie sendet mich alle Tage hierher mit Milch und Brod, mit Nahrungsmitteln und Geld, daß die gute alte Frau sich auch noch Holz kaufen kann oder Lohkuchen bei den Gerbern am Holzthore. Da seid Ihr gewaltig irre, wenn Ihr glaubt, das thue Tonchen. Ach, Herr Amtsschreiber, die hat kein Herz. Die hat nur sich lieb. Mich verfolgt sie mit giftiger Bosheit, besonders seit gestern, wo ihr der Alte sagte, sie habe mit Finkenstock geliebelt. Sie weiß, daß ich's ihm hinterbracht habe. Konnt's nicht mehr sehen und wollte vorbeugen, daß sie nicht wieder es gerade so machte. Da hat er ihr gesagt, wenn sie Euch nicht heirathe, so müsse sie in's Kloster. Drum schlug der Wind um, und sie steuerte wieder zu Euch; aber nebenbei wird Anselm Köhler Hahn im Korbe. Denkt an mich!"

Der Amtsschreiber war bleich geworden wie eine Leiche. Seine Hand zitterte. Er war keines Wortes mächtig.

Jaköbchen war einmal im Zug, und besonders war es Lenchen, der er nun eine warme Lobrede hielt; allein für den Amtsschreiber war Alles verloren. Er hörte ihn nicht. Endlich nahm der Kleine seinen Korb und ging.

Rudolphi saß nach einer Stunde noch in der Stellung, in der ihn Jaköbchen verlassen. Alle die Ereignisse, seit er Tonchen kannte, ließ er an seiner Seele vorübergehen. Worte und Benehmen stellte er gegen einander und wog sie ab, und — die Wahrheit dessen, was Jaköbchen gesagt, trat immer entschiedener hervor. So war er denn um seine Liebe betrogen, sein Herz, so lauter und treu, verhöhnt. Zum Spielball ihrer Laune sollte er dienen, und gefiel ihr ein Anderer besser, so schob sie ihn herzlos auf die Seite.

Sein Gemüthszustand war nicht der Art, daß er heute hin-

gehen konnte. Er blieb zu Hause und grübelte. So groß aber ist die Macht der Leidenschaft, daß er am Ende den Worten Jaköbchens keinen Glauben beimaß, wenigstens selbst prüfen wollte, um die Wahrheit zu finden, wie bitter und herbe sie auch ausfallen möchte. Mehrere Tage mied er indessen den Apostelhof.

Am dritten Mittag nach dem verhängnißvollen Verhöre mit Jaköbchen saß Rudolphi in seiner Stube an seinen Acten. Er hatte vorgegeben, krank zu sein, und war nicht in das „goldene Rad" gegangen. Wieder hörte er den Boten der Wohlthätigkeit die Stiege hinaufsteigen, die eher einer Leiter als einer Stiege glich. Ach, dachte er, warum gleicht sie nicht diesem Mädchen, das vielleicht sich selbst abdarbt, um der Armuth Noth zu lindern! Bei diesem Gedanken trat das Bild des engelschönen Lenchens vor seine Seele; aber es wurde durch ein Gepolter und durch einen heftigen Schrei schnell wieder weggescheucht. Er stürzte hinaus und sah die Mißgestalt Jaköbchens sich wimmernd am Boden krümmen und winden. „Was ist geschehen?" fragte er, den Armen aufhebend. Jetzt kam auch die alte Frau ihre schmale Stiege herunter.

„Ach, Gott!" rief sie, „der arme Junge hat gewiß Schaden genommen."

Jaköbchen konnte nicht reden. Schrecken und Schmerz hatten ihn ganz betäubt.

Rudolphi untersuchte seine Glieder, so gut es ging, und fand, daß er einen Arm gebrochen habe. Er trug ihn auf sein Bett und ließ durch einen der Backknechte seines Hausmannes einen Bader rufen, der in der Nähe wohnte.

Frau Klein half nach Kräften, und als der Verband angelegt war, ließ er ihn durch den Stadtdiener nach dem Apostelhofe tragen.

Frau Klein weilte einen Augenblick, um sich für die Wohlthat des Hauszinses zu bedanken.

Nun wird Euch wohl die Unterstützung ausbleiben, gute Frau," sagte Rudolphi theilnehmend; „aber Ihr sollt nicht Noth leiden. Ihr nehmt wohl von mir eine Gabe an, daß Ihr Euch das Nöthige verschaffen könnt?"

Der guten Frau ging das Auge über. Sie dankte warm und innig und pries die Güte Lenchens aus vollem Herzen.

Rudolphi hörte theilnehmend zu, und was er vernahm, flößte ihm ein großes Interesse für das liebliche Mädchen ein, dessen Schönheit er wohl einmal bewundert hatte, wenn er ihr, was jedoch sehr selten geschah, irgendwo begegnete.

Ihr edles Beispiel nachzuahmen, nahm er sich im Stillen fest vor, und da seine Sparsamkeit groß war, konnte er die arme Frau reichlich bedenken.

Er machte sich Vorwürfe, daß er bisher die unglückliche Frau gar nicht beachtet, und nahm es sich fest vor, ihr recht viele Gaben zufließen zu lassen, zumal er fand, wie ihre Bildung so viel höher stand, als die anderer Frauen ihres Standes. Sie mußte ihm ihre Schicksale erzählen, und diese ungeschminkte, vertrauensvolle Mittheilung erhöhte seine Achtung und Theilnahme für die Hochbetagte, die einen langen Dornenpfad durch's Leben gewandelt war, um am Abend desselben das Bitterste zu erfahren: drückende Noth.

Gerade in seiner jetzigen Gemüthsstimmung that es ihm wohl, fremdem Leid und Wehe sein Herz zu öffnen.

Im Apostelhof war das Ausbleiben des gewohnten Abendgastes sehr auffällig. Der Rath erkundigte sich, ob Rudolphi krank sei, und hörte, daß er zwar nicht krank, doch aber sich unwohl befinde. Er war in seinen Gewohnheiten gestört, und das mißstimmte ihn. Jaköbchen konnte ihn nicht bedienen, keine Stadtmährlein bringen, und nun fehlte auch Rudolphi, den er lieb hatte. Er ahnte nicht, daß Tonchen eine Schuld haben könne, da er jene Abendunterredung nur wenig beachtet hatte. Tonchen dankte es ihrem Schutzpatron, daß dem so war, denn sie würde ohne Zweifel einen bösen

Stand gehabt haben, hätte der Vater gewußt, was sie sich nicht verhehlen konnte.

„Er protzt," sagte sie dennoch lachend. „Nun, ich sehe, daß er mich liebt! Mag er protzen! Ich übe doch eine solche Gewalt über ihn, daß er schon wieder kommen wird!" Dabei besah sie sich im Spiegel und dachte: So viel Reizen widersteht am Ende Keiner! Um so leichter mochte sie sich trösten, als Anselm unverkennbare Spuren zu Tage legte, wie mächtig ihre Reize ihn bestrickt hatten. Er hatte nur Augen und Ohren für sie. Sein trunkener Blick verfolgte sie überall, und alle Mittel der Gefallsucht wandte sie an, ihn völlig an sich zu fesseln. Dies gelang um so leichter, als das, was der Radwirth scherzend bemerkt, wahr geworden war. Schon die wenigen Tage seines Umganges mit ihr waren genug gewesen, sein Herz in lichte Flammen zu setzen, die Tonchen um so lieber schürte, als er ihr selbst sehr wohlgefiel und sie eine stärkere Zuneigung zu ihm empfand, als zu irgend Einem, den sie zu fesseln sich jemals Mühe gegeben.

Daß auch die alte Annemarthe in ihn verliebt war und sich bemühte, ihm ein gleiches Gefühl einzuflößen, machte ihr unendliche Lust und steigerte ihr Streben. Ja, diese Thorheit ihrer mütterlichen Amme gab ihrer Neigung neuen Reiz, weil sie nur heimlich und in solchen Momenten operiren konnte, wo jener scharfes Auge nicht jede Annäherung belauschte.

So war denn dies Herzensverhältniß im besten Gang, als eines Tages ganz unvermuthet der Amtsschreiber wieder erschien zur großen Freude des Vaters. Tonchen begrüßte ihn freundlich, aber zurückhaltend.

Sie schien kaum erfreut zu sein durch sein Kommen. Auch er war ernst, kühl und mißgestimmt. Nur wenige Worte der geselligen Artigkeit wurden gewechselt, dann trat er zu dem Rathe. Das kränkte ihre Eitelkeit noch mehr, und ihr ganzer Stolz erwachte.

„Das soll mir der alberne Mensch schon vergelten," sagte sie zu sich selbst, erkannte aber auch, daß sie ihren Zorn und Mißmuth beherrschen müsse. Ihre ganze Freundlichkeit wandte sie dem entzückten Zehntschreiber zu, ohne doch ihre Aufmerksamkeit von dem Gespräche zu wenden, das sich zwischen Rudolphi und ihrem Vater entspann und sich in ein ihr unangenehmes Geleis ergoß.

„Ich bin Euch zu Dank verpflichtet, werther Herr Amtsschreiber," sagte der Alte, „daß Ihr dem armen Jaköbchen so viel Sorgfalt zugewendet. Der arme Schelm muß wohl viele Schmerzen leiden."

„Es ist mir lieb, daß Ihr die Rede auf ihn bringet, Herr Rath," sagte Rudolphi; „ich wollte mich besonders nach ihm erkundigen."

„Ich glaube beinahe, die Liebe zu dem kleinen Kobold hat Euch einmal wieder zu uns geführt," bemerkte Tonchen mit einem scharfspottenden Tone.

„Das zu leugnen, wäre unrecht," versetzte sehr ernst der Amtsschreiber. „Ich habe seine Schmerzen gesehen und fühle recht großes Mitleid mit ihm."

„Ihr habt ein weiches Herz," sagte sie; „das habt Ihr schon neulich kundgethan."

„Schäme Dich," zürnte der Vater. „Es steht Dir übel an, über Dinge zu spötteln, die dem Ehre machen, dem sie eigen sind."

Sie wurde bleich vor Zorn. „Er hat es nicht um mich verdient, daß ich ihn im Herzen trage," sagte sie und wandte sich ab.

Der Alte sagte: „Hier gilt das Sprüchwort: Wie's in den Wald schallet, so schallet's heraus. Sie hat einmal keine Liebe zu ihm, das ist leider wahr; allein gerade seine Mißgestalt flößt mir doppeltes Erbarmen ein."

Tonchen war an's Fenster getreten und lehnte die Stirn an

das Glas, dessen Eisblumen kaum der Wärme des Gemaches gewichen waren.

Der Amtsschreiber trat zu ihr.

„Ihr zürnt mir?“ sagte er leise.

„Hab' ich nicht Grund dazu?“ fragte sie rasch zurück. „Ihr laßt Euch nicht mehr sehen, und sagt mir dann, der Unhold sei's, der Euch hergeführt.“

„Seit wann legt Ihr die Worte auf die Goldwage?“ fragte er.

„Seit Ihr die meinen so scharf nehmt,“ antwortete sie. „Doch,“ setzte sie, wieder laut in den vorigen Ton fallend, hinzu: „Ihr werdet wohl gern etwas von Eurem Lieblinge wissen. Mir thut's leid, daß ich Euch nichts sagen kann. Ich muß Euch da entweder an die barmherzige Schwester, an Apostelküfers Lenchen, weisen, die auch an seinem Unglücke die Schuld trägt, — oder Ihr müßt Euch selber zu ihm bemühen. Lenchen pflegt ihn, da sich hier im Hause Niemand um ihn kümmert, weil es an Zeit und Lust dazu gebricht.“

Die Herzlosigkeit dieser Aeußerungen traf den Amtsschreiber wie ein Maifrost die Blüthen. Wehmüthig gedachte er des verlassenen Unglücklichen und — des erbarmungsreichen Lenchens mit Wohlwollen.

„Da redet Ihr doch nicht von seiner Mutter?“ fragte er nach einem minutenlangen Schweigen.

Tonchen lachte hell auf. „Wo denkt Ihr hin? Die möchte gern noch einen Eheherrn suchen,“ sagte sie und sah dabei den Zehntschreiber mit einem so bedeutsamen Blick an, daß dieser ebenfalls laut auflachte; „da ist denn der Junge ein verdrießlicher Hausrath, wie Ihr leicht ermessen könnt. Ich glaube, sie hätte es lieber gesehen, wenn er den Hals statt des Armes gebrochen.“

Der Amtsschreiber fuhr ordentlich zurück bei diesen Worten. Es überlief ihn eiskalt, als das reizende Wesen diese rohe,

gefühllose Aeußerung that. Es entstand eine Pause; dann sagte Rudolphi: „Wenn es so steht, wär's am Ende wohl besser für ihn gewesen, wenn das geschehen wäre! aber es ist sehr traurig. Könnt' Ihr mir nicht sagen, wo ich ihn finde?"

„Wollt Ihr ihn besuchen!" rief Tonchen halb spottend, halb verwundert. „Nun, dann geht nur hier neben in die dritte Thüre. Er wird sich gewiß Eures Besuches freuen."

Der Amtsschreiber unterdrückte ein Wort, das ihm auf die Lippe kam, und ging, ohne daß Tonchen Miene machte, der Höflichkeit den Tribut zu zollen, ihn zu geleiten. Draußen blieb er einen Augenblick stehen. Er mußte sich erholen von dem Eindrucke, den er eben gewonnen.

O, es ist unendlich schmerzlich, wenn nachgerade der wunderbare Lichtglanz zerrinnt, mit dem die Liebe das Wesen umgab, dem das Herz zu eigen ist. Jede Lust und Freude stirbt hin; das Herz ist so arm und so leer, das Leben so werthlos und nichtig, daß alle Kräfte gelähmt werden, und es Augenblicke gibt, wo auch ein verständiger Mensch den Tod willkommen heißen möchte.

In solcher Stimmung und Lage befand sich der Amtsschreiber. Er sah allmälig einen Lichtstrahl nach dem anderen erbleichen an der Glorie, in welcher ihm dieses Mädchen erschienen war, und immer weniger schön und liebenswürdig erschien sie ihm. Kam er sich doch selber vor wie ein Verzauberter, dessen Zauberbande eine unsichtbare Hand allmälig löst.

„Hab' ich denn das früher nie bemerkt?" fragte er sich; „Jaköbchen hat Recht, ich war blind, stockblind, weil die Leidenschaft für das verführerische Wesen mich so bewältigt hatte, daß ihre Fehler mir entgingen und nur ihre Reize mich bestrickten."

Mit solchen Gedanken näherte er sich der Thüre, die ihm bezeichnet worden war; ein halbunterdrücktes Stöhnen drang daraus

hervor, denn die Thüre war nur angelehnt. Deutlich vernahm er, daß eine sanfte Stimme dem Leidenden tröstend zusprach.

„Wer mag's sein?“ fragte er sich. „Gewiß das holde Mädchen, das sie spottend eine barmherzige Schwester nennt.“

Es war eben zu jener Tageszeit, wo, im Winter so frühe, der Tag mit der schnell hereinbrechenden Nacht um die Herrschaft ringt, aber ihrer Macht noch nicht gewichen ist. Leise drückte der Amtsschreiber die Thüre so weit auf, daß er unbemerkt eintreten konnte. Warum er so hereinschlich, wußte er selber nicht; aber er that es instinktartig, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben.

Das Zimmerchen hatte nur ein Fenster, welches in den Hofraum der katholischen Schule ging. Der letzte Schimmer des glühenden Abendhimmels lag auf dem Fenster und gab gerade da noch zureichende Helle, während der übrige Theil des länglichen Raumes schon im Dunkel lag und namentlich der, wo die Thüre sich befand und Rudolphi stand. Das Bett des Leidenden war am Fenster. Er wandte das Gesicht dem Fenster zu, und gerade vor ihm, den Amtsschreiber verdeckend, stand eine schlanke weibliche Gestalt, die sich über den Arm beugte, welchen der Leidende gebrochen, und den Verband besorgte.

„Halt' nur noch ein wenig aus,“ sagte Lenchens süße Stimme, „ich bin nahezu fertig. Thue ich Dir denn so wehe?“

„Nein, nein!“ rief mit vor Schmerz bebender Stimme der Arme. „Du bist so engelsgut und sanft; aber es thut ja doch so höllisch wehe. Da kannst Du ja nichts für. Denke ich dran, wie mich der Bader herumriß, so sträuben sich mir die Haare. Das hält keinen Vergleich aus.“

„Ich nehme mich ja auch so in Acht, Dir nicht wehe zu thun. Glaub's aber wohl, daß es doch wehe thut. Sei aber geduldig. Es wird gewiß bald wieder heil. Diese Nacht wache ich wieder bei Dir und mache Dir die Umschläge.“

„Du bist mein schützender Engel,“ sagte der Kranke. „Wärst

Du nicht, ich käme um vor Elend. Ach, eine Mutter sieht nicht nach ihrem Kinde," fuhr er weinend fort, „das so viel Schmerzen leidet, und eine Fremde pfleget sein, nährt und verbindet es. Es ist doch traurig! Lenchen, wenn Dich Gott nicht segnet um der Barmherzigkeit willen, die Du an mir thust, so müßte die Schrift lügen."

„Geh'," sagte sie sanft, „rede mir so nicht. Was ist's denn weiter?" Und um ihn auf andere Gedanken zu leiten, sagte sie: „Ich füttere Deine Tauben recht sorgfältig, und Du solltest nur einmal sehen, wie sie mich schon kennen und so kirre und zahm sind."

„Ach, ich glaub's gern," antwortete er. „Wer Dich nur einmal kennt, muß Dir ja gut sein."

Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch die Seele. „Ach, die arme Frau Klein!" rief er aus.

„Warum beklagst Du sie so?" fragte Lenchen.

„Wer wird ihr nun Deine Gaben bringen?"

„St!" flüsterte sie, „ich selbst. In der Abenddämmerung schleiche ich zu ihr, wo mich Niemand sieht und kennt.

„Nimm Dich nur auf der Stiege in Acht."

„Ich kenne sie schon. Aber weißt Du auch, Jakōbchen, daß nun die gute Frau einen neuen Wohlthäter gewonnen hat? Gott segne ihn dafür! Rath' einmal wen?"

„Gewiß den Herrn Amtsschreiber?"

Sie nickte bejahend.

„Ach, der ist auch so eine Samariterseele wie Du; ja, das böse Tonchen verdient nicht, daß er sie so lieb hat. Ich sag's immer, und sie narrt ihn nur."

Rudolphi erröthete in dem tiefen Schatten, wo er stand; aber sein scharfes Ohr vernahm einen Seufzer, der aus des Mädchens Brust kam. Galt er ihm? Oder welchen Ursprung hatte er?

Jakōbchen fuhr fort über Tonchen zu zanken.

„Wenn Du nicht Deine böse Zunge bändigst,“ sagte sie, „so komm' ich nicht wieder. Tonchen ist nicht so böse.“

„O Du milde Seele,“ rief der Leidende aus. „Du möchtest in Deiner Liebe sie gern rein brennen, ich weiß es wohl, aber warst Du nicht dabei, als sie sagte, da mich der Stadtdiener brachte: Hätte er nur den Hals gebrochen! Meinst Du nicht, daß das mir wehe gethan? Bin ich nicht ein armer, unglücklicher Knabe,“ sagte er weinend, „um den sich die eigene Mutter nicht kümmert? Bin ich nicht unglücklich genug? Warum mußte sie mir das wünschen? O, das hat der liebe Gott gehört, der's nicht vergißt.“

„Sei Du nicht rachsüchtig,“ warnte sie. „Ich sorge ja für Dich, und Dir geht ja nichts ab. Laß sie dann!“

„O, ich lasse sie ja,“ erwiederte er; „aber siehst Du, so macht's das leichtfertige Ding Jedem. Nun sie mit dem Zehntschreiber liebäugelt, höhnt sie den Amtsschreiber. Mir lief neulich die Galle über. Wär' ich an seiner Stelle, ich sähe sie nicht mehr an. War auch seitdem nicht mehr im Hause, woran freilich seine Krankheit Ursache ist.“

„Krankheit?“ fragte das Mädchen mit sichtlichem Erschrecken. „Es wird doch nicht arg sein? Du hast Recht, ich sah ihn seit einigen Tagen nicht. Wart'! ich will Frau Klein fragen, die weiß es gewiß.“

„Ja, ja,“ sagte der Kranke, „vergiß es nur nicht; ich möchte es auch wissen; aber ich will recht für ihn beten. Nicht wahr, Du auch?“ bat er. „Dein Gebet ist gewiß erhörlich.“

Sie bejahte mit stummem Neigen des Kopfes.

Des Amtsschreibers Herz bebte. Der Gedanke, daß Menschen liebend seiner im Gebete gedächten, ergriff ihn mächtig.

Der Verband war nahe zu Ende. Rudolphi hielt es für geeignet, sich wieder leise hinauszuschleichen, um dem lieben Mädchen die Verlegenheit zu ersparen, daß er Zeuge der Unterredung gewesen. Er wandte sich wieder so unbemerkt hinaus, wie er eingetreten war,

und öffnete dann mit Geräusch. Die holdselige Krankenwärterin wandte sich erschrocken herum, und Jaköbchen rief freudig: „Ach, der Herr Amtsschreiber denkt an mich. Gott lohn's Euch!"

Lenchen wußte nicht, was sie vor Verlegenheit beginnen sollte.

„Laß Dich nicht stören, liebes Lenchen," sagte der Amtsschreiber nähertretend. „Im Nothfalle helfe ich Dir."

Das letzte Aufflammen des Abendrothes ließ ihn die erglühende Jungfrau in der ganzen Glorie dieser magischen Beleuchtung erblicken. Sie stand gesenkten Auges und Hauptes da, so demüthig, so züchtig, so schamvoll und doch so schön, ein wahres Bild, wie es die alten Maler gebildet haben, wenn sie die heilige Jungfrau darstellten beim Gruße des himmlischen Boten. Sein Blick haftete auf ihr, als wolle er das schöne Bild sich tief in die Seele prägen, und es trat minutenlang ein Schweigen ein, in dem er die Athemzüge ihrer so beklommenen Brust hören konnte.

Endlich sagte der Amtsschreiber: „Laß Dich nicht stören. Ich will Dir gern helfen." Er trat ihr näher und faßte nach der Binde, welche sie hielt.

„Ach, bemüht Euch doch nicht," sprach sie mit bebendem Ton. „Ich kann's schon allein."

„Ich helfe Dir gern," versetzte er.

„Ihr verunreinigt Euch," sagte sie mit steigender Verlegenheit, „und — und — es schickt sich auch nicht für Euch!"

„Was sich für Dich schickt, kann mir nicht unschicklich sein," versetzte Rudolphi, — „oder verschmähst Du meine Hülfe?"

„O Gott, nein!" rief das Mädchen, und zum ersten Male richtete sie das große, schöne Auge auf ihn. Sie mochte fürchten, ihm wehe gethan zu haben; darum reichte sie ihm das Ende der Binde, und mit seinem Beistande war das Werk schnell vollendet.

„Wie Du das gewandt vollbringst!" sagte Rudolphi mit warmem Ausdrucke. „Bei so liebevoller und zarter Pflege wird er bald genesen."

„Sie kann's auch viel besser, als der alte Reiter, der Bader," sagte Jaköbchen. „Ach, Herr Amtsschreiber, Gott hat mir Lenchen als helfenden Engel gesendet, sonst müßte ich sterben und verderben. Ihr wißt gar nicht, wie lieb und gut sie ist."

„Die Mutter wartet meiner," sagte Lenchen, neigte sich anmuthig gegen den Amtsschreiber und — war verschwunden.

Er sah ihr lange nach, dann sagte er: „Du hast wohl da einen Engel, der Dich pflegt. Danke Gott dafür und sei milde gegen Andere, die ihr nicht gleichen."

Noch einige tröstende Worte sprach er, dann verließ er das Gemach, das Herz voll wohlwollender Empfindungen für das Mädchen, das das Gegentheil von Tonchen war. Das Volk hat Recht, sagte er zu sich, wenn es Lenchen die andere Perle des Apostelhofes nennt. Sie schimmert im Verborgenen, aber ihr Glanz ist rein und herrlich.

So trat er wieder in das Gemach des Rathes. Mittlerweile waren Siegling und der Quardian eingetreten, mit denen der Alte sprach. Tonchen lehnte bei Köhler am Fenster in halblautem, oft flüsterndem Zwiegespräche, das jedoch, wie es das unterdrückte Lachen verrieth, heiteren Inhaltes sein mußte.

Kaum sah ihn der Rath, so rief er ihm zu: „Wie habt Ihr ihn gefunden?"

„Besser, als ich dachte," versetzte Rudolphi. „Da die Nächsten sein vergessen, hat ihm Gott einen Engel gesendet, der ihn pflegt. So sagte er mir."

„Sagt Ihr's nicht auch?" fragte mit höhnisch aufgeworfener Oberlippe Tonchen, und Rudolphi meinte, ihr sonst so liebliches Gesichtchen sei jetzt wahrhaft häßlich. Er blickte sie einen Augenblick fest an, dann sagte er: „Ich bin unbemerkt Zeuge ihres Thuns und Redens gewesen, und in der That, ich muß Jaköbchens Meinung vollkommen beipflichten."

Diesmal wurde Tonchen bleich. Sie schlug das Auge nieder,

und das Wort, das ihr auf die Lippe springen wollte, mußte sie unterdrücken.

„Erzählt mir's doch," bat der Alte, und Rudolphi that's mit der Wärme des Gefühles, das seine Brust erfüllte, seit er im Krankenzimmer gewesen. Jedes Wort war ein indirecter Tadel und Vorwurf für Tonchen, ohne daß er es wollte. Sie fühlte das tief und verließ bald das Gemach, ohne daß sie sich wieder hätte sehen lassen.

Rudolphi war verstimmt und einsylbig. Vor seiner Seele stand noch immer in der Glorie des Abendhimmels das herrliche Wesen, in dessen Seele er unvermuthet in den letzten Tagen so tiefe Blicke gethan. Er schied frühe.

Still ging er durch die leeren Straßen. Seine Seele arbeitete viel. Vergangenheit und Gegenwart traten vor den prüfenden Blick. Und mehr und mehr fiel der dunkle Schatten auf Tonchen; denn erst jetzt sah er nüchterner, was er in seiner blinden Leidenschaft so lange übersehen; erst jetzt wurden Scenen in das rechte Licht gesetzt, die er mit dem Reichthume seiner Liebe entschuldigt; er wurde mehr und mehr enttäuscht und mußte es zugestehen, daß Jaköbchen wahr geredet, als er ihn stockblind geheißen. Er hatte nun einen Gegenstand der Vergleichung gefunden, und die Betrachtungen, die er an diesem Abend anstellte, fielen in ihren Ergebnissen nicht zu Tonchens Gunsten aus. Das fühlte er tief, es war eine Macht zwischen sein Herz und den Gegenstand seiner Liebe getreten, an deren Dasein und Wirkung er nicht die Schuld trug; daß eine Kluft sich aufthat, deren Breite und Tiefe mit jedem Augenblicke sich mehrte.

In seinem Herzen aber lag ein tiefes Weh — das Weh bitterer, trauriger Enttäuschung. Er fühlte, wie schmerzlich es ist, einem Gefühle zu entsagen, das lange wohlthätig die Brust erfüllte; von einem Glücke sich abzuwenden, das wachend und im Traume das Herz wie mit tausend Armen umschlungen gehalten, das sein Denken, Hoffen, Wünschen in sich schloß. Es war der ersten Liebe

Zauberreiz, der erblich. Der Friede war aus seiner Brust geschwunden und in ihr eine Leere, die ihn elend machte.

8. Mädchenrache.

Dieser Abend hätte Tonchens Blick nach innen kehren können und sollen. Die Frage lag ihr nahe genug: wer trägt die Schuld des Zwiespaltes zwischen ihm und mir? Das war aber des Mädchens Sache nicht, solche Fragen aufzuwerfen oder einmal in das eigene Herz zu blicken und sich selber Rechenschaft zu geben. Ihr Uebermuth hob sie über das Alles hinaus. Nicht einmal ein leises Leid kam in ihr auf. Was sie erfüllte, war Neid gegen Lenchen, die sein Lob geerntet, und Zorn gegen den Amtsschreiber.

„Was hab' ich ihm denn gethan," rief sie aus, als sie sich auskleidete, um zur Ruhe zu gehen, „daß er so aufnehmerisch ist? Soll ich am Ende zum Kreuze kriechen und ihm gute Wörtchen geben? Fehlgeschossen; nein, das lass' ich sein bleiben! Ich weiß doch, daß er mich liebt, und da soll er büßen. Ich sehe ihn nicht mehr an! Was soll das werden, wenn der so eifersüchtig ist, denn das ist's am Ende, daß ich mit einem anderen Manne nicht lächeln darf? dann bin ich ja schlimmer daran wie eine Türkin! Besser, daß es jetzt so kommt, als später. Ohnehin kann ich nicht sagen, daß ich ihn besonders lieb hätte. Der Anselm gefällt mir tausendmal besser. Mag's auch der Vater mißbilligen, ich thue, was ich will, und das heißt, ich habe ihn lieb. Wozu länger hinter dem Berge halten? Nein, das gerade soll seine Strafe sein, daß er sieht, ich mache mir nichts aus ihm und schenke Anselm meine Liebe. Der Alte wird brummen, aber Anselm steckt sich hinter seinen geistlichen Herrn Oehm, und die Sache ist rund!" Was sie laut dachte, das verhandelte sie bis zum Entschlafen noch stille weiter, und der Traum gaukelte die süßesten Bilder künftigen Glückes ihr vor.

Was sie beschlossen, das wurde ausgeführt.

Anselm, der ohnehin von ihr bezaubert war, schwamm in einem Meere von Entzücken, seit ein Kuß von ihr ihm das Herz aufschloß und er sich geliebt sah.

Vor des Vaters und Annemarthens Augen wurde indeß sorgfältig das Verhältniß verborgen, und da Jaköbchens Auge jetzt nicht spionirte, waren sie sicher, nicht entdeckt zu werden.

Nur Lenchen ahnte die Wahrheit, ohne daß sie irgend zu reden wagte, da es an Beweisen gebrach und sie doch wußte, wie wenig es fruchtete.

Einige Tage nach dem Zusammentreffen mit Rudolphi an Jaköbchens Schmerzenslager rief sie Tonchen, und das arglose Wesen hüpfte die Wendelstiege herauf in Tonchens Gemach.

„Aber sag' einmal an," hob Tonchen an, „was hast Du mit Deiner Pflege des unseligen Kobolds für Ehre eingelegt! Das muß ich sagen! Der Herr Amtsschreiber traf Dich ja mitten im Pflasterauflegen! Weißt Du auch, was er sagte?"

„Ich will's nicht wissen!" rief Lenchen erröthend. „Halt's für Dich!"

„Ich will Dir's aber sagen," pochte Tonchen. „Er sagte, Du seist ein Engel! Sieh' 'mal, wie sie so roth wird," höhnte Tonchen. „Brauchst Dir nichts darauf einzubilden, denn Deiner Schönheit galt's nicht, sondern Deiner Barmherzigkeit, und er wirft mit dem Engelnamen gern um sich, was ich aus Erfahrung weiß. Glaub' nicht einmal, daß er irgend etwas dabei dachte."

„So brauchtest Du es ja auch nicht zu sagen," versetzte Lenchen bitter.

„Aha, das krippt mein Mädchen!" rief Tonchen. „Hast vielleicht schon gedacht, er werbe bald um Dich? Aber das laß Dir vergehen. Wenn ich ihm auch den Laufzettel gebe, wie ich es denn zu thun entschlossen bin, weil ich den Simpel nicht mag, so darfst Du doch solch' einem Gedanken nicht Raum geben."

„Was schwatzest Du?“ rief diesmal zornglühend das Mädchen.

„Ei nun,“ fuhr Tonchen fort, „ich wollte Dir nur sagen, daß ein kurpfälzischer Beamter, auch wenn ihn die Tochter des kurkölnischen Beamten laufen läßt, doch eines Küfers Tochter nicht zur Frau nimmt! Mach' Dir also keine Hoffnungen, wenn er Dir freundlich war.“

Empört rief Lenchen: „Schäme Dich, Tonchen, so mit mir zu reden! Wer sagt Dir, daß solche Gedanken in meiner Seele seien? Das träumst Du und nimmst's für baare Münze. Was aber Deinen Beamtenhochmuth betrifft, so will ich Dir den gern lassen. An meinem Namen und Ruf klebt kein Makel, und das ist eine Ehre, die ich mit der eines höheren Standes nicht tausche. Ruf' mich nicht wieder herauf, um mir Herbes zu sagen; hast Du Grimm, so laß ihn an Anderen aus. Ohnehin ist es eine Schande für eines Beamten Tochter, mit einem Küfersmädchen umzugehen.“ Sie wandte sich zur Thüre und ging stille hinaus; die aber zurückblieb, war bleich vor Scham — denn — in des Mädchens Rede lag ein dreifacher Stachel, der jedesmal den wunden Fleck empfindlich traf. Ob es Lenchen beabsichtigt? Gewiß nicht! dafür war sie zu gut und sanft; aber Tonchen fühlte ihn und saß noch lange da in einem Sinnen, das nicht das Herz erfreuen mochte.

Endlich sprang sie auf. „Ja, es war dumm von mir!“ sagte sie; „aber was thut's? Sie wird schon wieder gute Worte geben. Ihr Vater ist ja meines Vaters Untergebener!

Darin hatte sie sich verrechnet.

Lenchens Thränen sah die Mutter. Ihrem Drängen mußte sie nachgeben, und die Mutter, in deren Seele ein edler Stolz wohnte, verbot ihr, Tonchens Schwelle jemals wieder zu betreten.

Vergebens bot Tonchen ihre bezaubernde Freundlichkeit auf. Lenchen widerstand mit festem Willen.

Besser gelang's ihr mit Anselm Köhler. Mit jedem Tage wurde das Verhältniß vertraulicher, und manchen Abend saß er bis

Mitternacht bei ihr am warmen Ofen, wo Pläne für die Zukunft geschmiedet wurden.

Der Amtsschreiber brach den Umgang nicht ab. Obwohl selten, so kam er aber doch von Zeit zu Zeit, aber mit kalter Höflichkeit begegnete er Tonchen. Hätte indessen Jemand sein Auge beobachtet, wenn er in den Hof trat, der hätte sehen müssen, wie seine Blicke Apostelküfers Fenster schier durchschauten.

Er konnte nicht im Zweifel bleiben, wie wahr jenes Wort Jaköbchens gewesen, sie spiele nur mit ihm. Zwar höhnte und spottete sie nicht mehr, vielmehr hielt sie sich ernst und fremd gegen ihn; desto zutraulicher war sie mit Anselm. Seine Besuche wurden seltener, und endlich blieb er wochen-, ja monatelang weg.

Da hätte denn doch der alte Rath blind sein müssen, wenn er nicht die Sachlage hätte würdigen sollen. Sein ganzer Zorn wandte sich gegen sie. Diesmal aber erklärte sie ihm klar und bestimmt, sie werde Niemandem ihre Hand geben, als Anselm Köhler. Der Alte polterte, Annemarthe war außer sich, aber die Beiden achteten nicht des Polterns und nicht des Grimmes, sie setzten ihren Umgang fort, und die Hemmnisse steigerten ihre Liebe; denn diesmal liebte Tonchen wirklich und mit all' dem Feuer, dessen ihr Herz fähig war.

Wie groß war jetzt ihr Bedürfniß, sich gegen ein vertrautes Herz auszusprechen; aber die beiden Familien waren streng geschieden, und selbst Annemarthens Versuche, der Apostelküferin Tonchens Verwirrung, wie sie es nannte, zu klagen, scheiterten an der entschiedenen Erklärung der festen Frau, sie werde sich nie in fremde Angelegenheiten mischen.

Was Tonchen über die Maßen ärgerte, war die Ruhe und sichere Haltung des Amtsschreibers. Sie hatte leidenschaftlichen Schmerz erwartet — und — täuschte sich. Sie selbst war ja sein Arzt geworden. Sie hatte ihm das Lösen des Bandes leicht

gemacht; aber sie war zu beschränkt, das zu erkennen, weil ihre Selbstsucht ein klares Erkennen nicht zuließ.

Um diese Zeit machte ein Ereigniß im Apostelhof nicht geringes Aufsehen.

Noch immer dauerte die ungeheure Kälte fort mit seltenen Schwankungen. Schien es milder zu werden, so legte sich neuer Schnee auf die festen Lagen des früheren, und sobald des Himmels Lichter wieder klar auf die Erde schienen, war auch die alte Kälte wieder Beherrscherin alles Lebens und seine Zerstörerin.

Und dennoch hielt einst eine wohlverwahrte, schwerfällige Karosse am Thore des Apostelhofes, und der Herr Decanus von Sanct Aposteln in Köln, des Zehntschreibers geistlicher Herr Oheim, stieg aus und entlud sich der mächtigen Pelzhüllen, die seinen Leib gegen die Kälte geschützt hatten.

Als ihn der Rath aussteigen sah, rief er: „Alle Wetter, da muß etwas Absonderliches los sein, denn der liebt die Wärme wie ein Eichhörnchen oder eine Katze.“

Zum langen Sinnen, was ihn herführen konnte, blieb keine Zeit, denn der alte Herr eilte mächtig die Stiege hinauf, um eine warme Stube und eine nachhaltige Erquickung für das Herzeleid solcher Reise im strengen Winter zu finden.

Das gab im Hause eine mächtige Bewegung: Annemarthe richtete schnell die Gemächer zu, ließ von der Magd Feuer in den Ofen machen, ließ sodann alle Leckerbissen ihrer reichen Vorrathskammer an ihrem Geiste vorübergehen und richtete einstweilen in Gedanken ein herrliches Mahl zu. Das Nächste war aber das erwärmende Frühstück, woran sie dachte. Tonchen beschleunigte mit etwas blassen Wangen und mancherlei sich durchkreuzenden Gedanken ihren Anzug allein, da sie auf Lenchens Hülfe nicht mehr rechnen durfte. Sie ahnte es, daß eine Entscheidung nahe.

Anselm stürzte herzu und küßte noch in der Vorhalle die Hand des Mannes, die ihn segnen und — verderben konnte. Die freund-

liche Miene des geistlichen Herrn gab seinem Herzen eine Beruhigung, deren er bedurfte, um nicht kopflos in Augenblicken zu sein, die zu den wichtigsten und entscheidendsten seines Lebens gehörten. War es anders möglich, als daß sein Herz heftig pochte? Der bleiche Schimmer seiner Vergangenheit trat aus dem Rosenlichte seiner Zukunft schreckhaft hervor und grinzte ihn an, mahnend an Dinge, die jetzt sein Haar zu Berge sträubten.

Trotz Zipperlein und Weh trat der Herr Rath Würfler dem Herrn Decan schon in der Thüre entgegen. Der Willkomm war von der einen Seite herzlich, von der anderen so unterwürfig als möglich.

Der Decan eilte an den warmen Kachelofen und bat um eine Erquickung aus der goldenen Fluth der Enghölle oder des Wolfshöhler Berges, und Anselm eilte blitzschnell die Stufen hinab, wo er den Apostelküfer fand, der Heber und Flaschen in der Hand hielt. Er lächelte, und dies Lächeln sagte: „Ich kenne meine Leute!"
„Enghöller und Wolfshöhler," rief Anselm und stürzte zum Keller, wohin ihm der Küfer folgte und in den Bart brummte: „Der muß tüchtig ausgetrocknet sein!"

„Was führt Euch, Hochwürdiger, in dieser Kälte zu uns?" fragte der Rath, nachdem Annemarthe den Tisch belastet, daß er sich bog, und die goldene Fluth in den Kelchen blinkte. Ein Wink des Decans hatte Anselm entfernt. Die beiden Herren waren allein.

„Der Canonicus Schmitz ist gichtbrüchig geworden," sagte der Decan, „da muß ich alter Mann selber einmal Revision halten."

„War's denn so nöthig?" fragte betroffen der Rath.

„Euretwegen nicht," versetzte der Decan. „Ich wollte einmal sehen, wie sich der Anselm mache. Ist der Bruder Leichtfuß brav?"

„Ein Muster, Hochwürden, ein Muster!" sagte der Rath. „Ihr wißt, Jugend hat nicht Tugend, sagt das Sprüchwort; aber Ihr dürft dem Wort eines alten, getreuen Dieners glauben: seit er im Apostelhof ist, war er noch nicht vor der Thüre. Er sieht

rüstig nach auf dem Speicher und im Keller, und die Bücher sind in einer Ordnung, wie niemals vor ihm."

„Freut mich absonderlich," sagte, die Hände reibend und ein Glas leerend, der Decan. „Nun, ich denke, die Hörner sind abgelaufen. Man hat Exempel, daß solche Windbeutel ganz solide Männer werden. Gott geb's, daß das hier eintrifft."

„Zweifelt nicht," bekräftigte der Rath. „Es ist ja nicht Jeder zum Geistlichen geboren, sonst stürbe ja auch die Welt aus."

Der Decan nickte zustimmend.

„Glaubt Ihr," fuhr er fort, „daß man ihm unbedingt vertrauen könnte?"

„Habe alle Ursache dazu," war des Raths Antwort.

„Nun schmeckt mir der Enghöller noch einmal so gut," bemerkte der Decan. „Ich gebe ihm doch den Vorzug vor dem Wolfshöhler."

„Verdient ihn auch ohne Zweifel," fügte der Rath hinzu.

Beide tranken, um ihr Wort zu bethätigen.

„Wir sind jetzt so gemüthlich allein," begann nach dem kräftigen Schluck der Decan, „daß ich wohl mit einem Antrage des hochwürdigen Kapitels Euch vertraut machen kann. In einer Session ist es zur Sprache gekommen, und der hitzige Canonicus Schmitz hat es auf das Tapet gebracht, wie es doch Zeit sei, die Last der Sorgen Euren alten Schultern abzunehmen, maßen Ihr schon nahe ein halbes Säculum der Kirche gedient."

Der Rath wurde roth und weiß nach einander, Zorn und Schrecken drängte sich in seiner Seele. Er räusperte sich und wartete nur auf eine schickliche Stelle, um zwischen die Rede des Decans zu fahren. Plötzlich fand er diese nach den letzten Worten des Decans, wo dieser aus einer silberbeschlagenen Muscheldose eine Prise nahm.

„Wenn auch," begann er eifrig, „meine Beine nicht mehr recht fortwollen, so kostet es mich doch keine grausame Mühe, auf den

Speicher und in die Keller zu gehen, um dem Zehntschreiber nachzusehen, wie ich Euch sogleich thatsächlich vor Augen führen will."

Mit diesen Worten sprang er mit wahrer Todesverachtung auf und schritt, die Zähne zur Unterdrückung des Schmerzes fest auf einander gebissen, gravitätisch die Stube auf und ab.

Der Decan konnte seines Lachreizes nicht Herr werden. Er platzte mit aller Macht heraus und steigerte dadurch noch die Aufregung des Rathes.

„Wahrlich," rief der Decan aus, „das war ein Paradeschritt, alter Herr, wie er kaum den edlen Helden aus der Guardia unseres Herrn Erzbischofs und Kurfürsten, die man „Funken" nennt, gelingen mag; indessen beweist das nichts gegen das Wohlwollen des Kapitels, das Eure alten Tage erfreuen und schonen möchte. Selbiges hat Euch die schöne Pension von achthundert Gulden gewährt, den lebenslänglichen Sitz im Apostelhof und auf mein Fürwort noch etwas Anderes, was jedoch in meiner Macht steht zu redressiren, falls meine Intention Euch nicht conveniren sollte."

„Ausgesprochen!" rief der Rath und sank völlig erschöpft in seinen Lehnsessel. „So bin ich ein verlorener Mann!"

„Trinkt einmal, alter Herr," tröstete der Decan, „das schärft das Judicium. — So! —

„Nun hört mich an. Mir scheint," fuhr der Decan fort, „Ihr seht die Sache durch eine gar feine Brille an. Sollte ich das Zeitliche segnen, so wird der Canonicus Schmitz Decan. Ihr wißt, — (jetzt flüsterte er) es war in den Büchern nicht so ganz sauber." —

„Der Finkenstock!" rief der Rath, „der Erzhallunke!"

„St!" zischelte der Decan. „Wir sind alte Freunde, und mir kommt's zu, zu sagen, daß der Finkenstock nicht allein die Schuld trägt. Ihr thut wohl, mit Dank die Gnade des Kapitels zu ergreifen. Zumal ich Euch noch zu sagen habe, daß dem Gatten Eurer Tochter das Amt werden soll, das Ihr bekleidet. Das ist

eine Vergunst, die von Euch hoch anzuschlagen ist. Nun hat mir der hochwürdige Quardian hiesigen Kapuzinerklosters vertraulich mitgetheilt, das liebe Tonchen habe eine Liebschaft.“ —

Während der Rede des Decans war der Rath in sich gegangen. Er erkannte die Nothwendigkeit, sich schweigend zu fügen: denn vor dem Canonicus Schmitz hatte er eine panische Angst. Die letzte Mittheilung des Decans goß Honig in den bitteren Kelch. Er sah den Amtsschreiber als seinen Tochtermann im Apostelhof, und alle seine Wünsche waren erfüllt; daher fiel er dem Decan erfreut in die Rede:

„Ja, wenn es so aussieht, so will ich gern mich auf meine Lorbeern legen und ausruhen von des Amtes Last und Hitze. Was die Liebschaft des Kindes betrifft, so kann ich Euch sagen, der Amtsschreiber, Herr Carolus Rudolphi, ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, wie weiland der König David, obwohlen er keine Harfe spielt. In dessen Hand würde das Amt wohl geborgen sein, und der Herr Canonicus Schmitz Hochwürden kennt ihn und schätzt ihn auch über die Maßen hoch.“

„Der pfälzische Amtsschreiber?“ fragte betroffen der Decan. „Nein, von dem redet der hochwürdige Bruder Quardian nicht, sondern von meinem Brudersohne, dem Anselm Köhler. Mit selbigem hat Eure Tochter Antonia eine vertraute Liebschaft, und der Bruder Quardian meint, es wäre Zeit, daß man der Sache ein Ende mache. Ueberdies, so hat das hochwürdige Kapitel diese Sache in meine Hand gelegt, und ich würde keineswegs intendiren, selbigem Kurpfälzer unser schönes Amt anzuvertrauen, um so weniger, als er des Canonicus Schmitz Freund ist, maßen ich für denselbigen, seit er gegen die Bestallung meines Brudersohnes als Zehntschreiber votiret, keine Zuneigung mehr trage. Um es aber kurz zu machen: ich kann Eurem Kinde das Amtsdocument in den Schooß legen, oder auch nicht; Ihr könnt sie dem Anselm zur Frau geben, oder auch nicht! — So steht mein Ultimatum!“

Der Rath rückte die Perrücke rechts und links, er schritt, was er in vier Jahren nicht mehr gekonnt, die Stube nochmals auf und ab, sank aber zuletzt mit einem Schrei des Schmerzes in den Lehnstuhl und rief: „Es ist Alles gegen mich: das Kapitel, der Quardian, dem ich seit Jahren die Gurgel schweiße, mein eigenes Kind und Ihr, Hochwürdiger! So fahre — nehmt's nicht ungütig — der Teufel drein! — Doch," — lenkte er wieder ein, „leugnen kann ich's nicht, daß die zwei, der Anselm und das Tonchen, es mit einander haben, wie man hier sprüchwörtlich sagt, wie die Buben die Vogelsnester. Wenn's dann nicht anders ist, so will ich die bittere Pille schlucken und Ja sagen."

„So machen es vernünftige Leute," sagte der Decan, sich vergnüglich die Hände reibend. „Mich freuen dabei drei Dinge. Erstens: daß Ihr nun mein Herr Vetter werdet; zweitens: daß Ihr in Eurer Ordnung bleibt, und auch Eure würdige Jungfer Schaffnerin, die gute Annemarthe, benebst ihrem Jaköbchen, und endlich: daß mein Vögelchen, der Anselm, im Käfige der heiligen Ehe nicht mehr aus den Eisen schlagen kann und fein sittsam das Liedlein pfeifen wird, das ihm Euer Tonchen vorpfeifen mag; denn die hat Haare auf den Zähnen und versteht sich auf's Vorpfeifen. Da nun unsere Sache abgemacht ist, so laßt uns auf die neue Vetterschaft eins trinken!"

Sie stießen an; aber diesmal schmeckte seit Jahren zum ersten Male der Enghöller dem Rath bitter wie Galle.

Es war Mittag geworden über den Verhandlungen, und Annemarthe kam, den Tisch zu decken. Sie begrüßte den Herrn Decan, und dieser belobte sattsam ihre Sorgfalt und hielt es für Pflicht, ihr die frohe Nachricht mitzutheilen, daß heute noch im Stillen eine Verlobung stattfände, nämlich die Tonchens und Anselms.

Fast hätte aber die Alte vor Schrecken die Teller aus echtem chinesischem Porcellan zur Erde fallen lassen, als sie das hörte.

Todtbleich hielt sie sich an der Tischecke und vermochte es nicht, ihr von Entsetzen entstelltes Antlitz in angenehme Falten zu legen, wie es doch bei so erfreulicher Nachricht Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre. Sie war keines Wortes mächtig.

„Da seht einmal, Herr Rath, wie lieb Eure würdige Schaffnerin Euer liebes Kind hat," rief der Decan aus, „steht sie doch da vor Freude, wie weiland Lot's Weib, das zur Salzsäule wurde!"

Der Rath aber hörte das Wort gar nicht, so hatte die Freude, von der der Decan sprach, ihn betäubt. Ihm ging's wie seiner getreuen Schaffnerin, die schönsten Pläne gingen dahin, wie Spreu vor dem Winde.

Er saß stille da, und Annemarthe wankte hinaus. Der Decan aber trommelte am Fenster und studirte auf die Rede, womit er den beiden Betheiligten ihr Glück ankündigen wollte.

Beide traten nun ahnungslos ein, aber als der Decanus seine Oration anhob und ihre Hände zusammenfügte, da jubelten die Herzen, und Tonchen dachte: „Ach, wie werden sich der Amtsschreiber, Lenchen und Annemarthe ärgern!" Und ihre Freude verdoppelte sich.

---

9. Anderer Wind.

An demselben Morgen, als sich diese Ereignisse im Apostelhof zutrugen, saß der Amtsschreiber in seiner Stube und schrieb an seinen Acten.

Da klopfte es an seiner Thüre, und auf seinen Ruf trat Michel Pelzer, der Nachtwächter, herein.

„Nichts für ungut, Herr Amtsschreiber," sagte der alte, ehrliche Wächter; „ich hab' ein Wörtlein im Vertrauen mit Euch zu reden."

„So setzt Euch, Michel,“ sagte freundlich der Amtsschreiber, „und redet frisch von der Leber.“

Michel setzte sich. „Soll schon geschehen, Herr Amtsschreiber,“ sagte er. „Sind aber auch Eure Wände sauber? Haben sie keine Ohren?“

„Gewiß, Michel, es hört uns Niemand.“

„Gut, so neigt mir Euer Ohr! Was ich bringe, betrifft den Finkenstock, dem Gott einen guten Strick um die Gurgel beschere!“

Jetzt nahm das Gesicht des Beamten den Ausdruck großer Theilnahme an. „Habt Ihr etwas erkundet?“ fragte er neugierig. „Die Schandthaten des Hallunken mehren sich zur Ungebühr. Habt Ihr von dem Einbruch in Damscheidt gehört?“

„Gewiß! Es sollte mich wundern, wenn er nicht bald wieder in unserer guten Stadt Bacharach einen Schurkenstreich ausübte. Er hat gute Verbündete!“

„Kennt Ihr sie, Michel?“

„Das ist's, was mich zu Euch führt. Ich weiß, Herr Amtsschreiber, Ihr seid besser im Apostelhof bekannt als ich; aber ob Ihr wisset, was ich weiß, das ist ein Anderes. Die alte Annemarthe hatte es mit dem Finkenstock und meinte immer, er solle sie heirathen. Der aber hatte so viel Lust dazu als ich, das heißt so viel als gar keine.

„Als nun der schlitzöhrige Canonicus Schmitz sein Töpfchen aufdeckte und er flüchtig wurde, da brach schier das Herz der guten Jungfrau, und um den Vater für ihren Wechselbalg stand's schlimm. Verstanden? — Darauf kam der neue Zehntschreiber, und der hübsche Bursch gefiel ihr besser als Finkenstock, obgleich der auch kein „unebener“ Mensch war. Nun hat die alte Hexe alle Segel aufgespannt; aber sie fingen keinen Wind, weil, nehmt's nicht übel, ein paar jüngere Segel auch aufgespannt waren! Unter uns gesagt, Ihr habt Recht gehabt, daß Ihr von des Raths Tochter abließet. Ein Mann wie Ihr, der überall anklopfen darf, der den Ruf der

Bravheit bei aller Welt hat, muß aus so einem Sündenpfuhl bleiben, und, glaubt's mir, das Geld des alten Würfler ist lauter Sündengeld, das er dem Kapitel abgestohlen hat. Da ist kein Segen drauf, und es fährt dahin, wie dürre Blätter im Herbstwinde. Lieber klein und rein, als reich und bleich, sagt unser rheinisches Sprüchwort.

„Nun, das ist ab und zur Ruhe! Aber, wie gesagt, der Zehntschreiber und das Tonchen sind einig, und ich erleb's über kurz, so sind sie Mann und Frau. Gebt Acht! Daß aber der Zehntschreiber nicht an Annemarthens Angel biß, das war ihr ein Herzstoß. Alte Liebe rostet nicht, und wenn sie dreißig Jahre im Wasser liegt. War's mit Anselm nichts, so hielt sie den Finkenstock am Bändel."

Der Amtsschreiber hatte mit den Empfindungen ritterlich gekämpft, die des ehrlichen Michels Rede bei ihm geweckt, und sie männlich niedergehalten. Jetzt, als er auf Annemarthe hindeutete, schwieg das Herz, und der Beamte trat wieder in seine Rechte.

„Was sagt Ihr da, Michel?" fiel er dem Nachtwächter in seine Rede.

„Verrückt mir mein Concept nicht," sagte Michel, „und thut mir den Gefallen und wartet's fein ab, bis ich am Ende bin. Zum Verwundern bleibt Euch noch Zeit und Gelegenheit genug."

„Es war mir eben immer eine ganz bedenkliche Geschichte," fuhr er fort, „wie der Kanof in den Apostelhof kam, wenn er dem Alten am Geldbeutel zur Ader ließ. Da bin ich denn hinten am Schloßberg einmal so vom Sanct Werner herabgestiegen und finde da eine frische Mannsspur. Ich gehe ihr nach, und richtig, sie führt hinten an den Apostelhof. Ihr wißt, da ist so ein Küchengärtchen dran, wenige Ruthen groß, und hat eine hohe Mauer. Gerade wo die Mauer am höchsten ist, seh' ich ein starkes Getrampel im Schnee und unten im Gärtchen auch ein solches. Hinabspringen? Nein, das läßt Einer bleiben, denn die Mauer hat ihre

zwölf Fuß und mehr. Von der vertrampelten Stelle bis zur Hinterthüre am Apostelhof ist auch eine Bahn getreten. Holla! denk' ich, da hat eine Leiter gestanden, und siehe da, unten sieht man deutlich die beiden runden Löcher der Leiterbäume.

„Da steigt kein ehrlicher Mensch hinab, denk' ich, und wenn's der Finkenstock nicht war, so will ich nicht ehrlich meinen vier Potentaten gedient haben; aber woher die Leiter? Die hat kein anderer Mensch gestellt als — Annemarthe, und die hat dort mit ihrem guten Freunde Zusammenkünfte, dafür setz' ich meinen alten Kopf ein!"

Der Amtsschreiber sah den Berichterstatter durchdringend an.

„Michel," sagte er dann, „Ihr seid nicht „katzengrau". Ich glaube, Ihr habt da den Nagel auf den Kopf getroffen! Da muß man aufpassen."

„Ja, aufpassen!" rief Michel. „Paßt Ihr 'mal auf in solch' einem Höllenwinter, wo man Gott danken kann, wenn einem das Blut nicht im Gehen in den Adern gefriert! Soll aufgepaßt werden, so kann's eben nur im Apostelhof selbst geschehen, aber wie soll man das anfangen? He! da macht einmal das Viereckige rund! — Ihr mögt Euch anstellen, wie Ihr wollt, die Annemarthe erfährt's, und dann ist's ab. Die hat noch andere Mittel und Wege, mit ihm zu verkehren."

„Meint Ihr?" fragte der Amtsschreiber.

„Ich weiß es," fuhr Michel triumphirend fort, „hört mich nur 'mal geduldig an bis an's Ende!"

„Gestern ging ich zu meinem Schulkameraden, dem Balthes, dem Apostelküfer, versteht Ihr's? Ich setze mich an's Fenster zu dem herzigen Kinde, dem Lenchen, das mir in meiner letzten Krankheit viel Gutes gethan hat. Das ist, so beineben bemerkt, ein Edelstein, das Mädchen, und der Balthes muß überall Segen haben um des Kindes willen. — Nun kommt da ein Kerl herein, der einen Sack umhängen hat und bettelte. Ein Kerl, wie eine Huns=

rücker Eiche so stark. Sagt der Apostelküfer: Michel, paßʼ ʼmal auf, was es gibt, wenn Raths Tonchen den sieht!

„Richtig! Da that sich das Fenster auf, und des Tonchens Stimme ruft: Fort, Lump, Du kriegst hier nichts! Der Kerl macht ein Gesicht, als wölltʼ er sagen: Du böse Hexe, wärst Du auch nur, wo der Pfeffer wächst; aber er bleibt stehen. Da steht das Lenchen auf und gibt ihm ein Stück Brod, an dem konntʼ er sich zweimal satt essen, kommt wieder herein und setzt sich, der Kerl geht aber doch nicht fort. Was mag er für Lust haben, in der Hundstagsluft da draußen zu schwitzen? sagt der Balthes Ickrath, der immer so seine Faxen macht.

„Ich will's Euch nicht verhehlen, daß ich faule Fische witterte und immer an den Finkenstock und die Leiter denken mußte. Nun ist in Apostelküfers Stubenthüre so ein Lugfensterlein, vor dem ein rothbaumwollenes Vorhängelchen ist. Da stellʼ ich mich so neben dran, auf der Ofenseite, daß ich zwischendurchluchsen konnte und den Kerl im Auge hatte. Der tappt vor Kälte einen Marsch, wie der Tambour einen schlägt, aber er weicht nicht. Endlich kommt die Annemarthe, die dicke Kachel, die Treppe hinuntergewatschelt, wie eine fette Ente, sieht sich nach allen Seiten um — und — steckt dem Kerl ein Brieflein zu. Wie der Blitz ist der draußen. Ich ihm nach! Allein mit rechten Dingen geht's nicht zu — die Kanoie können Alle blaupfeifen, wie der Finkenstock, der Spitzbube, — der Kerl war Euch wie weggepfiffen! Ich frage hott und hahr, rechts und links, laufe durch alle Gassen, aber er ist weg und keine Spur mehr von ihm zu finden. Herr, ich sag's alle Tage, diese Kerle haben entweder Hexenfett, womit man, wenn man's in die hohle Hand reibt, sich unsichtbar machen kann, oder sie pfeifen blau. Es müßte ja doch sonst unmöglich sein, daß Einer so im hellen Tageslicht Einem aus den Augen sich wegbugsiren könnte. Sei dem aber, wie ihm wolle, ich kriegʼ ihn doch noch, und nun will ich mit dem Apostelküfer reden, wenn's Euch recht ist, daß der mir

aufpassen hilft, denn der ist auch nicht auf die Nase gefallen. Es ist kein Zweifel, daß die Annemarthe mit ihm im Spiel ist, sonst wär's unmöglich, daß er so hineinschlüpfen könnte."

Der Amtsschreiber war mit großer Aufmerksamkeit der Mittheilung Michel Pelzer's gefolgt.

„Warum aber," fragte er, „wenn es so wäre, wie Ihr sagt, hätte dann Finkenstock den Einbruch am Thor in jener Nacht versucht, als Ihr ihn beinahe gefangen?"

„Nächsttreffen gilt nicht!" sagte Michel. „O, ich möchte heute noch meine alten Haare ausraufen, daß ich damals hinstürzen mußte wie ein Klotz, und daß die Stadtesel, die Bürger, so tief in den Federn steckten, daß Keiner mir zu Hülfe eilte! Erinnert mich nicht mehr daran!

„Das aber, daß er damals einen anderen Weg ging, erklär' ich mir so, daß er damals ohne Annemarthens Vorwissen hinein wollte, vielleicht —"

„Wißt Ihr was," fiel ihm rasch der Amtsschreiber in's Wort, „bringt heute Abend den Apostelküfer zu mir, daß ich mit Euch Beiden reden kann. Vielleicht kommen wir schneller zum Ziele."

Er gab Michel ein Trinkgeld für ein gutes Schöpplein, und dieser ging seelenvergnügt, eine solche Spur entdeckt zu haben, von dannen. Schon auf der Treppe wurde Michel nochmals von dem Amtsschreiber zurückgerufen.

„Hört," sagte er, „es wäre mir unlieb, wenn irgend Jemand es erführe, daß Ihr mit Balthes Ickrath zu mir kämet. Sagt's ihm heimlich. Auch seine eigenen Leute dürfen nichts merken."

Michel versprach, Alles auf's Pünktlichste auszuführen, und entfernte sich dann.

Der Amtsschreibet aber ging nachdenklich auf und nieder. Ihm lag unendlich viel daran, den Finkenstock in seine Gewalt zu bekommen, denn die Räubereien und Uebelthaten häuften sich in

der Umgegend in einem Maß und wurden mit einer Frechheit ausgeführt, die kein längeres Zusehen gestattete.

Als der Abend kam, brachte Michel den Apostelküfer.

Was Michel vermuthet, erhob des Küfers Aussage fast zur Gewißheit.

„Ihr wisset, Herr Amtsschreiber,“ schloß er seinen Bericht, „mir ist der Mund versiegelt. Der Rath ist mein Vorgesetzter, und Annemarthe kann viel bewirken. Ich muß viel sehen und doch nicht sehen, viel hören und taub sein. Laßt mich drum aus dem Spiele, wenn Ihr könnt. Soll's aber sein, daß ich helfen kann, den Galgenvogel fangen, so zählt auf meine Fäuste und auf meinen guten Willen.“

Gern hätte er dem Amtsschreiber gesagt, was es heute im Hause gegeben, und daß Tonchen Braut sei, aber es hielt ihn sein Gefühl zurück. Er wußte, wie lieb er sie gehabt, die ihn betrogen, und im Stillen wünschte er dem braven Manne Glück, daß er enttäuscht worden, ehe es zu spät war. Daß aber gerade sein Kind die schuldlose Ursache dieser Enttäuschung geworden, das ahnte er nicht, so wenig er es ahnen mochte, daß eben Lenchen an der Thüre vorüberstrich und schlich, wo er so laut redete. Sie war auf dem Wege zu Frau Klein, der sie die Gaben ihrer Liebe bringen wollte, als es ihr war, als höre sie des Vaters wohlbekannte Stimme in der Wohnung des Amtsschreibers. Wie sollte das möglich sein? Was sollte der hier thun? Sie erschrak darüber. Horchen war ihr zuwider, weil sie es für ein Unrecht hielt; dennoch war ihr Fuß einen Augenblick gefesselt. Ja, es war des Vaters Stimme. Sie eilte zur Frau Klein und sagte es ihr. Die Nähe des Vaters hielt sie auch länger dort. Erst als sie die Männer weggehen hörte, wagte sie es, heim zu gehen. Die Zeit aber, die sie heute bei Frau Klein zubrachte, flog schnell dahin wie ein Gedanke, denn sie hatte ihr ja Tonchens Verlobung zu berichten und die mancherlei Wirkungen, die dies Ereigniß im Hause hervor-

gebracht. Endlich aber schied sie. Damit sie Niemand sähe, durfte Frau Klein weder leuchten mit ihrem Lämpchen, noch sie begleiten.

Leise, daß auch das schärfste Ohr den Tritt ihres kleinen Fußes nicht hätte vernehmen können, schlich sie die Treppe herab, die sie seit ihren Kindertagen so oft gestiegen war. Sie zählte darauf, daß Rudolphi ausgegangen sei; aber wie erschrak sie, als seine Thüre sich in dem Augenblick öffnete, als sie davor stand, und er selbst mit seinem Lichte heraustrat, um es unten bei den Hausleuten abzustellen bis zu seiner Heimkehr. Er traute seinen Augen kaum, als er in das vor Schrecken und Verlegenheit erbleichende Gesicht des schönen Mädchens blickte, das ihm heute fast noch reizender erschien, als damals, wo die Gluth der Abendsonne darauf ruhte. Schnell erinnerte er sich ihrer Aeußerung gegen Jaköbchen, und das Geheimniß ihrer Erscheinung war gelöst.

„Lenchen!" rief er, und in dem Tone lag der volle Ausdruck seiner Freude, sie wiederzusehen.

Ein halb unterdrückter Angstruf war ihre Antwort.

Er ergriff ihre bebende Hand und sagte:

„Du bist auch hier wieder der helfende Engel wie dort." Sein Blick ruhte mit unendlichem Wohlgefallen auf dem holdseligen Wesen, das vor Verwirrung hätte in die Erde sinken mögen.

„Aber," sagte er, und er erschrak bei dem Gedanken, „wie darfst Du so dunkel diese schlimme Stiege herabsteigen? Es könnte Dir ja ein Unglück begegnen wie Jaköbchen! Ich wäre ja höchst unglücklich!"

„Ich kenne die Stiege längst," sagte sie und bemühte sich, leise ihre Hand aus der seinen zu ziehen. „Ach, laßt mich," flehte sie, „ich muß eilen, die Eltern wissen nicht, wo ich bin."

Aber fast sich selbst vergessend hielt er die Hand, und sein Blick ruhte auf dem holden Antlitz. Er hörte das Wort gar nicht.

Da traf ihn ein so unendlich rührender, flehender Blick, und noch einmal bat sie: „Ach, laßt mich, ich muß eilen!"

„Ich begleite Dich," sagte er, „Du könntest fallen."

„Um Gottes willen nicht!" flehte das Mädchen, „was würden Meerscheidt's, was würde die Welt sagen!"

Er fühlte das. „Ich gehorche Dir ungern," sagte er, „aber Du willst es. Gott geleite Dich!"

„Noch eins," sprach sie da, und es schien, als belebe sie eine eigenthümliche Macht. „Noch eins, Herr Amtsschreiber. Ihr wißt, warum ich komme — begegnet mir nicht wieder, sonst darf ich der armen leidenden Frau Nichts mehr bringen, und ich habe doch Niemanden, dem ich's vertrauen darf."

Ueberrascht blickte er sie an. „Hast Du Abscheu oder Furcht vor mir?" fragte er.

Sie erröthete glühend. „Ach nein," sagte sie — „aber — aber — es würde sich nicht ziemen."

„Hier also darf ich Dir nicht mehr begegnen," sagte Rudolphi, „aber wenn es nun anderwärts wäre, würdest Du mich auch dann ungern in Deiner Nähe sehen?"

„Gute Nacht," sagte sie leise, fast hingehaucht, und eilte die Treppe hinunter. Die Antwort blieb sie schuldig.

Rudolphi stand noch eine Weile an der Stelle und starrte in das Dunkel des Unterhauses, in dem sie verschwunden war.

„Welch' ein herrliches Mädchen!" sprach er dann in sich hinein und ging langsam die Treppe hinab, gab unten sein Licht ab und begab sich in's „goldene Rad". Welche Ueberraschung erwartete ihn dort! Die Stadt war schon voll von der Mähr, daß Tonchen Anselms Braut und er nun Apostelkellner sei.

Alle seine Bekannten erwarteten, daß ihn diese Nachricht beugen werde. Sie erstaunten indessen höchlich, daß er sie ruhig hinnahm, daß sie ihn nur anfänglich überraschte, daß aber dann auf's Ungezwungenste seine volle Heiterkeit zurückkehrte und er mit ihnen auf das Wohl des Brautpaares ein Glas leerte. Hätten sie in sein Inneres blicken können, sie würden eine wunderbare Ver-

änderung wahrgenommen haben. Die Verlobung Tonchens erschien ihm als ein Fingerzeig der Vorsehung, ihr Bild ganz aus seiner Seele zu entfernen; als ein Fingerzeig, daß in der Verbindung mit ihr kein Glück ihm habe erblühen können. Und in dem Begegnen an diesem Abend sah er einen Wink, wo ihm das Glück werden sollte, das er dort gesucht, wo es nicht zu finden war. Dies Mädchen stand in seiner Engelsmilde und Reinheit vor seiner Seele. Sie und keine andere, sprach's in ihm, und dies Wort schien eine höhere Eingebung. Das wurde ihm klar, darum war er so heiter.

Der Scherz flatterte mit seinen glänzenden Schwingen im Kreise der Freunde umher.

„Räche Dich an ihr," sagte Einer, „und nimm bald eine holde Frau. Dann wird sich's zeigen, wo das Glück einkehrt."

„Bei Rudolphi!" riefen Alle mit einem Mund, „es kann nicht fehlen. Er hat sie ja nicht verlassen."

Rudolphi lächelte. „Beim Eistanze vielleicht," sagte er, „sollt ihr meine Braut sehen. Tanze ich mit einer, so ist sie's!"

„Wir halten Dich beim Wort!" riefen die lustigen Brüder.

---

10. Wolken am Himmel.

An dem Abend, wo Lenchen Rudolphi begegnet war, glänzte frühe schon die Wohnung Rath Würfler's in einem ungewöhnlichen Lichtschimmer. Es waren Gäste geladen worden. Man sah den kurpfälzischen Landschreiber, den kurkölnischen Saalschultheißen, den Quardian, den katholischen Stadtpfarrer und den alten Siegling hinaufsteigen in festlichem Putze. Den Amtsschreiber hatte man aus Schonung nicht geladen.

Die Verlobung sollte gefeiert werden, und Annemarthe richtete fluchend ein köstliches Ehrenmahl zu.

Jaköbchen hätte Hunger leiden müssen, wenn Lenchen ihm nicht Speise gebracht. An den Armen dachte Niemand.

„Laß sie," sagte er; „laß sie nur. Ich fürchte, die Herrlichkeit hält nicht lange Stich. Den guten Amtsschreiber preise ich glücklich."

Lenchen schlich sich wieder hinab in die friedlichen Räume ihrer Wohnung. Ihre Seele war mit anderen Gedanken beschäftigt. Sie hatte ja so Vieles zu bedenken. Dieser Abend war auch für sie so wichtig geworden. Auch in ihrer Brust wohnte das Glück, aber es war ein anderes als das, welches droben waltete.

Ehe das Mahl begann, nahm der Ortspfarrer die Verlobung vor. Darauf theilte der Decan mit, wie das hochwürdige Kapitel die Verdienste des Herrn Raths Würsler, nunmehr seines viellieben Herrn Vetters, dadurch anerkannt habe, daß es ihn in die wohlverdiente Ruhe gesetzt und seinem Schwiegersohne das Patent des Apostelkellners durch ihn überreichen lasse. Mit diesen Worten übergab er dem Rath seine Urkunde und Anselm seine Bestallung. Und nun folgte ein Freudenfest, das tief in die Nacht währte.

Tonchen schwamm in einem Meere von Lust und Seligkeit, und Anselm wußte das überreiche Maß des Glückes nicht zu fassen.

Schon am anderen Tage kehrte der Decan nach Köln zurück, nachdem er die Kasse dem neuen Kellner übergeben, jedoch eine große Summe mitgenommen hatte.

Der alte Würsler ergab sich ganz gern in das Unvermeidliche, obwohl, wenn er an den Stadtschreiber dachte, das Herz ihm bluten wollte. Nach dem, was ihm der Decan verblümt eröffnet, dankte er Gott, daß er so glimpflich aus der fatalen Geschichte, die der verwünschte Canonicus Schmitz herausgefingert, sich salviren konnte. Nun war ja Alles gut.

Tonchen war an diesem Tag ausgegangen. Stolz wie ein Pfau schritt sie an Apostelküfers Fenstern vorbei und warf keinen Blick hinein.

Auf seiner Stube saß Anselm, vertieft in die Bücher und

Papiere, die ihm sein geistlicher Herr Oheim kraft seines Amtes übertragen, als es mit einem Male leise an seine Zimmerthüre pochte und sodann sich die Thüre öffnete.

Anselms Hand entfiel die Feder, seine Augen öffneten sich weit vor Schrecken, seine Haare sträubten sich empor — sein Gesicht nahm eine fahle Todesfarbe an, denn — vor ihm stand, höhnisch lächelnd — Finkenstock! — Einige Minuten stand er ruhig da und weidete sich an dem Anblick Anselms, dann sagte er: „Ich will der Erste sein, der zu Amt und Würden, sowie zur schönen Braut gratulirt! Aber warum entsetzt Dich das so? Meinst Du, ich wollte Dir das Bräutlein streitig machen, weil ich es vor Dir geherzt? Denke nicht daran! Gönne Dir's von Herzen! Oder mahnt Dich etwa Dein sogenanntes Gewissen an allerhand Heldenthaten, die wir zusammen verübt? Pah! Freund, das sind Kindereien. Man muß, wenn man frommen Wandel einschlägt, wie Du, nicht so hasenherzig sein! Da wird sonst nichts draus. Ich würde Dir vorschlagen, mir in's Gesicht zu sagen: Ich kenne Dich nicht! Das wäre nun freilich so ein wenig gelogen; aber wer falsch gespielt, falsch gemünzt, gestohlen und betrogen hat, dem darf's auf ein bischen Lügen gar nicht ankommen. Das sind Kindereien! Nun, bist Du stumm geworden vor purer Freude, mich, Deinen alten Freund und Spießgesellen, wiederzusehen?“

Diese mit Hohn und Spott, Bosheit und Tücke gespickte Rede hatte anfänglich Anselms Blut schier gerinnen gemacht und seine Brust so gepreßt, daß er nicht athmen konnte; allein allmälig kehrte seine Fassung zurück.

„Was willst Du von mir?“ fragte er. „Unsere Verbindung ist gelöst; ich habe die Wege des Lasters verlassen. Thue es auch, es ist hohe Zeit.“

„Hast Du das schon beim Kartenspiele von dem fetten Quardian gelernt?“ lachte Finkenstock. „Solche Worte klingen gar ergötzlich im Mund eines Spitzbuben Deiner Art. Hast Du vergessen, daß

Du mir alle soliden Schüftereien Deiner Vergangenheit offenherzig erzählt hast? daß ich Dich durch und durch kenne? daß ich die Mittel in der Hand habe, Dir die fromme Larve vom Gesichte zu ziehen? Die Steckbriefe, womit Du von Frankfurt und Mainz aus verfolgt wurdest, sind alle in meiner Hand. Darin steht Dein Sündenregister. Soll ich sie dem Amtsschreiber zustellen, den Du um sein süßes Bräutchen betrogen hast — oder sie hat Dich geangelt und ihn fahren lassen, weil er ihr zu spießbürgerlich anständig war? Daß Du dann Dein Hochzeitsfest am Galgen feierst, ist außer Zweifel. Du bist in meiner Hand — hörst Du! Ich lasse Dich nicht los, so lange ich diese Hand rühren kann! Tanzest Du nicht, wie ich pfeife, so ist's fertig, darauf schwöre ich bei der Hölle, deren würdige Candidaten wir sind, und bei dem Galgen, der Dich und mich zu hohen Ehren führen wird."

Anselm sprang jetzt in der Verzweiflung auf und riß die scharfgeladenen Pistolen von der Wand. „Teufel!" rief er, „willst Du mich elend machen, so fahre zur Hölle!"

Finkenstock lachte mitleidig und blieb nachlässig stehen, als Anselm die Hähne spannte.

„Meinst Du, Finkenstock wäre so kindisch geworden, daß er sich vor einer ungeladenen Pistole fürchtete? Siehst Du, meine sind mit Kugeln geladen!" Er zog zwei Pistolen aus der Tasche. „Aber vorsorglich habe ich gestern aus den deinen die Ladung entfernt. Nein, Anselmchen, so dumm ist er nicht! Obgleich es Dir allezeit an Courage gemangelt hat, dachte ich doch, Du könntest in der Raserei einmal Muth haben, so viel wenigstens, sie loszudrücken."

Anselm blickte auf die Pfannen seiner Pistolen und sah, daß das Pulver fehlte und ein Nagel das Zündloch schloß. Er konnte nicht zweifeln, daß das wahr sei, was Finkenstock gesagt. Eiskalt durchrieselte der Schreck sein Mark.

„Du warst gestern schon hier?" fragte er.

„Warum denn nicht?" gegenfragte Finkenstock. „Ist es

weniger möglich, als daß ich heute hier bin? Hat Dir Michel Pelzer nicht gesagt, daß ich blaupfeifen und mich unsichtbar machen könne, oder glaubst Du etwa nicht, daß es noch größere, wenigstens gescheidtere Spitzbuben gebe, als Du bist?

„Du bist in meiner Gewalt, Anselm Köhler,“ fuhr er nach einer Pause fort, die seinen Gegner alles Muthes vollends beraubte. „Deine Ehre, Deine Heirath, Dein Amt, Dein Leben — Anselm Köhler, es ist das Alles in meiner Gewalt. Du erkennst das, denn Du zitterst wie ein altes Weib. Drum höre, unter welcher Bedingung ich Dir das Alles lassen will. Ich brauche Geld! Leider ist mir Dein geistlicher Oheim mit der gespickten Geldkatze entgangen. Ich hab' ihm aufgepaßt, aber er war schon vorüber. Hätt' ich den erwischt, so hättest Du heute die Freude entbehrt, mich unverhofft wieder zu sehen. Ich brauche Geld, Freund; hörst Du — Geld! Dort steht die Kasse, die Du gestern empfingst. Tausend Gulden sind drinnen. Ich bin nicht unbillig. Geb' mir die Hälfte. Durch Deine Besoldung, die Du gar nicht nöthig hast, da Dich der alte Spitzbube, Dein Schwiegervater, nährt und tränkt, kannst Du es wieder ersetzen. Eine Revision hast Du nicht zu fürchten, und das hochwürdige Kapitel hat jetzt Geld durch die Geldkatze des Decans. Alterire Dich nicht zu sehr! Mach's kurz, ich habe Eile!“

„Nimmermehr!“ rief Anselm aus.

„So?“ fragte gedehnt und mit dem Ausdruck eines vollendeten Teufels Finkenstock. „So? — Dann ist allerdings meines Bleibens hier nicht. Zwei Wege lasse ich Dir aber — entweder Du wirst auf der Stelle flüchtig, oder Du wirst gehängt! Einen dritten, Dich etwa todtzuschießen, mag ich gar nicht nennen — denn dazu bist Du zu feig! Adieu!“ — Er wandte sich zur Thüre mit einer Ruhe, als ob er Worte des Friedens mit Anselm gewechselt.

Dieser knirschte mit den Zähnen und umkrallte krampfhaft die Schafte der wirkungslos gemachten Pistolen. Er kämpfte einen

fürchterlichen Kampf. „Bleib'!" rief er endlich, „bleib'! Rede, Du Satan, welche Gewähr habe ich, daß Du nicht doch mich verräthst?"

„Aha!" sagte Finkenstock lachend, „ein Hallunke traut dem anderen nicht! Du hast Recht, daß Du vorsichtig bist. Doch will ich ehrlich handeln. Sieh', hier dies Päckchen enthält die Steckbriefe und Deine Briefe an mich. Gib das Geld, und Du bist vor mir sicher, denn ich will mit meiner Bande noch vor Weihnachten diese Gegend verlassen, wo sich die drei Landesherren verbunden haben, mich und die Meinigen zu fangen."

Einen Augenblick besann sich Anselm, dann sagte er: „Gib sie mir!"

„Wie klug?" höhnte Finkenstock. „Soll ich Dir mehr trauen, als Du mir?"

„Gut," sagte Anselm, „so laß mich die Papiere einsehen, ob sie die sind, von denen Du redest."

„Ohne Bedenken!" entgegnete Finkenstock und entfaltete vor seinen Augen zwei Steckbriefe, den einen vom Magistrat von Frankfurt, den anderen von den Gerichten in Mainz. Nach diesen zeigte er ihm fünf Briefe von seiner Hand.

Anselm wußte recht gut, daß er ihm mehrere nicht geschrieben.

Finkenstock band sie wieder zusammen und legte sie auf Anselms Bett.

„Da ist neutraler Boden," sagte er lachend, „nun gib das Geld!"

Anselm ging bebend an die Kasse, deren Inhalt der Hallunke so genau kannte, nahm fünf Rollen heraus und gab sie ihm. Schnell ergriff er dann die Papiere, eilte zum Ofen, und ehe eine Secunde verstrich, hatte die gefräßige Flamme sie alle ergriffen. Er athmete tief auf. Als er in Finkenstock's Gesicht blickte, begegnete er einem höhnischen Lachen.

„Warum lachst Du?" fragte er bestürzt.

„Weil nun Dein Gewissen zum sanften Ruhekissen wird,"

erwiederte Finkenstock. „Vergiß einmal, wenn Du kannst, was Du warst, wenn Du nun dem Glück im Schooße sitzest! — Doch — lassen wir das. Noch eins! Kommt ein Wort über Deine Lippe, daß ich hier war; wagst Du es, mir nur einen Blick nachzusenden, wenn ich nun gehe, — so — glaub's fest, bist Du morgen eine Leiche!" — Er ging.

Anselm aber sank völlig kraftlos in den Sessel und hielt beide Augen mit seinen Händen zu.

Während dessen schlich leise wie eine Katze der Räuber die Stiege zum Hinterspeicher hinan, von dem man zwischen Heu- und Strohschobern zu der Thüre gelangte, die in das Gärtchen führte. Hier stand Annemarthe Wache.

Ein Kuß war der Lohn solcher Treue.

„Marthchen," sagte Finkenstock, „zweihundert Gulden hab' ich ihm abgepreßt. Ich theile ehrlich mit Dir. Hebe diese Rolle auf. Es bleibt also bei der Abrede! Wenn sie das Hochzeitsfest feiern, komm' ich. Alles Silber packst Du nach dem Gebrauch in zwei Päcke und schaffst es hierher, wo es meine Kerle holen. Dein Geld und Gut ebenso. Ich bringe fünf rüstige Bursche mit. Zur Kasse suchst Du Dir einen Abdruck des Schlüssels in Wachs zu verschaffen. Das wird Dir leicht, denn der Anselm ist nun im siebenten Himmel, weil er sich frei glaubt von mir. Ich hole das Geld dann und Dich — und wir ziehen nach Holland und leben herrlich und in Freuden als ehrliche Eheleute! Nicht so?"

Annemarthe preßte ihn voll Entzücken an ihre Brust.

„Als Ersatz," fuhr Finkenstock fort, „lassen wir dem Alten sein Jaköbchen; aber wenn der Eistanz zu Stande kommt, so gehst Du mit Tonchen und Anselm dorthin. Ich steige hier herein und lockere erst noch einmal den Beutel des Alten, der dann ganz allein im Hause sein wird. Diese Thüre bleibt offen. Alle anderen schließest Du ab und nimmst die Schlüssel mit. Nun leb' wohl!" Nochmals küßte er sie und verschwand.

Nach einer Pause trug Annemarthe die Leiter herein und schob sie hinter den Strohschober, drückte ein Strohbund in die Lücke, schloß die Thüre und schlich voll süßer Hoffnungsbilder die Stiege hinab.

Niemand ahnte im Hause, was sich begeben hatte. Annemarthe war in ihrer Küche thätig, als Tonchen von Freude strahlend die Stiege heraufhüpfte.

„Wo ist mein Bräutigam?" fragte sie die Schaffnerin.

„Der Herr Amtskellner ist in seiner Stube," sagte diese gar freundlich, obgleich Zorn und Rache in ihrer Brust gohr.

Tonchen trat an die Thüre und klopfte leise.

„Wer ist da?" fragte mit matter Stimme Anselm.

Tonchen riß erschrocken die Thüre auf.

Anselm lag bleich wie eine Leiche auf seinem Bette. Kalter Schweiß bedeckte ihn, und doch war sein Blut in großer Wallung.

„Was ist Dir, mein Lieber?" fragte sie bebend und trat zum Bette. „Du warst so wohl, als ich schied?"

„Mir ist plötzlich unwohl geworden," flüsterte er, „aber ich denke, es wird vorübergehen. Ich will ruhen, das wird mich herstellen."

Nur auf sein inständiges Bitten verließ sie ihn, um ihn, wie er meinte, einem ruhigen Schlummer zu überlassen; aber alle paar Minuten war sie an der Thüre. Und immer hörte sie das leise Stöhnen. Endlich, als der Tag sich neigte, wurde es still.

Als die alten Freunde sich zum Spiel einfanden, kam endlich auch Anselm. Er sah zwar noch immer bleich und verstört aus, aber er vermochte doch die alte Heiterkeit zu erkünsteln, und nach einigen Tagen war wieder Alles in seiner Ordnung, und Tonchen schwärmte für den Eistanz, wo sie mit dem Bräutigam, der nun eine angesehene Stellung einnahm, in voller Herrlichkeit als des Festes Königin zu erscheinen hoffte. Am zweiten Christtag aber sollte das Hochzeitsfest mit allem Glanze gefeiert werden.

Mittlerweile konnte Anselm an keine Arbeit denken. In süßen Tändeleien brachte er die Tage und Abende bei Tonchen zu, deren

Liebe ihn beglückte, die mit jedem Augenblicke ihm reizender und liebenswürdiger erschien.

Auf's Prachtvollste wurde ihre Ausstattung bereitet, und alle Tischler der Stadt waren beschäftigt, die neuen Geräthe zu fertigen, womit ihre Wohnung ausgeschmückt werden sollte.

Da war es denn kein Wunder, daß der Liebeselige es einmal vergaß, den Kassenschlüssel aus dem Staatsrock in den des Alletags zu stecken, und Annemarthe, die Alles ausspionirte, konnte mit Ruhe den Abdruck in Wachs machen, der sicher in Finkenstock's Hände kam.

---

11. Der Eistanz.

Innerhalb der Wohnung des Apostelküfers war, seitdem der Vierthälerrath einen Eistanz gestattet hatte, für die Bewirthung der Gäste in seinem Zelte bei dem seltenen Volksfest eine Thätigkeit und Sorgfalt entwickelt worden, die mit der Bedeutung des Festes im Einklange stand. Aus früheren Erfahrungen wußte das kundige Ehepaar, wie gerade ihr Zelt das besuchteste war, wie sich gerade dort die vornehmere Welt aufhielt, und wie daher ein Vorrath leckerer Speisen und guten Weins erforderlich war, wenn irgend das Fest sollte ausgebeutet werden zum persönlichen Vortheil.

So geschah es denn, daß die Förster Wildpret aller Sorten einlieferten und anständige Bezahlung dafür empfingen; daß von St. Goar, wo theilweise allein der Rhein noch offenes Wasser hatte, allerlei Fische gebracht, die gebacken und in Essig gelegt wurden, und der Metzger Fischer in der Untergasse zwei Schweine und ein Kalb zu Brat-, Leber und Blutwürsten, Schwartenmagen und Blutmagen zerhackte. Da hatten denn die Mutter und Lenchen viel zu thun, und das gute Mädchen gewann kaum Zeit, der Ereignisse zu gedenken, die in Jakóbchens Krankenstube und auf des Amtsschreibers Hausgang sich ereignet.

Daß sie ihrer gedachte — wer mochte zweifeln; aber sobald sie ihrer eingedenk war, stieg ihr das Blut in die Wangen, denn sie mochte die Sache wenden, wie sie wollte, er hatte ja Worte des Wohlwollens geredet und ihre Hand so warm gedrückt. Wie sehr aber auch solche Angelegenheiten ihre Seele beschäftigten, ihrer Arbeit vergaß sie nicht, und eben so wenig ihrer Pflege bei dem allmälig genesenden Jaköbchen und ihrer Fürsorge für Frau Klein. Hatte ja doch Rudolphi versprochen, ihr nicht mehr zu begegnen, und er hielt Wort. Einmal hatte er noch die Thüre geöffnet, sie dann aber schnell, als er sie sah, geschlossen, indem er sagte: Ich muß mein Wort halten!

Der Apostelküfer hatte sich das beste Faß im Apostelkeller mit sachkundiger Zunge herausgesucht und war nun daran, es in kleine Fäßlein abzuzapfen. Die Zelttücher waren geflickt, wo etwa eine kecke Maus ein Loch hineingebissen; die Zeltstangen waren in Ordnung. So nahte der Samstag vor dem vierten Adventsonntage selbigen Jahres.

Davon schreibt der Chronist Sebastian Fabian wörtlich Folgendes: „Weder der Frühlings=, noch der Herbstmarkt hat solche Arbeit jemals gemacht, als das Fest des Eistanzes in diesem harten Winterjahre. Wäre nicht ein guter Herbst vorhergegangen und ein gesegneter Weinmarkt, so die Alten „Gabelung" genennet haben, also daß viel Geldes in der Stadt und in den Thälern war, so hätt' es mögen dünn ausfallen, auch wäre solches wohl nicht vom wohlweisen Rathe gebilligt worden, wie es geschehen. Item, die Leute wollen auch eine Kurzweil haben in der Unlust des grausam herben Frostes und Winters.

„Item gab es auch Gelegenheit, des armen Mannes wohlthätig zu gedenken. So mag ich es nicht verschweigen, wie des Apostelküfers Töchterlein, so Lenchen hieß und fast sehr anmuthig anzuschauen war, die Wurstsuppe von zwei gewaltigen Säuen, deren jegliche mehr denn zwei Centner wog, an die Armuth vertheilet.

Das war eine saure Arbeit; aber sie hat solches gethan mit Lieblichkeit und damit noch doppelt gewürzt die Suppe, die gar kräftig einem in die Nase stieg. Hat auch viel Dank und Segen geerntet.

„Item am Samstag hat die Schröterzunft, die Küfer- und Schifferzunft, auch alles Jungburschenvolk die Stelle neben der großen Lotte, so zwischen der Wirbellai und dem Eltersteine lag, geebnet und eine breite Bahn bis dorthin geschlagen und mit Sägespänen, Kawe von der Gerste und Hanfabgang von der Brechkaut bestreuet, also daß man gehen mochte wie auf einer guten Heerstraße im Sommer. Ebenso haben die Jungburschen ihre Kegelbahn gemacht hinter des Apostelküfers Zelt. Selbiges war, wie es denn ein Herkommen, das größte und schönste auf dem Rheine. Lag auch darinnen ein Dielboden, sowohl zum Sitzen der Gäste, als zum Tanze der Lustigen. Stand auch ein Ofen drinnen, auf welchem man konnte süßen Warmwein machen, nebst einem künstlichen Backöfelein, um warme Speisen herzurichten nach Verlangen. Drum herum hatten denn die anderen Gezelte der Wirthe ihren Platz, als da sind: Zum gelen Hof, zum Roß, zur Rose, zur Krone, zum Engel, zum Rad, zur Stadt Heidelberg; solche aber waren klein und ruppelig, dagegen dem Apostelküfer sein Gezelt hat dagestanden wie ein Palatium.“

So weit der ehrliche Chronist mit eigenen Worten.

Als nun am Sonntag der Morgengottesdienst aus war, lief Alles hinüber, die Herrlichkeit anzusehen. Schon sammelten sich Leute, die, wie manche Juden, Glücksspiele aufstellten, neue Kalender, die Volksbücher, als die sieben Haimonskinder, die schöne Magellona und dergleichen feilboten; auch Pillen für alles Gepreste und Pflaster für Hieb und Stich, Theriak und eine Elixir für hundertjähriges Leben, Ratten- und Mäusepulver und dergleichen mehr. Gab's auch kalte Füße, Hände und Nasen, es that Alles nichts. Man mußte es vorher einsehen, um davon reden zu können.

In des Apostelküfers Zelt lagen die nieblichen Fäßlein auf-

gestapelt; da standen die Schränke mit den Eßwaaren, die Thürme von kleinen Milchbrödchen zu einem Albus, die Teller und Geschirre alle so blank, als wär's reines Silber, die kupfernen Töpfe, innen silberweiß verzinnt, die blinkenden Gläser und andere Utensilien der frequenten Wirthschaft. Tische und Bänke waren weiß gescheuert; kurz, es war so nett und heimlich in dem Zelte, der Ofen athmete eine so wohlthätige Wärme aus, daß Mancher Lust hatte, schon jetzt dazubleiben. Und in alle dem sauber und zierlich geordneten Wesen schwebte, einfach, aber höchst züchtig und anmuthig gekleidet, ein Mädchen umher, dessen Schönheit jedes Auge fesselte. Man konnte darauf wetten, daß Viele durch sie hier gefesselt wurden, die vielleicht sonst ein anderes Fleckchen würden gesucht haben.

Als es ein Uhr schlug, begann der Menschenstrom sich hinüberzuwälzen. Die Bahn war nicht breit genug für die Schaaren. Alles, was Leben hatte in der Stadt, die Steeger, Nauheimer, Breitscheidter, die von Henschhausen, Nenrath, Rubenschied, Winzberg, Manubach, Ober- und Rheindiebach, die Lorcher, Cauber, Oberweseler — kurz zu sagen, auf mehrere Stunden weit strömten die Leute herzu.

Schon war Alles angefüllt in dem geebneten Raume, da erklang drüben am Ufer die Musik, und ein langer Zug geschmückter Bursche folgte, den Hammel führend, dessen schneeweißes Vließ mit rothen und blauen Bändern gar zierlich geschmückt war.

Sie zogen zur Kegelbahn, und das Spiel begann. Die Musik zog in Apostelküfers Zelt, wo sie aufspielte.

Nahe bei der Kegelbahn stand Rudolphi. In seinen Mienen lag ein Ernst, eine Spannung, die etwas ankündigte, was er erwarten mochte. Die Bursche tranken ihm zu, und er that freundlich Bescheid. Ueberhaupt zeigte es sich überall, wie man den jungen Mann achtete und ehrte.

„Ihr thut uns doch auch die Ehre eines Wurfes an?" fragten die Bursche.

„Bin ich Euch denn so fremd, daß Ihr nur noch fragt?" ent-

gegnete Rudolphi, nahm die Kugel und warf fünfe mit sammt dem König.

„Das ist ein Meisterwurf!“ riefen die Bursche. „Dem thut's Keiner gleich!“

„Wenn ich den Hammel gewinne,“ sagte er, „so sollt Ihr morgen ein Viertelöhmchen von Apostelküfers Wein zu verzehren haben.“

Da jubelten die Bursche hoch auf und wünschten, es möge Keiner besser werfen.

„Dann,“ sagte der Amtsschreiber, „ist aber der Wurf nicht für mich, sondern für jemand Anderes!“ Die Bursche lachten und meinten, das sei ihnen schon recht.

„Wißt Ihr was,“ rief er angesteckt von ihrer Freude, „der Wurf soll für Eure Königin sein!“

„Der Herr Amtsschreiber hoch!“ erklang es da in vollem Chore.

Während sich Alles schon bunt durch einander drängte, die Eierweiber im Kreise saßen und schon das „Kippen“ oder Zerschlagen der gefärbten Eier begann, wo denn der, dessen Ei ganz blieb, das zerschlagene gewann, reckten sich plötzlich die Hälse länger, und es bildete sich eine Gasse. Daher schritt am Arm Anselms Tonchen, geputzt wie ein Pfau, stolz um sich schauend und gnädig wie eine Fürstin die Grüße erwiedernd, und hinter ihr watschelte Jungfer Annemarthe vergnüglich.

Als Tonchen den Amtsschreiber sah, nickte sie mit ihrer bezaubernden Freundlichkeit.

„Schon hier?“ fragte sie. „Ich zähle auf ein Tänzchen!“

Rudolphi neigte sich kalt, und sie schwebte vorüber.

Kaum eine Minute später zupfte Jemand den Amtsschreiber am Rock. Es war Michel Pelzer. „Heute oder nie!“ flüsterte er ihm zu. „Denkt an mich! Den Alten haben sie allein eingesperrt mit dem kranken Jaköbchen. Das läßt der Kanof nicht unbenutzt. Alles ist besorgt. Viel Vergnügen!“ Mit diesen Worten eilte er weg.

In des Apostelküfers Zelt trat nun Rudolphi.

An einem der Haupttische saßen die Beamten. Obenan Heinrich Wilhelm von Sickingen, der kurpfälzische Amtmann oder Landschreiber, ein lustiger Herr; neben ihm der kurkölnische Saalschultheiß Arnold Minola; neben diesem die Zollherren von Kurpfalz, der Einnehmer Riebecken, der Bescher Vogel, der Nachgänger Dill, dann der Bürgermeister Eberhard Engelbert und die Rathsherren sammt und sonders mit ihren Ehefrauen, wenn sie solche hatten, und ihren Töchtern. An diesem Tische neben Arnold Minola nahm Anselm Köhler mit seiner Braut Platz und Jungfer Annemarthe. An Sickingen's Seite allein war noch ein Platz frei. Er hatte ihn offen gehalten. „Er ist für meinen lieben Amtsschreiber," sagte der Amtmann. „Wo er nur bleibt?"

In diesem Augenblicke trat er ein in das Zelt; aber sein Auge flog über die Menge weg zu Lenchen; ihre Blicke begegneten sich, und sie schlug erröthend den ihrigen nieder.

„Richtet Eure Augen hierher, Herr Amtsschreiber," rief Sickingen ihm zu, dessen scharfem Blicke das nicht entgangen war, was sonst Niemand bemerkt haben mochte.

Der Amtsschreiber eilte zu ihm.

„Ihr laßt wieder lange auf Euch warten," sagte er, „und kaum tretet Ihr ein, so habt Ihr auch schon das schönste Blümchen im Visir. Ich lobe Euren Geschmack. Nun trinkt einmal. Die Schönste lebe!"

Rudolphi erröthete wie ein Mädchen und trank.

„Ihr habt's brav gemacht," fuhr der neckische Sickingen fort; „ein vernünftiger Mann weiß sich zu trösten. Hab' ich recht gesehen, — und ich verstehe mich auf diesen Artikel, so ist das liebe Bürgerkind Euch nicht eben gram. Bravo! Ist auch des Köhler's Braut verteufelt schön, so sag' ich Euch, das Lenchen ist schöner, und brav, züchtig, geschämig. Das wiegt schwer. Ich bin von altem gutem Adel, aber — hol' mich dieser und der! ich bedächte mich keine Minute, das schöne Bürgerkind zur Freifrau von Sickingen zu machen, und glaube, mein Wappen bekäme keinen Flecken."

„Ihr scherzet stark," sagte Rudolphi.

„Scherzen?" rief Sickingen. „Da seid Ihr irre. Die Zeiten sind herum, wo man so steifleinene Ansichten hat. Ich meines Ortes wenigstens habe sie längst abgelegt. Was hättet Ihr denn an dem eitlen, gefallsüchtigen Dinge dort gehabt? Den Geldsack? Pah! das macht die Welt nicht zum Paradies. Ich habe meine Frau schon lange in das Grab legen müssen," fuhr er ernst und wehmüthig werdend fort, „und die war eine Augsburgerin, ein Bürgerkind. Das wißt Ihr nicht, aber ich sag' Euch, sie war ein Engel und glich dem Lenchen dort. Darum muß ich das Mädchen immer ansehen. An eine Zweite habe ich nicht mehr denken können, und mir scheint's, ein Mann, der glücklich verheirathet war, mag keine Zweite."

So heiter die Unterredung begonnen hatte, so eine ernste Wendung nahm sie. Sickingen war einer von den Menschen, bei denen der Wechsel der Gefühle rasch eintritt.

Aber Rudolphi wünschte, daß sie abbreche. Er flüsterte in des Amtmanns Ohr: „Ich hoffe heute noch den Finkenstock in unserer Gewalt zu sehen."

„Was?" rief der Amtmann und vergaß ganz die Umgebung, „das wäre eine Freudenbotschaft!"

„Ich bitt' Euch, Herr Amtmann, bedenkt Ort und Zeit," bat der Amtsschreiber.

„Alle Teufel, Ihr habt Recht!" sagte dieser. „Könnt Ihr mir nichts Näheres sagen?"

Ehe aber der Amtsschreiber antworten konnte, stürmten die Bursche herein und riefen: „Unser König, der Eisfestkönig, lebe hoch!"

„Wer ist's denn?" fragte der Amtmann, der ein rechter Volksfreund war.

„Der neben Euch sitzet, gestrenger Herr Amtmann," rief ein Bursche.

„Was? der Herr Stadtschultheiß Minola?" fragte Sickingen,

und ein brausendes Gelächter begleitete die Frage, denn Minola war ein alter Herr und so dick wie der Kapuzinerquardian.

„Nein! Nein!“ riefen die Bursche, „der Herr Amtsschreiber Rudolphi!“

„Donnerwetter, da habt Ihr gescheidt gewählt!“ rief Sickingen, „der ist ein Ehrenmann von unten bis oben. — Herr Ickrath, gebt auf meine Rechnung den Burschen so ein Fäßlein dort!“

Ein lauter Jubel füllte das Zelt in Folge dieser Worte.

Als es wieder stille geworden war, sprach der Amtmann: „Der Eiskönig (so schreibt Sebastian Fabian in seiner Chronik) hat das Recht, sich das schönste und fleckenloseste Mädchen zur Königin zu wählen. Ist's recht so?“

„Ja, ja, so ist's Brauch!“ riefen hundert Stimmen. „Nun, Herr Amtsschreiber, so wählet! Wär' ich König, ich hätte schon gewählt!“

Alles lachte.

Tonchen blickte herausfordernd auf Rudolphi. Sie schien fest darauf zu rechnen, daß er sie wähle, und flüsterte Köhler zu: „Hast Du nichts dagegen, wenn er mich wählt?“

„Nein!“ war dessen Antwort.

Aber Rudolphi schritt an ihr vorüber und sagte laut: „Gilt's die Schönste, so wähle ich Apostelküfers Lenchen, die halte ich dafür!“

Sickingen klatschte in die Hände und rief: „So ist's recht!“ und alle Anwesenden stimmten bei, mit Ausnahme der Frauen und Mädchen.

Tonchen saß bleich da, und ihre Hand zitterte vor Grimm und Neid.

Rudolphi drängte sich durch, seine Königin zu holen.

Der Apostelküfer lachte mit dem ganzen Gesicht und machte einen Bückling über den anderen und sagte: „Herr Amtsschreiber, das ist zu viel Ehre für unser Kind!“

Die Frau Ickrath ließ vor freudigem Schrecken eine Flasche

Wein zur Erde fallen. Lenchen aber stand bleich wie ein Marmorbild da und hielt sich an die Mutter, daß sie nicht umsank. Jetzt trat Rudolphi zu ihr.

„Nun, meine schöne Königin,“ sagte er mit Gefühl, „hast Du keinen freundlichen Blick für mich?“ Und in's Ohr flüsterte er ihr: „Ermanne Dich, mein herziges Lenchen, es sehen neidische Augen auf Dich!“

Aber aus des Mädchens Augen wollten Thränen brechen, so war sie erschüttert.

„Laßt um Gottes willen nur einen Augenblick mich sammeln,“ flehte sie, und ein Blick traf ihn, der ihm in die Seele drang.

Sie setzte sich nieder.

„Musik, Stadtpfeifer!“ rief Sickingen, „der Schönsten den schönsten Tanz. — Amtsschreiber!“ rief er diesem zu, „könnt' ich alter Kerl noch tanzen, Ihr müßtet mir einen zukommen lassen.“

„Zwei, Herr Amtmann, für einen!“ rief Rudolphi zurück.

Nun gab es ein Gedränge. Die Musikanten arbeiteten sich durch den Menschenknäuel, der sich gebildet hatte; die Bursche holten ihre Mädchen, und der alte Sickingen trat zu Rudolphi und Lenchen.

„Tanzen kann ich nicht,“ sagte er, „das ist für mich vorüber; aber die schöne Königin zur „Eislotte“ führen, das kann ich und will mir's auch nicht nehmen lassen, und damit denk' ich mir ein Anrecht als Brautführer zu erwerben.“

Nun half kein Harren mehr. Lenchen reichte, sich anmuthig vor dem Amtmanne neigend, diesem ihre Hand, und Rudolphi faßte die Linke. Die Stadtpfeifer spielten auf, und alle Paare schlossen sich an. So ging der Zug an die „Lotte“, die spiegelblank und glatt sich ausbreitete.

Hier reichte Sickingen Lenchens Hand dem Amtsschreiber, und getragen von den Tönen der Musik, schwebten sie leicht über die Spiegelfläche des Eises dahin. Paar an Paar folgte, auch Anselm und Tonchen. Da umstanden Hunderte die „Lotte“ und, wie es

nicht fehlen konnte; wenn ein Paar ausglitt und fiel, bliesen die Musikanten Tusch zu dem unaufhaltsamen Gelächter, das aufbrauste; allein immer höher stieg die Lust, immer größer wurde die Menge der tanzenden Paare und der lustigen Zuschauer, bis endlich, von der Kälte überwältigt, Manche die Zelte suchten, während wieder Andere in den Kreis der Zuschauer traten, wo jeden Augenblick ein fallendes Paar neuen Tusch und Lachjubel hervorrief, und gerade dieses plötzliche Unterbrechen des Tanzes durch den Tusch bewirkte, daß oft drei, vier Paare zumal auf die Spiegelfläche niederfielen.

Endlich zog sich Alles in die Zelte zurück, als das königliche Paar die „Lotte" verließ, und der Tanz dauerte im Zelte fort.

Eine Demüthigung schien für Tonchen heute der anderen folgen zu wollen.

Sie hatte darauf gerechnet, Aller Blicke auf sich zu ziehen, eine rechte Rolle zu spielen; aber Niemand schien für sie Augen zu haben. Lenchen und der Amtsschreiber waren im vollen Sinne des Wortes König und Königin des Festes. So leicht hatte aber auch Rudolphi niemals getanzt, gestand sich Tonchen, und Lenchen, die sie nie tanzen gesehen, schwebte nur dahin. Sie schien den Boden nicht zu berühren. Ihre sittige Anmuth, ihre wirklich entzückende Schönheit, die schlanke Gestalt, die edle Haltung, Alles vereinigte sich, um Jedem, mit oder ohne Willen, das Urtheil abzunöthigen, Rudolphi habe volle Gerechtigkeit geübt, als er Lenchen den Preis der Schönheit zurkannt.

Das raubte Tonchen alle Lust. Sie tanzte zwar, aber ihr Herz war voll Aergers. Mußte sie sich des Apostelküfers, ihres Bräutigams Untergebenen Kind, eines Handwerkers Kind, vorziehen lassen? Und zu diesem Mädchen, das nun diese Vorzüge genoß, hatte sie so demüthigend geredet. Wer bürgte dafür, daß nicht der Amtsschreiber sie gar zur Frau nahm? Sah sie recht, so war er höchst glücklich und kosete so traulich, so liebevoll mit dem reizenden

Mädchen, und dieses schien alle Beengung verloren zu haben. Sie blickte ihm in's Auge, antwortete so furchtlos, als kennte sie ihn schon lange und wüßte, daß er sie liebe —? Und doch war über des Mädchens Wesen, Haltung und Gehaben ein unbeschreiblicher Zauber von sittiger Zucht ausgegossen, der sie nur noch anmuthiger erscheinen ließ.

Niemand tanzte mit Tonchen, als Anselm. So gut er auch tanzte, so sehr sie für ihn glühte, es langweilte sie doch am Ende, und sie wollte schon Anselm bitten, mit ihr heimzukehren, als ein Ereigniß eintrat, das den Erzähler nöthigt, ein Stück aus der Chronik Sebastian Fabian's einzuschalten.

„Es war," so erzählte er, „am ersten Tage des Eistanzes, als des Rath Würfler's ganze Sippschaft nach dem Tanzplatz gegangen war, nämlich seine Tochter Antonia, sein Nachfolger und künftiger Eidam Anselmus Köhler, die Schaffnerin Annemarthe und die Magd, so Lisbeth hieß; war also Niemand in der Behausung, denn der alte Herr Rath und das buckelige Jaköbchen, so den Arm gebrochen, nun aber schon außerhalb des Bettes sein und dem Herrn Rath konnte Gesellschaft, auch oft wohl, sintemalen er den Arm in der Binde trug, einen kleinen Dienst leisten. Die Annemarthe hatte Leibesnahrung und Getränke zurechtgestellt und war dann mit den Anderen davongegangen, indem sie zu größerer Sicherheit die Hausthüre und das Hofthor abschloß; aber es stellete sich heraus, daß sie mit dem verrufenen Finkenstock im Bunde stand und selbigem das Speicherpförtlein offen gelassen, daß er könne an den alten Herrn kommen und ihm Gewalt thun und Geld abpressen.

„Selbigen Spitzbubenstreich aber kundschaftete der Nachtwächter Michel Pelzer, so ein Soldat und tapferer Kriegsheld war, aus. Hätte auch mögen den Preis gewinnen, der auf des Finkenstock's Kopf gesetzt war von der Herrschaft, sintemalen Menschenblut an desselbigen Händen klebete.

„Da nun der Apostelküfer Balthasar Ickrath mit Mann und Maus in dem Zelte war, wo es lustig zuging, obgleich es Advent war, so mochte für einen solchen Malefizstreich keine Gelegenheit günstiger gewählt werden, als sothane. Ist aber der Michel Pelzer heimlich zu dem Balthasar, gemeinhin Balthes genannt, gangen, und hat ihm unter Gelöbniß profunden Schweigens Alles veroffenbaret und sich die Schlüssel geben lassen zum Thor und zur Hausthüre, wie solche der Balthes ebenso besaß, wie der Herr Rath Würfler, da sie zusammenwohneten. Als er die Schlüssel hatte, ist er hineingeschlichen mit noch vier handfesten Männern, dem Thorwächter Zinkgräf, dem Schreiner Hans Knauf und den Gebrüdern Heep, Gottfried und Elias nach dem Taufnamen. Die haben sich, ohne daß es der Rath wahrnahm, auf den Speicher gemacht und haben richtig das Hinterpförtlein, so nach dem Berggärtchen führet, nur angelehnet gefunden, haben sich dannenhero in das Stroh und Heu verstecket und nicht gemuckset. Das währete schier eine halbe Stunde, da höreten sie deutlich, wie Einer die Leiter herabstieg, so die alte Vettel, die Annemarthe, klüglich an die Burgmauer gelehnet. Ist dann der Finkenstock wirklich gewesen, der nun, wie ein Iltis, der die Täublein beschleichet, obwohlen der Rath kein Täublein gewesen, sich hinabmachte. Kaum ist er unten gewesen, als Michel Pelzer die Thüre fest verschloß, denn der Schlüssel steckte im Schlosse, und den Schlüssel in den Säckel steckte. Darauf sind sie dann auch hinunter, und hatte der Michel einen Knebel in der Hand, damit er Einem einen „guten Abend“ bieten konnte, auf den kein „guter Morgen“ folget. Sie folgeten den offenen Thüren, und alsbald hörten sie den Rath schreien und lamentiren.

„Da stürzten sie hinein und kamen eben, als der Finkenstock den Rath bei der Gurgel hatte und ihn wollte würgen. Aber der Michel Pelzer war nicht faul und langet ihm eins über den Hirnkasten mit seinem Bengel, daß der Finkenstock zu taumeln beginnet

und rücklings wie ein Sack in die Stube stürzet. Alsobald machen sie sich über ihn her und binden ihn mit Stricken, und der Michel, der auch Beschließer des Gefängnisses auf dem Marktthorthurme gewesen ist, laufet und holet seine Handschlösser und Fußketten und legen sie ihm an, daß er, als er zu sich kommet, wohl schäumet vor Wuth, sich aber doch nicht rühren kann. Solches Alles hab' ich, Sebastian Fabian, der ich in dem Hause gegen dem Apostelhofe gewohnet, mit meinen eigenen Augen gesehen, als der Michel Pelzer das Thor aufgeschlossen. Bin ich auch als ein Wächter hineingegangen, indeß der Michel das Thor wieder geschlossen hat und ist hingelaufen auf den Rhein, solches dem Herrn Amtsschreiber und dem gestrengen Herrn Amtmann und Landschreiber Henricus Wilhelmus von Sickingen anzuvermelden."

Die Lust und Herrlichkeit im Zelte des Apostelküfers hatte den höchsten Grad erreicht. Leben und Freudigkeit zeigte sich überall, und jedes Antlitz, nur das Tonchens nicht, wies es in deutlichem Ausdrucke, wie in diesem Augenblicke keine Sorge das Gemüth bewältigte. Selbst der Amtsschreiber hatte in der Lust des Augenblickes das rein vergessen, was ihm Michel Pelzer zugeflüstert, und der einzige Miteingeweihte in das Geheimniß, der Apostelküfer, war von dem Gedanken an die Ehre seines Kindes und an die Bedienung seiner fröhlichen, trinklustigen Gäste so ungetheilt beherrscht, daß er für ein Anderes nicht Raum hatte. War es ihnen zu verdenken? Gewiß nicht! Am wenigsten dem Amtsschreiber, der es klar und innig fühlte, welch' einen Schatz von Tugend und Liebenswürdigkeit sein Arm umfasse. Er blickte ja zum ersten Mal frei in dieses liebliche Gesichtchen, in dieses klare, innige Auge; er bewunderte ja zum ersten Mal die volle Schönheit, den Verstand, die Demuth und Bescheidenheit dieses Mädchens; aber fühlte auch, daß das Gefühl, das ihn zu Lenchen zog, ein anderes war, als das, mit welchem Tonchen ihn erfüllt hatte. Der Gedanke,

mit diesem reinen und treuen Wesen durch das Leben zu wandeln, ergriff ihn mit aller Macht.

Da rief plötzlich die Stentorstimme Michel Pelzer's in das Zelt hinein: „Caramba! Herr Amtsschreiber, diesmal haben wir ihn, und mag er blaupfeifen, wie er will, er geht uns nicht mehr durch!“

Die Menge, die im Zelte war, erhob sich neugierig. Fast alle Anwesenden fragten zugleich: „Wen habt Ihr, Michel? — Erzählet's!“

Michel stieg auf einen Tisch und rief: „Den Finkenstock hab' ich gefangen, eben als er dem Rath Würfler den Hals umdrehen wollte!“

„Jesus Maria!“ rief Tonchen aus.

„O weh! o weh!“ schrie Annemathe.

„Und Anselm hielt sich todtbleich am Tische, daß er nicht umsank.

„Hierher!“ schrie jetzt Sickingen dem Wächter zu, und Michel drängte sich zu ihm. Dort erzählte er Alles, wie es sich begeben, und wie sein erstes Wort gewesen, als er zu sich gekommen: „Das hat der Anselm gethan!“

Als Michel des offenen Pförtchens gedachte, sprach er geradezu den Verdacht aus: Annemarthe habe es absichtlich offen gelassen. Er erzählte die Geschichte mit dem Bettler und dem Briefchen.

Sickingen's Auge traf durchbohrend die alte Sünderin. Da sank sie auf die Kniee und schrie:

„Ach, Herr Amtmann, seid barmherzig!“

„Michel,“ donnerte Sickingen, „nehmt das Weib gefangen!“

„Ich protestire, denn sie gehört dem Apostelhof an,“ erhob Anselm seine Stimme, der durch Frechheit seine innere Angst verdecken wollte.

„Protestirt, wo Ihr wollt! Sie ist pfälzische Unterthanin,“ sagte Sickingen. Dann rief er: „Fort mit ihr!“

„Herr Amtsschreiber, nun hat der Spitzbube Euer schönes Königthum für heute beendet,“ sagte er zu diesem. „Wir müssen fort.“

Noch einmal trat Anselm zu Sickingen und sagte: „Herr Amtmann, er ist in kurkölnischem Territorio gefangen worden.“

„Wollt Ihr ihn etwa laufen lassen?“ fragte der Amtmann. „Ihr habt als Amtskellner keine Jurisdiction, und verhaltet Euch still! — Herr Saalschultheiß,“ redete er Minola an, „macht Ihr Ansprüche?“

„Er ist geborener Pfälzer,“ sagte dieser, und nun war Alles abgemacht. Die Beamten eilten hinüber, und die Volksmenge folgte, von Neugierde gespornt.

Anselm wankte im vollsten Sinne des Worts an Tonchens Seite hin. Nicht die Kränkung, die er sich zweimal zugezogen, machte ihn so todtbleich; es war Anderes. Hatte nicht Michel gesagt, daß er alle Schuld auf ihn gehäuft? Es war also von der verstockten Bosheit des Menschen nicht mehr zu erwarten, als daß er Alles sagen würde, was er von ihm wußte, und er ohne Zweifel schon morgen, vielleicht noch diesen Abend gefangen genommen werde würde. So schritt er, Todesangst und Qual im Herzen, über die Schwelle des Apostelhofes, die er so glücklich einige Stunden früher in der Richtung nach dem Eise überschritten hatte.

Hier erwartete ihn ein neuer Schrecken.

Der alte Würfler war mit Jaköbchen allein im Gemach, und während er mit ihm plauderte, leerte er eine Flasche um die andere, bis das Maß mehr als um die Hälfte überschritten war. Daß Annemarthe nicht bei ihm geblieben, das ärgerte ihn, und heftig aufgeregt von dem Genusse des vielen und schweren Weines, war er eben im heftigsten Zorn, in den er sich selbst hineingeschwatzt hatte, als plötzlich Finkenstock hereinstürzte. Er wollte aufspringen, sank aber vor Schrecken bei dem Gedanken, wehrlos in der Gewalt des Schurken zu sein, in den Sessel zurück und — ein Schlag lähmte ihn mit der zerstörenden Macht, die dieser geheimnißvollen und räthselhaften Erscheinung eigen ist.

Niemand sah nach ihm, weil Alle mit Finkenstock beschäftigt

waren; auch Jakóbchen sah nicht nach ihm, denn er war schon in der Nebenstube unter das Bett des Rathes gekrochen, als Finkenstock hereinstürzte und auf den Rath lossprang.

Als Michel schon fort war, erkannte Fabian seinen Zustand und eilte, den Bader Reiter zu rufen, der zum Glück zu Haus war. Er kam und schlug dem Alten eine Ader — aber der Tod hatte schon sein Opfer in vollen Besitz genommen, und alle Versuche, ihn wieder zu beleben, blieben erfolglos.

Anselm sank fast zu Boden, als ihm Fabian, der im Apostelhof geblieben war, als sie Finkenstock nach dem Marktthorthurme gebracht, diese Hiobspost mittheilte.

Tonchen fühlte zum ersten Mal die Macht der Gerichte Gottes. Sie saß trostlos weinend da, aber sie ahnte noch nicht, wie entsetzlich die Ereignisse dieses Tags in ihr Leben eingreifen sollten.

Wenn auch die Menge in dem Zelte des Apostelküfers etwas gelichtet war, so dauerte doch der Tanz ungestört fort. Nur Lenchen entsagte der Lust, so oft sie auch aufgefordert wurde. Der Arm des geliebten Mannes hatte sie umfangen, nun sollte es kein Anderer mehr, so stand's in ihrem Herzen geschrieben. Wie erschrak sie, als die Kunde kam, der alte Rath sei todt unter Finkenstock's Händen.

„Mutter," rief sie tief erschüttert, „nun muß ich zu Tonchen! Sie ist unglücklich, da darf ich sie nicht verlassen."

„Geh' mit Gott, mein Kind," sagte die Mutter. „Dein Herz lehrt Dich das Rechte."

Sie eilte hinüber, und an den treuen Busen lehnte Tonchen das Haupt. Und heimlich that sie in ihrem Schmerze dem treuen Herzen Lenchens Abbitte. Trauriger war noch kein Abend für Tonchen gekommen, als dieser. Zwar suchte der Quardian, der als treuer Freund zu ihr eilte, sie zu trösten, allein es lag eine Ahnung noch schrecklicheren Jammers auf ihrem Herzen mit niederbeugender Last. Anselm saß bei ihr und hielt ihre Hand.

„Deine Hand zittert unaufhörlich,“ sagte sie zu ihm.

„Kann ich gleichgültig bleiben bei solchen Ereignissen?“ fragte er mit trübem Blick, und sie drückte innig seine Hand; aber sie wußte nicht, von wannen dies Zittern und Beben kam.

Gegen acht Uhr, nachdem das Verhör des Finkenstock bereits weit gediehen war, rief die Magd den Herrn Amtskellner heraus: es frage Jemand nach ihm.

Anselm schwindelte. Er fühlte es, das Verhängniß nahe. Er wankte hinaus.

Da stand Rudolphi vor ihm.

„Gönnt mir einige Minuten unter vier Augen,“ bat er, und Beide traten in Anselms Gemach.

„Herr Amtskellner,“ sagte Rudolphi, „es thut mir unendlich leid, aber ich glaubte es der Rücksicht schuldig zu sein, daß ich Euch sage: Finkenstock hat Dinge gegen Euch ausgesagt, die — Eure Verhaftung nöthig machen. Ich hoffe, Ihr geht aus dem Gewebe boshafter Lügen rein hervor; aber bereitet Tonchen vor, daß nicht der neue, unerwartete Schlag sie tödtet.“

Anselm fragte nicht, was Finkenstock ausgesagt. Er taumelte gegen das Fenster und rief: „Ist's denn noch nicht genug?“

„Euer Bewußtsein muß Euch über das Alles erheben,“ sagte Rudolphi mit inniger Theilnahme. „Seid Mann! Es thut noth!“

Mit diesen Worten eilte er hinweg.

Anselm raufte sich das Haar. „O, die Hölle läßt ihr Opfer nicht!“ rief er. „Wer ihr verfallen ist — sucht umsonst Rettung!“

Er eilte, die Kasse aufzuschließen, steckte das Geld, das darinnen war, zu sich, lud beide Pistolen scharf und barg diese in seinen Taschen, zog einen warmen Rock an und verließ das Haus in fliegender Hast.

Drüben im Gemache dachte Niemand, was sich in Anselms Zimmer zutrug. Tonchen meinte, er ordne Eins und das Andere. Als er aber nach einer Stunde nicht kam, sandte sie Jakböbchen,

der weinend am Ofen kauerte, ihn zu rufen. Er fand ihn nicht. Die Magd aber sagte ihm, er sei dem Herrn Amtsschreiber nachgeeilt. Das berichtete er.

Der Quardian sagte: „Beruhige Dich, mein Kind. Er wird wohl dort nöthig sein, wo sie das Verhör mit Finkenstock halten.“ Aber es kam kein Ruhe in ihre Brust. Eine Angst, für die sie keinen Grund hatte, folterte sie mit unerträglichen Qualen.

So wurde es zehn Uhr, und mit dem Schlage der Uhr hörte man Leute in den Hof treten.

„Es werden meine Eltern sein,“ sagte Lenchen. „Der Tanz hat ein Ende für heute.“

Aber sie kamen die Stiege herauf, es öffnete sich die Thüre, und zwei Landdragoner mit dem kurkölnischen Saalschultheißen Minola traten ein.

Tonchen fuhr mit Entsetzen auf.

„Wo ist der Herr Amtskellner?“ fragte der alte Minola.

„Er ist mit dem Amtsschreiber weggegangen,“ sagte sie. „Aber was wollt Ihr doch mit ihm?“

„Verzeiht,“ sagte Minola, „der Herr Amtsschreiber weiß nichts von ihm, und ich -- soll ihn verhaften!“

„Verhaften!“ schrie Tonchen mit einem so grellen, entsetzlichen Tone, daß er Jedem durch Mark und Bein drang.

„Ja,“ sagte der rauhe Saalschultheiß, „Finkenstock hat auf ihn bekannt als auf einen Falschmünzer, Dieb und Räuber, der lange mit ihm gemeinschaftliche Sache gemacht. Ich muß das Haus durchsuchen. Vielleicht hat er sich versteckt.“

Tonchen sank besinnungslos in Lenchens Arme, und Jaköbchen trat leise an sie heran und flüsterte: „Denkst Du noch daran, was ich Dir gesagt?“

Und wie Todeskälte durchrieselte es Lenchens Gebein.

Sie rief nach der Magd. Ihre Mutter kam, und sie trugen

das unglückliche Mädchen hinab in ihre Wohnung, während Minola das Haus durchsuchte, aber keine Spur von Anselm entdeckte.

„Der Vogel ist entwischt,“ sagte er zum Quardian. „Die leere Kasse hätte es uns sagen können. Ihr,“ fuhr er fort, „waret stets ein Freund des Hauses. Ich bitte Euch, bleibet hier, daß kein Unrecht geschehe, und unterzeichnet mit mir das Protocoll, das ich über die Vorfälle dieses Tages jetzt aufnehmen muß, um es morgen früh mit einem Eilboten nach Köln zu senden.“ Und er setzte sich nieder, seines Amtes Pflicht zu genügen, und verließ dann das Haus, wo der Quardian noch bis Mitternacht weilte.

Tonchen fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Der Arzt stand kopfschüttelnd an ihrem Bett. „Es ist zu viel auf einmal gewesen für ein schwaches Weib,“ sagte er; „doch hoffe ich, daß bald ein tiefer Schlaf eintreten wird, der wohlthätig auf sie einwirken kann.“

Er ordnete das Nöthige an, was Lenchen und ihre Mutter mit gewissenhafter Treue befolgten. Es geschah auch, wie der Arzt gesagt. Nach Mitternacht fiel sie in einen tiefen Schlaf der Entkräftung, der bis an den Morgen dauerte.

Lenchen und ihre Mutter wichen nicht von ihrem Bette.

---

12. Schluß.

Drei Wochen waren vergangen seit dem so bitter unterbrochenen Eistanz, als der Canonicus Schmitz von Köln, der gekommen war, die Angelegenheiten des Apostelhofes zu ordnen, in das Gemach des Amtmanns Heinrich Wilhelm von Sickingen trat, der ihn erwartete.

„Laßt Euch nieder, hochwürdiger Herr,“ sagte der biedere Mann, „ich kann mir wohl denken, was Euch zu mir führt. Rudolphi hat mir davon gesagt.“

„Das Kapitel," hob Schmitz an, „hat, wie Ihr wißt, in den letzten Zeiten durch treulose Beamte, zu denen ich den Rath und Finkenstock rechnen muß, der Verluste so viele erlitten, daß es hohe Zeit ist, der Sache die Wendung in das Geleis des Rechtes, der Ordnung und Pflicht zu geben. Wäre nicht der Küfer Balthes Ickrath ein Mann von unerschütterlicher Treue und Redlichkeit, das Kapitel hätte noch herbere Schläge erlitten. Da nun der Decan, durch die letzten Geschichten schwer betroffen, unrettbar daniederliegt, so hat mir das Kapitel unbedingte Vollmacht zur Berufung eines Amtskellners gegeben, und ich will nicht leugnen, daß ich nach reiflicher Prüfung ein Augenmerk auf Euren hochachtbaren Amtsschreiber geworfen habe. Ich kenne ihn seit Jahren, und seit ich ihn kenne, achte ich ihn hoch. Gottlob, daß er den Schlingen der verführerischen, herzlosen Circe entronnen ist, die ihn elend gemacht haben würde."

„Die Offenheit, womit Ihr die Sache behandelt, gefällt mir wohl," sagte Sickingen, „und sie fordert gleiche Münze von mir. Daß Ihr scharf gesehen, gut gewählt habt, muß ich bestätigen, denn Rudolphi ist nicht nur ein Mensch von Kenntnissen und großer Brauchbarkeit, sondern auch ein Mann von unbestechlicher Treue und Rechtlichkeit; aber ich verhehle Euch nicht, daß ich dawider bin, daß er der Kurpfalz Dienst verlasse. Es ist zwar richtig, daß er sich noch lange wird als Amtsschreiber plagen müssen, ehe er einmal Amtmann werden kann; aber es steht ihm doch in Aussicht. Und ich — daß ich es ehrlich sage — verlöre mit ihm meine rechte Hand im Amte."

„Ich kann Euch für die baare Münze, die Ihr mir bietet, nur danken, Herr Amtmann," sagte der Canonicus; „aber ich glaube, wir Beide sind treue Freunde des Amtsschreibers, wenn Ihr wollt, väterliche Freunde. Laßt uns einmal absehen von dem, was uns amtlich befangen macht, und für unseren Liebling väterlich sorgen. Wißt Ihr, wieviel er als Amtskellner haben wird?"

„Genau nicht,“ erwiederte der Amtmann.

Der Canonicus stellte ihm die ansehnliche Besoldung, die namhaften Accidenzien, als freie Wohnung, freies Brod, freien Trunk, freies Holz, Futter für ein Pferd und drei Kühe, — den leichten Dienst und die unabhängige Stellung vor, und fragte dann: „Habt Ihr ihm das zu bieten?“

„Caramba! würde Michel Pelzer sagen,“ rief der Amtmann aus, „da steht er sich fast besser, als ich!“

„Und was rathet Ihr ihm?“ fragte der Canonicus.

„Noch Eins!“ warf Sickingen ein. „Ist seine Anstellung fest?“

„Lebenslänglich und unabsetzbar, wenn er das bleibt, was er ist, wie ich nicht zweifle,“ entgegnete der Canonicus. „Sollte er dienstunfähig werden, so bleibt ihm ein Ruhegehalt von achthundert Gulden und alle Accidenzien, mit Ausnahme des Pferdefutters.“

„Profit!“ rief Sickingen. „Ich müßt' ihn nicht lieb haben wie mein eigen Kind, wenn ich dagegen noch länger reden wollte. Macht das Document fertig!“

„Gut,“ sagte Schmitz, und sein Gesicht leuchtete von Zufriedenheit.

„Das ist abgethan,“ nahm Sickingen wieder das Wort, „wenn ich nur auch wieder so einen Amtsschreiber hätte; aber eines braven Mannes Glück muß höher stehen, als der Eigennutz. Nun sagt mir aber, was wird aus des Raths Tonchen?“

„Sie hat den Apostelhof verlassen,“ sagte der Canonicus, „und ist bis auf Weiteres zu einer Base gezogen, die in Bingen wohnt. Gott gebe, daß die heftigen Erschütterungen der jüngsten Tage ihr Herz gebessert haben! Ich fürchte, die Zeit wird die Wunden vernarben, und sie wird wieder so werden, wie sie war!“

„Da stellt Ihr ein schlimmes Prognosticon,“ sagte Sickingen.

„Freilich,“ entgegnete der Canonicus, „aber ich habe Welt und Menschen viel beobachtet. Ich greife mein hartes Wort nicht aus der Luft. Denkt an mich. Sie ist ohne sonderlichen Kummer

geschieden, und daß ihr Herz noch das alte ist, bewies sie damit, daß sie nach der Zukunft des armen buckeligen Jaköbchens nicht einmal fragte."

„Und er ist doch ihr Bruder!" rief Sickingen.

„Man sagt es," war des Canonicus Antwort. „Vielleicht weiß sie es auch; doch kann ich das nicht sagen."

„Was wird aber nun aus dem armen Teufel?" fragte mitleidig der Amtmann.

„Nun, Apostelküfers Lenchen hat ihn zu sich genommen, und ihre Eltern werden für ihn sorgen."

„Seht Ihr's!" rief Sickingen, „das Mädchen ist an Leib und Seele ein leibhaftiger Engel! Donnerwetter! wenn der Amtsschreiber das Mädel nicht heirathet, so streich' ich ihn aus meinem Herzen in alle Ewigkeit aus!"

„Ich denke, dafür ist gesorgt," sagte der Canonicus lachend. „Was ich von dem Eistanze gehört, läßt wohl kaum einen Zweifel aufkommen, daß das wahr werde. Ueberlaßt's ihm und der Zeit. Das Jaköbchen hat mir gestern so viel erzählt, daß ich Euch übrigens vollkommen beistimme."

„Ihr habt aber mich nun in das Gebet genommen, Herr Amtmann," fuhr er fort, „nun will ich auch 'mal fragen."

„Thut's!" sagte Sickingen. „Ich stehe Euch Rede, so weit ich kann."

„Habt Ihr des Anselm Köhler's Spur gefunden?"

„Leider ist Eure erste Frage eine solche, die ich nicht beantworten kann," sagte Sickingen. „Die Herzensgüte des Amtsschreibers hat mir da einen ekeligen Streich gespielt. Denkt Euch, der geht zu dem Spitzbuben und sagt ihm, er werde wohl verhaftet werden. Er möge Tonchen vorbereiten, daß sie sich nicht allzu sehr es zu Herzen nähme. Man könne auch einmal unschuldig in's Getrampel kommen. Ja, unschuldig! daß Dich Gott bessere! Das hat sich nun der Spitzbube ad notam genommen und hat die Kasse

gefegt und die Platte geputzt. In Euren Apostelhof durfte ich nicht. Darum ersuchte ich den Saalschultheißen Minola, unter dessen Obhut er steht, ihn festzunehmen. Als der aber kam, war das Vöglein fort. Ich jagte ihm die Landdragoner nach, aber wer weiß, wohin der sich gewendet? Die Steckbriefe haben nichts gefruchtet. Der ist aus den Reisern für ewig. Laßt ihn laufen! Wenn er auch dem Arme weltlicher Gerechtigkeit entgeht, es gibt noch ein Forum, dem entwischt er nicht."

„Und Annemarthe, Herr Amtmann?" fragte der Canonicus weiter.

„Die hat Alles haarklein bekannt, und es hat sich herausgestellt, daß sie nicht nur, wie Michel Pelzer angab, den Dieb eingelassen, sondern auch das Geld, das er etwa zehn Jahre früher seinem Kumpan Anselm abgemaust, mit ihm getheilt hat. Eigentlich war's auf eine noch schönere Geschichte abgesehen. An Tonchens Hochzeit sollte die Kasse geleert, des Raths Silber gemaust werden, und dann wollte Annemarthe mit Finkenstock auf und davon gehen. Der Finkenstock hatte einen Schlüssel zu Eurer Geldkiste funkelhagelneu in der Tasche. Den hatte Jungfer Annemarthe in Wachs abgedrückt. Finkenstock's Begierde nach des Raths Geld und Michel Pelzer's Pfiffe haben der Sache ein schnelleres Ende gemacht. Dafür ist Michel auch reich belohnt und Amtsdiener geworden."

„Und Annemarthe? frag' ich noch einmal!"

„Hat zehn Jahre freie Kost und Wohnung in dem Zuchthause zu Bruchsal. Da wird sie wohl ihre Tage beschließen. Ob ihr des Söhnleins Thränen dermaleinst folgen werden, bezweifle ich. Sie hat es nicht an dem Armen verdient."

„Das Urtheil ist gerecht," sagte der Canonicus; „aber wie steht es mit Finkenstock? Ist seine Sentenz auch gefällt?"

„Gestern Abend hab' ich sie erhalten," sagte Sickingen, „das Hofgericht in Mannheim hat auf den Tod durch den Strick erkannt, und dieser soll am kurpfälzer Galgen, drüben im Niederthale,

hinter Heilesenwörth, vollzogen werden heut' über acht Tage. Wenn Euch das Schauspiel anzieht, so bleibt hier bis dahin."

„Danke, danke!" rief Schmitz. „Bis dahin bin ich längst wieder in Köln."

Mit diesen Worten stand er auf und verabschiedete sich von dem Amtmanne, der mit einem herzlichen Händedruck von ihm schied.

„Es haben selten zwei Umstände in unserer guten Stadt Bacharach solch ein Aufsehens gemacht," so erzählt der ehrliche Sebastian Fabian in seiner Chronik, „als die nachfolgenden zween: Erstlich: daß der Herr Amts- und Stadtschreiber Rudolphi, unseres gnädigen Herrn, des Kurfürsten von der Pfalz, Dienste quittiret, und ist als wohlbestallter Amtskellner der Kirchen zu den heiligen Aposteln in Köln in den Apostelhof eingezogen, und zum Andern: daß am 20sten des Monats Januarii im Jahre 1709, welches ist der Tag des heiligen Fabianus und Sebastianus, welches also, nur umgekehret, wie es der Kalender ausweiset, mein doppelter Namenstag war, an dem kurpfälzer Galgen, so im Niederthal auf der Grenze des Unteramts Caub stehet, der Finkenstock, vermaledeieten Andenkens, ist mit allen Solemnitäten gehenkt worden.

„War dazumal, trotz der bissigen Kälte, eine solche Menge Volkes da versammelt, daß man die Köpfe wohl an die zehntausend rechnen mag. Standen Alle auf Heilesenwörth und auf dem Rheine. Bin auch dabei gewesen, da man so etwas nicht alle Tage — (Gottlob!) siehet. War aber erschrecklich! Und wenn morgen der Anselm Köhler, der auch ein Spitzbube sein soll, wie der Finkenstock, gehenket werden sollte, möcht's nicht mehr sehen! Der Pater Quardian und der Pastor Blittert haben den Delinquenten zu der Richtstätte begleitet und Alles probiert, sein hartes Herze zu rühren; ist aber nicht gelungen."

Der neue Amtskellner war in die schönen Räume, an die sich so bittere Erinnerungen für ihn knüpften, eingezogen, und da er Niemanden hatte, der ihm seine Haushaltung geführt, so nahm er

die gute Frau Klein zu sich, die denn recht freudig ihr neues Berufswerk antrat.

Hatte er schon vorher in der Stadt Liebe und Achtung genossen, so mehrte sie diese edle Handlung in hohem Grade.

Aber unten in Apostelküfers Stube wischten zarte Finger zwei Freudenthränen weg, die Niemand sehen sollte.

„Ach," dachte Lenchen, „man sieht's recht, wie Gottes Segen auf ihm ruht!"

Jaköbchen saß an ihrer Seite; es war so in der Dämmerstunde. — „Lenchen," sagte er, „nun ist Alles schön und gut. Du sorgst für mich armen Knaben, die Frau Klein ist versorgt; der Herr Amtsschreiber ist Amtskellner. Nur noch eins sollte sein, und das wird auch. Weißt Du was?"

Lenchen erschrak. Sie ahnte, was er wohl sagen würde.

„Sei doch zufrieden!" sagte sie.

„O, das bin ich und danke Dir und dem lieben Gott, aber das Eine geschieht auch noch, ich weiß es." Und mit diesen Worten richtete er sich gegen ihr Ohr auf und flüsterte: „Du wirst seine Frau!"

Lenchen erglühte im Dunkeln. Sie sagte: „Wenn Du noch einmal so etwas redest, so will ich nichts mehr von Dir wissen! Geh' hinaus!"

Jaköbchen ging gesenkten Kopfes stille hinaus, und Lenchen begann schon ihre Härte, mit der es ihr doch kein Ernst war, doppelt zu bereuen, als die Thüre aufging und Jemand eintrat. Lenchen meinte, es sei die Mutter, und sagte: „Hier bin ich, liebe Mutter."

Aber es war Rudolphi, den's mit tausend Armen herunterzog.

„Guten Abend, meine liebe Königin," sagte er. „Ich bin heute eingezogen und komme, um gute Hausnachbarschaft zu machen."

„Ach, Herr Amtsschreiber — Amtskellner, wollt' ich sagen," stotterte das erschrockene Mädchen, „geduldet Euch einen Augenblick, daß ich ein Licht hole!"

Aber es umfaßten sie zwei Arme und hielten sie fest.

„Lenchen," sagte er, „bleibe, ich bitte Dich. Es liegt mir

etwas auf dem Herzen, das muß herunter, und so im Dunkeln wag' ich's erst recht zu sagen. Es ist nichts Böses, Gott ist mein Zeuge, drum bleibe."

„Ach," sagte das geängstete Mädchen, „laßt mich, laßt mich, es geht nicht!"

Aber er hielt sie und — sie blieb —; und sie flüsterten heimlich lange, lange. Er zuerst recht viel; dann schluchzte das Lenchen fast laut, und er fragte wieder so schmeichelnd, so süß; dann sagte oder vielmehr hauchte Lenchen ein Wörtchen — und es wurde still und dann klang's — wie ein Kuß.

Da trat die Mutter mit einem Lichte herein und blieb wie eine Bildsäule stehen; — denn Lenchen lag an des Amtskellners Brust und verbarg ihr Gesicht.

Rudolphi aber reckte seine Hand nach der Apostelküferin und sagte:

„Mutter, Lenchen hat mir das Jawort gegeben, sie will mein sein für ewig, will meine Hausehre, meine liebe treue Hausfrau werden. Gebt Ihr uns Euren Segen auch?"

„Ach, Herr Amtskellner, wo denkt Ihr hin?" rief die Frau Ickrath und hätte schier das Oellicht sammt seinem fetten Inhalt auf den weißen Dielboden fallen lassen, das es abscheuliche Oelflecken gegeben.

„Ich denke an nichts Böses," sagte lachend der junge Mann. „Ihr wollt doch Lenchen nicht in's Kloster stecken, oder habt Ihr einen Bräutigam im Visir?"

„Ach Gott, nein," sagte sie.

„Habt Ihr denn etwas gegen mich?"

„Ach Gott, nein!" rief sie aus.

„Nun, wollt Ihr mich denn nicht zum Eidam? Euer Kind hat mich lieb und ich sie."

„Wenn's Euch Ernst ist," sagte darauf Frau Ickrath, „so gebe Gott seinen Segen dazu."

Da sprang er auf und hob Lenchen jubelnd in die Höhe und rief:

„Hörst Du's, mein Lenchen? Nun bist Du meine Braut!" Und er zog sie stürmisch an sein Herz, und der Brautkuß flammte auf ihren Lippen.

Darauf umarmten sie die glückliche Mutter.

Lenchen aber wagte kaum aufzublicken, und nur leise, ihm fühlbar, erwiederte sie seine Küsse.

Ueber ein Kleines kam der Apostelküfer. „Alle Blitz," rief er, „was seh' ich? Herr Amtskellner, was ist denn das?"

„Seht hier, meine liebe Braut, wenn Ihr uns den Segen gebt!" sagte Rudolphi.

„Macht mir keine Faxen!" rief Balthes Ickrath und sah ungläubig seine Frau an.

Die nickte lächelnd und sagte: „Es hängt von Dir ab, ich gab ihnen meinen Segen."

„Ei, da soll's an meinem auch nicht fehlen!" jubelte der Alte und drückte Beide an sein Herz.

„Ruft Frau Klein und Jaköbchen," bat Rudolphi.

Das geschah, und die Freude war voll. Sie hielten Verlobung am selbigen Abend.

Jaköbchen sagte zu Lenchen: „Was sagt' ich Dir vor einer Stunde?"

Vier Wochen später war Hochzeit, und der Amtmann von Sickingen führte die Braut, wie er's beim Eistanz gesagt.

Im Apostelhof grünte und blühte ein Glück, das seines Gleichen suchte und kaum fand. Kinderchen wie Engel umspielten die seligen Eltern und Großeltern.

Frau Klein segnete bald das Zeitliche. Ihr letztes Gebet galt Lenchen und ihrem Gatten und Kindern.

Jaköbchen wurde alt. Er sah seine Rabenmutter nicht wieder. Sie starb im Zuchthaus. Ihm ging's gut. Er fütterte seine Tauben und hütete Lenchens Kinder.

Von Anselm Köhler hörte man nie mehr ein Wort. Der Decan starb bald, und der Canonicus Schmitz kam an seine

Stelle. Er verlebte jährlich vierzehn glückliche Tage im Apostelhof. Sickingen blieb der tägliche Gast. Ebenso Siegling und der Quardian.

Und Tonchen? — Sie starb in Bingen als eine — alte Jungfer, verhaßt durch ihre giftige Zunge, ehe sie das vierzigste Jahr zurückgelegt. Sie ließ sich nie mehr in Bacharach sehen.

Noch eine Bemerkung macht Sebastian Fabian, die hier ihre Stelle finden muß.

„Mit zitternder Hand schreib' ich alter Mann, daß heut vor vierzehn Tag der Herr Amtskellner Rudolphi hat zum zehnten Male taufen lassen. Wer aber die Frau Amtskellnerin siehet, sollte meinen, sie sei noch ein Mägdlein, wie damals beim Eistanz Anno 1708. Da ist wahr geworden, was im einhundert acht und zwanzigsten Psalm also geschrieben stehet: „Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen gehet. Du wirst dich nähren mit deiner Hände Arbeit, wohl dir, du hast es gut. Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Oelzweige um deinen Tisch her. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet, der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Leben lang, und sehest deiner Kinder Kinder. Friede über Israel!"

Und was prophetisch der ehrliche Chronist gesagt, wurde wahr. Von ihren Kindern blieb keins in Bacharach. Sie fanden ihr gutes Fortkommen anderwärts, theils in den kurpfälzischen, theils in den kurkölnischen Landen.

Und als schon lange über den Gräbern Lenchens und Rudolphi's das magere Gras des Sanct Werner's sproßte, da legte ein arger Brand den schönen Apostelhof in Asche, also daß nichts übrig blieb, als die Stätte, der Keller und der Name bis auf diesen Tag.

Die Elser.

Eine Geschichte aus dem Nassauer Land.

Es war vor etwa zwanzig Jahren, als ich mit einem Freunde von Oranienstein nach Dietz ging. Es war ein Maitag von wunderbarer Schönheit, Klarheit und Blüthenpracht. Man mochte kaum von der Stelle, denn überall jubelten Nachtigallen und Drosseln am Lahnufer; die Wellen plätscherten so träumerisch; der Blüthenduft wogte einem überall zu, und dazwischen tönte eine Musik, die nichts weniger als schlecht genannt werden konnte; größtentheils waren es Blasinstrumente. Wir setzten uns an einer schönen Stelle nieder und gaben uns dem Eindrucke hin, für den wir heute so empfänglich waren.

„Das sind Elser!“ sagte mein Freund.

„Was Du damit sagen willst, verstehe ich nicht,“ versetzte ich darauf.

„Du kennst Els und die Elser nicht?“ fragte er erstaunt, „und bist doch in unserem schönen Nassau bekannter wie mancher Eingeborene.“

„Leicht möglich,“ war meine Antwort, „und doch ist mir Els und die Elser unbekannt.“

„Unstreitig,“ sagte der Freund, „kennst Du das merkwürdigste Dorf des Landes nicht.“

„Was macht es denn so merkwürdig?“ fragte ich sehr neugierig.

„Ich freue mich," sagte mein heiterer Freund, „mich einmal bei Dir auf das steife Roß der Gelehrsamkeit schwingen zu können. Gib also Acht. Nicht darum ist Els ein so merkwürdiges Dorf, weil es unmittelbar dem deutschen Kaiser angehört haben soll und dann ein freies Reichsdorf wurde, denn wir haben deren mehr im Lande, z. B. Sulzbach bei Höchst und Soden; auch nicht darum, weil es diese Freiheit wieder verlor und als Lehen an die von Molsberg, Frankfurter Altbürger, kam, Gott weiß, wie; auch nicht darum, daß es Mauern und Thürme hatte, denn solche hatten viele Dörfer in der Zeit, wo der Adel die noble Passion hatte Straßenraub zu treiben und die Dörfer zu plündern; auch nicht dadurch, daß es so und so an Kurtrier kam, denn das war nicht beneidenswerth und außergewöhnlich bei der Größe des Ländermagens der Herren, die den Krummstab führten; auch endlich nicht dadurch, daß, als Kurtrier die eingestürzten Mauern und Thürme wieder aufbauen wollte, die edlen Ritter sich widersetzten, weil beim Mausen Schloß und Riegel, Mauern und Thürme ein unangenehmes Hinderniß sind, — sondern weil das ganze Dorf der ausübenden Tonkunst huldigt und zu den Jahreszeiten, wo Gelegenheit sich bietet und die Arbeit nicht zurückhält, als Schnurranten in die Welt hineinzieht. Wenn Dir eine Drehorgel Kopfweh macht, eine abgequinkelirte Mordgeschichte dazu eine Gänsehaut austreibt — Du kannst einen Eid darauf schwören, Els ist ihre Heimath. Wenn ein Quartett, oder Quin-, oder Sex-, oder Septett von Flöten, Klarinetten, Hörnern, Trompeten, Posaunen mit Ländlern, Polkas und Schottischen Deine Seele erbaut, oder wenn eine Geige, Guitarre, Flöte, benebst einer eroberungsseligen Harfnerin und ihrem kröhlenden Gesange Dich erquickt — Du kannst Gift darauf nehmen, daß es Elser sind, denen Du die Hochgenüsse der Tonkunst verdankst. Außer Böhmen und den Erzbergen gibt's nichts Aehnliches, und in Nassau ist unser gutes Els die einzige musikalische Perle von echtem Wasser. Es ist ein wundersames Volk in

dem Dorfe; Zugvögel von Natur, denen es daheim nicht immer wohl und geheuer ist.“

„Ist’s weit hin?“ fragte ich.

„Gott behüte! Das Dorf gehört zwar zum Amte Hadamar, aber es ist von Dietz gerade so weit hin, daß sich ein guter Fußgänger wie Du nicht zu fürchten hat.“

Schon am anderen Tage machte ich mich nach Els, und ziemlich früh auf die Socken.

Ich fand ein Dorf, das hundert andere seines Gleichen findet unter den Dörfern des Landes, aber fast nur Frauen, Kinder und Greise. Die Jugend und das mittlere Alter waren hinaus in die Bäder am Taunus, in die Städte des rheinischen Landes — vielleicht noch weiter in’s Land — ja „vielleicht gar über die See“, wie’s im Tiek’schen Liede heißt. Es ist etwas Poetisches in diesem musikalischen Vagabundenleben, und ich kann mir’s recht gut denken, wie der Reiz dann so mächtig, ja unwiderstehlich wirkt in denen, die ihm einmal Raum gaben. An Kindern fehlte es nicht, und daraus schöpfte ich die schöne Hoffnung, daß diese edle Zunft von wandernden Schnurranten noch nicht am Erlöschen ist: Els hat eine Zukunft.

Als ich den Spießmann sah, erkannte ich die legitime Quelle aller Nachrichten und fragte nach dem Wirthshaus.

Unkundigen in dörflichen Verwaltungs- und Polizeiangelegenheiten bemerke ich, daß der Spießmann der dorfliche College der Berliner so viel besprochenen Schutzmänner, der Londoner Constabler, der Pariser Mouchards, der Wiener Spitzeln ist, das heißt der Polizeiofficiant des Dorfs. Er ist aber mehr noch. Er ist Ausrufer, Ausscheller, Tagwächter, officieller Briefträger des Schulzen, Gemeindediener, kurz der Spießmann ist eine bedeutende Person, die eingeweiht ist in den gesammten diplomatischen Verkehr des Dorfs und auch im persönlichen und häuslichen intime Kenntnisse besitzt. Seine Arbeit ist in der Regel das wichtige Geschäft, das

der Italiener dolce far niente nennt, was sich vorzüglich mit „süßem Nichtsthun" übersetzt. Weil er eine Art verkommener rostiger Hellebarde trägt, heißt er Spießmann.

Der Elser Spießmann war ein hübscher Greis. Es lag der Schnee der Jahre auf seinem Haupt, ohne daß seine Kraft ganz gebrochen gewesen wäre. Freundlich geleitete er mich zu einem netten reinlichen Hause, wo ein Wanderer gern seinen Stab niedersetzt. Auch hier war ein alter Mann Wirth, der mich mit offener Höflichkeit und Freundlichkeit begrüßte und die nöthige Erquickung spendete, an der mein neuer Freund, der Spießmann, auf meine Einladung Antheil nahm. Dem hatte ich's gleich an der Nase angesehen, daß in seinem Kopf eine Menge Geschichten steckte, und darum suchte ich ihn „heimlich zu machen". Bin ein Liebhaber von dergleichen! Was mir am nächsten lag, war der Ursprung dieser ganz eigenthümlichen Richtung der Dorfbewohner, und danach fragte ich zuerst. Da vernahm ich denn, daß mehrere Umstände dazu beigetragen. Einmal die lange Amtsführung eines Deutschböhmen als Schulmeister in Els, der nur für Musik zu leben schien; dann der leichte Verdienst eines vorhandenen Orgelmannes, und endlich das Glück des „Orgelsteffen und seiner Familie".

„Was hatte es denn damit für eine Bewandtniß?" fragte ich neugierig.

„Wenn's Euch drum zu thun ist, diese Geschichte zu hören," sagte der Spießmann, „so will ich sie Euch erzählen, und wir können grad' sitzen bleiben, wenn es Euch darum zu thun ist, auf dem Flecke zu weilen, wo sie sich zutrug. Dies Haus war der Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten. Könnten diese Wände reden, Ihr würdet noch mehr erfahren, als ich Euch sagen kann.

„Als ich noch klein war," fuhr er fort, „und noch bei meiner Mutter lebte, die eine Wittwe war und mit Eiern und Butter nach Dietz marketenderte, da war dies Haus hier nur ein Hüttchen,

das ein schweres Strohdach drückte, dessen Vordertheil in der Mitte weit über eine Holztreppe vorsprang, deren Protest Raum zu einer Bank und dem Sitzplatze mehrerer Personen bot. Hier im Hofe stand ein Veldenzerbirnbaum, dessen Krone weit über das Häuschen hinausreichte, der alle Jahre Birnen trug und mir darum erinnerlich ist, weil er einst der Grund war, daß mir der alte Hannes, der damals hier wohnte, das Kamisol am Leib ausklopfte, daß kein Stäubchen drinnen blieb. Daß das vom Birnenmausen kam, könnt Ihr Euch denken, denn es liegt so in der Buben Art. Das Hüttchen war baufällig, und der alte Hannes hatte kein Geld, es zu bauen. Meiner Sir, wenn der Wind ging, wurde es ordentlich höflich und machte Diener vor ihm, daß man meinte, es wolle den Hut, nämlich das Dach, lüften oder gar abthun, um ihn zu begrüßen. Das geschah auch hernachmals bei einem Gewitter wirklich, und der Orgelsteffen, der es damals bewohnte, bekam dadurch die Ursache, dies hübsche Haus aufzubauen.

„Wie gesagt, in dem Hüttchen wohnte der alte Hannes und sein Kind, das hübsche Mariechen. Der Hannes war arm wie Hiob, von dem in der Schrift zu lesen ist. Sein Alles war dies Hüttchen, ein Aeckerchen und sein Mariechen. Ihr könnt mir's aber auf's Wort glauben, in dem Mariechen besaß der alte Mann einen Reichthum. Eine bessere, treuere und gehorsamere Tochter, eine sittigere Jungfrau und ein schöneres Weibsbild gab's nicht. Selbst des Pastors Köchin und die Hebamme, die alte Lisekäth, stimmten darin überein, und an wem die zwei ein gut Haar ließen, der mochte von Glück sagen.

„Solch ein Mädchen hätte sollen mehr Freier haben, als Strohhalme auf dem Dach, aber sie war arm. Es war halt damals gerade wie heutzutage auch; hat eins Geld und Gut, so mag's häßlich sein wie Lea, bitterbös wie Sirach's Frau gewesen sein muß, der so viel von bösen Weibern redet, und arg wie Jesabel, dabei mag sie einen guten Ruf haben oder nicht, kochen

können oder nicht, flicken können oder nicht, sie kriegt doch ihren Mann; ein armes Mädchen, und wenn's ein Engel wäre, bleibt sitzen bis Anno Tubak. Ich weiß es noch recht gut, wie alle Burschen nach Mariechen lugten, mit ihr tanzten und kosten — aber damit war's am Ende. Liebhaber hätte sie genug haben können, aber Nehmer fand sie nicht.

„Damals lebte im Dorf ein lediger Bursch, der Steffen hieß. Es war ein gar sauberer, schöner, kräftiger Bursche. Er hatte keine Seele mehr, die er sein nennen konnte, saß miethsweise, kochte sich selbst, und wenn er auf einen Baum stieg, so war unter ihm auf der Erde nichts sein Eigen. Das hätte Nichts gethan, wär' er nur kein Lüstling gewesen, der Alles, was er verdiente, wieder durchbrachte. Er dachte gar an keine Zukunft und an kein Alter.

„Es geht manchmal seltsam in der Welt. In diesen Steffen verliebt sich das gute Mariechen, und er in das Mariechen. Der alte Hannes zog Anfangs die Stirne in Falten, aber als er sah, wie der Steffen auf einmal ein anderer Mensch wurde, da hatte er nichts mehr dagegen. Das machte sich freilich auch erstaunlich schnell und doch so still und heimlich, daß es Niemand merkte.

„Hatte früher einer zu dem Steffen gesagt: Heirathe! Du wirst dann ordentlich, wenn Dich eine Frau handhabt und ranschirt; sie bringt Dich in Räson, denn so kommst Du in Ewigkeit zu Nichts weiter, als daß Du ein Lump im Alter bist, wie Du einer in der Jugend warst; da hat er sich geschüttelt, als ob es ihm kalt wäre und schuckerte, und hat gesagt: Will so keine Baßgeige, die die ganze Lebenszeit brummt. Das könnt Ihr mir aber glauben, lieber Herr! daß für jeden Menschen so einmal das Stündlein kommt, wo der letzte Vers vom fröhlichen Junggesellenlied verklingt und der Ehestandschoral anhebt. So ist's dem Steffen auch ergangen, als er einmal bei dem alten Hannes und dem Mariechen auf der Holztreppe saß. Er hatte dem Mariechen in die blauen Augen zu tief

hineingeguckt. Kurz, er war behext, rein behext; aber, wollte Gott, die Hexerei hätte allemal solche Wirkung.

„Der Wirth fragte: Ist der Steffen todt? Ich seh' ihn ja nimmer.

„Arbeitete er im Taglohn, und das that er jetzt mit regem Fleiße, so bracht' er Abends das Geld seinem Mädchen und sagte: Mariechen, heb's auf! Es gibt Hausrath! Sagte sie dann: Du mußt doch auch für ein Schöpplein am Sonntag in der Tasche haben, oder für ein Packetlein Tabak! so sagte er: Dein alter Vater trinkt Wasser, da müßt' ich junger Kerl mich ja doch schämen, wollt' ich Wein trinken. Was aber das Packetlein Tabak betrifft, so komm' ich zu Dir, wenn meiner all' verraucht ist. Hätte das einer früher gesagt, so würde es mit dem Steffen werden, so würde Jeder ihn ausgelacht haben. Nun war's so, und die Liebe war die Hexe, die das fertig brachte. Da ging's, wie's in dem alten Liede heißt:

„Die Lieb' hat mich zum Mann gemacht,
War gar ein leichter Knab';
Nun lachen mich die Buben aus,
Weil ich geheirath't hab'."

„Aber die Buben hörten auf zu lachen, weil der Steffen ein Muster eines braven Menschen wurde, und ich habe zwei glücklichere Brautleute nie gesehen, als Steffen und Mariechen. Doch, lieber Herr, wie nahe liegt das Leid der Freude!

„In acht Tagen sollte Hochzeit sein. Da ging der Steffen nach Limburg, wo sein Pathe wohnte, der Schuster Siegfried, ein respectabler Mann. Den wollte er zur Hochzeit laden, wie's üblich ist. Nun diente in Limburg ein guter Kamerad vom Steffen, der führt ihn in's Wirthshaus, um ihm Gutes anzuthun. Die Beiden plauderten und tranken, und tranken und plauderten, und Beiden ging das Herz auf wie eine Dampfnudel. Es wurde Abend, und sie saßen noch, wo sie sich hingesetzt, aber die Zungen waren schwer,

die Augen stier, die Haltung wackelig. Der Wein war ihnen in den Kopf gestiegen, daß sie nicht mehr wußten, ob sie Buben oder Mädchen seien. Das merkten kaiserliche Werber, die in Limburg Station hatten; denen steckten die beiden Prachtkerle in der Nase. Wie's zuging, weiß kein Christenmensch; aber am Morgen des folgenden Tages waren Beide angeworben, jammerten, weinten, riefen laut, sie seien betrogen — aber das half Alles nichts. Sie werden fortgeschafft, weit, weit in das Türkenland, wo's damals blutig herging.

„Von Mariechens Leid will ich nicht reden, Ihr mögt's Euch denken. Sie trauerte wie um einen Todten. Hab' nie mehr ein roth oder blau Band an ihr gesehen. Aber sie wurde nur noch schöner, als sie so bleich und traurig aussah. Ihr Vater starb auch bald. Nun war das arme Kind allein. Damals warben Viele um sie, selbst wohlhabende Bursche, weil sie gar so brav und gar so schön war; aber sie hat keinen angehört. Sie wollte ihrem lieben Steffen treu bleiben, dessen Heimkehr sie allezeit hoffte. Ja das Hoffen hält das Herz frisch; aber hier war's doch über die Gebühr. Es kam kein Brief, keine Botschaft, und fünf Jahre schlichen hin in Weh und Leid, und Steffen kam nicht.

„Im sechsten Sommer saß einmal Abends Mariechen auf der Treppenbank. Da kam ein Mann daher, der hatte eine Drehorgel anhangen und einen Stelzfuß von Holz. Er trug einen großmächtigen Hut, wie ihn die Mäuse- und Rattenfallenhändler aus Ungarn tragen, die bei uns herumziehen, und den hatte er in die Stirn gezogen, daß man das Gesicht nicht sehen konnte, und sah auch unter sich wie ein Hinkeldieb. Darauf fängt er eine gar traurige Weise zu spielen an und singt ein Lied dazu, das von einem Soldaten handelt, der wiederkehrt in die Heimath und Niemand kennt ihn mehr. Sein Lieb ist eines Anderen Weib, und die Seinen sind alle todt. Der letzte Vers (denn ich hab' das Lied viel hundertmal gehört) schloß mit den Worten:

„Du Feindesblei, warum, warum
Flogst du an mir vorüber?
Mein letztes Hoffen ist vorbei.
Wär' nun gefallen lieber!
Grabt mir ein Grab zur letzten Ruh',
Und decket mich mit Erde zu —
Ich mag nun nicht mehr leben!“

„Da hat weinend das Mariechen die Arme ausgebreitet und gerufen: Ich bin ja treu geblieben! Du sollst nicht sterben, mein Steffen!

„Da stand schnell die Orgel an der Erde, der Schlapphut flog weg, und er lag an der treuen Brust; aber der Stelzfuß blieb, denn sein eigener Fuß lag auf dem Schlachtfelde bei den Türken. In dem Oesterreich heißt es heute noch: Ein junger Soldat, ein alter Bettler. An eine Pension, wie's bei uns ist, war nicht zu denken. Aus den letzten Resten seiner Kriegsbeute hatte er sich die Orgel gekauft und sich, nachdem er geheilt und hergestellt war, herausgeorgelt. Wie er aber durch das Mariechen sparsam geworden war, so bracht' er viel erspartes Geld mit.

„Willst Du mich denn noch, mich armen Krüppel? fragte er mit Weinen — und das Mariechen drückte ihn immer fester an ihre treue Brust und konnte nicht reden. Das war aber Antwort genug, und nach vier Wochen war sie seine glückliche Frau, und dem Steffen that der verlorene Fuß gar nicht mehr leid. Ich sag's Euch, lieber Herr, die Zwei haben gelebt mit einander wie die Engel im Himmel, und als ihnen Gott ein Töchterlein bescheerte, da war ihr Glück vollkommen.

„Der Steffen konnte freilich nicht mehr arbeiten, allein er zog mit seiner Orgel umher. Das war damals noch etwas Neues hier zu Land, und er verdiente grausam viel Geld und erwarb sich ein hübsches Vermögen, kaufte sich einen Acker nach dem anderen, und als ein Wettersturm das Dach von seinem Hüttchen warf, da baute er dies Haus. Freilich reichte sein Geld nicht zu: allein er bekam

zu Dietz mit Freuden gelehnt, denn Jedermann achtete ihn und hatte ihn lieb. Es dauerte auch nicht gar lange Jahre, da war die Schuld abbezahlt und Alles freies Eigenthum. Ihr mögt wohl denken, daß das Beispiel reizte. Seitdem zogen viele Elser in den Schwarzwald, wo gar geschickte Leute wohnen, die solche Orgeln machen, kauften sich dergleichen und machten's dem „Orgelsteffen" nach, und so sind die Leute so daran gekommen, mit den Orgeln herumzuziehen. Es ist ein leichter Verdienst. Bei Vielen heißt's aber auch: Wie gewonnen, so zerronnen. Ihr wißt, es geht so in der Welt."

Mein Spießmann war aus dem Text gekommen. Wie es bei alten Leuten zu gehen pflegt, so hatte er den Faden verloren und schien seine Geschichte abbrechen zu wollen. Und doch mußte mehr noch dahinter stecken nach seiner eigenen Aeußerung. Ich war nicht im Mindesten geneigt, so leichten Kaufes meine Beute fahren zu lassen.

„Ist denn damit Eure Geschichte aus, Kumpeer Spießmann?" fragte ich.

„Aus? Nein," erwiederte er; „aber ich merke, ich habe die Spur verloren. Nun ja, Ihr habt Recht! Als das Mechthildchen, so hieß des Steffen und Mariechens Kleines, sieben Jahre alt war, fing das Mariechen zu kränkeln an, und nach einem Jahre, als im Herbste die Blätter fielen, da deckten sie ein frisches Grab, darin ihr treues Herz ruhte.

„Ach, Herr, das war ein Leid, daß sich ein steinern Herz hätte erbarmen mögen! Der Steffen wollte sich gar nicht trösten lassen. Seine Orgel bauten die Spinnenweben zu, und es sah gerade danach aus, als sollte sie verstummen und das bewegliche Lied von dem zum Krüppel geschossenen Soldaten kein Herz mehr rühren. Er mochte von der Musik nichts mehr hören; aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's.

„Das Mechthildchen war ein Kind wie ein Engelchen. Wenn's

so fortginge, wie es den Anschein hat, so würde sie noch einmal so schön als ihre Mutter.

„Damals war in Els ein Schulmeister, der aus Böhmen stammte, wo die Menschen mit einer Geige auf die Welt kommen und die Kinder schöner weinen sollen, als sie hier zu Lande singen. Der war rein geckig mit der Musik. Verstand's aber auch aus dem FF. Er unterrichtete die Bauernbuben in allen Instrumenten, denn er konnte sie alle spielen und noch einige mehr.

„Der Schulmeister war ein treuer Mensch und hing an dem Orgelsteffen wie eine Klette im Haar, und hatte, da er selber ohne Frau und Kinder war, eine wahre Affenliebe für das kleine Mechthildchen.

„Hörſ' 'mal, Steffen, sagte er eines Tages zu ihm, als er wieder bei ihm saß und Steffen ihm klagte, die Noth zwänge ihn, wie auch das Herz ihm blute, wieder orgeln zu gehen, in dem Kind da steckt eine Sängerin, wie die Mara eine war, die ich einmal in Wien gehört, da ich noch im Orchester mitgeigte. So ein Talent darf nicht untergehen. Ich unterrichte und bilde das Kind aus, und es kostet Euch keinen Heller. Geht in Gottes Namen orgeln. Glaub's, daß Ihr durch Eurer lieben Frau Krankheit etwas zurückgekommen seid. Es war eine schwere Zeit für Euch, aber Gott hilft wieder.

„Was soll ich aber mit dem lieben Kinde machen? rief Steffen, und die hellen Thränen rannen ihm über die Wangen. Ohne das Kind kann ich nicht sein, und es mitnehmen, macht mir Bedenken.

„Gar keins, Steffen, sagte der Schulmeister. Wenn so ein kleiner Engel das Geld einsammelt, so wett' ich hundert gegen eins, Ihr kriegt zwanzigmal so viel, als wenn Ihr's selber hübet.

„Der Schulmeister hatte Recht. Nach drei Monaten kam der Steffen reicher als je heim in's Dorf. Nun bat er den alten Schulmeister, er solle zu ihm ziehen in sein Haus; das that der aber nicht, versprach indessen, dem Kind allen Unterricht zu geben, und hielt auch redlich Wort.

„Das Kind wurde ein Wunder an Schönheit und Klugheit.

Es kam wenig zu den Kindern auf die Gasse. Dafür erbte es auch ihre Unarten nicht. Es hatte so etwas Ernstes in seinem Sinne, gar nicht lustig und toll, wie andere Mädchen dieses Alters. Der Schulmeister ließ dem Steffen nicht Rast noch Ruhe, bis er nach Mainz ging und dem Kind eine Harfe kaufte, denn die war des Schulmeisters Höchstes.

„Das ist das königliche Instrument, hab' ich ihn oft sagen gehört, dazu David seine Psalmen sang und des Königs Saul böse Grillen vertrieb.

„Auf der Harfe unterrichtete er nun Mechthilde und im Gesang, und ich kann's Euch sagen, so etwas zu hören, war eine Rarität. Man meinte absolut, man hörte die Engel im Himmel harfeniren und singen. Gar oft hab' ich's gehört, und mir ist dann Abends aller Schlaf vergangen, während ich sonst mit den Hühnern auf die Stange zu hüpfen pflege. Wie schön sie war, als sie zur Jungfrau reifte, davon habt Ihr keine Vorstellung. Ich sag' Euch, die Leute blieben verdutzt auf dem Wege stehen, wenn sie vorbeiging. Alle Burschen liefen ihr nach. Wenn sie in den Bädern spielte und sang, war sie von jungen Herren belagert; aber das Mädchen hatte eine Art, die Leute im Respect zu erhalten, die eben kein Mensch begriff. Sie war nicht stolz, und doch meinte man, sie wäre eine Königstochter, und keiner wagte es, keck oder frech zu sein. Ihr Ruf war so rein wie der klare Quell, wie frischgefallener Schnee, wie der blaue Himmel im Frühling.

„Die schöne Mechthilde kannte Jedermann, bewunderte Jedermann und, was mehr ist als Alles, achtete Jedermann wegen ihres fleckenlosen Wandels. Da war denn Niemand glücklicher als der Schulmeister, wenn er so ihr Lob vernahm und wenn er so mit ihr spielte; ein leiblicher Vater kann sein Kind nicht lieber haben, als er sie hatte. Die Winterzeit war seine liebste. Dann waren Steffen und Mechthilde zu Haus, und dann wurde von Morgens bis Abends musicirt. Der Steffen nahm auch seine Orgel nicht mehr mit,

sondern verkaufte sie an des Michels Hannpeter, der nun mit derselben herumzog. Mechthilde spielte und sang, und das trug Euch ein Geldspiel ein, das könnt Ihr Euch gar nicht vorstellen.

„Die schöne Mechthilde mochte so ihre neunzehn Jahre alt sein, da kam sie einmal im Herbste heim und war Euch ganz verändert. Das war damals, als die Franzosen den Krieg anfingen und das linke Rheinufer nahmen. Sie war so still und traurig. Sie sang nur traurige Lieder, und es kam gar nicht selten vor, daß sie Thränen in den Augen hatte.

„Ich dachte, gib Acht, es ist bei ihr, wie es in dem schönen Liede heißt, das sie so unvergleichlich singt: Hast Du was Liebes, und darfst es nicht lieben?

„Da hatte ich das rechte Punktum getroffen; aber da ich die Geschichte genau kenne, so muß ich Euch erst etwas Anderes erzählen, das mit der Geschichte der schönen Mechthilde von Els in ganz genauer Verbindung steht.

„Wenn Ihr lange vor der Zeit, in der Napoleon mit unserem Deutschland spielte und Könige machte nach Herzenslust, den Main herabreisetet, so hattet Ihr nicht ganz in der Mitte zwischen Würzburg und Frankfurt, auf einer Anhöhe, ganz nahe bei einem reizend gelegenen Städtchen, ein Landhaus gesehen, wie es nur ein reicher adeliger Herr zu haben pflegt. Es waren Gärten, Treibhäuser und Weinberge dabei, so schön, als man sie nur irgendwo in dem gesegneten Lande finden mochte.

„In dem Landhause wohnte ein Herr von Walsdorf, ein reicher Mann aus Sachsen. Er hatte bei seinem Landesherrn eine hohe Stelle gehabt, war aber, wie es bei den hohen Herren so zu gehen pflegt, in Ungnade gefallen, und da war's Knall und Fall all' mit der Herrlichkeit, und es hieß: Pack dein Drehbrett und deine sieben Sachen zusammen und zeug' in ein anderes Land. Wenn einem so ein Tanz aufgespielt wird, vergeht einem das Tanzen, und es ist einem nicht wohl zu Muthe. So ging's dem

Herrn von Walsdorf auch. Aber was hilft das Alles? — Er kaufte sich hier das Gut und wollte in stillem Frieden seine Tage durchleben, und dazu hatte er Geld genug und war auch glücklich verheirathet. Er zog nun dahin und brachte seine Frau und zwei Söhne mit, die waren Zwillinge. Es ist ein gar wunderlich Ding mit solchen Zwillingen. Es kommt vor, daß sie sich so ähnlich sehen wie ein Ei dem anderen, aber auch wieder, daß sie sich ganz unähnlich sind, und wiederum, daß sie sich so lieben, daß keins ohne das andere sein kann, aber auch, daß sie sich feindlich abstoßen wie Wasser und Feuer. Zum nicht geringen Jammer der Eltern war Letzteres bei den beiden Zwillingsknaben der Fall. Das war ein Katzengebisse, wie man in Els sagt, von Morgens bis Abends, und wo sie an einander kamen, da ging's, wie wenn Beil und Holz an einander kommen — es gab Späne.

„Wie manche Thräne hat die gute Mutter geweint, und wie schweres Leid trug der Vater! Der Hofmeister mußte sein ganzes Ansehen aufbieten, Frieden unter den zwei kleinen Burschen zu halten. Es war aber auch kein Wunder! Der älteste, der Carl hieß, war eine grämliche Natur, was man so einen „Duckmäuser“ nennt, ohne daß er darum böse gewesen wäre. Er hielt schon frühe viel auf den hohen Adel und meinte, der Adel sei edleren Stoffes, als die übrigen Menschen; darum er denn auch stolz auf sie herabsah. Der jüngere, Ludwig, war eine frische, kräftige Natur. Frei und offen, keck und trotzig trat er auf. Ihm galt kein Adel nichts. Er konnte auf's Entschiedenste dagegen sprechen, wenn in der Familie auf Etwas die Rede kam, was darauf sich bezog. Carl hatte wenig Talent, aber vielen und ausdauernden Fleiß. Ihm wurde das Lernen schwer; Ludwig war höchst talentvoll, aber ihm fehlte Fleiß und Ausdauer. Er lernte im Fluge und vergaß im Fluge wieder. Da lagen Elemente des Zwiespaltes, die durch Ludwigs ewige Neckereien eine Bedeutung gewannen, wie sie sie an sich nicht würden gehabt haben. So entspann sich immer ernster

ein Widerstreit dieser beiden Naturen, der den Vater zwang, sie zu trennen.

„Er mochte denken, die Entfernung werde die Herzen sich wieder näher bringen. Das geht ja auch so in der Welt. Ich weiß recht gut mich zu entsinnen, daß meine Mutter oft sagte, wenn wir Buben uns einmal ein bischen abwalkten: Ihr werdet erst einig, wenn Ihr von einander seid. So ist's auch geworden, und als wir uns später, als erwachsene Männer, wieder zusammenfanden, ist kein unvergorenes Wort, wie man hier sagt, mehr zwischen uns gewechselt worden. So mocht's der Herr von Walzdorf auch meinen, und stand nicht lange an, es auszuführen, wie sehr auch die Mutter weinte, als sie die Knaben scheiden sah. Den Einen that er hierhin, den Anderen dorthin auf eine gute Lehranstalt.

„In das schöne Landhaus am Main war seitdem das Leid eingezogen. Die Musik war verstummt, und diese allein hatte die Buben einig sein lassen.

„Ich muß Euch sagen," fuhr der Spießmann fort, „daß der Baron ein leidenschaftlicher Musiker war; verstand sie auch wie ein Meister. Er geigte vortrefflich, und an einer sehr seltenen Cremoneser Geige hing sein Herz. Ich kannte diese Geige genau und sag' Euch, es sang wahrhaftig ein Engel daraus hervor. Hab' manche Fiedel gehört mein Lebtag, aber so eine nie. Der Ton drang einem in die Seele hinein, und nicht selten, besonders wenn darauf ein traurig Stücklein gespielt wurde, sind mir die Thränen in die Augen gekommen. Ihr könnt mir's gewißlich glauben. Sie soll auch, wie ich vom Schulmeister hörte, vom ersten Meister in der Stadt Cremona gewesen sein, und wenn ich den Namen recht behalten habe, so hieß er Amati, doch will ich's nicht für gewiß ausgeben.

„Die Vorliebe für die Musik hat es denn auch so gemacht, daß er den Buben Unterricht geben ließ, sobald sie nur ein Instru-

ment halten konnten. Der Carl brachť's zu nichts, ihm fehlte die Anlage; aber der Ludwig strich schon früh sein Fiedelchen gar schön. Ihm gab daher der Vater selber Unterricht, und es hat sich daher auch so natürlich gemacht, daß der Ludwig sein Schooßkindchen war und der Carl das der Mutter. Auch das ist so Etwas, was gar oft in der Welt vorkommt.

„Die Mutter fing indeß zu kränkeln an, und nach einem Jahre trug man sie zu Grabe. Die Söhne waren an ihrem Siechbette gestanden, und ihre letzte Bitte war, daß sie in Eintracht leben möchten. Das Leid, das sie ergriffen, ließ dazumal auch keinen Hader aufkommen; aber das Fünklein schlummerte nur, und der Vater mochte es ahnen, daß es nicht lange gut thun werde. Da ihm die Musik nun verleidet war, schenkte er Ludwig seine Geige, und die Beiden zogen wieder in die Ferne.

„So blieb's etwa, bis sie auf die Universität zogen. Auch da trennte sie der Vater. Und das war gut. Der Carl wollte sich zu demselben Berufe vorbereiten, den sein Vater gewählt hatte, und dessen Familie machte ihm, da er in Leipzig studirte, ebene Bahn. Kaum hatte er ausstudirt, so kam er nach Wien zu einem Gesandten und hatte eine gute Aussicht, einmal ein recht vornehmer, angesehener Mann zu werden.

„Der Ludwig war ein Feuerkopf. Er hatte wenig studirt und viel gegeigt. Er glich seinem Vater darin, daß er mit Leib und Seele an der Musik hing. Ein Amt mochte er auch nicht, das hätte ihn viel zu viel gefesselt. Es war ein Glück, daß der Alte eben Geld genug geben konnte, denn das Haushalten war Ludwigs Sache nicht. Sein Beutel war für alle seine Freunde offen, und die verstanden das Zugreifen ohne Blödigkeit. Als die Zeit um war, die Ludwig auf der Universität zubringen sollte, schrieb er heim, er wolle nach Italien reisen, um ein rechter Geiger zu werden und beinebens die Welt zu sehen; wenn er zurückkomme,

wolle er mit dem Vater reden, wie er's eben in der Welt machen wolle.

„Der Alte konnte seinem Ludwig nichts abschlagen, und so kam's, daß er wirklich in das welsche Land ziehen durfte, wo sie so absonderlich geigen sollen, wie der Schulmeister sagte.

„Ihr wißt, lieber Herr!" fuhr der Spießmann fort, „es geht in der Welt nicht nach des Menschen, sondern nach Gottes Gedanken, und die sind meist ganz anders, als die der Menschen.

„So kam denn mit einem Mal an den Herrn Legationssecretär Carl von Walsdorf in Wien und an den Herrn Baron Ludwig von Walsdorf in Rom die Nachricht, ihr Vater habe auch, und zwar plötzlich, das Zeitliche gesegnet. Der von Wien war schnell da. Von Rom bis an den Main ist ein weiter Weg.

„Der Tod des alten Herrn von Walsdorf ist in eine schlimme Zeit gefallen. In dem Paris hatten die Franzosen damals einen greulichen Spectakel gemacht, hatten sogar ihren König umgebracht und darauf, wie sie das Ding nennen, das Alles zu Unterst und Oberst kehrt, eine Republik aufgerichtet. Ihr, lieber Herr, seid zu jung, als daß Ihr Euch dessen erinnern könntet; aber ich hab's erlebt und sag' Euch, es war eine greuliche Geschichte. Alle Köpfe waren im Fundamente verrückt, auch bei uns. Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft! das waren die Losungsworte, und selten war ein junger Kopf, der nicht schwindelig wurde. Der Herr Baron Carl war in seiner Ruhe nicht erschüttert worden. Der hielt am Alten fest, und sein Adel war sein Stolz. Er war auch widerlich hochmüthig, und die Dienerschaft sagte: er geberde sich wie ein Fürst und behandle sie wie Hunde. Er schaltete einstweilen vollkommen als Gutsherr und Selbstherr.

„Endlich kam Ludwig an. Da war's anders. Der hatte die neue Luft eingeathmet, und in seinem Kopfe steckten die Franzosenstreiche. Er war ein Republikaner. Himmel und Erde! Da kam wieder Feuer und Wasser zusammen, und es gischte und zischte!

Da gab's Späne! Es war Zeit, daß die Zwei von einander kamen!

„Der Ludwig sagte: Bruder, über dem Grab unserer guten Eltern laß uns nicht streiten, am wenigsten um das Mein und Dein. Du hast das Gut gern, nimm's! Ich werde dem Amtmann im Städtchen, der ein grundehrlicher, unabhängiger Mann ist, Vollmacht geben, meine Stelle zu vertreten. Mit dem setzest Du Dich aus einander. Mein Vermögen legt er bei einem näher zu bezeichnenden Bankier in Frankfurt an. Leb' wohl!

„Der Abschied war kalt, und Ludwig reiste ab.

„Carl kehrte nach Wien zurück, heirathete eine reiche adelige Erbin und war seelenvergnügt; als aber die Küßwochen vorbei waren, sah er mit Betrübniß ein, daß er keinen Engel, sondern ein stolzes, herrschsüchtiges, herzloses Weib geheirathet hatte. Ich sag' Euch, er hatte eine Hölle auf Erden. Die Frau drangsalirte ihn, daß er schier zu Grunde ging. Sie gebar ihm einen Sohn. Daß er ihn Ludwig nannte, mag Euch zeigen, daß er innerlich ein Anderer geworden, daß er des Bruders in Liebe gedachte. Ja, das Unglück im Hause ist das größte in der Welt, denn es erwacht alle Morgen und schläft kaum am Abend ein; es verbittert jeden Bissen, verpestet jede Freude und macht innerlich und äußerlich alt vor der Zeit; aber es ist oft ein Läuterungsfeuer. Das ist es auch dem Barone geworden. Daß ihm der Drache von Weib, die unter der Hülle ihrer Schönheit künstlich ihre miserable, schlechte Natur zu verbergen wußte, bei Zeiten starb, war für ihn und sein Kind kein Unglück. Er zog sich von Allem zurück und wohnte am Maine mit seinem Kind in der Stille. Damals bin ich oft dahin gekommen, und die Dienerschaft sagte: Er ist ein anderer Mensch geworden, ein ganz anderer. Man meint nicht, daß es der Mann wäre, der sonst so stolz und hart war. Wäre jetzt sein Bruder es wäre gewiß besser zwischen ihnen.

„Aber wo war der? Kein Mensch wußt's, nicht einmal der

Bankier in Frankfurt, denn der hatte ihm nichts mehr zu senden. Es war in vier Jahren Alles nach Paris gewandert, und seitdem war keine Kunde mehr von ihm gekommen. Carl forschte, aber vergebens. Was ich hernachmals erfuhr, will ich Euch erzählen, doch zuerst noch sagen, daß der Baron Alles versuchte, seinen Bruder zu finden. Gern hätte er ihm Geld gesendet, um die Noth, in der er leben mußte, zu lindern und ganz aufzuheben. Er war ja reich genug. Freilich konnte er sich denken, daß Ludwig keine Gabe von ihm annehmen würde. Dafür war er zu stolz. Er würde lieber gehungert haben; allein es hätte doch vielleicht Wege gegeben, ihm etwas zufließen zu lassen, ohne daß er gewußt, woher. Allein das war nichts, weil man nichts von ihm wußte, und in Paris, das hatte der Baron doch herausgebracht, wohl ein Walsdorf gewesen war, der aber eingekerkert worden. Nun wißt Ihr, daß, wer einmal in einem Kerker damals in Paris war, nur noch einen Weg übrig hatte, nämlich den zum Tode. Da schien's denn, als sei Ludwig auch dort mit den Vielen, wie man damals hörte, geköpft worden. Das stimmte den Baron sehr traurig, und nur sein Kind war sein einziges Gut, das ihm Freude machte. So vergingen Jahre um Jahre. Des Barons Sohn wuchs heran, und er wurde des umgekommenen Bruders innerliches und äußerliches Ebenbild.

„Ludwig ist damals wirklich nach Paris gegangen, weil er, wie gesagt, von dem Geiste der Franzosen angesteckt war. Da, wo der Quell war, mußte ja ein Paradies sein, wo Freiheit und Gleichheit wohnte, dachte er; aber als er dorthin kam, sah's anders aus. Die Ferne betrügt. Wenn man einen Menschen von fern nur sieht, nicht genauer kennen lernt, meint man Wunders, was es für ein Vogel sei; aber im Schlafwamms und Hauskamisol sehen die Leute ganz anders aus. Ebenso ging's dem Ludwig, der den Baron längst abgestreift und sich nur so leichthin Walsdorf nannte. Er sagte selbst später, und ich hab's oft aus seinem

Munde gehört: Wo er die Freiheit gesucht, habe er die roheste, wildeste Unterdrückung gefunden; wo er Gleichheit erwartet, da habe er blutiges Zertreten, Unterjochung, Hinmorden, kurz alle Greuel gefunden, die das Blut gerinnen machen in den Adern Dessen, der nur davon hört. Da ist's ihm gegangen, wie Dr. Martin Luther sagt: Je näher Rom, je weiter vom Papste! Da sind ihm denn die Schuppen von den Augen gefallen, und er ist nüchtern geworden; aber er war nicht der Mensch, der die Kunst gelernt, das Maul zu halten, die überhaupt leichter zu lehren, als zu üben. So lange er mit dem Strome schwamm, handelte er nach seinem Grundsatze: Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft! Die zwei letzten waren für ihn am schlimmsten in ihren Folgen, denn die Brüder verthaten sein Geld. Er war, wie ich Euch schon sagte, kein Haushalter, und so ging's wie Spreu im Winde fort, bis er Nichts mehr hatte. Als ihm die Augen aufgingen, lärmte er tüchtig. Da faßten sie ihn, und in Numero Sicher stopfte man sein gefährliches Maul.

„Von alle dem Freiheits- und Gleichheitsgelichter in Paris war doch keiner ein treuer Freund. Hätte er nicht einen Deutschen dort gefunden, der sich in Treue an ihn anschloß, er hätte keine Seele gehabt, die ihn liebte.

„Mit diesem Deutschen, einem Musikus aus Bamberg, der in einem Theater in Paris geigte, wurde Ludwig durch dessen schönes Geigenspiel bekannt. Er hat das oft selber in meiner Gegenwart erzählt und hat die Treue dieses ehrlichen Menschen mit großer Dankbarkeit gerühmt. Ludwig wohnte bei ihm, als schon seine ganze Baarschaft verschleudert war, und er wußte es zu machen, daß Ludwig auch als Geiger sein Brod verdienen konnte; allein der Arm seiner blutigen Feinde erreichte ihn doch.

„Der ehrliche Merk, so hieß der Deutsche, gab sich alle Mühe, Ludwig zu retten, aber es blieb umsonst. Alle Tage ging er zu

den Hinrichtungen, um zu sehen, ob Ludwig darunter sei, allein er sah ihn nicht.

„Endlich wurde der Blutmensch gestürzt, den Ludwig mit dem Namen Robespierre benannte; die Riegel der Gefängnisse schoben sich zurück, und das Wort: Freiheit! klang in den Ohren Ludwigs, der seinen Tod erwartete.

„In seinem Dachkämmerchen saß an diesem Tage der trauernde Merk, und in seiner Hand ruhte Ludwigs Geige. Da hat er gar traurige Töne gespielt, die wohl dem Andenken des Freundes galten.

„Da öffnete sich die Thüre, und es trat ein Mensch herein, gehüllt in halbfaule Lumpen. Der Bart hing ihm bis auf die Brust, und aus dem bleichen, abgemagerten Gesichte blickten die schwarzen Augen so unheimlich heraus, daß der Merk vor Schrecken schier seine Geige zur Erde fallen ließ.

„Kennst Du mich nicht mehr? fragte Ludwig, denn er war es. Ich bin ein von den Todten Auferstandener.

„Da hat der Musikus Merk aufgeschrieen vor Freude, denn er erkannte ihn erst, als er redete. Er fiel ihm um den Hals und weinte vor Lust.

„Mit der Welt hab' ich abgerechnet, sagte darauf Ludwig. Ich bin geheilt von all' meiner Thorheit. Ich habe gebüßt, und Gott ruft mich wieder zum Leben. Nun ist aber das Vergangene für mich begraben. Du hast meine Geige gerettet. Die soll mich nähren.

„Es muß ihm wunderlich in seinem Gefängniß ergangen sein. Niemals hat er darüber geredet; aber ich meinte es erkannt zu haben, wenn er so dann und wann darauf hintippte. Darauf hat er seinen Namen Walsdorf abgelegt und nannte sich Schneider. In Paris blieb er nur noch so lange, bis er sich so viel erworben hatte, daß er heimreisen konnte. Als dies geschehen war, schied er von dem treuen Merk, der in Frankreich blieb,

und wanderte nach Deutschland zurück. Dort wollte er sein Brod durch seine Kunst verdienen, aber nie mehr mit seinem Bruder in irgend eine Verbindung treten. Als Walsdorf war er gestorben, und als Schneider wollte er fortan leben. Mit wie Wenigem man leben könne, hatte er auch im Gefängnisse gelernt, und alle die hochfahrenden Pläne waren zu nichte geworden, die er wohl früher gehegt.

„Er war mit dem Reste seines Geldes bis Mainz gekommen, wo er in der Augustinergasse in ein geringes Wirthshaus ging, um da zu übernachten. Schon am Tage vorher hatte er ein Unwohlsein deutlich gefühlt; allein er glaubte, seine starke Natur werde es überwinden. Darin hatte er sich verrechnet. Die Krankheit brach in der Nacht mit aller Heftigkeit aus, und als die Wirthsleute Morgens nach ihm sahen, redete er irre und lag in brennender Hitze.

„Der liebe Gott hatte ihn zu guten Menschen geführt. Sie riefen einen Arzt, und dieser, auch ein Menschenfreund, nahm sich seiner mit Liebe an. Da er zu schwach war, um in das Hospital gebracht zu werden, hielten ihn die Wirthsleute. Nach langem Leiden kam er endlich wieder zur Genesung. Der Arzt fand Gefallen an dem Manne, der mehr wußte, als man hinter ihm suchte. Er saß manche Stunde bei ihm. Da fand er ihn denn eines Morgens mit seiner Violine beschäftigt. Mit Verwunderung horchte der Doctor vor der Thüre. Solche Töne, solches Spiel, hatte er bei Ludwig nicht gesucht. Endlich riß er die Thüre auf und rief: Ihr seid ein Meister! Wo habt Ihr die herrliche Violine her? Die ist viel Geld werth!

„Ach, sagte Ludwig darauf zu ihm: Sie ist das Letzte, was ich aus meinem Schiffbruche gerettet habe. Sie ist der Anker für meine Zukunft. Nun eröffnete er dem Doctor den Plan, daß er in Mainz Unterricht in dem Geigenspiele geben wolle. Der Doctor bestärkte ihn darin und bot williglich die Hand dazu,

indem er ihm in vielen Familien seiner Bekanntschaft den Unterricht der Söhne erwirkte. So ist es denn gekommen, daß er bald mehr Nachfrage erhielt, als er Tagesstunden zu verwenden hatte.

„Niemand, erzählte mir Ludwig, sei froher darüber gewesen, als seine braven Wirthsleute, die ihn recht lieb gewannen, wie auch er sie. Der Doctor zwar habe ihm zugeredet, ein besseres Zimmer zu miethen, um auch den Vornehmen näher zu kommen; allein er habe kräftig widerstanden und zum Doctor gesagt: Wer mich im Unglücke nicht verlassen hat, wie sollte ich den im Glücke verlassen? — Und so sei er geblieben. Dies Wirthshaus war der Zusammenfluß der Handwerksburschen, Krämer und Musikanten. Absonderlich kehrten dort unsere Elser ein, und seit Jahren auch der Orgelsteffen, der ein lieber Freund der Wirthsleute geworden war.

„Mit einer wahren Mutterliebe aber hing die Wirthin an der lieben Mechthilde. Ihr war eine Tochter dieses Alters gestorben, und da meinte sie, die Mechthilde sei ihr Kind, zumal sie ihr gliche; sie habe gerade so treue blaue Augen gehabt, meinte sie, gerade so blonde Haare, sei so sittig und fein gewesen, wie die Mechthilde. Oft soll sie sie mit Thränen in den Augen betrachtet haben.

„Auch gegen Ludwig hatte sie schon oft von dem schönen Mechthildchen geredet, und dem Mädchen solche Lobeserhebungen gemacht, daß Ludwig ganz begierig war, das holdselige Kind, das eine so seltene Ausnahme von allen Harfenmädchen machte, einmal zu sehen und ihr Spiel und ihren Gesang zu hören, den die Wirthin zu den Engeln erhob.

„Manchmal, wenn auch selten, kam Ludwig Abends in die Wirthsstube herunter, um sich an dem Durcheinander zu ergötzen, das da sich zeigte, wo die vielerlei Menschen zusammenkamen. Eines Abends, es war schon in der Jahreszeit, wo der Winter mit der herbstlichen Zeit um die Herrschaft ringt und Regen und Schnee sich mischen, gepeitscht vom rauhen, oft schneidend scharfen Winde, saß Ludwig in seinem Stübchen und spielte an neuer

Musik, die ihm der Doctor, sein guter Freund, gebracht. Es klopfte mehrmals, ehe er es hörte, und auf seinen Ruf steckte die Wirthin ihren Kopf durch die Thüre und sagte: Ihr hört und seht wieder nichts, Herr Schneider, und doch wollt' ich Euch sagen, daß das herzige Mechthildchen da sei. Sie hat mich diesmal recht lange auf sich warten lassen.

„Mich auch, sagte Ludwig spöttisch lachend, und legte seine Geige weg.

„Ihr habt mich schon recht geärgert, rief sie ärgerlich, daß Ihr nimmer glauben wollt, daß dies Mädchen eine Ausnahme von allen Harfenmädchen macht! Ihr wollt auch Alles mit Einer Elle messen! Nun kommt mit. Ihr könnt durch die Küche in das Zimmer schlüpfen und Euch, ohne daß sie Euch sieht, in meines Mannes Sorgen- oder Mittagsschlafstuhl neben dem Kachelofen setzen. Da könnt Ihr einmal aufpassen.

„Lächelnd folgte er ihr und saß bald in dem Stuhle. Dorthin reichte kaum das Licht von den Tischen, die in langer Reihe an den Fenstern hinliefen. Von hier aus konnte man in aller Ruhe dasjenige beobachten, was in der Stube sich zutrug, ohne daß man hätte gesehen werden können.

„An den Tischen saßen Mainzer Bürger: Schneider, Schuster und dergleichen, die ihren Feierabendstrunk hielten; dann verschiedene Gesellschaften von Handwerksburschen, die bereits so viel Branntwein getrunken, daß sie ihrer selbst nicht mehr recht mächtig waren. Mehr zur Seite und näher dem Ofen, der eine starke Wärme aushauchte, erblickte Ludwig einen Greis in gewöhnlicher Kleidung. Eine Ledertasche hing um seine Schultern. Er schien sehr müde und abgemattet. Eine Krücke lehnte neben ihm und einen hölzernen Stelzfuß streckte er weit in die Stube hinaus. Man sah dem Mann auf der Stelle den alten Soldaten an, und Ludwig war nicht in Zweifel, daß dies der Orgelsteffen von Elz sei, obgleich er dazumal keine Orgel mehr trug, sondern nur zu

seines lieben Kindes Schutz mitzog. Absichtlich, das konnte er sehen, saß das Mädchen tief im Schatten. Ihre Harfe lehnte in Sicherheit in der dunklen Ecke des Zimmers, nicht weit von Ludwigs Sitz.

„Er hätte sie wohl gern sehen mögen, weil die Wirthin ihre Schönheit über die Maßen gerühmt; allein sie drückte sich gegen den Vater und mied das Licht. Plötzlich aber stand einer der Gäste auf, um heimzugehen, und da fiel das ganze Licht auf das schöne Kind.

„Ordentlich betroffen, sagte Ludwig leise in sich hinein: Meiner Treu', die Wirthin hat nicht gelogen! Etwas Schöneres gibt's nicht! Kaum aber war der Gedanke gedacht, so befand sie sich wieder im Schatten, den sie absichtlich suchte. Es war klar, das Mädchen fürchtete die rohen Gesellen. Sie rückten nun Beide dem Ofen näher, denn es fror den Alten gar sehr.

„Vater, sagte sie, ohne daß sie noch Ludwigs Nähe bemerkt, laßt uns auf unsere Stube gehen. Mir wird's bange hier bei den rohen trunkenen Gesellen. Sie sagte das mit ihrer wohlklingenden Stimme so bänglich und ängstlich, daß ein rechtes Mitleid das Herz Ludwigs bewegte.

„Ach, mich friert so, entgegnete der Alte, und droben ist es noch nicht warm genug. Das eiskalte Wetter macht mir halt viel zu schaffen. Du weißt's ja! Laß Dir nicht bange sein, ich bin ja bei Dir.

„Sie war wieder stille; aber Ludwig konnte es ganz deutlich vernehmen, wie sie angstvoll seufzte.

„Nach einer Weile, während welcher die Handwerksburschen immer lauter und unbändiger wurden, hob sie wieder an:

„Mir bangt vor den Menschen!

„Der Stelzfuß sagte: Das ist ja pure Kinderei. Du weißt, daß ich mich vor solchem Volke nicht fürchte. Ueberdies ist ja auch der Wirth zu Hause. Da ist Hülfe bei der Hand.

„Nein, sagte das Mädchen, er ist, wie die Wirthin sagt, verreist.

„Wenn Dir's denn gar zu unheimlich wird, so geh' zur Wirthin in die Küche.

„Ehe aber das Mädchen diesen guten Rath ausführen konnte, hatten die Gesellen ihre Karten weggeworfen, und Einer von ihnen taumelte gegen die Stelle, wo Mechthilde saß. Sie bückte sich tief, daß er sie nicht sehe.

„Allein es war zu spät.

„Warum bückst Du Dich denn so tief, mein Täubchen? rief er, sie umfassend. Laß mich 'mal Dein Gesichtchen sehen.

„Mechthilde stieß einen unterdrückten Angstschrei aus.

„Blitzschnell hatte der Alte den Burschen bei der Brust gefaßt und ihn gegen den Tisch mit einer Kraft geworfen, die man ihm nicht hätte mehr zutrauen mögen.

„Ei, Du vermaledeite alte Nachteule! schrie der Mensch und stürmte mit geballten Fäusten auf ihn an. Der Orgelsteffen stand schon kampfbereit mit seiner hochgeschwungenen Krücke da.

„Laß das Mädchen in Ruhe! donnerte er ihm zu, oder meine Krücke streckt Dich zur Erde.

„Was fällt Dir ein, alter Invalide? höhnte der Bursche, sich langsam nähernd, um ihm die Krücke zu unterlaufen. Meinst Du, ich ließe mir das gefallen, ohne Deinen Kahlkopf gehämmert zu haben? Und das Mädchen soll ich in Ruhe lassen? Sieh 'mal an! Ein Harfenmädchen und so spröde? Das paßt wie eine Faust auf ein Auge!

„Ludwig hatte die Bewegungen des noch nicht völlig trunkenen Burschen beobachtet. Es war offenbar seine Absicht, mit seinem Schwatzen den Alten irre zu machen, und dann seinen Arm zu unterlaufen. Die Anderen rückten eben auch herzu, an der Geschichte Theil zu nehmen.

„In dem Augenblick aber, wo der Kerl seinen Plan ausführen wollte, sprang Ludwig hinter dem Ofen hervor, und seine kräftige Faust traf den Burschen so auf den Kopf, daß er zu Boden stürzte.

„Donnerwetter! riefen die beiden Anderen und stürzten sich auf Ludwig; allein sie hatten es mit einem Manne zu thun, dessen riesiger Kraft sie nicht gewachsen waren. Ehe sie sich's versahen, lag der Eine in dieser, der Andere in jener Ecke.

„Schurken! donnerte er ihnen zu. Auf der Stelle verlaßt die Stube, oder ich lasse Euch von der Polizei arretiren.

„Kleinlaut standen die Drei auf, faßten ihre Felleisen und schoben sich zur Thüre hinaus.

„Die übrigen Gäste belobten Herrn Schneider's Art und Weise aus vollem Herzen, und der alte Orgelsteffen reichte ihm dankend die Hand.

„Gott vergelt's, Herr! sagte er. Ihr ward uns ein Retter in der Noth. Ich alter Kerl hätt's doch mit den Drei nicht aufnehmen können.

„Die Ruhe war hergestellt. Die Bürger setzten sich wieder zu ihren Gläsern und nahmen ihr Gespräch wieder auf, während die schöne Mechthilde Worte eines tief gefühlten Danks aussprach.

„Die Wirthin kam nun auch herein und machte Ludwig mit seinen Schützlingen bekannt. Kurzum, nach wenigen Minuten waren sie im Gespräch, und der Ludwig konnte sich gar nicht satt sehen an dem bildschönen Mädchen, nicht satt hören an ihrem sinnigen Gespräche, obwohl sie dazu erst durch die pappelige Wirthin gebracht wurde, die sich ebenso geberdete, als ob der Orgelsteffen und Mechthildchen bereits alte Bekannte des Herrn Schneider wären.

„Als nun die Gäste fort waren und das immer abscheulicher werdende Wetter keine mehr kommen ließ, setzten sie sich recht gemüthlich zu einander, aßen zusammen das Abendbrod, und als das Essen vorüber war, schlug die Wirthin vor, daß sie sich Alle zusammen nahe an den Ofen setzten, um noch ein Weilchen zu verplaudern. Das wurde mit Freuden aufgenommen.

„Da hat denn Ludwig der Mechthilde sein Bedauern kundgethan, daß ihr so Uebles habe begegnen müssen. Sie hat ihn

mit den großen schönen und treuherzigen Augen, die sich mit Wasser füllten, angeschaut und gesagt, solche Bitterkeiten seien mit ihrem Gewerbe leider oft verbunden; sie hoffe aber dessen bald überhoben zu sein, da der Vater das Herumwandern aufgeben wolle. Darauf hat der Orgelsteffen gesagt: Er sei nun fest entschlossen, daß dies ihr letzter Gang gewesen sein solle.

„Das Mädchen schlug die Hände zusammen, und es war leicht zu hören, daß das: Gottlob! was sie ausstieß, aus tiefem Herzensgrunde komme.

„Wie sich das so im Gespräche macht, so kamen sie auf die Musik, und die Wirthin hat Mechthilde gebeten, sie solle etwas singen und spielen, und der Herr Schneider werde es dann auch thun; sie werde ja dann ohnehin ihre liebe Stimme nicht mehr zu hören kriegen.

„Mechthilde war kein zimperlich Dingelchen, das sich lange ziert und bitten läßt; sie holte ihre Harfe und spielte und sang. Da hat der Ludwig sich sagen müssen: er habe nie und nirgends eine solche Stimme gehört. Ordentlich hat er den Athem gehalten und gehorcht.

„Die Wirthin schaute ihn an, als wolle sie sagen: Gelt, so was hast Du noch nicht gehört, und ich hab' doch Recht! Was aber dem Ludwig besonders gefiel, das war, daß das Mädchen nur schöne, ernste Lieder sang und keine Leierstücklein und Schelmenlieder, wie man sie sonst hört. Er hat's auch nicht zurückhalten können, sie von Herzen zu loben, und solches Lob hat dem Mechthildchen die Wangen höher gefärbt, zumal nun Ludwig seine Geige holen mußte und auch spielte wie ein ausgehecker Meister. Da ist denn die Bahn gebrochen gewesen. Er hat sie mit seiner Geige begleitet, und sie vergaßen ganz die Zeit und die Mitternacht, die gekommen war. Der alte Orgelsteffen, der sanft eingelullt war, mußte sie an's Schlafengehen erinnern.

„Der Abend war von großen Folgen, denn der Ludwig konnte gar nicht einschlafen, weil er immer das schöne züchtige Mädchen vor sich

sah und ihre Stimme hörte. Als ihn die Wirthin Morgens zu Gesichte bekam, rief sie und schlug ein Schnippchen dazu: Wer hat Recht?

„Sie, Sie, ganz und vollkommen! hat ihr der Ludwig geantwortet.

„Gelt, sie ist ein leibhaftiger Engel? fragte sie wieder, und der Ludwig antwortete: Bei meiner Seele, ja! Und die Wirthin lächelte schalkig und sagte: Ich werde das Mädchen schwer vermissen!

„Da fragte Ludwig: Ist sie schon fort? — und der Frage konnte man's anmerken, wie sie gemeint war.

„Nein, sagte die Wirthin; aber wenn Ihr sie heute noch sehen und hören wollt, so —

„Schickt den Hausknecht zu meinen Schülern! rief Ludwig, und laßt sagen, heute gäbe ich keinen Unterricht. Die Wirthin lachte in sich hinein und ging, es zu besorgen.

„Das Wetter war noch immer so rauhlich, daß an ein Fortgehen nicht zu denken war; daher verlebten sie den Tag noch einmal mit einander, und die Wirthin, die sich auf die Augen und Herzen verstand, meinte in ihrem stillen Sinne, zu einer jungen lieben Frau Schneider sei's eben nicht allzu weit. Sie hatte darin auch nicht falsch gerechnet.

„Das Mädchen lag dem Ludwig im Sinne. Niemals hatte eine so auf sein Herz gewirkt, wie das Kind von Els in seiner einfachen, natürlichen Art.

„Als endlich die Scheidestunde kam und das Mädchen mit heißen Thränen von der Wirthin Abschied nahm, sagte sie leise in ihr Ohr: Du siehst ihn wieder; er hat Dich lieb, Du kannst mir's glauben. Da ist sie still an ihre Brust gefallen und hat ihr Gesicht an ihrer Schulter verborgen, und die Frau wußte genug. War auch kein Wunder; denn wenn auch der Ludwig kein Jungbursch mehr war, so hätte ihm denn doch sein Feind zugestehen müssen, daß man nicht leicht einen schöneren, stattlicheren und feineren Mann

sehen mochte, als ihn. Die Wirthin war ihrer Sache gewiß und nahm Abschied auf Wiedersehen. Als der Ludwig ihnen Adieu sagte, flüsterte er dem Mädchen zu: Darf ich einmal nach Els kommen? Sie ist da so roth geworden wie eine Essigrose und hat doch gesagt: sie werde ihn mit Freuden wiedersehen. Auch der ehrliche Orgelsteffen hat ihn ersucht, wenn sich der Weg beträfe, so möge er ihn doch ja besuchen.

„Seit das Mädchen fort war, gefiel's dem Ludwig auch gar nicht mehr in Mainz. Er ist immer in sich gekehrt umhergegangen, und die Wirthin sah es ihm an, daß er über etwas simulire, was er eben noch nicht sagen wolle. Wo es ging, fing sie von dem Mechthildchen zu reden an, und da ist ihm das Herz allemal aufgegangen wie eine Blume, wenn die Sonne darauf scheint. Als ihr Mann heimkam von der Reise und sie ihm die Geschichte erzählte, lachte der und sagte: Zweierlei steht fest: Jedem schlägt einmal das Stündlein, dem früh, jenem spät, und ihr Weiber könnt das Kuppeln nicht lassen!

„Närrchen, sagte darauf die Wirthin, wenn man selbst einen lieben Mann hat, möchte man's einem lieben Mädchen auch so wünschen. Unglückliche Weiber machen nicht gern Freiereien. Der Wirth schlug sie lächelnd auf den Mund und sagte: Dir fehlt's an Gründen niemals! Wollen sehen!

„Wirst's auch sehen, sagte sie. Bis zum Osterfeste haben wir eine schöne Frau Schneider im Haus, und Du magst wohl aufpassen, daß Du ihr nicht zu tief in die Augen siehst!

„Da hatte sie sich aber doch verrechnet, wie ich Euch, lieber Herr, gleich erzählen werde.

„Als die Sonne im Rheinthale den Winterschnee weggeleckt hatte und die Schneeglöckchen und Vorwitzchen, weiß und blau, herausguckten, kam eines Morgens Herr Schneider zu der Wirthin. Er war in Reisekleidern, und seine Violine hing an einem Traggurt im saubern leichten Kästchen an seiner Seite.

„Wohin? fragte sie.

„Rathen Sie? sagte Ludwig und wurde etwas verlegen.

„Ha! ha! ich weiß es schon, kicherte sie. Nach Els!

„Sie haben's errathen! versicherte er.

„Hab's lange gewußt, daß es so käme, versetzte sie, denn ich habe gar gute Augen, und unsereins weiß, wenn es viertelt, wieviel Uhr es ist. Umsonst geht Ihr nicht! Hab' dem Mechthildchen auf den Puls gefühlt. Da steht's wie bei Euch. Geht in Gottes und aller Heiligen Namen und Schutz! Ihr kommt als Bräutigam wieder!

„Vielleicht gar nicht mehr, sagte Ludwig.

„Das sollte mir leid sein, versetzte die Wirthin, denn wir sind so an Euch gewöhnt, daß Ihr uns überall fehlen würdet.

„Er drückte ihre Hand und die ihres lächelnden Mannes und ging, nachdem sie ihm viele tausend Grüße mitgegeben.

„Nun muß ich Euch aber sagen," fuhr der Spießmann fort, „wie es hier in Els stand. Ich kam damals täglich in des Orgelsteffens Haus und bin von Allem Augenzeuge gewesen. Als der Orgelsteffen und das Mechthildchen zurückkamen, sprach er es fest aus, das sei der letzte Gang in's Land gewesen. Die üble Jahreszeit hatte ihm auch arg mitgespielt, und sein Beinstumpf schmerzte ihn über die Maßen, und das wollte nicht wenden und nicht weichen. Hatt's auch nicht mehr nöthig, denn er hatte vollauf zu leben und sein Schäfchen in's Trockne getrieben. Für sein Kind war gesorgt, wenn er auch sterben sollte. Nur das quälte ihn, daß Mechthilde nicht versorgt sei. Der Herr Schneider lag ihm in der Seele. Mir hat er oft hinterm Ofen, wenn wir allein waren, gesagt: Ja, Kaspar, wenn der meines Kindes Mann wäre, stürbe ich gern, denn es ist ein feiner, braver Mensch und geigte Dir, nein, so was stellst Du Dir nicht vor! Auch dem Schulmeister erzählte er, und diesem wässerte ordentlich der Mund nach der Extravioline, denn er verstand sich auf den Artikel wie ein Metzger auf die fetten Ochsen.

„Mit dem Mechthildchen war's auch nicht mehr wie sonst. So heiter und fröhlich sie sonst gewesen, so still und traurig war sie jetzt. Manchmal saß sie da, als schliefe und träume sie mit offenen Augen, und wenn man sie anredete, fuhr sie zusammen wie bei heftigem Erschrecken. Ich konnte das Wesen gar nicht begreifen. Ja ich fand sie selbst manchmal dasitzen, daß sie lächelte gar holdselig und lieb, und es stand ihr doch Wasser in den Augen. Unsereiner verstand das nicht so. Bei uns ist die Lieb' meist fröhlich, und die sich lieb haben, kriegen sich auch. Darum dachte ich nicht, daß das Liebe sei. War's aber doch. Sie sang und spielte am liebsten traurige Lieder. Sie wurde auch ordentlich bleich in ihrem Leid; und ich war recht besorgt um das liebe Kind.

„Endlich im Frühjahr, ich war damals schon Spießmann, kam Einer von Dietz hier, der hatte ein seltsam Kästlein anhängen, ein schöner Mann, der auch städtisch und recht fein gekleidet war. Fragt mich: Spießmann, wo wohnt der Orgelsteffen? Will's Ihm zeigen! sagte ich, und ging mit ihm.

„Wo kommt Ihr denn her? frag' ich so mir nichts, dir nichts; hätt' aber doch gern gewußt, wer's sei und was er im Schilde führe.

„Von Mainz! sagte er kurz.

„Da geht mir ein Licht auf! — So seid Ihr gewiß der Herr Schneider aus der Augustinergasse, der so schön geigen kann? ruf' ich aus.

„Er blickt mich verwundert an. Woher wißt Ihr denn von dem? fragt er.

„Ei, sag' ich, mein guter Freund, der Orgelsteffen, hat mir gar viel Rühmens und Preisens von Euch dahergemacht. Wenn Ihr der seid, so kommt Ihr recht willkommen.

„Sind sie noch gesund? fragt er weiter.

„So so, la la, sag' ich. Der Alte krefst an seinem Beinstumpfe

seit Herbst, und das herzliebe Mechthildchen ist auch so absonderlich, es lacht und greint in einem Athem, wie das Wetter im April.

„Da hat er gelächelt und hat stillgeschwiegen, und ist fürbaß geschritten. Als wir uns dem Hause näherten, höre ich plötzlich einen Schrei der Freude und sehe Mechthildchen herauseilen. Als sie vor ihm stand, war sie plötzlich ganz verblüfft, erröthete und erbleichte, und schlug die Augen nieder, und konnte kein Wort hervorbringen.

„Da hab' ich Kehrt gemacht, weil ich dachte: du gehörst hierher nicht! Allein das weiß ich, daß große Freude im Hause war, daß der Orgelsteffen vor Freude den ganzen Tag lachte und Mechthilde hüpfte und sprang. Wie der Blitz war auch der Schulmeister da, und nun ging's an's Musikmachen. Da hättet Ihr aber einmal unseren braven Schulmeister sehen sollen. Der zappelte an Leib und Seele vor Lust, als der Meister seine Schülerin lobte und auch sein Spiel mit vollen Ehren anerkannte.

„Das Ding muß sich schnell gemacht haben, denn Ludwig blieb in Els, und schon nach acht Tagen verkündigte der Pfarrer das Paar von der Kanzel, und die Hochzeit folgte in der Ordnung nach. Daß sie sehr glücklich waren, brauchte Niemand zu sagen; man sah's mit eigenen Augen.

„Auch darauf kam die Rede, daß sie nach Mainz ziehen wollten; aber der Orgelsteffen sagte: Ach, bleibet hier, daß ich doch einst neben meinem guten Weibe ruhen kann. Schon seit ihrem Tode kriegt jährlich der Todtengräber ein Trinkgeld von mir, daß er das Plätzchen neben ihr frei läßt für mich. Bin ich todt, dann steht Euch die Welt offen, wenn es Euch hier, wo ich so glücklich war, nicht mehr gefällt.

„Da war denn nun weiter keine Rede mehr vom Weggehen, und es kostete Ludwig keine Ueberwindung. Sie hatten zu leben, und eine Reise, die er mit Mechthilde im Sommer machte, brachte erstaunlich viel Geld ein.

„Doch, lieber Herr, sagte der Spießmann traurig, es soll auf Erden kein Glück vollkommen sein.

„Mechthilde gebar im zweiten Jahre ihrem Gatten eine Tochter und — starb.

„Von dem Leid im Dorfe könnt Ihr Euch keine Vorstellung machen. Mechthilde war Allen lieb gewesen, denn sie war Allen ein Engel gewesen in Leidenstagen. Von dem Leide Ludwigs, ihres Vaters, des Schulmeisters — nein, davon kann ich nicht reden. Seht, es sind nun viele Jahre hin, und doch kann ich alter Mann der Thräne nicht wehren.“ Der Spießmann trocknete sich die Augen. — „Nur das Kind, das ihnen blieb, das ihr Ebenbild war, hielt sie oben. Doch nagte der Wurm so lange an des Orgelpfeiffen Seele, bis er die feinsten Fäden zernagt, — er starb.

„Jetzt, hätte man denken sollen, würde Ludwig von dannen ziehen; aber gerade umgekehrt! Er sagte: Hier ist mir jeder Raum geheiligt. Hier bleib’ ich. Und er blieb.

„Der alte Schulmeister, den seines Lieblings Tod selbst bis zum Tode betrübte, war Ludwigs stete Gesellschaft.

„Sie trauerten mit einander, sie sprachen mit einander von ihr, und darin fanden sie ihren gemeinsamen Trost. Man sah sie mit einander ausgehen, und sobald die Schule aus war, kam der alte Mann in Ludwigs Haus und blieb bis zum späten Abend. Ludwig war nur mehr der halbe Mann. Erst als sein Kind heranwuchs, wurde er dem Leben wieder zugewendet. Man sah ihn wieder einmal lächeln. Von nun an lebte er ganz seiner kleinen Mechthilde, denn so hatte er sie in der Taufe nennen lassen. Und es war, als wolle der liebe Gott ihn recht trösten, das Kind wurde alle Tage ihr Ebenbild mehr.

„Frühzeitig entwickelte das Kind reiche Gaben und besonders eine große Anlage und Liebe für die Musik. Der Schulmeister sagte: Pflegt diese Gottesgabe, es ist eine so seltene und schöne!

„Das that Ludwig. Zwar brach ihm schier das Herz dabei,

aber am Ende lindert denn doch die Zeit jedes Weh, und der Mensch findet sich darein. So fand sich auch Ludwig in sein Loos und lebte für sein Kind.

„Ich denke," fuhr der Spießmann fort, „ich kann über eine Reihe von Jahren hinweggehen, in denen die junge Mechthilde zur Jungfrau heranreifte; aber das muß ich Euch sagen, sie war noch schöner als ihre Mutter, und ihr Gesang, das sagte der Schulmeister, der's verstand, und der in das Mädchen wie in einen Spiegel sah, ihr Gesang war noch seelenvoller und kunstgerechter, weil Ludwig selbst ihr den Unterricht gegeben und ihre Ausbildung geleitet.

„Eines Tages sagte der Schulmeister: Hört 'mal, Herr Schneider, es wäre eine Sünde, wolltet Ihr den Schatz, den Euch Gott gab, der Welt verstecken und vorenthalten. In eine Stadt, auf ein Theater wollt Ihr Euer Kind nicht bringen, darin habt Ihr Recht; aber bedenkt einmal: wir sind Alle Menschen. Habt Ihr Vermögen genug, daß Mechthilde leben kann, wenn Ihr sterben solltet? Ich habe zwar in Euren Beutel nicht geguckt und will's auch nicht; aber es will doch ein Vater sein Kind sicher stellen, wenn er's kann. Darum rath' ich, macht Kunstreisen und gebt Concerte. Ihr seid ein Meister und Mechthilde ist eine Meisterin auf der Harfe und im Gesang. Es wird Gold in Euren Schooß regnen, und Ihr könnt einmal ruhig Euer Haupt auf die Hobelspäne des Sarges legen, wenn Ihr wißt: mein Kind steht sicher in der Welt vor Sorgen und Mangel. Das sagt Euch Euer bester Freund, und der bin ich, das weiß Gott!

„Dies Wort des wackeren Mannes schlug durch. Schon im nächsten Frühling reisten sie weg, und bald sagte der Schulmeister: Da haben wir's, wie ich es sagte; die Zeitungen sind voll Ruhmes des Künstlerpaares Schneider, Vater und Tochter. Während unsere Elser Schnurranten überall auf Jahrmärkten und Kirchweihen umhergeigten, unsere Orgelmänner durch's Land wanderten, gaben

die Zwei ihre Concerte nur in den großen Städten, und das Geld floß ihnen zu, und der Ruhm knüpfte sich an ihren Namen.

„So geschah es denn auch einmal, daß Vater und Kind im Sommer in die schöne Stadt Heidelberg kamen. Bin auch da gewesen, und Euch, lieber Herr! wird sie wohl auch bekannt sein. Der glänzende Ruf ihrer Kunst war ihnen vorausgegangen, und von allen Seiten forderte man sie auf, ein Concert im Schloßgarten zu geben.

„Ludwig ging darauf ein, und ganz Heidelberg war von dem Gedanken erfreut. Am Tage des Concertes strömte Alles, was Leben und Beine hatte, hinauf in die alten Mauern des Schlosses, wo alle Räume so lieblich benutzt sind zum schönsten Garten.

„Ludwig und Mechthilde hatten ihr Plätzchen in dem Gebüsche der großen Terrasse gewählt. Die Menschenmenge wogte umher.

„Plötzlich ertönte das Spiel. Der Vater geigte, und zart begleitete die Harfe; dann nahm die Harfe den Vorrang, und die Geige begleitete.

„Nun sang Mechthilde, und ihr Vater begleitete den Gesang.

„Herr," sagte der Spießmann, „ich hab's hundertmal gehört, aber ich sag' Euch, man ist im Himmel gewesen. So müssen die Engel im Himmel singen! Hatten nun die Leute vorher schon wie rasend geklatscht und Bravo gerufen, — jetzt, als sie geendet, nahm der Jubel und Sturm des Beifalls kein Ende.

„Nicht weit von der Stelle, wo Ludwig und Mechthilde saßen, stand ein Trupp Studenten.

„Einer rief: Die Künstler haben hier kein Eintrittsgeld erheben können, ich denke, wir erheben's für sie.

„So ist's recht, rief ein Anderer, und bald gingen die Beiden umher und sammelten, bis ihre Mützen schier überflossen.

„Wir wollen einmal ausleeren, sagte der Erste und trat in das Gebüsch. Er stand vor Ludwig und Mechthilde; aber er stand da, als ob ihn der Donner gerührt, der Blitz getroffen hätte. Er

war keines Wortes mächtig, aber sein Blick flog von dem Mädchen auf den Vater, von dem Vater auf Mechthilde. Was aber das Auffallendste war, auch Ludwig war so betroffen vom Anblicke des Studenten, und Mechthilde sah lachend von ihm auf den Vater und vom Vater auf ihn.

„Endlich bat in verworrenen Ausdrücken der Jüngling, ihm doch das Geld abzunehmen. Das geschah auch und ebenso seinem Genossen. Sie eilten hinweg und sammelten weiter und brachten auch das. Jetzt war der Jüngling schon muthiger, trat aber doch bescheiden zurück, als Mechthilde ihre Harfe stimmte.

„Noch einmal sang sie zur größten Freude der Zuhörer, dann eilten sie hinweg, so schnell sie konnten und so unbemerkt als möglich.

„Welche Aehnlichkeit mit Dir, sagte Mechthilde zu ihrem Vater, als sie im Gasthofe waren.

„Es ist ein seltsamer Zufall, versetzte Ludwig kurz, ging aber hinaus und bestellte einen Wagen, und schon nach einer halben Stunde rollten sie zum Thore hinaus gen Mannheim.

„Der Vater war ungemein still heute und Mechthilde auch, denn vor ihrer Seele stand das Bild des schönen jungen Mannes.

„In Mannheim gaben sie ein Concert im Theater. Kaum traten sie auf, als Ludwigs und Mechthilde's Auge dem glänzenden Auge des schönen Studenten begegneten, der gerade vor ihnen saß.

„Mechthilde erröthete bei seinem Anblick, und Ludwig faltete seine Stirn. Wieder ernteten sie den reichsten Beifall, allein wieder eilte der Vater nach dem Concerte von Mannheim weg, geradezu nach Els.

„Er wollte sein Kind der Liebe entziehen. Lieber Gott," sagte der Spießmann, „das ist ein eitel Bemühen. Im Liede heißt's nur zu wahr:

Ueber Berge und Seen,
Ueber Flüss' ohne Steg,
Findet heiße Liebe
Von selber den Weg!

„So viel ist gewiß, das Mädchen hatte in die feurigen schwarzen Augen des jungen Studenten viel zu tief hineingeschaut, als daß sie sie hätte vergessen können. Die Liebe saß im Herzen. Treib' sie da Einer heraus. Das bringt niemals Einer fertig, und wenn er der Mächtigste wäre.

„Was aber die Aehnlichkeit betraf, die Mechthilde zwischen ihrem Vater und dem Studenten gefunden, die auch den Vater betroffen gemacht, so hatte es damit seine volle Richtigkeit, und lag der Schlüssel zu diesem Räthsel darin, daß der Student seines Bruders Sohn war. Das lag eben so: Der junge Walsdorf studirte in Heidelberg. Schon als Kind hatte er viel Aehnlichkeit mit seinem Oheim Ludwig, und die prägte sich mit den Jahren immer deutlicher aus.

„Im Saale daheim hing ein Bild seines Oheims Ludwig. Daran war er mit aller Macht erinnert worden, als der berühmte Geiger Schneider vor ihm stand; allein mehr als diese Aehnlichkeit ergriff sein Herz die wunderbare Schönheit der Sängerin.

„Ganz trunken kam er zu Hause an. Schnell erkundigte er sich, wo sie wohnten; als er aber in den Gasthof trat, sich nach ihnen zu erkundigen, waren sie weg. Er eilte ihnen nach Mannheim nach. Dort hatte er das Glück, sie noch einmal zu sehen, zu hören — aber dann war's alle. Jedermann hoffte auf ein zweites Concert, allein ebenso sehr wurde alle Welt durch die schnelle Abreise der Künstler betroffen. Der junge Walsdorf trug indessen das Bild Mechthildchens im Herzen heim. Er war ein geschickter Maler und hatte es in dieser Kunst sehr weit gebracht. Kaum heimgekehrt nach Heidelberg, schloß er sich ein, ließ keinen Menschen zu sich und malte Mechthildchens Bild, wie er es geschaut. Als er damit fertig war, zeigte er es dem Freunde, der mit ihm das Geld gesammelt. Der rief voll Erstaunen: Das ist ja die schöne Harfnerin mit Leib und Seele!

„Der besonnene Freund, der Walsdorf's Wesen kannte, sagte

zu ihm: Am Ende verliebst Du Dich in das Bild einer wandernden Harfnerin? Weißt Du nicht, daß diese wandernden Künstlerinnen in der Regel nicht viel werth sind? Laß die Possen!

„Walsdorf rief: Sieh 'mal dies Gesicht und Auge! Erinnere Dich des Mädchens, und dann rede, ob Du das von der auch sagen möchtest. Laß mir meinen Glauben, daß sie arm und makellos ist. Du nimmst mir ihn doch nicht, so wenig Du im Stande bist, sie meiner Liebe zu rauben.

„Und die ist in alle Welt! rief der Freund lachend. Wo willst Du sie finden?

„Das weiß ich nicht! rief Walsdorf.

„Darum ist's eben eine Tollheit! sagte der Freund.

„Mit dem Räsonniren wurd's eben nicht anders. Der junge Mensch behielt sein Bild auf der Leinwand und im Herzen, und er forschte nach Mechthilden und hörte, sie sei aus Els.

„Im Herbste kehrte er heim.

„Droben am Maine, wo die Spiegelscheiben des Landhauses des Herrn Barons von Walsdorf in's Mainthal schimmerten, war's in der letzten Zeit gar öd' und still gewesen, denn der alternde Mann wanderte allein in den weiten schönen Räumen umher und trug sein Leid für sich. Zwar galt dies Leid nicht seiner Frau, denn die verdiente es nicht, sondern seinem Bruder, den die Revolution in Paris verschlungen hatte. Je älter er wurde, desto tiefer fühlte er, daß er diesen Bruder anders hätte behandeln sollen. Er sah halt jetzt Alles mit anderen Augen an, und das lag oft schwer auf seinem Herzen. Stundenlang stand er vor dem Bilde des Bruders, und es war ihm, als müsse er ihn im Bild um Vergebung bitten und sich mit ihm aussöhnen.

„Endlich kam der Sohn, und der Vater fühlte, welch' ein Glück es sei, einen tüchtigen, wackeren Sohn zu haben.

„Einmal kommt der Alte in den Saal, wo die Bilder hängen, und Ludwig steht vor des Oheims Bild in tiefem Sinnen. Vater,

sagt er da zu dem Alten, ich muß Dir eine Geschichte erzählen, die mich oft vor dies Bild meines Oheims führt. Bist Du gewiß, daß er todt ist?

„Der Alte sah seinen Sohn an und sagte innerlich bewegt: Wie kommst Du zu der Frage? Leider ist es eine mir bittere Gewißheit. Genauer, als ich nach ihm in Paris geforscht habe, ist's nicht möglich. Obgleich keine volle Gewißheit zu erlangen ist, so bin ich doch vollkommen überzeugt, daß er dort umgekommen ist.

„Hör' 'mal, sagte der Sohn, könnte er nicht noch leben?

„Mein Gott! ruft der Vater aus, wie redest Du? Glaubst Du es denn?

„Noch eins, Vater, fährt der Sohn fort, glaubst Du, daß er, wenn er arm geworden, zu Dir gekommen wäre?

„Nein, Kind, nein, sagt der Vater; dazu war sein Stolz, seine Selbstständigkeit zu unbeugsam gewesen!

„Sagtest Du mir nicht, er sei ein seltener Geiger gewesen?

„Gewiß, Kind, versetzte der Vater. Nur wenige Künstler kamen ihm gleich. Aber was soll Dein Fragen?

„Nur noch eine, ruft der Jüngling; sagtest Du nicht, er habe eine Cremoneser Geige von dem alten Meister Amati, die einen Klang von wunderbarer Reinheit habe?

„Auch das ist so, wie ich es Dir oft erzählt. Ihr Ton ist wahrhaft himmlisch, und unter seinem Bogen ist sie doppelt herrlich. Nun aber rede, warum fragst Du so?

„Der Sohn setzt sich nun zum Vater und erzählt ihm das, was er in Heidelberg erlebt. Er verhehlt ihm nicht, wie das Bild des Mädchens in seiner Seele lebe; ja er ist ganz offen und zeigt dem Vater sein Bild von Mechthilde.

„Der Vater betrachtet's mit Wohlgefallen und zugleich mit dem Blick eines Mannes, der ein Urtheil hat über die Art und Weise des Malens. Dann sagt er: Es ist seltsam, aber Aehnlichkeiten sind so häufig in der Welt. Obgleich der Klang der

Geige und das Spiel des Mannes ausgezeichnet sein mag, so ist's am Ende doch nur, was tausendmal sich in der Welt wiederholt, ein Zufall.

„Ich glaube nicht, daß es einen Zufall gibt, sagt darauf der Sohn. Der Geistliche, der mich confirmirte, lehrte mich an eine Leitung Gottes glauben.

„Zugegeben, sagt der Vater, aber wie soll Dein Oheim ein Schnurrant werden?

„Schnurrant? ruft der Sohn aus. Wenn der Geiger ein Schnurrant ist, so gibt's keinen Meister mehr! Wär' es nicht möglich?

„Ich sage nein, mein Kind, darum, weil ich seine Spur bis in das Gefängniß, und das galt damals so viel als bis auf das Blutgerüst, verfolgt habe. Da geht die Spur aus, sagte der Vater und seufzte tief. — Hast Du denn nicht erforscht, woher Dein Geiger war? fragte er darauf.

„Gewiß, erwiederte der Sohn. Er ist aus einem nassau'schen Dorfe, wo viele Orgelmänner zu Hause sind, aus Els bei Dietz.

„Siehst Du, rief der Vater aus, ich habe doch Recht. Nein, Ludwig, so tief konnte sich die edle Natur Deines Oheims nicht erniedrigen. Das glaube mir. Du kanntest ihn nicht. Er war ein seltener hochherziger Mensch.

„Vater, entgegnete der Sohn, der Mann hatte etwas Edles in seinem Wesen. Denke nicht an herumziehendes Gesindel.

„Die schöne Tochter bestach Dein Auge, versetzte der Vater. Schlag' Dir die Geschichte aus dem Kopf, und vor Allem laß das Bild des Mädchens aus Deinem Herzen. Bedenke, ein Harfenmädchen und Du.

„Damit ließ ihn der Vater allein, und der Sohn hat noch lange die beiden Bilder betrachtet. Was aber der Vater warnend gesagt, kam zu spät. Das Bild stak im Herzen. Indessen waren des Sohnes Worte denn doch nicht so ganz leer geblieben. Der

alte Baron sann viel nach. Er schrieb an einen bekannten Mann in Dietz, um sich nach dem Musikus Schneider zu erkundigen, und der Brief berichtete, daß Schneider von aller Welt gesondert lebe, ein Ehrenmann sei und seine Tochter eines fleckenlosen Rufes genieße. Ob Schneider jemals in Frankreich gewesen, ob er eine höhere Einsicht habe, als andere Leute seines Gewerbes, das wisse er nicht, schrieb der Mann, weil er ihn seines Wissens nie gesehen; doch spreche der Arzt, der seine Frau behandelt, mit hoher Achtung von ihm und meine, es stecke mehr hinter ihm, als er Wort haben wolle; ferner, schrieb er, habe der Mann früher in Mainz als Musiklehrer gelebt.

„Das warf denn doch Feuer in's Stroh bei dem Baron. Seinem Sohne sagte er nichts; aber er reiste mitten im Winter nach Mainz und blieb acht Tage dort. Der Sohn war unwohl; das sicherte den Vater vor einem Gange, den der Sohn nach Els hätte machen können.

„In Mainz fand er bald den Arzt heraus, der Ludwig dort behandelt und später mit ihm in Verbindung gestanden. Er fand die Wirthsleute, wo Ludwig gewohnt.

„Der Arzt rühmte Ludwigs Bildung, seine musikalischen Talente. Er sagte ihm, daß er eine treffliche Amati=Geige habe, und daß er ihm gesagt, es sei diese Geige das Letzte, was er gerettet. Auch wußte der Arzt, daß er in Paris und dort im Gefängnisse gewesen, aber fast durch ein Wunder dem Tod entgangen sei. Im Wirthshaus erfuhr er nur Gutes von ihm. Die Wirthin pries seiner nachmaligen Gattin Schönheit, Kunst und Sittsamkeit, und erzählte ihm haarklein, wie es mit der Heirath gegangen sei.

„Mit jedem Augenblicke machten diese Umstände den Baron wankender in seinen dem Sohne geäußerten Zweifeln. Seine Unruhe wuchs. Für's Erste wollte er zu seinem Sohne zurückkehren und, sobald das Wetter es erlaube, nach Els gehen, sich Gewißheit zu verschaffen.

„Der Januar und Februar selbigen Jahres," fuhr der Spießmann zu erzählen fort, „waren erschrecklich hart; doch mit dem März kam der Frühling mit aller Macht und Schönheit.

„Gerade um diese Zeit erhielt der junge Walsdorf einen Brief von dem treuen Freunde, der damals mit ihm das Geld bei dem Concert auf dem Heidelberger Schlosse gesammelt. Er war in Frankfurt und hielt sich etwa acht Tage dort auf. Ludwig eilte dorthin, und schon an demselben Morgen bestieg der alte Baron ein Pferd und ritt nach Elz.

„Was ich Euch bisher von dem alten Baron und seinem Sohn erzählt, hab' ich aus guter Quelle," sagte der Spießmann; „was aber nun folgt, kann ich Euch, lieber Herr, wieder als das erzählen, was ich erlebt habe.

„Es war ein gar schöner Frühlingstag, an dem die Sonne mild und freundlich schien, als ich auf dem Bauholz unter der Linde saß und mich sonnte. Am Morgen hatte ich Ludwig oder Herrn Schneider, wenn Ihr wollt, auf dem Wege nach Dietz begleitet, wohin ihn ein Geschäft führte. Ich konnte durch die hellen Fenster Mechthildchen sehen, wie sie dasaß und las, denn der Vater hatte erstaunlich viele schöne Bücher gekauft. Jeden Abend lasen sie vor, und Mechthildchen las selber sehr gern.

„Da kam ein Herr vom Wirthshause her, der mir ein Forstbeamter zu sein schien. Ich kannte ihn nicht. Er grüßte mich höflich und fragte, wo Herr Schneider wohne. Ich zeigte ihm das Haus. Er sah jetzt das Mädchen und blieb, wie wenn sein Fuß angefesselt wäre, stehen und sah auf sie.

„Ist das vielleicht seine Tochter? fragte er endlich, und als ich die Frage bejaht, ging er langsam auf das Haus zu.

„Mechthildchen war so sehr in ihr Buch vertieft, daß sie nicht wahrnahm, daß der Fremde in das Haus trat. Erst als er anklopfte, legte sie das Buch weg und ging dem Fremden entgegen, den sie anmuthig grüßte. Ich konnte deutlich sehen und hören, was vor-

ging, denn ich stand ganz nahe am Fenster. Der Fremde, als er das wohlgetroffene Bild des Herrn Schneider an der Wand hängen sah, wurde kreidebleich und mußte sich an einem Stuhle halten. Er konnte kein Wort hervorbringen, und das Mädchen stand in großer Verlegenheit vor ihm.

„Ist Ihnen unwohl? fragte sie endlich mit Sorge und sehr liebreich. Bitte, lassen Sie sich im Sessel des Vaters nieder, sagte sie, ihn bei der Hand zu dem Sessel leitend, in den er mehr sank, als er sich setzte. Sie sagte noch einige Worte der Entschuldigung und eilte dann hinaus, kam aber augenblicklich mit einer Flasche Wein und einem Glase zurück. Sie nöthigte ihn, einige Tropfen zu trinken, und das wirkte, denn Ludwig hatte immer guten Wein im Hause.

„Endlich war er wieder so weit bei Kräften, daß er ihr sagen konnte, er habe ihren Vater sprechen wollen und sei von dem Ritte, den er gemacht, so sehr angegriffen.

„Sie sagte ihm, der Vater werde bald zurückkehren. Er möge es sich bis dahin bei ihr gefallen lassen.

„Das nahm er gern an, aber ihre Frage, ob sie ihn mit Speisen erquicken könne, verneinte er. Darauf hat er sich allmälig gesammelt und mit dem lieben Kind in ein vertrauliches Gespräch eingelassen. Da ist ihr denn das liebe Schnattermäulchen, das gar so herzig plaudern konnte, recht aufgegangen, und ich dachte, wenn auch der Vater noch lange ausbleibt, Langeweile haben die Zwei nicht. Ich konnt's an dem Tone des Herrn hören, wie er Wohlgefallen an ihr fand. Endlich sagte er, da die Harfe in der Ecke stand: Sind Sie musikalisch? Die Harfe ist ein in unseren Tagen selten gewordenes, aber stets mein Lieblingsinstrument. Dürft' ich Sie bitten, etwas zu spielen und vielleicht auch zu singen?

„Sehr gern, sagte Mechthildchen und eilte zu ihrer Harfe. Erst spielte sie, daß einem das Herz im Leibe lachte; dann sang

sie eins ihrer schönsten Lieder. Herr, ich hab' sie oft singen gehört, aber so mein Lebtag nicht! Das Wasser ist mir in die Augen gekommen, während ich auf der Bank vor dem Hause saß, und das Herz in mir hat gepocht, als wollt's heraus. Wie mochte es wohl dem Herrn drinnen gewesen sein? Das konnt' ich aber auch hören, daß er, als sie geendet, ausrief: Herrlich, herrlich! und zu ihr trat und sie in tiefer Bewegung auf die Stirn küßte.

„Das Mädchen war ordentlich bleich geworden, so hatte das auf sie gewirkt. Da rief sie plötzlich: Der Vater! Ich blickte auf und sah Herrn Schneider festen Schrittes daher kommen.

„Mechthilde eilte ihm entgegen.

„Vater, sagte sie, es ist ein Herr da, der Dich erwartet.

„Wer ist es denn? fragte er gleichgültig.

„Ich kenne ihn nicht, sagte sie, aber es ist seltsam, der Mann ist so bewegt, so innerlich erschüttert. Dann und wann hat er Thränen in den Augen — ich weiß gar nicht, was ich davon halten soll. Jedenfalls muß er Dir sehr nahe stehen, denn er schlägt keinen Blick von Deinem Bilde.

„Gott im Himmel, rief Ludwig aus, wenn's mein treuer Freund aus Paris wäre, mein treuer Merk! Er war mit zwei Sprüngen im Zimmer — aber — wie eingewurzelt stand er und starrte den Bruder an, den er sogleich erkannte. Das dauerte aber nur etwa eine Minute, dann riefen Beide zugleich: Bruder! mein Bruder! und sanken sich weinend in die Arme.

„Mechthilde stand neben den Männern, und es jagte eine Thräne die andere, als sie sah, wie sich die Männer stumm umarmten, und wie nun auch aus ihren Augen Thränen perlten. Daß ihr Vater noch einen Bruder habe, das wußte sie nicht. Nie hatte er davon geredet.

„Endlich ließen sie sich los und sahen einander in die Augen, als wollten sie sich auch recht vergewissern, ob sie's seien.

„So nahe dem Grabe, finde ich Dich endlich, den ich mit Schmerzen gesucht und unter den Todten in Paris glauben mußte! sagte Carl.

„So ist's auch, Bruder, sagte Ludwig darauf; ich war todt, aber ich lebte wieder auf, als ich dieses Haus betrat. Meine Vergangenheit, Alles, Alles hab' ich damals in's Grab gelegt, um neu aufzuleben, und ich habe gelebt an der Seite eines Engels, der mich nur zu schnell verließ.

„So sei's, sagte Carl; laß die Vergangenheit für uns Beide todt sein, ich habe auch eine begraben; aber laß uns nun neu leben, ungetrennt, in Liebe, bis man uns in's Grab legt, und unsere guten Eltern werden sich droben im Licht ihrer Kinder freuen, die, wenn auch spät, erkannten, daß das Leben ohne Liebe eine Hölle, und daß Alles, was die Herzen trennt, Thorheit ist. Willst Du so, Bruder?

„Ja, so wahr mir Gott helfe! rief Ludwig, dem die Worte des Bruders in ihrem ganzen Sinne zu Herzen gingen. Und wieder lagen sie lange und still weinend einander an der Brust.

„In ihren Herzen war ausgetilgt die alte Abneigung. Dieser Augenblick hatte jede Kluft ausgefüllt.

„Jetzt erst sah Ludwig seine Mechthilde dastehen.

„Kind, sagte er, ihre Hand ergreifend, nie hab' ich Dir gesagt, daß ich noch einen Bruder habe. Ach, uns hatte die Tollheit und Thorheit der Jugend entzweit, und als mich das Elend nackt und bloß auf den Strand warf, da übermannte mich ein arger Hochmuth, der dem Bruder nichts verdanken wollte. Er ist besser, als ich. Er hat mich gesucht, bis er mich fand. Sieh' hier Deinen Oheim.

„Mechthilde beugte sich auf seine Hand, sie zu küssen; aber Carl umarmte sie. Ich habe Dir schon meinen Segenskuß auf die Stirn gedrückt, Du meines Bruders theures Kind; aber Du ahntest nicht, wer es that. Nimm jetzt den zweiten! Er küßte sie auf die

Stirn und sagte tief ergriffen: Segne Dich Gott! Da kniete das Mädchen nieder, und die beiden Männer legten betend und segnend ihre Hände auf des Kindes Haupt.

„Herr, da hat's mir das Herz gepackt," rief der Spießmann aus und wischte sich die Augen, „daß ich laut habe weinen müssen. Bei meiner Seele, so etwas hab' ich nie erlebt; werd's aber auch nie vergessen! Jetzt ging's denn an ein Erzählen, und ich denke mir, sie haben sich das mitgetheilt, was sie, süß und bitter, durchzumachen hatten.

„Der Baron blieb vier volle Tage, und als er schied, sagte er: Bruder, das waren die glücklichsten Tage meines Lebens! Ich denke, sie sollen bald wiederkehren. Begleite mich noch ein Paar Stunden! das sagte er mit Nachdruck.

„Als sie allein waren, das erzählte mir Ludwig später, da fing der Baron von seinem Sohn an und erzählte haarklein Alles, wie es sich gemacht, bis zu dem Bilde, dessen erstaunliche Aehnlichkeit er nun selbst gefunden hatte.

„Deine Mechthilde lebt unaussprechlich in seiner Seele, sagte er. Bruder, wenn unserer Kinder Glück das unsere unerschütterlich gründete? Bruder, sprich!

„Kannst Du über Mechthildens Herkunft wegsehen? fragte zögernd Ludwig, denn die Frage wollte eben nicht recht heraus aus der Brust.

„Carl sagte, hast Du vergessen, was ich Dir aus des Herzens Grunde kommend gesagt? Ich habe die Thorheit in's Grab gelegt. Ach, sie hat mich um mein Lebensglück betrogen; sollt' ich sie noch festhalten?

„Wenn das ist, sagte Ludwig, so laß mich Dir sagen, daß Mechthilde ihn liebt; daß eben ihr tiefes, trübes Sinnen und ihre heimlichen Thränen, die mich so unglücklich gemacht, darin ihren Grund haben, daß sie keine Hoffnung mehr hatte, ihn je wiederzusehen.

„Da wurden sie denn schnell eins, und beim Scheiden war die Verbindung ihrer Kinder beschlossen; allein sie gelobten sich Schweigen für's Erste.

„Wenige Tage nach des Barons Carl Heimkehr kam auch sein Sohn von Frankfurt zurück. Er ahnte nicht des Vaters Reise, und den Dienern war Schweigen befohlen.

„Höre, sagte der Baron eines Tages zu seinem Sohn, ich werde nachgerade alt und habe nur noch einen Wunsch. Ein Amt brauchst Du nicht anzunehmen, und wirst es auch nicht wollen, da Du ohne Würde leben kannst und in der Verwaltung der Güter eine hinlängliche Beschäftigung findest. Dich glücklich verheirathet zu sehen, wäre mein innigster Wunsch.

„Der Sohn sah ihn fest und ernst an.

„Vater, wenn Du mir nicht gestattest, das Mädchen meiner Wahl und Liebe heimzuführen, so geb' ich den Wunsch auf.

„Und wer ist das, mein Sohn? fragte der Alte.

„Du hast ihr Bild gesehen, erwiederte der Sohn.

„Mein Gott! rief der Vater aus, willst Du unser Wappen mit Schimpf beladen?

„Soll ich mein Lebensglück einem Adelstolz opfern, so möchte ich es lieber machen wie mein Oheim Ludwig und den ganzen Plunder hinter mich werfen!

„Ludwig! rief der Vater, das sagst Du mir?

„Du hast mich gelehrt, Heucheln und Lügen sei beides entehrend sagte der Sohn. Ich habe Dir mein Herz eröffnet.

„Nimmermehr! rief der Vater.

„So mag man mich als den Letzten des Stammes in's Grab legen! sagte der Sohn und ging hinaus in den Garten.

„Der Vater fand ihn in tiefem, traurigem Sinnen.

„Ludwig, sagte er, begreifst Du nicht, daß Du einem thörichten umbilde nachhängst? Wirst Du das Mädchen wiederfinden?

„Sie lebt still in Els, ich weiß es, sagte Ludwig.

„Weißt Du aber auch, daß Du Dich nicht täuschest? Wer sagte Dir, daß sie nicht vom Schlage der gewöhnlichen Harfenmädchen ist?

„Vater! rief Ludwig, und er war wie mit Blut übergossen, sage Alles, Alles, was Du willst, aber wirf keinen Verdacht auf dies Mädchen! Hättest Du ihr in das reine Antlitz geschaut, in das Auge — Du würdest roth werden, ehe Du das Wort über die Lippen ließest. Nein, sage mir das Härteste; mißhandle mich, ich will's still dulden, aber entweihe nicht mit niedrigem Verdachte dieses Mädchen.

„Schwärmerei und Vorurtheil! sagte der Baron und ließ ihn allein.

„Am anderen Tage hob er wieder an: Woher weißt Du denn, daß sie in der Stille in Els lebt?

„Ich weiß es, Vater, sagte er, frage mich nicht weiter. Wozu mich martern? Gibst Du Deine Einwilligung zu einer Verbindung mit ihr nicht, so laß auch kein Wort mehr über sie zwischen uns laut werden.

„Es ist seltsam, sagte der Vater. Du sprichst, als wüßtest Du, daß das Mädchen Dich liebe, als ob sie frei und ungebunden sei?

„Daß sie mich liebt, ja, Vater, das weiß ich! rief der Sohn. Ihr Blick, ihr ganzes Gehaben hat mir das gesagt.

„Es ist eine kühne Behauptung, entgegnete der Alte.

„Du sollst Gewißheit haben, rief Ludwig. Gib mir Deine Einwilligung, und Alles soll klar werden.

„Ich selbst will sie kennen lernen, sagte der Baron. Laß mir Zeit dazu.

„Da fiel ihm stürmisch der Sohn um den Hals, und fast wäre dem Alten das Herz auf die Zunge gerathen, aber er hielt sich ritterlich.

„Versprich mir, sagte der Alte, daß Du keinen Schritt der Annäherung thun willst, und ich will selbst prüfen.

„Das gelobte der glückliche Jüngling; aber er fragte mit bebender Stimme: Vater, wirst Du bald hinreisen?

„Ich erwarte einen alten Freund mit seiner einzigen Tochter in diesen Tagen. Wenn sie fort sind, verspreche ich Dir hinzureisen. Dabei lassen wir es!

„Die Worte: „mit seiner einzigen Tochter" fielen dem jungen Walsdorf schwer auf's Herz. Das ist ein Versuch, sagte er zu sich, mich abzulenken. Die Absicht lag zu klar am Tag, als daß er sie nicht hätte erkennen sollen. Und gerade das wirkte so unangenehm auf ihn, daß er auf einen Plan sann, in diesen Tagen zu verreisen. Er fand einen Vorwand und reiste ab.

„Der Vater durchschaute ihn, und seine Entfernung war ihm eben Wasser auf seine Mühle.

„Kaum war Ludwig auf acht Tage verreist, als der Baron den Wagen bestieg und nach Els fuhr.

„Dort hatte der Bruder das Mädchenherz auch auf die Probe gestellt, und auch er war lebhaft überzeugt, daß Mechthilde seinen Neffen liebe und jeder anderen Verbindung fest entsagen werde.

„Das war eine Freude, als Bruder Carl wiederkam! Die Alten tuschelten heimlich gar viel mit einander; aber Mechthilde hatte gar keinen Gedanken daran, daß dieses geheime Tuscheln ihr und ihrem Glücke gelten könne.

„Schon am anderen Morgen sagte der Vater zu Mechthilde: Kind, mein Bruder muß in diesen Tagen wieder heimkehren; wie wär's, wenn wir ihn begleiteten? Du sollst ja doch wohl auch wünschen, den schönen Ort zu sehen, wo Dein Vater seine Kindheit theilweise verlebte? Ich denke, wir setzen den alten Spießmann in's Haus und fahren auf ein paar Tage mit ihm!

„Die Freude leuchtete aus Mechthildens Auge, als der Vater so sprach. Sie ordnete so schnell als möglich Alles, packte das Nothwendigste ein und war schon früh reisefertig. Und Deine Harfe wolltest Du hier lassen, meine Tochter? fragte der Oheim.

Soll ich der Freude entbehren, Dich singen zu hören? Du weißt, wie glücklich Du mich machst! Sieh', Dein Vater packt auch seine Geige ein.

„Blitzschnell war auch die Harfe im Wagen, und sie fuhren ab.

„Mechthilde war ganz außer sich, als sie das schöne Landhaus sah und die reizenden Umgebungen, die reiche Aussicht, den schönen Garten.

„Ihr könnt mir's glauben, lieber Herr," sagte der Spießmann, „ich bin auch in meinen jungen Jahren weit in der Welt herumgekommen und hab' manchen Wohnsitz reicher Herren und Adeliger gesehen, aber dem Wohnsitze des Herrn von Walsdorf möcht' ich von allem dem doch nichts vergleichen. Es ist ein Paradies. Man sieht da weit hinauf und ebenso weit hinab in das schöne Mainthal, das überall von grünen Bergen umgeben ist. Ueberall sieht man am Ufer die reichen schönen Dörfer, Flecken und Städte. Vortreffliche Weinberge und gesegnetes Ackerland ziehen sich am Ufer und an den Bergen hin. Unsere Gegend ist armselig dagegen, ob's gleich der liebe Gott bei der Austheilung seines Segens auch nicht vergessen hat.

„Ich konnt' mir's recht gut denken, daß es dem Mechthildchen dort wohl gefiel, denn ich war eher dort als das liebe Kind, da mich der Herr Schneider oder der Herr Walsdorf, wie er ja doch eigentlich hieß, als Bote hingesendet. Ich hatte ihr viel davon erzählen müssen, aber sie hat's doch, wie sie mir später sagte, noch viel schöner gefunden. Und gar die kostbare Einrichtung des Schlosses! Da hat sie sich die Augen weit gesehen. Was sie besonders anzog, waren die Bilder der Familie.

„Eins aber hatte der Oheim weggethan, nämlich das ihrige, das auch in dem Saale hing. Dazu hatte er gute Gründe. Am längsten und nachdenklichsten verweilte sie bei dem Bilde ihres Vaters, denn das war eben fast in dem Alter gemalt, in dem Mechthilde ihren Vetter in Heidelberg gesehen. Die Alten thaten,

als merkten sie nicht, wie sie immer wieder vor dem Bilde stand und es betrachtete.

„Ach, Oheim, sagte sie einmal, Du könntest mir wohl das Bild des Vaters schenken! Es wäre mir ein liebes Gut!

„So? sagte darauf ihr Oheim; gefällt es Dir so gut?

„Da wurde sie hochroth und meinte, indem sie ihre Schamröthe zu verbergen suchte, es sei ja ihres lieben Vaters Bild.

„Ach, sagte er, da ist mir doch kürzlich etwas recht Seltsames begegnet. Ich ging in Frankfurt über die Mainbrücke. Da kommt mir plötzlich ein junger Mensch entgegen, ein Student, wie es schien, der glich doch diesem Bilde, wie ein Tropfen dem anderen. Ich hätte fast laut aufschreien mögen.

„Sie fuhr mit großer Theilnahme herum und horchte auf jedes seiner Worte mit angehaltenem Athem.

„Und Du weißt gar nicht, wer's war? fragte sie, aber ihre Stimme zitterte leise bei der Frage.

„Bei dem Gedränge war er mir den Augenblick aus den Augen.

„Sie seufzte.

„Nun, Mechthilde, das Bild sollst Du haben, sagte er, und wie eine Ueberglückliche hing sie an seinem Halse mit heißen Dankesworten.

„Ihr Vater lächelte dazu, obwohl es selten an ihn kam, daß er hier lächelte. Es war ihm immer wehmüthig zu Sinne.

„Eines Abends saßen sie zusammen in einer Laube, die schon mit jungem Grün geschmückt war. Der Abend war so lau und heiter, daß der Oheim bat, sie möge spielen und singen und ihr Vater sie begleiten.

„Kaum hatte der Gesang und das Spiel begonnen, als ein Diener hastig gelaufen kam und dem Baron etwas zuflüsterte.

„Er sprang auf.

„Lieber Bruder, ich bitte Dich, sagte er, spiele fort. Es ist eben Jemand angekommen, ich werde gleich wieder hier sein.

„Er eilte weg.

„Sein Sohn war eben zurückgekehrt. Als er ihn herzlich begrüßt, fragte Ludwig: Ist der Besuch noch da?

„Der Vater bejahte. Wir erwarteten Dich mit Sehnsucht und da kommst Du zu rechter Stunde. Unsere lieben Gäste sind musikalisch und erfreuen mich eben durch ihr Spiel und Gesang. Komm' sogleich mit. Du wirst etwas Schönes hören.

„Der Sohn suchte, wie wir in Els sagen," bemerkte der Spießmann, „für einen Kreuzer Ausrede und meinte, er könne doch so nicht zu den Gästen gehen, wie er eben vom Pferde gestiegen sei; aber der Vater zog ihn mit Gewalt fort. Er mußte folgen.

„Als sie in den Garten traten, sang Mechthilde gerade das Lied, welches sie auf dem Schlosse zu Heidelberg gesungen, und ihr Vater begleitete herrlich.

„Plötzlich blieb Ludwig stehen. Er horchte. Großer Gott, rief er dann aus: was ist das? — Vater, das sind sie! Das ist die Sängerin vom Heidelberger Schloß und ihr Vater! So kann Niemand außer ihr singen, so Niemand außer ihm geigen.

„Hast Du zu viel Wein getrunken, Ludwig? fragte lachend der Vater.

„Nein, nein! rief er. Sie sind's, Vater! Sie sind's! Und mit diesen Worten eilte er auf die Laube zu.

„Es war noch hell genug, die Züge Derer zu unterscheiden, die in der Laube saßen, als er sich ihr näherte.

„Ja wahrlich, wahrlich! rief er aus und begrüßte die Beiden.

„Mechthilde war vor freudigem Schrecken keines Wortes mächtig.

„Jetzt trat der Baron herzu. Ludwig, sagte er, sieh' hier Deinen wiedergefundenen Oheim Ludwig und hier die liebe Mechthilde, seine Tochter.

„Da flog der junge Mann an des Oheims Brust und mit stürmischer Freude zu Mechthilde, deren Hand er küßte.

„Nun? fragte Mechthildens Vater, hast Du dem Vetter nicht einmal einen Kuß zu bieten? Am Ende freust Du Dich nicht einmal seiner?

„Da war's aus. Ohne Weiteres küßte der Vetter den blühenden Mund, und sie war nicht einmal böse darüber, so sehr sie auch erglühte.

„Die Zwei hatten aber nun nur Augen für einander, und Ludwig ließ Mechthildens Hand gar nicht mehr los, als ob er fürchtete, sie wieder zu verlieren.

„Aber, Vater, bat er endlich, wie hast Du sie gefunden? Wie habt Ihr Brüder Euch wieder erkannt? Erzähle doch, ich bitte!

„Da hat ihm dann der Alte Alles erzählt, was er bis jetzt wissen durfte, und der Abend flog hin mit reizender Schnelle. Endlich mahnten die Alten, und man ging in's Haus.

„Am anderen Morgen führte der Oheim Mechthilde in den Saal, wo die Bilder hingen und wohin er auch das ihrige wieder gehängt hatte.

„Als sie es sah und erkannte, schrie sie laut auf.

„Wie kommt dies Bild hierher? rief sie. Gestern hing es nicht hier.

„Du hast's nur nicht gesehen! sagte er.

„Aber wie kommst Du dazu, Oheim? fragte sie.

„Denke Dir, erzählte er, da ist vorigen Sommer mein Sohn in Heidelberg gewesen und hat da eine Sängerin gehört und gesehen, deren Bild ihm im Herzen stecken blieb. Da hat er's denn, da er gut malt, nachdem er in Mannheim das liebe Mädchen wiedergesehen, aus dem Gedächtnisse gemalt. Da Du es nun selber sehr ähnlich findest, so ist es ein Beweis, daß er das Bild doch recht lebhaft in seinem Herzen trug. Meinst Du nicht auch?

„Während sie in hoher Röthe dastand und die Augen niederschlug, faßte der Oheim ihre Hand und sagte: Ich glaube fast, wenn Du hättest malen können, Du hättest das seine auch so treu gemalt. Nicht wahr?

„Jetzt traten der jüngere und ältere Ludwig ein, und Mechthilde flog an des Vaters Brust.

„Was gibt's denn hier? fragte der erstaunt.

„Sein Bruder erzählte Alles.

„Ja, ja, rief der Jüngling, dies Bild trag' ich im Herzen und werd's mein Lebenlang darin tragen.

„Dann wär's am Ende besser, meinte lachend sein Vater, wir legten die Hände der Beiden zusammen, denn Deiner Mechthilde geht's gerade so.

„Ist's wahr, Kind? fragte der Bruder. Der Jüngling aber hatte schon ihre Hand erfaßt, und die glücklichen Väter segneten den Bund ihrer Kinder.

„Ich bin zu Ende mit meiner Geschichte," sagte der Spießmann. „Ihr könnt Euch denken, daß die Hochzeit nicht lange auf sich warten ließ.

„Als das hier in Els bekannt wurde, sagte der alte brave Schulmeister: Das hab' ich immer geahnt, daß hinter dem Herrn Schneider etwas Anderes steckte, und die Bauern meinten, es sei doch curios, daß sie daran nicht früher gedacht hätten.

„Dem Herrn Ludwig und seiner schönen Mechthilde that's ganz erstaunlich leid, von Els wegzugehen; aber es war nun einmal nicht anders, und so fügten sie sich drein. Der Herr Baron Carl aber hat dem Schulmeister ein Jahrgeld ausgesetzt. Mir hat er ein Häuschen gekauft, und der Wirthsfrau hier, die im Hause des Herrn Schneider diente, als seine Frau starb, und das Mechthildchen auf den Armen trug, schenkte Herr Baron Ludwig das Haus, worin er so lange gewohnt.

„Alle Jahre kommen sie her, und das ist ein Fest für unser

Dorf. Die zwei Herren sind nun schon alte Knasterbärte, die keinen Puder brauchten, wenn die weißen Haare Mode wären, wie Anno 1780 und da herum, aber sie sind frisch und gesund. Mechthilde aber ist, wenn auch Mutter von sieben Kinderchen, dennoch eine bildschöne Frau, und ihrer Mutter so ähnlich, wie ein Ei dem anderen. Glücklichere Ehegatten gibt's nicht. Ich komme alle Jahre zu ihnen an den Main, und allemal, wenn ich die Liebe und Eintracht der beiden Brüder sehe, die einst so feindselig waren, denke ich an den Spruch der Schrift: „Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen; denn daselbst verheißet der Herr Segen immer und ewiglich!"

Damit schloß der Spießmann. Ich dankte ihm und drückte ein Trinkgeld in seine Hand. Der Abend nahte schnell; ich mußte mich eilen, Dietz vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Der Spießmann aber rief mir nach: „Wenn Ihr einmal in die Gegend am Maine kommt, wo der Herr Ludwig von Walsdorf wohnt, so versäumt's ja nicht, zu ihm zu gehen. Laßt Euch dann die schöne Frau Mechthilde das schöne Lied vom Heidelberger Schlosse singen. Vergeßt aber ja nicht, sie Alle vom alten Spießmanne von Els freundlich zu grüßen und ihnen zu sagen: er käme bald einmal wieder, die alten Freunde zu besuchen!"

Meine erste Braut.

Digitized by Google

Oertel, W.

W. O. v. Horn's

Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Vierter Band.

Mit einem Holzschnitt.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite

Meine erste Braut.

Eine Jugenderinnerung.

Die Ueberschrift könnte leicht zur Veranlassung werden, daß meine freundlichen Leserinnen einem argen Vorurtheile gegen mich Raum gäben; ich muß daher versichern, daß ich nur zwei Bräute in meinem Leben hatte; die, von welcher ich als von der ersten rede und deren Verlust ich hier mittheilen will, und die zweite, die seit fünf und zwanzig Jahren meine liebe Frau ist. Das wird hoffentlich hinreichen, einer Mißstimmung vornherein zu begegnen, und nun kann ich ruhig einer lieben Erinnerung mich hingeben, deren Darstellung wohl auch in den Herzen meiner Leserinnen einen Eindruck zu machen nicht verfehlen wird, wie sie ihn in meiner Seele immer wieder hervorbringt.

Erinnerungen aus den schuldlosen Kindheitstagen sind ja für Jeden weiche, wehmüthige Accorde, die durch die Seele zittern und sie bis in's Innerste bewegen; duftige Hauche aus dem Frühling des Daseins, die selbst gramdurchfurchte Züge noch einmal mild, wenn auch wehmüthig beleben können. Sie sind wie Blumen im Winter, doppelt werth, weil draußen der Schnee das Land deckt und die Kälte das warme Leben erstarren macht.

Ich war ein frischer, fröhlicher, spielratziger Knabe von neun Jahren, als mein Vater, ein Geistlicher, auf ein Dorf am Ufer eines Flusses versetzt wurde, dessen Wellen sich in den Schooß eines der schönsten Ströme Deutschlands ergossen. Mir war kein Baum zu hoch, kein Graben zu tief, kein Ziel zu weit, wenn ich es erreichen wollte. Bald wußte ich alle Vogelnester im Bereich einer halben Stunde um das Dorf her, und ich machte mir gar kein Gewissen daraus, sie auszuheben. Meine Barmherzigkeit gegen die Thiere war eben nicht weit her, wie man zu sagen pflegt, obwohl mein Herz weich und mitleidig war. Daß die Geschöpfe litten, war mir nicht in den Sinn gekommen, und mein Vater wußte Nichts von meinen Bubenstreichen, saß überhaupt meist in seiner Studirstube.

Ein Ereigniß trat indessen ein, das mich wunderbar umwandelte und mein natürliches Zartgefühl läuternd mich dahin brachte, daß ich selbst der Ameise sorglich auswich, die über meinen Weg lief, und das ist mir geblieben durch's ganze Leben bis zu den ergrauenden Haaren. Ich will diese Begebenheit erzählen, denn sie hängt mit meiner ersten Braut zusammen.

Von dem Dorfe bis zum Flusse zog sich ein frischgrüner Wiesengrund; da aber der Fluß wild war und oft aus seinen Ufern trat und dann große Striche des herrlichen Wiesengrundes mit Rollgestein überdeckte, oder selbst durch seine schäumende Fluth wegriß, so lief am Ufer ein breiter Streifen Landes hin, den Weiden und Erlen, zu einem schier undurchdringlichen Dickicht verwachsen, bedeckten. Selten kam ein menschlicher Fuß hierher, aber desto mehr war dies Dickicht von Nachtigallen, Rothkehlchen, Grasmücken und Bachstelzen bevölkert, deren Ruhe kaum gestört wurde. Ein kleiner Bach, der durch das Dorf lief, mündete unweit der Stelle, wo der Mühlengraben in den Fluß fiel, und die Bannmühle lag auf der Halbinsel, welche durch die Rinnsale gebildet wurde.

Wie der leichtschwebende buntgefiederte Sänger und Segler

der Lüfte des Knaben Seele mit aller Macht anzog, so that es der leise im klaren Wasser schwebende, schlanke, bewegliche Fisch in gleichem Grad und Maße, und wie ich ein kaum zu befriedigender Vogelsteller mit Fallkäfig, Sprenkel, Schlupf und Leimruthe gewesen bin, so war ich der unermüdlichste Angler.

Das hatte ich bald herausgefunden, daß an der Spitze jener Halbinsel, die Bach und Mühlengraben bildete, der beste Angelplatz weit und breit war. Dort sammelten sich die Fische in großer Zahl, dort war der Lohn für die Geduld des Angelns überreich.

Mein Vater ließ mir außer der Schule wenig Zeit zum Zeitvertreib nach meiner Liebhaberei; aber Samstag Mittags und Sonntag nach Tisch war ich ein Reichsfreiherr, den die lateinische Grammatik nicht plagte. Es mußte still im Hause sein, und solche Stille zu erhalten, war ich nicht geschaffen. Daher mochte es die Mutter gerne sehen, wenn ich mein Vieruhrbrod in die Tasche steckte und einen Bündel Ermahnungen, mich in Acht zu nehmen und die Kleider nicht zu zerreißen, dazu und hinauszog in Gottes freie Welt, mich zu erlustiren, wie mir's gefiel.

Da bin ich denn schnurstracks mit meiner Angelruthe hinaus auf mein Plätzchen geeilt und bin dageblieben, bis die Sonne hinabsank hinter die Berge.

Ich hatte mir aber auch das Plätzchen schön gemacht.

Gerade auf der Spitze zwischen den Mündungen des Mühlengrabens und des Bächleins standen zwei hohe Erlen, die beastet waren bis an die Wurzel. Diese lag bloß, und ich durfte nur die Aeste zusammenbinden, so hatte ich den schönsten Sitz mit einer sicheren Lehne.

Das blieb nicht unbenutzt, und das Moos bot Material, den Sitz zu einem Canapé umzuschaffen, auf dem es sich herrlich sitzen ließ. Von meinem Sitze konnte ich den Lauf des Bächleins gegen die Bannmühle hin eine Strecke weit überblicken. An beiden Ufern lief ein schmaler Rasenstreifen hin, dunkel beschattet von Weiden

und Erlen. Auf diesem frischgrünen Streifen blühten ganze Massen von Vergißmeinnicht, die den herrlichsten Anblick boten.

Eines Tages saß ich wieder angelnd an der Stelle. Ein leises Rasseln zog meine Augen zu dem Vergißmeinnichtufer hin. Da kam Bannmüllers Röschen dahergeschlichen und pflückte die lieben Blümchen. Röschen war ein zartes, schönes Kind von etwa acht Jahren. Sie ging mit mir in die Schule, und ich hatte immer meine Freude an dem herzigen Kinde gehabt. Sie sah mich nicht, kam aber immer näher. Da regte sich in mir der knabenhafte Muthwille. Wart'! dachte ich, du willst sie einmal necken und erschrecken.

So ahmte ich denn den Ton einer Katze täuschend nach. Sie fuhr entsetzt zusammen und wollte fliehen; allein es mochten doch Zweifel in ihrer Seele aufgestiegen sein und ihr scharfes Ohr die Richtung des Tones ermittelt haben. Sie blickte zu meinem Sitz, und die Neugierde, die Wirkung meines Katzentones zu erforschen, ließ mich in diesem Augenblicke meinen Kopf hinter dem Erlenstamme, der mich verbarg, hervorstrecken. Sie sah mich.

„Ach, Du Garstiger!" rief sie mit komischem Unwillen aus; „was erschreckst Du mich denn so?" Ehe ich antworten konnte, mochte in ihrer Seele die Neugierde wach geworden sein. „Was machst Du denn da?" fragte sie. Ehe ich aber auch diese Frage zu beantworten vermochte, war sie schon herbeigehüpft, leitete sich von Weide zu Weide und, sich an einem Aste der Erle erfassend, schwang sie sich zu der Stelle herüber, wo ich saß.

Laut lachend standen wir einander gegenüber.

Vergebens wollte Röschen mich zurechtweisen, daß ich ihr Schrecken verursacht; es gelang nicht, und dieser Versuch ging im Lachen unter.

„Sag', was machst Du da?" fragte sie wieder.

„Du siehst's ja, ich angle."

„Ach, wie schön ist's hier!" rief sie aus, indem sie sich umsah. „Hast Du Dir das Sitzplätzchen so schön gemacht?"

„Freilich, wer denn sonst?" sagte ich selbstgefällig.

„Ei, sieh' 'mal, das hab' ich gar nicht gewußt!"

„Es weiß es auch Niemand, als ich und Du."

„Bist Du oft hier?"

„Alle Tage gegen Abend und Samstags und Sonntags den ganzen Nachmittag."

„Ach," rief sie und klatschte in die Händchen, „so will ich allemal kommen, und wir wollen hier spielen!"

„Komm' Du nur, Röschen," sagte ich; „ich bin immer da, aber Du mußt auch das Plätzchen nicht verrathen."

„Gewiß nicht."

In diesem Augenblicke zuckte es an der Angel. Ich war ein viel zu heftiger Angler, als daß ich trotz des Gespräches mit dem Kinde den Kork aus dem Auge hätte lassen sollen. Ich zog rasch heraus, und ein Fischlein zappelte an der Angel.

Sie sah das Thierchen wehmüthig an, dann mich. „Was hat Dir denn das arme Thierlein gethan?" fragte sie.

„Mir?" war meine verwunderte Gegenfrage. „Nichts!"

„Ei, warum quälst Du es denn? Siehe, die Angel hat ihm den Gaumen zerrissen, daß es blutet, und nun wird es jämmerlich sterben." Sie nahm mir das Fischlein ab und warf es wieder in den Fluß.

„Wie seid Ihr Buben doch so garstig in Euren Spielen," sagte sie. „Müßt Ihr denn die armen Thierchen quälen? Die Mutter sagt immer: Quäle kein Thierlein, denn die hat der liebe Gott auch gemacht, daß sie ihres Lebens sich freuen. Darum hat Gott auch keine Freude an Euch!" —

Noch heute, wo ich nach einer langen Reihe von Jahren die Scene wieder lebendig vor meiner Seele auftauchen sehe, wird mir der Eindruck wieder erinnerlich, den dies Wort auf mich machte.

Hätte mir mein Vater eine lange Predigt gehalten, sie würde sicherlich nicht die Hälfte des Eindruckes gemacht haben, wie dies einfache, eindringliche Kindeswort. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es mich, der Kopf sank mir herab. Ich fühlte tief im Herzen, wie wahr das sein müsse, und rasch, wie ich im Entschluß und Handeln war, zerbrach ich die Angelruthe und schleuderte sie weit hinaus in den Fluß.

„Nun will ich auch nie mehr angeln!“ rief ich aus.

Das schien sie nicht erwartet zu haben.

„Wie Du auch heftig bist!“ rief sie aus. „Bist Du mir bös?“ fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Nein! nein! Röschen,“ entgegnete ich, „Du hast Recht. Ich will nicht mehr angeln.“

„Auch keine Vogelnester mehr ausheben? Die Kinder sagen, Du thätest das!“

Ich wurde glühend roth.

„Auch das will ich nicht mehr thun!“ rief ich mit einem Gefühle der Reue, wie ich es nie empfunden.

„Ach, Du bist gut,“ sagte sie. „Siehst Du, die Mutter sagt immer, das wäre gerade so, als wenn man ihr ihre Kinder nähme. Sie würde sich zu Tode weinen, und wie schreien die armen Thierchen doch auch.“

Jetzt schlug mich mein Gewissen. Wie oft hatte ich das Wehgeschrei gehört und nichts dabei gedacht. Jetzt fiel mir's auf die Seele und drückte mich.

Röschen mochte das ahnen; sie nahm ein Stück Brod aus ihrer Schürzentasche und krümmelte es in das Wasser. Ganze Schwärme von Fischen kamen und haschten die Brosamen. Es war eine Lust anzusehen. Dieser Anblick tilgte jene Empfindung schnell.

„Siehst Du,“ sagte sie, „so mache ich mir eine Freude mit den lieben Thierchen.“ Als ihr Brod verfüttert war, kam auch

mein Vieruhrbrod an die Reihe, und in seliger Lust sahen wir es zum Mahle der zahlreichen Schwimmer dienen.

„Ich will Dir 'mal erzählen, wie's 'mal einer schönen Fischerstochter ging, die auch so die Fischlein fütterte," sagte Röschen und setzte sich auf meine Moosbank und ich mich neben sie.

Mit wundersamem Zauber erzählte sie mir nun, wie einst eine Fischerstochter die Fischlein am Ufer des Flusses auch so gefüttert und ihre Freude dran gehabt habe, und die Fischlein hätten ihren Ruf gekannt und seien gekommen auf diesen Ruf. Einmal habe sie auch so dagesessen und sie gefüttert, da sei aus den Weiden der Königssohn herausgekommen, der auf der Jagd gewesen. Als er die Fischerstochter gesehen, habe er sich zu ihr gesetzt und mit ihr seine Freude an den Fischlein gehabt, aber er habe auch die Fischerstochter lieb gewonnen und beschlossen, sie zur Königin zu machen, wenn er aus dem Kriege zurückkomme. Nun habe er sie oft gesehen an dem Ufer, und endlich, als der Krieg ausgebrochen, da habe er ihr beim Abschied einen kostbaren Ring gegeben und zu ihr gesagt: sie solle ihn ja in Acht nehmen, bis er wiederkomme. Alle Tage sei nun die Fischerstochter an's Ufer gegangen und habe die Fischlein gefüttert und an den Königssohn gedacht. Dann habe sie den Ring, den sie am Hals an einem Schnürlein getragen, betrachtet. Der Krieg habe sich aber in die Länge gezogen und der Königssohn sei länger ausgeblieben, als er gesagt. Da habe das Mädchen oft geweint, wenn sie den schönen Ring betrachtet, und da die Thränen ihr die Augen getrübt, sei er ihr einst in das Wasser gefallen, wo der Fluß am tiefsten gewesen. Da habe sie denn gejammert und geklagt, zumal da nun der Krieg bald zu Ende gewesen und der Königssohn bald würde zurückgekommen sein. So habe sie denn auch wieder einmal am Ufer gesessen und ihre Thränen seien in das Wasser geträufelt; da sei ein wundersam Fischlein dahergeschwommen, das habe geglitzert wie pures Gold, und habe ein Krönlein von Gold auf seinem Kopfe getragen. Mit Erstaunen

habe das Mägdlein das prächtige Thierchen betrachtet, aber noch mehr sei es erstaunt, als mit einem feinen, feinen Stimmchen das Fischlein zu reden angefangen und gesagt habe: Warum trauerst Du so sehr? Du hast immer meine Fischlein gefüttert und warst ihnen gut; daher komme ich jetzt und frage nach Deinem Leid, denn ich bin der Fischkönig.

Als das Fischlein so lieb geplaudert, da sei auch der Schrecken von dem Mägdlein gewichen, und es habe ihm geklagt, wie es den kostbaren Ring, das Pfand der Lieb' und Treu' des Königssohnes, hier verloren, und wie er gewiß in's Wasser gefallen sein müsse.

Darauf habe es der Fischkönig getröstet und sei fortgeschwommen; aber alsobald seien viel tausend Fischlein gekommen, die seien umhergeschwommen, und das ganze Wasser habe gewimmelt und gelebt. Und wie noch das Mägdlein dagesessen und staunend in das Gewimmel geschaut habe, sei der Fischkönig gekommen und habe den Ring in seinem Munde gehabt, und habe ihn dem Mägdlein gebracht und gesagt: Siehst Du, auch die Thierlein vergelten gern, was man ihnen Gutes thut! Das Mägdlein sei nun wieder recht froh geworden, und bald darauf sei der Königssohn wiedergekommen, habe sie aufgesucht und sie zur Königin erhoben, und nun seien sie immer beisammen geblieben und hätten lange, lange gelebt, und seien immer glücklich und froh gewesen; die Fischlein hätten sie aber niemals zu füttern vergessen. So erzählte Röschen mit leuchtenden Augen und verklärtem Gesichtchen.

Oft hatte ich Mährlein gehört, aber keins war mir so in die Seele eingedrungen, keins hatte mich so ergriffen. Das Kind erzählte aber auch gar zu lieb!

„Weißt Du noch mehr solcher Mährlein?" fragte ich sie.

„Gewiß, viele, viele!" erwiederte sie lächelnd.

„Weißt Du was," sagte ich darauf, „komm' alle Tage hierher; dann wollen wir die Fischlein füttern, spielen und Mährchen erzählen."

„Ach, das ist schön!“ sprach Röschen freudig. „Es kommen doch keine Kinder in die Bannmühle, und mein Käthchen ist noch ganz klein.“

Von da an war eine mächtige Veränderung in mir und mit mir vorgegangen. Ich mied die rohen Knaben des Dorfes; ich durchstrich nicht mehr Wald und Flur; ich angelte nicht mehr, hob kein Vogelnest mehr aus, quälte kein Thierlein mehr; ja mein Zartgefühl steigerte sich in dem Maße, daß ich überall auf meinen Weg blickte, um nicht etwa die Ameise zu zertreten, die darüber weglief. Wenn aber die Lehrstunden aus waren, flog ich auf's liebe Plätzchen am Fluß und fand regelmäßig schon Röschen da. Sie hatte Alles dort anders eingerichtet. Da war eine Küche, eine Stube, und das Nöthige an Geschirren fehlte auch nicht. Wir fütterten unsere Fischlein, die so zahm wurden, daß ich am Ende nur zu pfeifen brauchte, so kamen sie in Schaaren; wir spielten, kochten, erzählten — kurz — die Stunden flohen schnell wie der Gedanke, und Niemand störte uns, weil Niemand unser schönes Plätzchen, unser Zusammenspielen und Leben kannte. Harmloser, glücklicher und einiger unter sich, schuldloser und reiner spielten nie Kinder als wir! Erst der Winter zerstörte unsere kindliche Lust; aber wir trösteten uns mit dem Frühling, und dann und wann, wenn die Sehnsucht bei mir zu groß wurde, ging ich zu Röschen in die Bannmühle, und wir spielten dort unter den Augen ihrer sinnigen Mutter nicht weniger glücklich.

Als endlich die schöne Jahreszeit wiederkam, war von einem schweren Eisgang unser Plätzchen arg mitgenommen. Mit einem großen Aufwande von Mühe stellte ich Alles wieder her, und das alte Spielen begann wieder und währte ununterbrochen bis gegen den Herbst. Da traf uns ein harter Schlag.

Ein Freund meines Vaters, der Rector der lateinischen Schule in dem nahen Städtchen war, meinte, es wäre nun Zeit, daß ich auf seine Schule käme, und der Vater meinte es auch, weil er

eben zu wenig Zeit erübrigen könne, sich mit mir abzugeben. Der Beschluß wurde gefaßt, daß ich am ersten October übersiedeln und in die Schule eintreten solle. Ich mochte protestiren, ich mochte noch so beweglich bitten, — ich mochte mich hinter die Mutter stecken, wie ich wollte, — es blieb dabei, und die Trennungsstunde rückte unerbittlich heran.

Als ich das Röschen sagte, weinte sie. „Wer wird nun so schön mit mir spielen?“ klagte sie beweglich. Ich tröstete sie, daß ich ja wohl 'mal Sonntags herkäme, sie blieb aber traurig.

Sonntag Mittags kam sie fröhlich zu mir, als ich zuerst am Plätzchen war.

„Ich weiß nun ein Mittel, daß Du hier bleibst,“ rief sie, in ihre Hände klatschend, aus.

„Welches denn?“ fragte ich eifrig und gespannt.

„Setz' Dich 'mal, ich will Dir's sagen,“ war ihre Antwort.

„Siehst Du,“ hob sie nun redselig an, „ich hab' Etwas von meinem Vater und meiner Mutter gehört. So machen wir's auch.

„Neulich haben sie mit einander geplaudert, wie sie sich so lieb gehabt und ihre Eltern und Verwandte das nicht hätten haben wollen, und hätten die Mutter wegthun wollen. Da hätten sie sich verlobt und sich geheirathet, und da hätte man sie nicht mehr trennen können. So wollen wir's auch machen. Ich will Deine Braut sein und Du mein Bräutigam, und dann heirathen wir uns. Du brauchst dann nicht auf die Schule und bleibst bei mir, wie der Vater bei der Mutter. Gelt, so machen wir's?“

Das leuchtete mir gar mächtig ein, denn ich hatte ebenso wenig Lust, Röschen zu verlassen, als nach dem Städtchen zu gehen, wo ich Latein lernen sollte, und Gott weiß, was noch.

Wir sprachen nun viel hin und her, aber in der Hauptsache waren wir völlig einig. Voll froher Hoffnung schieden wir.

Abends war zu Hause die Rede von meiner Entfernung.

„Vater," sagte ich, „nach N....... in die Schule gehe ich nicht."

Mein Vater sah mich groß an. „Was schwatzest Du da?" fragte er nicht ohne Erstaunen.

„Ich heirathe Bannmüllers Röschen," sagte ich mit Zuversicht, „und jetzt gleich, da hab' ich's nicht nöthig. Sie ist schon meine Braut!"

Meine Eltern sahen einander an und brachen dann in ein lautes Gelächter aus, das sich gar nicht legen wollte.

Endlich sagte mein Vater: „Sag' mir doch, Junge, wer hat denn Dir das in den Kopf gesetzt?"

„Bannmüllers Röschen hat's gesagt," erwiederte ich fast weinend, denn das Lachen hatte mich schwer verletzt.

Jetzt gab es dann ein Examen. Ich erzählte in kindlicher Naivetät Alles ganz genau und wie sich das so gegeben habe.

Mein Vater hörte sehr aufmerksam zu; allein nach und nach wurde sein ernstes Antlitz wieder heiter, und er sagte, mich zu sich ziehend: „Siehe, das versteht ihr Kinder nicht. Braut und Bräutigam können nur erwachsene Leute sein, und wenn man heirathen will, muß man auch eine Frau ernähren können, aber Du verstehst ja gar Nichts."

„Ei, Vater, ich werde Bannmüller, das lernt sich leicht. Ich kenne schon die ganze Einrichtung der Mühle und wie gemahlen wird."

Mein Vater mochte wohl einsehen, wie schwierig es war, mir das Verhältniß faßlich darzustellen. Er brach daher kurz ab, und schon am anderen Morgen fuhr ich mit Sack und Pack zum Dorfe hinaus, ohne Röschen ein Lebewohl haben sagen zu können.

Das lag mir in der ersten Zeit ebenso schwer auf der Seele, als die Trennung von meinen lieben Eltern. Das Heimweh mit allen seinen Schmerzen, seiner Wehmuth und seinen Thränen suchte mich heim. Aller frohe Jugendmuth war von mir gewichen, alle Lebenslust verloren, selbst körperlich begann ich zu leiden.

Der Rector erkannte das bald in seiner Quelle und sagte: „Willst Du nicht einmal heimgehen, mein Sohn? Du gehst Samstags und kommst Sonntags wieder. Es ist nahe!"

Wie Himmelsbotschaft klang mir das. Samstags ging ich heim und sah Röschen.

„Mit der Heirath ist's nichts geworden," sagte ich betrübt. Sie meinte und sagte: „Ja, die Mutter hat mir's auch gesagt. Liebhaben dürfen wir uns doch, gelt?" — Es versteht sich, daß ich die Frage bejahte.

Und das blieb auch; allein nach und nach kam doch ein anderer Sinn in mich hinein. Ich begann mich des Spielens mit dem Mädchen zu schämen, weil die Buben mich verspotteten. Die Furcht, mich lächerlich zu machen, hielt mich zurück von dem schönen Plätzchen unserer schuldlosen Spiele, und so wurde ich dem Mädchen fremder, obwohl ich sie stets im Herzen trug. Aller meiner Träume Gegenstand waren diese Spiele. Als ich älter wurde, verlor sich das, und oft wurde ich mit meiner kleinen Braut geneckt im elterlichen Hause.

Jeder weiß, daß es eine Altersstufe gibt, wo solche Neckereien einen Knaben rasend machen können. Ich warf oft einen Zorn und Groll auf das Mädchen, das zu einer blühend schönen Jungfrau zu reifen begann, aber rechter Ernst war's damit doch nicht.

Um diese Zeit bezog ich ein Gymnasium in weiterer Ferne, und nun trat das, was meine Kindertage einst beglückt, ganz zurück. Und dennoch will ich es nicht leugnen, ich blickte auch in diesem Zeitraume noch manchmal mit einer tiefen Sehnsucht auf jene Stunden hin, die wie ein paradiesischer Traum mir vorschwebten.

Als ich in die Ferien kam, war Röschen abwesend. Der Bannmüller hatte den Wünschen seiner Frau nachgegeben und das Röschen an einen Ort gethan, wo sie eine höhere Ausbildung empfangen konnte, als dies in ihren dorflichen Verhältnissen möglich war. Ich sah sie nicht, aber ich hörte nur Schönes und Gutes von ihr.

Dagegen stimmten meine Eltern mit den Bauern überein, nur aus anderen Gründen, daß sie der Müller weggethan.

Meine Eltern meinten, das liebe Mädchen würde in ihre Verhältnisse nicht mehr fugen und passen, und es könne leicht kommen, daß sie dadurch unglücklich würde. Die Bauern raisonnirten und erklärten es für Hochmuth. Sie wollen einen Regierungsrath locken zum Tochtermanne, sagten sie, aber da könnten sie lange feil halten, ehe einer auf die Bannmühle komme und das Aeffchen hole, das kein Bauernmädchen sein wolle.

Es ging mir in die Seele recht tief hinein; aber was konnte ich beurtheilen? Kannte ich ja doch die Beweggründe nicht. Nur Röschen that mir recht herzlich leid; denn ihr wurde gewiß schnödes Unrecht angethan. Meine Universitätszeit hielt mich drei Jahre in der Ferne. Am Schlusse des dritten wurde es mir möglich, meine Eltern zu besuchen.

Ich fragte auch nach Röschen, und selbst jetzt nicht ohne eine warme Regung des Herzens.

„Sie ist verheirathet," sagte meine Mutter und setzte lächelnd hinzu: „Eine Braut wäre Dir also untreu geworden."

Wer weiß? dachte ich, und es ging mir ein Stich durch die Seele.

„Ist sie glücklich verheirathet?" fragte ich weiter, so ruhig ich konnte.

„Ach nein," war meiner Mutter Antwort. „Es ist leider gekommen, wie wir befürchtet. Röschen war ein zartes, sinniges Wesen. Ihre Mutter ist eine ausgezeichnete Frau, die eine Herzens- und Geistesbildung hat, wie sie in ihrem Stande kaum gefunden wird. Reiche Gaben hat sie selber gefördert und ihre Kinder musterhaft erzogen. Röschen war ihr Liebling von jeher. Sie ruhte nicht, bis der geizige Bannmüller sie in die Stadt that, wo sie Verwandte haben und wo sie gute Unterrichtsanstalten für das liebe Mädchen benutzten. Sie hatte auch ein reiches Pfund

von Gaben empfangen, und auf solchem guten Acker trug die gute Saat reiche Frucht. Sie kam zurück in's elterliche Haus, aber sie paßte nicht recht mehr. Zum Bauernmädchen war sie nicht mehr geeignet, und die Städterin paßte nicht in die bäuerliche Haushaltung. Man sah es ihr an, daß sie innerlich litt. Oft kam sie zu uns, und ich hatte recht meine Freude an ihr. Auch Eurer Kinderspiele wurde gedacht. Sie sprach, obgleich sie allemal erröthete, mit wahrer Begeisterung davon, und sah wie in ein Paradies in jene schönen, harmlosen Tage zurück. Du weißt, der Müller ist ein reicher Mann und hat nur zwei Kinder. Röschen war gar schön, sittig und anständig. Da fehlte es trotz ihrer Jugend an Freiern nicht. Sie schlug Alle aus, obwohl der Vater ihr oft grollte. Endlich kam ein Müllersohn, ein tüchtiger, braver Mensch, eines wackeren Mannes Sohn, aber roh und nichts weniger als zu Röschen passend. Da half alles Sträuben nicht. Sie mußte ihn heirathen. Damals hab' ich das arme Kind bejammert. — Abneigung fühlte sie nicht, aber auch keine Zuneigung. Kurz, sie wurde seine Frau. Ein Jahr sind sie nun verheirathet. Auf Deine Frage kann ich leider nur verneinend antworten. Ihr Mann versteht sie nicht, höhnt ihre zarten Empfindungen als Ziererei und Pimpelei, und nöthigt sie, Alles in ihr Inneres zu verschließen. Man sieht ihr an, daß sie leidet, und ihr Aussehen ist so merkwürdig, daß es mir oft bange um sie wird.

„In ihr Auge sieht man so tief, so merkwürdig tief hinein, so in die Seele, und diese Seele ist belastet. Der Blick ist so wehmüthig, daß man sie nicht ansehen kann ohne Mitleid. Dabei ist ihre Haut fast durchsichtig klar und ihre Wängelein sind so eigen geröthet, daß ich Sorge um sie trage."

So sprach meine Mutter, und mir, der ich Arzt war, gab dies Bild eine Ahnung, die mich um so tiefer bewegte, als ich erst jetzt es recht fühlte, daß Röschen noch ein unentweihtes, heiliges Plätzchen in meiner Seele hatte.

Sollte ich sie sehen? Das war eine Frage, die ich mir kaum zu bejahen wagte unter diesen Verhältnissen.

Ich ging in den Garten und setzte mich in die dunkle Laube. Ich ließ Alles, was mir die gute Mutter gesagt, an meiner prüfenden Seele nochmals vorübergehen, und — Eitelkeit war es wahrlich nicht! — mir kam der Gedanke, daß das Kind, abgeschlossener, als ich es gewesen, der Jungfrau die Jugendliebe überliefert, daß sie, vielleicht — vielleicht! — durch das Spiel der Phantasie diese Liebe im Ideal ihres Wesens und Lebens ausgebildet und nun, um ihr Ideal betrogen, verkümmerte.

Ich fand, daß Thränen über meine Wange rannen, und — schämte mich ihrer nicht, wie ich mich nicht schäme, das zu bekennen.

Unter diesen Umständen gebot mir mein Herz, sie zu meiden. Ich blieb ja doch nur kurze Zeit.

Allein der Sehnsucht, sie unbemerkt zu sehen, konnte ich kaum widerstehen. Es gab sich dazu Gelegenheit. Der Mutter hatte ich mit aller zutraulichen Offenheit gesagt, was ich vermuthet, und sie gestand dem zum Manne reifenden Sohne, daß ich das gefunden, was sie längst vermuthet habe. Sie billigte meinen Vorsatz, sie zu vermeiden.

Einen Tag später saß ich wieder lesend in der Laube. Die Mutter pflanzte im Garten. Da hörte ich eine metallreiche, süße Stimme sie grüßen. Dieser Ton ergriff mich doppelt. Als Mediciner vernahm ich darin klar jenen eigenthümlichen Klang, der auf eine hektische Affection vollkommen zu schließen berechtigt; und als Mensch hörte ich Röschens Stimme, die Stimme, die mir so theuer war, deren süßen Wohllaut ich noch in der Erinnerung trug. Mein ganzes Wesen war in eigenthümlicher Spannung. Ich bog die Zweige aus einander. Da stand sie vor mir, so nahe, daß ich in das seelenvolle, große Auge hineinsehen konnte, in das man, wie meine Mutter sagte: so tief, so tief hineinsah. Da

erblickte ich die zarte, schöne Gestalt, das engelschöne Antlitz mit dem Ausdrucke des tiefen inneren Wehes, und doch jetzt von einem Zauber der Freundlichkeit übergossen, von einem Lächeln verklärt, das sie unendlich reizend machte.

Ich sah sie an mit bebendem Herzen, und wieder rieselten meine Thränen, denn ich mußte mir sagen: Du armes, theures Wesen, hast nicht mehr weit zum Grabe! Ich mußte mir mit einem Seufzer, mit einem Stich in das Herz sagen: wie glücklich hätte ich mit Dir, Du mit mir werden können!

Was sie sprach, war klar gedacht, ihr Deutsch rein. Man hörte ihr die höhere Bildung an. Sie wußte nicht, daß ich zu Hause war. Sie fragte nicht nach mir, und die Mutter vermied mit Absicht jede Wendung des Gespräches, die zu einer solchen Frage hätte führen können.

Als sie weg war, schlich ich aus der Laube und ging auf meine Stube.

Am anderen Tage reiste ich weg. —

Nach Ablauf meiner drei Studienjahre ging ich nach Wien, London und Paris, und kehrte dann wieder heim als Doctor rite promotus. Meine Eltern waren unaussprechlich glücklich, mich wieder zu haben, wenn auch nur auf kurze Zeit.

Als ich bei der Mutter allein war, fragte ich: „Lebt Röschen noch?"

Sie sah mich wehmüthig an und sagte: „Sie hat nun Frieden! — Vor einem halben Jahre starb sie. Ich war um sie in der letzten Stunde ihres Lebens, wie sie es wünschte. Sie trug mir ihren Scheidegruß an Dich auf. Es ist ein Engel mehr im Himmel!"

Sie stand weinend auf und ging hinaus.

Es war früh noch am Tage.

Ich drückte meinen Hut tief in die Stirn und ging in das Feld, ohne eigentlich zu wissen, wohin ich wollte. Unwillkürlich

leiteten mich meine Gefühle unter die Erlen, an das Spielplätzchen meiner Kindheit. Und wie fand ich es? — Lagen Tage oder Jahre zwischen dem Damals und Jetzt? — Es war sorglich so hergestellt und erhalten, wie ich es damals gemacht. Nur ein Beet war rings herum angelegt und ein Kreis weißer Rosen war darum gepflanzt, und in dem Beete standen Vergißmeinnicht.

Tief erschüttert setzte ich mich auf die Bank, wo wir als Kinder gesessen, und es war mir, als trete jetzt Röschen heraus aus den Büschen und hüpfte zu mir. Ich saß noch da, als schon die Dämmerung hereinbrach und der Mond am blauen Himmel stand. Der Abendwind rauschte in den Zweigen der Erlen und Weiden, und es war mir, als umwehe mich der Geist, dem die stille Todtenfeier gegolten.

Es sind seitdem viele, viele Jahre hinabgeflossen in das stille Meer, von woher keins wiederkehrt. Ich bin glücklicher Gatte und Vater, und die innigste Liebe hat mich mit meinem Weibe verbunden und beglückt mich heute wie vor fünf und zwanzig Jahren; aber die Erinnerung an Röschen erfüllt oft noch mit der innigsten Wehmuth meine Seele, und meine liebe Frau theilt das Gefühl mit mir. Ich bin seitdem noch einmal auf dem Plätzchen meines Kinderglückes gewesen. Ach, es ist Alles verwildert, verwachsen, zerstört. Selbst ihr Grab ist kaum mehr zu finden, aber die Erinnerung an meine erste Braut ist geblieben, ungestört, ungeschwächt, und es wächst kein Gras darüber — bis es einst über meinem eigenen Herzen grünt.

[illegible]

Der Bojar.

Eine Erzählung aus der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts.

1.

Ueber Bucharest, der Hauptstadt der Wallachei, lag eine der dunkelsten Winternächte. Kein Mondstrahl durchdrang die Finsterniß, kein Stern flimmerte am Nachthimmel, den dickes Schneegewölk umlagerte. Der bereits gefallene dünne, die Erde bedeckende Schnee leuchtete etwa nur so viel, daß der verspätete Wanderer seine Richtung zu verfehlen nicht in Gefahr war. Ueber der Stadt selbst lag eine Grabesstille, die kein anderer Laut unterbrach, als das wilde Brausen der Dümbowitza, welche die herbstliche Nässe furchtbar angeschwellt und des Winters Kälte noch nicht in krystallne Fesseln gelegt, und der unheimliche Ruf der Eulen, die hungrig über die Häuser dahinstrichen. In tiefem Mitternachtsschlafe lagen die Bewohner der Stadt, und selbst kein Licht war mehr sichtbar, als das in einem Gemache des stattlichen Hospodarenpalastes, welches an einen der Thürme sich lehnte, welche die Ecken des alterthümlichen Gebäudes mehr schützten, als zierten. Vor dem Palaste schritt eine Wache auf und nieder, daß ihr Tritt auf dem gefrornen Boden dröhnte.

Alles ruht und schläft, brummte der riesige Heiducke, welcher Wache hielt, aber Unsereiner muß für kargen Sold seine Ruhe aufopfern und in der kalten Nacht hier außen umhergehen und sich vom Froste durchschauern lassen.

In diesem Augenblicke strich eine Eule dicht über seinem Kopfe hin. Der Heiducke bebte zusammen.

„War das die Wyla?“ fragte er sich selbst und schlug ein Kreuz an seine Stirn und Brust. „Heiliger Nicolaus, verlaß mich nicht!“

„Es war eine Eule, Paswan, und nichts weiter, die Deine Tapferkeit in's Gedränge brachte,“ sprach höhnend eine krächzende Stimme, als sich der Heiducke dem Eckthurme genaht, der jenem, in dessen Nähe das Licht flimmerte, entgegenstand.

Paswan fuhr heftig zusammen, beruhigte sich aber, als er die Gestalt eines Mannes aus der Pforte treten sah, die in dieses Thurmes Erdgeschoß führte.

„Es ist eine unheimliche, grauenvolle Nacht, Czanad,“ sprach er zu der Gestalt, näher hinzutretend, „und kalt dabei zum Erfrieren. Wohin willst Du zur Stunde der Mitternacht, wo alle finsteren Mächte ihr verderblich Wesen auf Erden treiben?“

Czanad deutete auf das Licht an der anderen Ecke des Palastes. „Der dort noch wacht, gestattet nicht, daß sein vertrautester Diener schlafe,“ sagte er.

„Der Hospodar?“ fragte nicht ohne Neugierde der Heiducke den Slavonier, der im Rufe stand, des Hospodars Liebling zu sein. „Was raubt denn dem seine Ruhe?“

„Herrschersorgen sind schwere Sorgen,“ sprach wichtig Czanad. „Unsereins lernt sie erst kennen, wenn es in die verschlungenen Wege dieser Herren eingeweiht ist. Sie sind schwer, Paswan, das glaube mir, der ich einen kleinen Theil davon trage, nämlich, so viel der Fürst mir aufzutragen für gut findet. Auch jetzt gehe ich wieder in einem geheimen Auftrag einen schweren Weg. Nimm das zu Deiner Erwärmung und das zu Deiner Erfrischung morgen. Beides aber, um Deiner Zunge eine eherne Fessel anzulegen.“

Der Heiducke griff hastig nach dem Fläschchen und dem Piaster und brachte beides unter seinem Kaftan in Sicherheit.

„Du weißt wohl, Czanad," sagte er, „daß ich Dein Vertrauen zu ehren weiß. Ich hoffe, Du wirst, wenn der alte Rottmeister Kutschera abfährt, meiner bei dem Hospodar gedenken."

Czanad warf einen Blick auf das Fenster, durch welches das Licht noch eben geschimmert hatte. Es war erloschen und jedes Zeichen des Lebens und menschlicher Thätigkeit im Palaste mit ihm. Ein sardonisches Lächeln flog über die Züge des Slavoniers, und er verschwand schnell im Dunkel der Nacht.

Während der Heiducke sich sein Labetränklein munden ließ, eilte Czanad durch die Straßen Bucharests und gelangte vor das Thor. Dort wandte er sich dem Laufe der Dümbowitza zu und gelangte bald an eine Stelle, wo dunkles Gemäuer aus einer früheren Zeit sich erhob. Nahe der Ruine zog er ein Pfeifchen heraus und ließ einen gellenden Ton erschallen. Er wurde augenblicklich von einem gleichen beantwortet, der aus der Ruine kam.

Czanad schritt rascher zu und trat bald in den Kreis der verwitterten Mauern ein. In dem tieferen Grunde derselben brannte ein Feuer, jedoch an einem Orte, der es nach außen hin dem Blicke verbarg. Vier Gestalten in Pelzkleidern, mit seltsamer Kopfbedeckung, lagen um das Feuer, von denen eine sich erhob, um Czanad entgegenzugehen, indessen die anderen sich gegen das Ufer des Flusses zurückzogen.

„Giaur!" brummte der Mann in den Bart, als er Czanad erblickte, und sprach dann laut in türkischer Sprache:

„Wie unerträglich lange läßt Du heute auf Dich warten. Wir sind hier beinahe erfroren, und die Zeit ist kurz, die uns bleibt, um uns aus den Augen derer zu entfernen, die uns nicht erblicken dürfen."

Czanad verbeugte sich tief.

„Vergebt," sprach er, „wenn ich die Ursache sein sollte, daß Eure edlen Glieder froren; doch bin ich in Wahrheit unschuldig. Erst vor einer halben Stunde erlosch das Licht in des Hospodars

Kloset. Ich durfte mich nicht entfernen, weil es möglich war, daß er mich noch zu sich riefe und dann unser Geheimniß hätte entdeckt werden können."

„Ist Brancovich zurück von Wien?" fragte der Türke, ohne auf die Entschuldigungen zu hören, „und was weißt Du von dem Erfolge?"

„Brancovich ist noch immer nicht zurückgekehrt," versetzte der Andere; „aber die Nachricht, die ich Euch bringe, ist wichtiger als Alles, was ich Euch von dem Erfolge seiner Sendung würde sagen können. Seid Ihr klug, so fällt er Euch mit seinen Briefen selbst in die Hände."

„Wo?" rief freudig der Bim-Baschi.

„Aus dem Munde des Hospodars weiß ich, daß er in etwa vier Tagen den Paß am rothen Thurm erreichen wird. Ich selbst bin beauftragt, morgen dorthin den Rottmeister Kutschera mit einer Rotte Heiducken zu senden, um möglichen Verrath zu verhüten — denn er argwöhnt, daß Euch die Reise des Bojaren nicht unbekannt sein dürfte und Ihr vielleicht dort ihn möchtet ergreifen." So sprach Czanad.

„Vortrefflich! Allah sei gelobt!" rief Osman aus, „so wird der Pascha endlich hinter die Ränke kommen. Sage mir Deinen Anschlag, guter Czanad, und nimm vorweg diesen Beutel!"

Czanad's Hand fuhr schnell nach dem Geld und verbarg es unter dem Mantel, der ihn verhüllte.

„Höret, Herr!" fuhr er dann fort, „wie ich es anzulegen gedenke. Ihr kommt mit größerer Macht, als die Kutschera's, an den bezeichneten Ort und verberget Euch, so gut Ihr könnet. Ich werde dafür Sorge tragen, daß die Leute trunken sind. Ihr nehmet sie Alle gefangen oder haut sie nieder und fanget so den Vogel, den sie schützen sollten."

„Gut," sagte der Türke. „Nun geh' und mache Deine Sache gut."

Er selbst ging rasch zum Ufer hinab, setzte sich in den Kahn, den mit Blitzesschnelle die drei Ruderer stromabwärts brachten. Noch eine Weile lauschte Czanad dem Ruderschlage, bis er im Brausen des Wassers verhallte; dann trat er zum Feuer und zählte mit teuflischer Freude die Piaster, welche der Beutel enthielt.

Czanad war so sehr in das Zählen seines Geldes vertieft, daß er es nicht wahrnahm, wie ein menschliches Wesen leise an der Mauer, die das Feuer beleuchtete, weghuschte und bald außerhalb des Gemäuers verschwand.

Bald darauf erhob er sich und kehrte auf demselben Wege, den er gekommen, in die Stadt zurück. Auf den Stufen der großen Stiege, welche zum Hauptportale des Palastes führte, lag schlafend der Heiducke Paswan. Czanad weckte ihn auf.

„Du bist des Todes, Paswan,“ rief er halblaut, „wenn der Hospodar erfährt, daß Du schliefst. Ermuntere Dich!“

Paswan rieb sich die Augen.

„Dein verfluchter Trank hat mich eingeschläfert, Czanad! Hab' ich lange geschlafen? Verrath' mich nicht, Freund!“

„Sei ruhig,“ versetzte Czanad, „lange schliefst Du nicht; allein es ist strafbar — denn Du weißt ja nicht, ob Etwas vorgefallen.“

„Es war Alles stille, nur — träumte mir — es schleiche Jemand in das Pförtchen, aus dem Du getreten. Ich fuhr auf und sah nach, aber Alles war stille.“

Czanad erschrak heftig.

„Mensch,“ rief er halblaut, „es gilt Deinen Kopf, wenn Jemand erfährt, daß ich außen war.“

Er lief zu dem Pförtchen hin; aber Alles war noch, wie es gewesen; das Pförtchen angelehnt und nirgends etwas Verdächtiges wahrzunehmen.

Beruhigt ging Czanad in den Palast und ließ den Heiducken in bangen Zweifeln.

Auf einem Hügel am Ufer der Alt, von wo man eine weite

Aussicht auf den Weg genoß, welcher zum Passe von Vereş-Torony oder dem rothen Thurme führt, der indessen sechs Stunden rückwärts gegen die Grenze der Wallachei lag, saßen bei einem lodernden Feuer zwei Menschen. Es war früh am Morgen. Dichte Nebel lagen noch in den Thälern Siebenbürgens, und blutigroth, ohne Strahlen, kam eben die Sonne, ein dunkelrother Feuerball, über die höheren Berge empor. Es wehte ein schneidender Ostwind, und die Kälte war bis zu einem empfindlichen Grade gestiegen. Niedere Tannen, deren Zweige bis zur Erde reichten, gewährten nur sehr wenig Schutz gegen den schneidenden Wind. Enger rückten die zwei Menschen zusammen und legten sorgsam Holz zu, daß das Feuer nicht erlösche.

Es war ein Weib und ein Mann, in rauhe Schafpelze gehüllt.

Der Mann war bereits nahe am Greisenalter, doch hatte ihn der Jahre Last noch keineswegs gebeugt, vielmehr war die Gestalt noch immer kräftig, der Bau des Körpers gedrungen und muskulös. Die Kleidung war nicht verschieden von der des Landvolkes der Wallachei im Winter; nur das rothe runde Käppchen, die gelbbraune Gesichtsfarbe, das große Feuerauge verriethen den Zigeuner. Die weibliche Gestalt, die an seiner Seite kauerte, war ebenso wie der alte Mann in einen Schafpelz eingehüllt, doch schmiegte er sich hier an schönere Formen, als dort, und es blickte da, wo ihn die kleine Hand zusammenhielt, ein grelles Roth hervor, anzeigend, daß er bloß angelegt war, um vor der schneidenden Kälte zu schützen, oder dem Auge etwas zu verbergen. Sie war jung, höchstens neunzehn Jahre alt und von sehr schönem Baue. Mehr schlank als füllreich hatte die Natur ihre Formen weich und üppig gebildet. Weniger dunkel, als bei Mädchen dieses seltsamen Nomadenvolkes, zeigte die Haut eine Zärte, die sonst nur höheren Ständen eigen zu sein pflegt. Ein dunkles Feuerauge sprühte Funken eines klaren, kräftigen Geistes unter langen, seidenen Wimpern hervor. Ein rabenschwarzes Haar wurde durch ein blaues Tuch

verhüllt; doch ringelten sich einzelne volle Locken um die Wangen, die ein leises Roth schmückte. Der Ausdruck des Gesichtes selbst hatte etwas Schwärmerisches, aber das Auge sah so fest und ruhig in die Welt, daß man auf eine seltene Stärke des Charakters zu schließen berechtigt war.

Das schöne Auge des Mädchens suchte umsonst die Nebelmassen zu durchdringen, die sich bald hoben, bald senkten und in tollem, spukhaftem Wirbeln sich kräuselten. Oft legte sie das Ohr an die gefrorne Erde, um zu horchen, und wenn sie den schönen, ausdrucksvollen Kopf wieder erhob, ohne ein ihr erwünschtes Zeichen vernommen zu haben, flog eine düstere Wolke über die edle Stirn, und sie legte die kleine Hand auf das stürmisch pochende Herz, ihm Ruhe zu gebieten.

Der alte Mann schüttelte dann den Kopf unwillig.

So wurde es Mittag. Die Nebel zogen in dichten Massen in höhere Regionen, um sich als Duft auf die Tannen zu lagern. Die Sonne hatte gesiegt, und in ihrem hellen Strahle lag die Straße vor dem Auge der Beobachterin da, so weit die Windungen der Thäler sie sehen ließen.

„Zwei Tage," sprach endlich der Alte, das grabähnliche Schweigen brechend, das bisher geherrscht hatte, „zwei Tage habe ich nun bei Dir ausgehalten, thörichtes Mädchen, aber länger sollst Du mich nicht zwingen, von dem Stamm entfernt hier zu harren auf den verfluchten Bojaren. Laß ihn in Osman's Hände fallen, was liegt Dir daran? Glaubst Du, daß er es belohnen wird? Ja, vielleicht läßt er uns einmal peitschen, wenn wir ihm zu nahe kommen, und das ist der Lohn!"

„Vater," sagte sanft das Mädchen, „willst Du das nicht einmal für Dein Kind thun?"

„Kind!" rief jetzt hitzig der Alte. „Bist Du denn das noch? Ziehst Du denn mit der Horde, zu der Du gehörst, mit dem Vater, der des Stammes Haupt ist, oder liegt Dir nicht das Volk der

Bojaren mehr am Herzen? Seitdem Du die milchweiße Puppe im Hospodarenpalaste kennst, hast Du das Herz für Deinen Stamm, für Deinen Vater verloren! — Warum schlugst Du es aus, Hairaddin's Weib zu werden, was ich wünschte?"

Das Mädchen richtete sich stolz empor. Ihr durchdringendes Auge heftete sich fest auf das des Alten.

„Wird Dir das Opfer zu schwer hier, bei Deinem Kind einen Tag zu weilen, wo Du nicht die wilde Katze jagen kannst, Vater, so zieh' hin in Frieden zu Deinem Stamm und laß mich allein. Es ist wahr, daß ich das Leben hasse, wie unser Volk es führt, weil ich das Bessere einer geordneten Lebensweise erkannt habe. Ist es aber auch anders möglich? Wäre ich nicht das verworfenste undankbarste Wesen, wenn es anders wäre? Du hast es vergessen in Deinem wilden Herumschwärmen, was die Fürstin für mich that? Dein Weib, meine Mutter, hatten die Türken Dir geraubt, und sie starb unter ihren Säbeln lieber, als daß sie ihre Ehre, ihre sittliche Würde geopfert hätte. Ich blieb Dir als ein Säugling von neun Monaten. Nichtwahr, damals war ich Dir hinderlich? Damals begabst Du Dich gern meiner Ernährung und Erziehung, als die Fürstin Maria Wohlgefallen an mir hatte und Dich bat, mich ihr zu lassen, auf daß sie mich erziehe mit ihrem Kinde, das Du eine „weiße Puppe" nennst. Sie hat mich wie eine liebende Mutter erzogen; sie hat mich zum menschlichen, gesitteten Wesen gemacht; sie hat mein Herz mit heiligen, edlen Gefühlen genährt und erfüllt; sie hat mich zum Gott und Heilande der Menschen beten und seine Wege wandeln gelehrt. Du hast die Scheidewand zwischen mich und die Horde gestellt, Du allein! Und Du sahst es doch selber gern, daß es mir wohlging. Das hat aber dennoch mein Herz nicht von Dir gewendet, Vater, wohl aber ist das Deine kalt geworden gegen Dein Kind. Dein zweites Weib hat Dir andere geboren; so konntest Du mich missen. Und nun willst Du mir das als Unrecht anrechnen, daß ich denen dankbar bin, die mir Vater und Mutter ersetzten.

Dadurch wolltest Du mich zur Horde, zum wilden, zügellosen Wesen zurückführen, daß ich Hairaddin's Weib würde. Mich schaudert vor dem Gedanken. Er ist der Verworfensten Einer! Entfrembet mich aber das Deinem Herzen, Mograbin? Hast Du vergessen, daß meine Mutter Dein geliebtes Weib war? Hairaddin's Wesen ist mir zuwider — Du wußtest das; warum wolltest Du mich an einen Mann zwingen, den ich hasse? Bin ich nicht Dein Kind? Bin ich nicht frei wie der Falke, der dort seine Kreise zieht? Wann ließ sich die Tochter der Wüste zwingen, ihre Liebe einem Manne zu geben, den sie verabscheut? Geh', Mograbin, geh'! Laß mich allein hier. Du hast mich verstoßen von Deinem Herzen. Geh', laß mich allein hier, eine Pflicht zu erfüllen, für die Du keinen Raum im Herzen hast."

„Lydda, Kind Deiner Mutter," sprach Mograbin nicht ohne Gefühl, „siehst Du die Sonne dort, die immer die Erde wieder sucht, wenn sie auch am Abend sie verließ? — Nein, ich lasse Dich nicht allein. Zürne dem Manne nicht, der das Ungereimte Deines Thuns nicht billigen kann. Er ist Dein Vater!"

„Ungereimt?" rief Lydda. „Vater, Du weißt nicht, wie mich Liebe und Dankbarkeit an Euboria fesseln, sonst würdest Du anders reden. Du kennst Brancovich nicht, sonst würdest Du Dich des Wortes schämen, das Du gesagt. Ich sehe es klar, wir sind innerlich geschieden. Du hast keinen Sinn für das, was ich fühle und erkenne. Geh' in Gottes Namen. Ich zürne Dir nicht, zürne Du aber auch mir nicht, weil ich von meinem Volke für ewig getrennt bin."

Der Alte schwieg und blieb.

Aber die Sonne nahte sich wieder dem Augenblicke, wo sie hinter den westlichen Höhen hinabsinken wollte, und noch war die Straße öde und leer.

Des Mädchens angstvoller Blick blieb starr auf die Ferne geheftet.

„Der Abend kommt wieder und die lange kalte Nacht," hob der Alte wieder an; „Lydda, wozu das? Wird nicht am Ende Deine Gesundheit untergraben? Du bist entwöhnt dem Leben im Freien, in dieser schneidenden Kälte. — Du wirst es so wenig wie ich länger auf dieser Anhöhe aushalten."

„Wenn ich sterbe, gräbst Du mir hier ein Grab," sagte das Mädchen kalt, aber fest, ohne eine Minute das Auge vom Wege zu wenden. „Ha!" rief sie plötzlich aus und fuhr empor wie die Gazelle, die des Jägers Nahen erschreckt. „Siehst Du dort den Haufen Reiter!"

„Ich sehe nichts, Lydda. Die Sehkraft meiner Augen ist schwach geworden, seit die sechszig Jahre meines Lebens hinter mir liegen. Ich sehe nichts, Kind."

Aber Lydda's Auge war scharf wie das des Falken.

„Sie sind's!" rief sie, „es ist Brancovich!" Und rasch, wie das flüchtige Reh, flog sie die Höhe hinab, den Kommenden entgegen.

Der Alte sah ihr lange nach mit dem Ausdruck des Unmuths und der Trauer. „Sie ist verloren für Mizrom," sagte er zu sich. „Ich erkenn' es, sie ist verloren; aber sie hat Recht, die Schuld trage ich, der ich sie weggab, als Adelma mir starb." — Eine Weile stand er noch sinnend, dann sagte er: „Mein Weg ist kurz. — Mag sie bleiben! Vielleicht ist sie glücklicher so. — Ich gehe die Wege Mizrom's, bis ich im Grabe meine Wanderschaft ende!" Er wandte sich und ging. Bald war er im Walde verschwunden.

Ehe noch die Reiter die Hälfte des Weges bis zum Hügel, wo Mograbin stand, zurückgelegt hatten, war Lydda schon bei ihnen. Es waren zwölf wohlbewaffnete wallachische Reiter von den Söldnern des Hospodars. An diese schlossen sich mehrere Diener mit Saumrossen an, deren reiche Kleidung und edle Pferde für den Reichthum und den hohen Stand ihres Herrn zeugten. Dieser selbst, angethan mit einem reichen Pelzkleid, um das, das mächtige Schwert tragend, ein golddurchwirkter Gürtel sich schlang, war ein

Mann von etwa sechs und zwanzig Jahren. Seine Haltung war stolz und edel. Schwarzes Lockenhaar ringelte sich um das schöne Gesicht, dessen edler Ausdruck, Ernst mit sanftem Wohlwollen paarend, jedes Herz anzog. Ein dunkler Bart, der Kinn und Lippe umspielte, hob die frische Farbe blühender Gesundheit, welche seine Züge malte. Er saß auf dem schönen Pferde, das er ritt, als ob er darauf gewachsen wäre.

Als das Zigeunermädchen die Straße daher flog, mit ihrem Tuche wehend, hielt der Trupp an, und der Gebieter desselben ritt allein vor.

Er erkannte sie sogleich. „Lydda!" rief er aus, und der Ton seiner Stimme verrieth, wie sehr er eine schlimme Nachricht vermuthe.

Lydda nahte im Flug. Aber der Busen hob sich mächtig. Es lag über dem schönen Antlitze die tiefe Gluth der höchsten Anstrengung. Ihr Haar flatterte im Winde wie das Pelzkleid. Sie war unfähig, nur ein Sylbe zu sprechen, und lehnte sich athemlos an den Sattel, sich zu erholen.

„Lydda, gute, liebe Lydda!" sprach er schmeichelnd und doch mit einer angstvoll bebenden Stimme, „erhole Dich." Er faßte ihre heftig pulsirende Hand. „Ist etwas Schlimmes vorgefallen in Bucharest?"

Das Lächeln, womit sie ihn ansah, der Ausdruck des großen Auges, das auf ihn geheftet war, als wolle es das schöne Bild des Mannes in sich hineinsaugen, zeigte, wie wohl ihr das freundliche Wort that, wie mächtig es in das Innerste ihres Wesens drang. Allmälig erholte sie sich.

„Was, um Gottes willen," fragte er, „bringt Dich in diese Einöde, in dieser strengen Kälte, so fern von Bucharest?"

„Seit einigen Tagen erwartete ich Euch hier, um Euch vor schändlichem Verrathe zu warnen."

„Lydda!" sagte der Bojar, und in dem Worte lag Dank,

Wohlwollen, Bewunderung und Achtung. Er drückte mit Innigkeit ihre Hand.

Lydda's Auge wurde feucht; aber es lag eine Seligkeit in ihrem Blicke, die ihres Herzens Empfindungen verrieth.

„Lydda, wie kann, wie soll ich Dir diese — — Liebe vergelten?" sprach er weiter.

Da durchzuckte es Lydda's zarte Gestalt wie ein elektrischer Schlag, und das gluthige Abendroth war nicht brennender als ihre Wange.

Der Bojar war zu sehr mit dem beschäftigt, was er aus Lydda's Munde vernehmen sollte, um die Wirkung seiner Worte auf das Mädchen zu bemerken. Er bat nochmals um die Erzählung der wahren Umstände und erhielt nun endlich die Mittheilung, daß sie, einen Verrath ahnend, in die Ruinen des Klosters St. Maximin sich begeben und dort vernommen habe, wie ein Verräther mit Osman unterhandelt, ihm ihn in die Hände zu liefern. Da habe sie die Angst weggetrieben zu Eudorien, und dort seien sie übereingekommen, daß sie ihn hier erwarte.

Brancovich fuhr wild an sein Schwert. „Laß sie kommen, diese Ungläubigen!" rief er.

„O, um Gottes willen nicht," flehte Lydda. „Seine Begleitung ist stärker, als die Eure. Ich habe Eudorien geschworen, Euch auf einem anderen Weg über die Grenze zu führen. Ihr dürft nicht, Herr, um Eudoria's Willen nicht!"

Sie richtete das flehende Auge zu ihm empor.

„Wer war der Verräther, Lydda, nenne ihn, daß er die ganze Schwere meiner Rache empfinde."

„Fragt mich nicht, Herr," bat sie. „Es nöthigt mich eine weise Rücksicht, zu schweigen, aber es wird die Stunde kommen, wo ich ihn Euch nenne. Jetzt laßt uns eilen, den Rückweg anzutreten."

Brancovich überlegte einige Augenblicke. Er berechnete die Kräfte seines Zugs und gab dann den Bitten des Mädchens nach,

obgleich er nicht recht begriff, warum sie ihm den Namen des Verräthers verschwieg.

Der Bojar rief darauf einen seiner Diener, der ein Saumroß führte, welches Lydda bestieg, und an seiner Seite reitend, kehrte sie mit ihm und den Uebrigen um. Spät erreichten sie ein Dorf, wo sie ihr Nachtlager nahmen.

Als der andere Morgen graute, saßen sie schon wieder zu Pferde. Heiter wie das Morgenroth, das über die Berge schimmerte, lächelte im Bewußtsein der geglückten Rettung eines Mannes, dem ihr ganzes Wesen insgeheim angehörte, Lydda den Bojaren an. Gern vertraute er sich ganz ihrer Führung. Sie kannte aus ihrem früheren Leben Wege, die kaum einem Eingeborenen bekannt sein konnten; denn sie war eine Zeit lang, etwa in ihrem zwölften Jahre, mit der Horde umhergewandert, dann aber, von dem mächtigen Zug ihres Herzens überwältigt, voll Ekel und Abscheu gegen das Leben und Treiben ihres Volkes in den Hospodarenpalast in Bucharest und nun für immer zurückgekehrt. Durch Felsenthäler, die oft so enge waren, daß kaum ein Bächlein Raum hatte, sich hindurchzuwinden, deren Schluchten durch das Eis dieser Bächlein für die Pferde höchst schwierig waren; über Höhen, die nur des Jägers oder des wandernden Zigeuners Fuß zu betreten wagte; durch Einöden, wo weithin keine Spur des Menschenlebens sichtbar wurde; durch Wälder endlich, deren Dickicht kaum den Durchgang gestattete, führte sie Lydda in unermüdlicher Eile. Der größere Theil des Weges mußte zu Fuße gemacht werden. Umsonst bat Brancovich das Mädchen, sich zu schonen, sich Ruhe zu gönnen. Sie schien keine Ermüdung zu fühlen. Sie stand wohl manchmal still; aber es war bloß, um sich wieder zu orientiren. Dennoch kam der Abend heran, ehe sie eine Niederlassung fanden, wo sie die nothdürftigste Bequemlichkeit hätten zu finden hoffen dürfen. In einem dunklen Tannenwalde wurde endlich Halt gemacht. Lydda saß auf dem Gepäck und lehnte das müde Haupt an einen Stamm, als Brancovich, den die nöthigen Anordnungen bis jetzt beschäftigt hatten, zu ihr trat.

Er ließ sich neben ihr nieder. Lydda rührte sich nicht.

Sie schläft, dachte er, und wollte leise sich entfernen; doch horchte er noch auf ihren Athemzug. Es schien, als sei alles Leben aus ihr gewichen. Erschrocken faßte er ihre Hand. Sie war kalt wie die einer Verstorbenen. Jetzt sprang er auf und ergriff einen Kienbrand, sie zu beleuchten. Todtenblässe bedeckte das schöne Antlitz. Mit einem Ausrufe des Schreckens stürzte er, den Feuerbrand wegschleudernd, zu ihr hin und zog sie an seine Brust, daß sie erwarme.

Sein Schreckensruf führte die Diener herbei. Man brachte Ungarwein. Brancovich benetzte ihre Lippen, ihre Stirn, ihre Wangen. Er rüttelte sie mit wachsender Besorgniß. Er rief ihren Namen. — Enger und enger drückte er sie an seine Brust. — Da regte sich das Leben wieder in ihr, und endlich schlug sie die Augen auf. Als sie sich an der Brust eines Mannes ruhen fühlte, wollte sie aufspringen; aber matt sank sie zurück in seine Arme. Erst jetzt kehrte das volle Bewußtsein zurück. Sie sah ihn an, erkannte ihn, und ein Strahl des Entzückens belebte ihre Züge. Ihre Augenlider sanken nieder, und die Ohnmacht löste sich in einen tiefen Schlaf auf. Brancovich ließ sie nicht aus seinen Armen. Mit seltsamen Empfindungen hielt er das schöne Wesen an seiner Brust, das so harmlos, so zutrauensvoll da ruhte. Erst nach einer Stunde erwachte sie neugestärkt. Tief erglühend riß sie sich los.

„O, vergebt," rief sie, — „es war eine Schwäche, die mich anwandelte. Sie wird nun nicht mehr vorkommen!"

Aber Brancovich war noch immer nicht von Besorgniß frei. Er selbst bereitete ihr ein Lager. Er reichte ihr beim Mahle die besten Bissen. Er nöthigte sie, Wein zu trinken, der ihre Kräfte wieder heben sollte.

Lydda fühlte selbst zu wohl noch, wie schwach sie war. Sie gab daher seinen Bitten nach, nahe dem Feuer sich niederzulegen. Brancovich verließ sie nicht. Er wechselte mit den Dienern im Schüren des Feuers ab. Bald entschlummerte Lydda sanft. Der

Traum trieb sein phantastisches Spiel mit ihr; aber es waren freundliche Bilder, die sie umgaukelten.

Die winterliche Sonne vergoldete schon die Wipfel der Tannen, als sie erwachte. Der Bojar saß nahe an ihrem Lager und schlief. Die Knechte hatten sich weggeschlichen, um den geliebten Herrn nicht zu stören. Ohne Zeugen konnte sie ihn jetzt betrachten, wie er da saß, das männlich schöne Gesicht auf seine Rechte gestützt. In den Falten der Stirn sprach noch die Sorge, die ihn beengte, die Sorge um sie. Es waren Momente eines stillen Glückes, das sie genoß. Leise erhob sie sich alsdann. Erst jetzt nahm sie wahr, daß er seinen Mantel über sie gedeckt hatte. Sie wollte ihn damit umhüllen, aber er erwachte. Sie erglühte, als er ihre Hand nahm und sie zu sich zog.

„Wie ist Dir, liebe Lydda?“ fragte er.

Sie fühlte sich wieder so wohl, so neubelebt, als irgend je. Das Frohgefühl der Gesundheit durchströmte ihre Glieder, und ihr Herz schwelgte im Entzücken. Sie sagte ihm, wie wohl sie sich fühlte, und freudig drückte er sie an seine Brust, voll Dankbarkeit für ihre Aufopferung, ja es war ihm, als umarme er seine Eudoria, deren Liebe sein Lebensstern, deren Vertraute, deren Freundin Lydda war. In diesem Augenblicke pfiff eine Kugel an Brancovich's Haupte vorüber. Einen Moment betäubte Beide der Schreck über den unerwarteten Schuß; im anderen aber schon riß Lydda eine Pistole aus des Bojaren Gürtel und rannte, flüchtig wie Atalanta, dem Dickicht zu, woher der Schuß gekommen. Plötzlich stand sie vor dem Zigeuner Hairaddin, der eben wieder lud, um besser zu treffen, als das erste Mal. Lydda zielte, drückte los, und in seinem Blute schwamm der Verruchte. Die Kugel war ihm durch das Gehirn gedrungen. Ehe jedoch Lydda zur Besinnung kam, fielen Schüsse in ihrem Rücken. Der wilde Allah-Ruf erschallte, und das Klirren der Schwerter verrieth, daß sie von Türken überfallen seien. Ein

Blick zeigte ihr, wie Brancovich, mit dem Rücken sich an einen Baum lehnend, gegen die Uebermacht kämpfte wie ein Rasender.

Schnell entwand sie den im Todeskrampfe fest die Büchse umklammernden Fingern Hairaddin's das Schießgewehr. Sie lud es, so schnell es gehen mochte, und zielte auf den Bimbaschi, der den Haufen anführte. Er taumelte und fiel. Jetzt erst bemerkte sie des Zigeuners Ungarpistolen. Sie riß sie aus dem Gürtel, und ein zweiter Türke fiel. Die Wallachen und Diener Brancovich's nahten sich indessen auch, und der Kampf wurde nun gleichmäßiger, aber um nichts gelinder. Wüthend drangen die Türken auf den Bojaren ein. Schon blutete Brancovich. Lydda konnte in der Angst, die mit jedem Momente stieg, kaum noch einmal laden und feuern. Sie riß Hairaddin's Säbel von der Seite und stürzte sich in den Kampf. Allein wie auch die Ueberfallenen kämpften mit Muth und Tapferkeit, der Türkenhaufe war stärker; des Bimbaschi Tod hatte sie außer sich gebracht. Um jeden Preis lechzten sie nach Brancovich's Leben. Schon lagen Wallachen und Türken auf der Wahlstatt; schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Türken, da des Bojaren riesenkräftiger Arm zu ermatten begann durch den heftigen Blutverlust; schon sah Lydda ihr Verderben nahen — da zischten Kugeln in den Türkenschwarm, da fuhren, von Mograbin geführt, zwölf Zigeuner unter die Türken mit sicherer Klinge. Sie waren überflügelt und im Rücken angefallen. Jetzt flammte der Wallachen Muth auf's Neue empor. Wilder drangen sie ein. Hageldicht fielen ihre Streiche, und bald flog der kleine Rest der Türken von einem Wahlplatze hinweg, den ein Haufen ihrer Gefallenen deckte. Jetzt erst fühlte der Bojar seiner Wunde Schmerz. Ein Säbelhieb hatte seine Seite getroffen. Während die Wallachen die fliehenden Türken verfolgten, verband Lydda den Verwundeten mit liebender Sorgfalt. Nach einigen Stunden kehrten auch die Verfolgenden zurück, und es löste sich das räthselhafte Erscheinen der Türken in dieser Einöde. Mograbin war mit Lydda nach der Höhe

gegangen, Brancovich zu erwarten. Hairaddin, der Lydda bis zur Raserei liebte und von ihr schnöde verschmäht worden war, glaubte, die Stunde der Rache sei da. Er folgte heimlich dem Vater und der Tochter und belauschte sie. Er lernte die Umstände kennen, die Absichten Lydda's, den Weg, den sie zu nehmen gedachte, und die Wärme, womit sie von dem Bojaren sprach, lehrte ihn ahnen, warum sie ihn verschmäht. Die Eifersucht, die Rache gohr im schwarzen Herzen. Er eilte nach Veres-Torony und führte Osman mit einem Theile seiner Leute hierher, wo er die Flüchtlinge traf. Mograbin ahnte, was er vorhabe, als er ihn bei der Horde nicht traf. Er nahm die muthvollsten Jünglinge und Männer der Horde mit sich und kam zur guten Stunde an, um sie zu retten. Daß die getäuschten Türken sie mit größerer Macht verfolgen würden, war zu vermuthen; daher brachen sie, von den Zigeunern begleitet, schnell auf und erreichten am dritten Tage glücklich die Nähe von Buchareſt.

Hier entfernten sich die reichbelohnten Zigeuner, und als Brancovich zu Lydda zurückkehren wollte, um mit ihr die Reise bis zum Ziele fortzusetzen, war sie verschwunden.

Brancovich forschte bei seinen Dienern, wohin sie sich gewendet. Nur Einer hatte sie nach einem nahen Wald eilen sehen. Umsonst aber war es, daß Brancovich nach ihr suchen ließ, selbst sie suchte, sie war wie durch einen Zauberschlag seinen Blicken entrückt.

In der Hoffnung, sie in Bucharest zu finden, bestieg er endlich sein Roß und erreichte, in tiefen Gedanken, das Thor der Stadt, welches er vor zwei Monaten mit dem Schmerze der Trennung im Herzen verlassen hatte. Eudoxia wieder zu sehen, belebte ihn jetzt mit den freudigsten Gefühlen.

2.

Auf dem Fürstenstuhle der Wallachei saß in den letzten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts der Hospodar Michael, ein Mann, der, unter dem ränkevollen Treiben des Fanars aufgewachsen, in alle die geheimen Schleichwege von früher Jugend eingeweiht war, die Habsucht und Ehrgeiz einzuschlagen pflegten, um das glänzendste Ziel zu erreichen; ein Mann endlich, der unbeständig in seinen Entschlüssen, dennoch trotzig, herrschsüchtig und eigenwillig war, wie Schooßkinder des irdischen Glückes zu sein pflegen. Dieser Mann, welcher Talente und Fähigkeiten seltener Art mit List und Schlauheit paarte, dieser Mann, der in seltenem Grade Muth und Tapferkeit, wie Feldherrntalent in sich vereinigte, stand zwischen Oesterreich und der Pforte Politik und Ränken mitten inne, beiden preisgegeben, mit beiden Buhlschaft treibend, und je nach den Auspizien größeren Vortheils sich bald diesem, bald jener in die Arme werfend. Gerade jetzt war die Stellung beider Mächte drohend, kriegerisch, feindlich. Michael, von beiden gesucht, sah es ein, wie günstig der Zeitpunkt für seinen Vortheil sich gestaltete. Der Fürst von Siebenbürgen, Bathori, war durch die Unterhandlungen Oesterreichs bestimmt worden, sein Siebenbürgen gegen die Herrschaften Ratibor und Oppeln, in Schlesien, zu vertauschen. Siebenbürgen wurde durch einen kaiserlichen Statthalter, den böhmischen Grafen Basta, regiert. Dieser Basta war Michael's erbitterter Feind. Bei Michael rang jetzt Rache und Habsucht um den Vorzug, und demnach gingen, geleitet von der Politik, dieser Kunst, mit tausend Winkelzügen dem Ziele näher zu kommen, mit glatten Worten die innerste Gesinnung zu bemänteln, in der Niemand erfahrener war, als der Fanariote, Beide jetzt Hand in Hand. Die Spannung zwischen der Pforte und dem Kaiser war bis auf einen Grad gestiegen, der kaum ein höheres Steigen zuließ ohne den unvermeidlichen Bruch. Die Pforte hatte längst um Michael's

Gunst gebuhlt, und der Pascha von Ibrail suchte jeden Weg einzuschlagen, des Griechen wahre Absichten zu erforschen. In eben dem Grade bemühte sich der Kaiser, ihn auf seine Seite zu ziehen. Der Auftrag war Basta geworden, Unterhandlungen mit dem Hospodar der Wallachei einzuleiten, die ihn, koste es auch bedeutende Opfer, in das Interesse Oesterreichs zögen. Michael hatte Gründe, mit Basta die Unterhandlungen schnell zu enden; denn das Ziel seines Strebens war eben, die Herrschaft über Siebenbürgen, welches Basta regierte, zu erlangen und sie als Preis seiner Freundschaft zu bestimmen, sich ferner ein Jahrgehalt von fünfzigtausend Thalern auszubedingen, wie es Bathori, außer dem Besitze jener beiden Fürstenthümer in Schlesien, bezog. Diese Forderungen konnte und mochte er Basta nicht stellen, weil er im Voraus wußte, daß der Gehässige sie aus Interesse und Feindschaft werde hintertreiben; darum wählte er den Ausweg, einen eigenen Gesandten nach Wien zu senden, und dieser war der, Michael vielfach verbundene, junge Bojar Brancovich.

So geheim auch diese Sendung betrieben worden war, so wußte doch alsbald der Pascha von Ibrail Zweck und Ziel, denn der Slavonier Czanad, Michael's Vertrauter, stand mit dem Pascha in verrätherischer Verbindung. Dieser Slavonier war ein Mann von etwa sechs und dreißig Jahren, ein Abenteurer, der lange bei den räuberischen Bosniern die Schule eines Parteigängers durchgemacht, dann in Constantinopel sein Glück versucht, später den Venetianern gedient und zuletzt in des Hospodars Dienste getreten war. Seiner Schlauheit und Verstellungskunst, seiner Schmeichelei und dem mysteriösen Dunkel, das er um sich zu verbreiten wußte, gelang es, selbst Michael zu berücken. Er trieb mit allem mystischen Pompe Alchymie. Er versicherte, bei den Arabern in die tiefe Weisheit der Tabula Smaragdina eingeweiht worden zu sein und bei einem Juden in Aleppo die Geheimnisse der Kabbala ergründet zu haben, wie auch sich in dem Besitze des Menstruum universale

zu befinden. Dabei war er Astrolog in der ganzen tiefen Bedeutung des Worts in jener Zeit. Dies Alles, und noch weit weniger hätte schon hingereicht, ihn dem Hospodar werth zu machen, gab ihm einen ungemessenen Einfluß auf die Seele eines Mannes, der, obgleich er zu den ausgezeichneten Helden und Kriegskundigen seiner Zeit, zu den Klügsten mochte gezählt werden, dennoch einem Aberglauben ergeben war, der mit zu den charakteristischen Merkmalen seiner Zeit und ihrer Bildung gehört.

Czanad kannte die Handhaben genau, bei denen er des Hospodars Wesen ergreifen mußte, um sich zum uneingeschränkten Gebieter über ihn zu machen. Seine Habsucht fand volle Befriedigung. Zu den alchymistischen Versuchen war Michael's Hand stets offen, und die Verheißungen Czanad's wußten schlau genug das Ziel der ungezügelten Goldgierde des Hospodars recht weit hinauszuschieben. Durch die astrologischen Beschäftigungen war er Herr geworden über alle politischen Geheimnisse Michael's. Seine genauen Kenntnisse der türkischen und anderer Staaten und ihrer Verhältnisse machten ihn bald zu Michael's Rathgeber. Der schlaue Slavonier erneuerte bald durch seine Sendungen an den Pascha von Ibrail eine alte Bekanntschaft mit diesem und somit einen geheimen Verkehr, welcher dem Hospodar ebenso nachtheilig, als Czanad vortheilhaft war.

Czanad lebte im Hospodarenpalaste und genoß allgemeine Achtung, weil ihn Michael zu seinem Vertrauten gemacht. Selbst Brancovich, der längst dem mysteriösen Heuchler mißtraute, vermochte nichts bei Michael gegen ihn, und umsonst waren die Versuche, den Verblendeten eines Besseren über ihn zu belehren.

Niemand aber haßte ihn glühender, als Lydda. Die junge Zigeunerin hing mit einer unaussprechlichen Liebe an ihrer Gebieterin, wie an deren trefflichen Mutter, deren Liebe sie wieder besaß ob ihrer Treue, ihrer Gefälligkeit und reinen Gesinnungen und Sitten. Czanad sah sie und entbrannte für das herrlich gebildete

Geschöpf in wilder Leidenschaft. Ueberall verfolgte sie seine Liebe. Er bot Alles auf, ihre Gunst sich zu erwerben; allein Lydda's durchdringender Blick hatte ihn längst durchschaut. Sie kannte seine Ränke, aber sie schwieg und suchte sie zu lähmen, wo sie konnte. Sie schwieg, weil ihr eine geheime Ahnung sagte, sie könnte einst sich dieses Menschen bedienen, um Unglück abzuwenden. Eben darum stieß sie ihn nicht schroff ab, ohne ihm auch irgend einen Beweis von Gunst zu geben. Drang er leidenschaftlich in sie, ihm ihre Hand zu reichen, so wußte die Gewandte ihn mit Scherz, Satyre und all' den tausend Neckereien eines launigen Mädchens so vortrefflich in die Schranken zu weisen, daß er nicht beleidigt werden konnte, daß vielmehr seine Leidenschaft nur noch geschürt wurde. Seit drei Tagen suchte er sie im Palast, ohne eine Spur von ihr zu entdecken. Niemand wußte, wo sie war. Endlich, als der vierte Tag unter der stechendsten Ungeduld für ihn verflossen war, vernahm er von einer alten Dienerin der Fürstin, sie müsse krank in den Frauengemächern des Palastes liegen und Eudoxia selbst ihrer pflegen, weil sie unsichtbar sei. Die Unruhe, welche Czanad umtrieb, endete jedoch mit dieser Nachricht nicht; denn sie hatte noch einen anderen Grund — die Ereignisse am rothen Thurm. Es kam keine Nachricht, wie es stand, ob es gelungen, und doch hatte der Bimbaschi verheißen, ihm sichere Kunde zu geben.

In dieser Unruhe beschied ihn der Hospodar in sein geheimstes Gemach; es war schon spät am Abend.

Auf einem seidenen Divan, der rings an den Wänden niedrig hinlief, lag der Hospodar Michael in nachlässiger Stellung. — Ein grün seidener Kaftan, mit Pelz verziert, umgab die große und muskulöse Gestalt. Ein Gürtel, reich mit Edelsteinen besetzt, umschloß das Gewand und trug einen Dolch, dessen Pracht und Reichthum ihn als ein Geschenk des Sultans ansehen ließ. Obwohl jenseit des fünfzigsten Lebensjahres, zeigte doch das Haar, welches unter der seltsam geformten, fast einem Zuckerhute gleichenden Kopf-

bedeckung von rothem Sammt mit Pelzverbrämung und strahlender Agraffe hervorquoll, noch keine Spur des Schnees, der sich sonst auf den Häuptern der Männer dieses Alters zu zeigen pflegt. Frisch und blühend war das Antlitz, und des Auges Strahl war der Dollmetscher eines durchdringenden Verstandes; allein die Falten der Stirn ließen dennoch vermuthen, daß gerade jetzt etwas sehr Unangenehmes ihn beschäftige, oder die Sorge, die wie der Schatten dem Sterblichen überall folgt, in Hütten wie in Palästen, auch zu seinem Herzen eine Thüre gefunden habe.

Czanad verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Gebieter und blieb dann, seiner Anrede gewärtig, in demüthiger Stellung unweit der Thüre stehen. Der Hospodar winkte, und Czanad ließ sich auf ein Tabouret nieder.

„Die letzte Nacht war sternenklar,“ sprach Michael's tiefe, klangvolle Baßstimme, „hast Du sie benutzt, um in den unermeßlichen Bahnen der Gestirne des Menschenlebens verworrene Wege zu enthüllen?“

Czanad neigte sich bejahend.

„Sprich, wie steht es um Brancovich? — Er müßte, wenn nicht ein unglücklicher Zufall sich ereignet hätte, längst hier sein. Mein Herz ist seinetwegen in Unruhe.“

„Eure Ahnung, hoher Herr, täuscht Euch nicht.“

„Wie?“ rief der Hospodar und fuhr blitzschnell auf, dem Astrologen näher tretend. „Wie? Czanad, sollte wirklich ein Unfall ihn betroffen haben? Sollte das Geheimniß seiner Sendung — — ?“ Er stockte. Die Blässe, die sein Gesicht überzog, war todtenähnlich.

„Was ich las in jenem Buche, dessen heilige Schrift nur Wenigen und nur unter den günstigsten Umständen diesen wenigen Erwählten zu lesen vergönnt ist, das werde Euch kund, Herr und Gebieter. Doch wollet Euch nicht unnützen Sorgen hingeben, da ich das Schlimme nur etwa vermuthen kann, denn nach Mitternacht lagerte sich dickes Schneegewölk um den Gesichtskreis, und der Sterne Schrift verschwand hinter dem Vorhange, den der Ewige

für gut fand, vor die Ereignisse der nächsten Zukunft zu ziehen. Das Menschenauge durchdrang ihn nicht. — — — Was ich wahrnahm, war, daß nahe der Grenze Eures Landes Eurem Botschafter Gefahr drohte. Welcher Art sie war, blieb mir verborgen, doch deuteten die Sterne gen Osten."

„Ha!" rief Michael erschreckend, „ich ahne, warum Du Kutschera nach Veres-Torony sendetest. Dank Dir! Du wolltest meine Brust nicht mit Sorgen vor der Zeit erfüllen."

„Ihr seid zu gnädig, Herr, daß Ihr Euch die Mühe nehmt, dem nachzudenken, was Euer treuester Diener für Eure Ruhe zu thun als heilige Pflicht erkennt."

„Mir ist das jedoch eben ein unerklärliches Räthsel," fuhr Michael nicht ohne tiefe Besorgniß fort, „daß Kutschera mit seiner Rotte noch nicht zurück ist und Brancovich ausbleibt."

„Der Sterne Schrift lügt nicht, wenn ich sie recht verstand."

„Czanad!" schrie Michael, und eine aschgraue Todtenfarbe verbreitete sich über sein sonst blühendes Antlitz. „Verderben für uns Alle würde es bringen, wenn Brancovich's Schriften —"

„Horch!" rief Czanad, und das Erbleichen kam über ihn. — „Mir ist's," fuhr er bebend fort, „als hörte ich Pferdegetrappel!"

Der Hospodar horchte auf. Im Schloßhofe regte sich eine rührigere Geschäftigkeit, als gewöhnlich. Man hörte die Wache rufen. Es gab ein wildes Hin- und Herlaufen. Außen aber vernahm man viele Stimmen und vorzugsweise die Donnerstimme Brancovich's.

„Er ist's!" rief Michael freudig, — „und die Sterne lügen! Hinaus, Czanad, und hilf für die Bequemlichkeit des Bojaren Sorge tragen."

Dieser aber vermochte kaum, dem Befehle des Herrn zu gehorchen. Todesschrecken hatte ihm Blei und Eiseskälte in alle Adern gebracht. Er sah sein Schicksal nahen, die Strafgerichte über sein ruchloses Haupt hereinbrechen, den ganzen schwarzen Ver-

rath entdeckt. Rathlos taumelte er hinaus. Sich den Dolch in das Herz zu stoßen — um all' der Schmach überhoben zu sein — dieser Gedanke flog ihm durch den Kopf; aber er war zu feig dazu. Das Leben war ihm, mit Allem, was es in sich schloß, zu theuer, ihm zu entsagen. — Flucht — nach Ibrail oder Tournul, das lag ihm näher. Er sann einen Augenblick und eilte dann in das Gemach, das seine Reichthümer barg, die er im Dienste Michael's und Benin-Paschas von Ibrail sich gesammelt.

In wilder Hast packte er Alles zusammen, was er von Werth besaß. Furcht und Entsetzen aber lähmte die Hand, verwirrte die Gedanken so sehr, daß er das, was er eben gesucht, wieder selbst an einen anderen Ort warf, ohne nur zu wissen, was er that. Allmälig kehrte jedoch seine Besonnenheit zurück. Er fragte sich selbst: — ist denn die Gefahr für mich so groß, daß mir gar kein Ausweg bliebe? Ist es nicht klüger, daß ich erst abwarte, was Brancovich erzählt? Auf mich wird gewiß der Hospodar keinen Verdacht werfen, weil ich ja gerathen, eine Schutzwache nach Veres-Torony zu senden. So beruhigte sich der Schurke selbst, und gewann zuletzt die ganze kalte Besonnenheit wieder, die ihn nur in Fällen verließ, die, wie dieser gewesen, sein Truggewebe zu enthüllen drohten.

Obgleich er nun die Sache erst in ihrer Entwicklung abwarten wollte, so packte er doch sein Theuerstes zusammen, um im Nothfalle schnell damit entwischen zu können. Diese Arbeit war kaum vollendet, als er zu dem Hospodar beschieden wurde.

„Wie steht's dort?" fragte er den Diener.

„Ich kann Dir das nicht sagen," sprach der Diener, „doch scheint mir Freude vollauf zu herrschen."

Dies beruhigte wohl etwas den schlauen Slavonier; allein sein Bewußtsein, das ihm seine Schuld vorwarf, ließ ihn noch immer die gerechte Strafe fürchten. Doch suchte er sich wieder die Frech-

heit zu erwerben, welche ihn gewöhnlich gegen äußere Anfechtungen zu schützen pflegte, und ging zu dem Hospodar.

„Wunderbar!“ rief ihm Michael entgegen; „es ist wahr, was Du gesagt; Brancovich ist überfallen worden! Aber umsonst war die Schutzwache, und Gott weiß es, ob Kutschera nicht auch unter den Krummsäbeln der Ungläubigen gefallen ist.“

Brancovich's brennender Blick traf Czanad, als ob er tief in das Innerste seiner Brust schauen wollte; aber dieser verrieth mit keinem Zuge seines Gesichts irgend eine Verlegenheit. Ruhig, wie das reinste Gewissen, blickte er ihm in das Auge und sprach:

„Gelobt sei Gott! daß Ihr der Gefahr entronnen seid, edler Herr. Doch, sagt an, wie gelang Euch das? — Ich las im ewigen Buche der Gestirne, was da kam, und bat, daß eine Abtheilung Streiter zu Eurem Schutze nach Veres-Torony gesandt würde. Haben sie Euch wacker beigestanden?“

Immer noch brannte Brancovich's Blick auf ihm.

„Ja,“ rief er, „Czanad, es waltet ein schändlicher Verrath. Wie konnte Benin-Pascha wissen, um welche Zeit ich am rothen Thurme sei? Niemand wußte das, als der Hospodar und — Du?“

Czanad hielt sich krampfhaft. Wie auch die ganze Hölle im Innern seiner Brust tobte, sein Gesicht war ruhig und sogar heiter. Er sah fest in Brancovich's flammendes Auge.

„Edler Herr,“ sprach er, den Schmerz des verletzten Gefühles sehr treu nachahmend, „wie mögt Ihr auf unseres Herrn treuesten Diener einen Verdacht werfen, der so schändlich, so entehrend ist? Würde ich, wenn ich Verrath hätte geübt, zu Eurem Schutze Söldner an den rothen Thurm gesendet haben? — Ist es Euch so fremd, daß diese Türken im Bojaren-Divan ihre Freunde haben? Kennt Ihr nicht des Goldes Macht über gemeine Seelen? Wohlan, im Bewußtsein meiner Unschuld unterwerfe ich mich jeglicher Prüfung, daß die Wahrheit kund, der Verräther entdeckt und bestraft werde!“

Er verbeugte sich tief, kreuzte die Hände vor seiner Brust und richtete sich dann stolz empor.

Brancovich selbst begann zu zweifeln, ob diesmal der Slavonier die Hand im Spiele gehabt habe. Er stand ihm zu frei, zu ruhig und arglos da, und war er schuldig, so mußte er ja jede Untersuchung fürchten, nicht selbst eine begehren.

„Nein, Brancovich," sprach der Hospodar, „wie ich bereits gesagt, für Czanad bürge ich selbst. Er war es, der zuerst in den Gestirnen Gefahr las und in mich drang, zu Deinem Schutz einen Hinterhalt in die Gebirge von Veres-Torony zu legen. Es wird, es muß des Frevels Urheber entdeckt werden, daß er meiner Rache anheimfalle, die ihn zermalmen soll. Geh', guter Czanad, und sende Kundschafter nach Kutschera und den Seinen aus. Sind sie zurück, finden wir vielleicht eher die dunkle Spur, die uns zur Enthüllung dieses verruchten Geheimnisses leitet."

Czanad verbeugte sich und ging.

„Ich zweifle selbst," sprach darauf Brancovich. „War es möglich, daß vielleicht ein Diener horchte? Lydda muß von dem Geheimniß wissen; aber es ist vergeblich, ihr ein Geheimniß zu entreißen, das sie in ihr Inneres verschließen zu wollen scheint."

„Laß das nur. Es wird Eudorion besser gelingen, als uns; aber erzähle mir nun den Erfolg Deiner Bemühungen in Wien."

Brancovich erzählte ihm, wie gütig er aufgenommen worden sei von dem Kaiser, und wie dieser den Grafen Palffy aus Ungarn, der in großer Gunst bei dem Kaiser stehe, beauftragt habe, mit ihm zu unterhandeln. Er habe Palffy die Anträge entwickelt, und dieser sei alsdann darauf eingegangen und habe ihm, als Gegengabe des Kaisers, die Burg und Herrschaft Kinsberg in Schlesien angeboten, um dort im Kriegsfalle die Fürstin und Eudoxien zu bergen; auch den Jahrgehalt von fünfzigtausend Reichsthalern zugesagt, doch auf Siebenbürgen sich durchaus nicht einlassen wollen. Er habe Alles versucht, ohne doch nur einen Schritt weiter zu kommen. Das

Resultat seiner Unterhandlungen sei kein anderes gewesen, als Palffy werde selbst nach Bucharest kommen und das Ganze zur Zufriedenheit des Hospodars beenden, er möge nur die Bojaren für Oesterreich zu stimmen sich bemühen.

Dankbar und freudig drückte der Hospodar des Bojaren Hand. „Theodor," sprach er, „groß war meine Schuld, größer ist sie geworden gegen Dich. Glaube mir, daß ich dankbar sein werde."

Brancovich's Auge leuchtete, als er die Hand des Hospodars hielt.

„O, Herr und Fürst," sprach er, „Ihr wisset, es gibt nur einen Lohn für mich, und dieser wird mich zum glücklichsten Menschen machen — Eure Einwilligung zur Verbindung mit Eudorien. Darf ich hoffen, endlich der Treue Lohn zu ernten?"

Michael lächelte gütig.

„Geh' und begrüße die Fürstin und Eudorien," sagte er mild, „doch laß die glühenden Wünsche Deines Herzens noch ruhen. Es thürmen sich Wetterwolken rings um uns, und des Krieges blutiges Treiben ist vor der Thüre. Da ist zum Freien nicht die rechte Stunde. Ist der Friede zurückgekehrt, so laß uns weiter davon reden."

Dankbar drückte der Glückliche die Hand an seine Lippen und flog dann dem Theile des Palastes zu, wo die Frauengemächer waren.

Michael aber ging lachend auf und nieder. Er erwog die obwaltenden Umstände. Er wußte, daß Palffy, seit er zum ersten Mal als Gesandter des Kaisers in Bucharest war, Eudorien ebenso glühend liebte, als Theodor Brancovich. Eine Verbindung mit dem reichen Magnaten hatte aber so viel für sich, daß Theodor zurückstehen mußte. Er hielt ihn nur hin. Ihn zu täuschen, war ihm kein Unrecht. —

„Kinsberg?" sprach er, „wo liegt dies Kinsberg?" Er nahm

die Schriften, welche Brancovich auf dem Tisch ausgebreitet hatte, und durchflog eine derselben mit Aufmerksamkeit.

„Es ist klein“ — fuhr er dann in seinem Selbstgespräche fort — „das ist wahr; aber es liegt in Schlesien — nicht weit von Bathori's Herrschaften. — Fünfzigtausend Thaler? Auch ein Preis. Aber Siebenbürgen? — Dies muß mir werden, dann trete ich auf Oesterreichs Seite und Palffy wird mein Eidam.“

Er ließ Czanad kommen.

Sein Vertrauen war so groß, daß er ihm Alles mittheilte, was Brancovich ausgerichtet, ja selbst die Hoffnung, daß Palffy sein Eidam werden würde.

Mit besonderer Theilnahme ging Czanad auf letzteren Punkt ein. „Brancovich ist reich, das ist wahr,“ fuhr er fort; „aber was sind seine Besitzungen gegen die des Magnaten Palffy? — Und sollte gegen alles Erwarten es mißglücken, was Ihr beabsichtiget, so bleibt Euch bei ihm eine Zufluchtsstätte bis auf bessere Tage, wie sonst nirgends.“

Beide besprachen nun ausführlich Alles, und Czanad erhielt den Auftrag, heimlich nach Schlesien zu gehen, die Burg Kinsberg einzusehen und ihr Gebiet, damit nicht der Hospodar ohne genaue Kenntniß einen Vertrag eingehe, der ihm das nicht böte, was er erwartete. Unter diesen Umständen sank die Mitternacht herab, und Beide begaben sich in das Thurmgemach, ihre astrologischen Beschäftigungen zu beginnen.

Die winterlichen Sonnenstrahlen fielen durch hohe Bogenfenster an jenem Tag, als Brancovich Bucharest erreichte, in ein großes, reichgeschmücktes Gemach des Hospodarenpalastes zu Bucharest. Es lag gegen den Garten, der sich an das große Hauptgebäude, durch eine Mauer anschließend, rings um die Rückseite desselben zog, und gehörte nach griechischer Sitte zu dem Theile des Gebäudes, welchen man das Frauengemach nannte. Mit orientalischer Pracht und Ueppigkeit war das Gemach ausgeschmückt, und sowohl die Wände,

als der Boden waren mit den Kunsterzeugnissen Persiens bedeckt, während die Wohlgerüche Yemens überall dufteten und Gold und Silber in den zierlichen Geräthen dem Auge begegneten. Auf dem Divan, den venetianischer Sammt deckte, saß eine hohe Frau, die, obwohl sie selbst jenseit der Herbsttage des Menschenlebens stand, dennoch Spuren von hoher Schönheit trug und einen Adel in ihrem äußeren Wesen ausprägte, der unwillkürlich mit Ehrfurcht erfüllte. Mild und sanft waren die Züge, und selbst etwas Leidendes, ein Zug stillen Harms war kaum zu verkennen. Die Gestalt war groß und majestätisch, die Kleidung von schwarzem Sammt, und außer einer schweren goldnen Kette, die ein Kreuz von eben diesem Metalle hielt, fehlte jeder andere Schmuck. Sie hielt ein großes Evangelienbuch in ihrer Hand, das kostbar geschrieben und eingeheftet war. Doch ruhte ihr Auge jetzt bloß darauf, ohne zu lesen, und es schien, als beschäftige den sinnenden Geist irgend ein ernster, wichtiger Gedanke. Es war die Fürstin Maria, des Hospodars Gemahlin.

Gegen das Bogenfenster, durch welches die Sonnenstrahlen eindrangen in das Gemach, lehnte eine andere weibliche Gestalt. Es war, als wollte sie die Gluth der Alabasterstirne kühlen an den kalten Scheiben, so lehnte sie sie dagegen. Aus dem großen braunen Auge rieselten Thränen zur Erde nieder. Die sonst blühende Wange war kaum geröthet; aber dieses Gesicht besaß einen unaussprechlichen Liebreiz. Die Gestalt war groß, wie die der Fürstin, doch schlank und zärter gebaut. Um diese ausdrucksvolle Gestalt flog ein langes, faltiges Gewand von dunkelrothem Seidenstoff, und ein kostbarer Gürtel schloß es um die Hüfte fest. Lange Flechten kastanienbrauner Haare flossen fast über die Hälfte der Gestalt herab.

„Eudoxia," hob nach einigem Schweigen die Fürstin an, indem sie das heilige Buch neben sich hinlegte, „wird denn nie mein mütterliches Wort über Deine leidenschaftliche Erregbarkeit einige Macht gewinnen!"

Eudoxia wischte schnell die Thränen weg und bemühte sich, der Mutter eine ruhige Miene zu zeigen. Der Mutter ernst verweisender Blick ruhte aber jetzt auf den darob erröthenden Zügen.

„Heuchle keine Ruhe, Kind,“ fuhr die Mutter fort, „Du hast, Du kennst sie nicht. Noch vor acht Tagen jubeltest Du der Ankunft Brancovich's entgegen — heute willst Du verzweifeln, weil eine Gefahr dem Manne droht. Ist denn nicht Lydda ihm entgegen, und kennst Du Lydda nicht?“

„O Mutter, schilt mich nicht!“ flötete eine Stimme, die, wie Aeolsharfenton, jede Saite des Gemüthes anzuschlagen bestimmt schien. „Hab ich denn dies Herz geschaffen? Wohl weiß ich, daß Lydda ihn zu retten weg ist, aber gerade das, daß ich ihn nicht retten konnte, ist's, was mich so tief schmerzt. Ich will es dabei nicht leugnen, daß die ihm drohende Gefahr mir jede Freude raubt und daß ich erst wieder frei aufathmen werde, wenn er glücklich angelangt ist.“

„Siehe,“ begann die Mutter jetzt, „es ist allerdings so, daß der Mensch nicht sein Wesen selbst geschaffen, daß er es auch wohl kaum ganz wird ändern können; allein so viel muß er Herr seiner Empfindungen sein und bleiben, daß sie ihn nicht bewältigen, ihn nicht um seine Ruhe und Besonnenheit bringen. Du aber schwebst zwischen der ausschweifendsten Freude und dem unmäßigsten Schmerze; Du gibst Dich dem augenblicklichen Eindrucke ganz und unaufhaltsam hin — aber nur zu bald ist der Eindruck verwischt und ein anderer tritt in seine Stelle ein. Wohin soll das führen! Eudoxia! Lerne Dich beherrschen, mein Kind, wenn nicht Deines Herzens Frieden zu Grunde gehen soll. Warum willst Du zagen? Lebt nicht ein Gott, der alle Edlen schützt? Auch Brancovich ist edel — Gott wird ihn schützen. Ist nicht Lydda bei all' der Heftigkeit ihres Wesens dennoch so überlegend, so klar in sich, so fest in ihrem Wollen und so schlau im Ausführen?“

Die Worte der besonnenen Mutter trafen das leidenschaftliche

Mädchen, und sie fühlte, wie wahr Das sei, was sie sage. Sie suchte eine heitere Miene anzunehmen. „O Mutter," sagte sie, „Du nimmst eine Centnerlast von meiner Seele durch Deinen Zuspruch. Glaubst Du wirklich, daß Brancovich glücklich der Gefahr entgehe?"

„Ja, das glaube ich, weil die treue Lydda zeitig und fern genug von der Stelle, wo der Hinterhalt lauert, ihn von der Gefahr unterrichtet."

Ehe noch das Gespräch sich weiter fortsetzte, trat plötzlich Lydda in das Gemach. Sie glühte wie eine Purpurrose vor Anstrengung, und ohne ein Wort reden zu können, sank sie zur Erde nieder.

Blitzschnell flog Eudoria zu der Treuen und hob sie an ihre Brust empor. Selbst die Fürstin eilte liebevoll herzu und half sie auf den Divan betten. Durch Einflößungen von Wein kehrten die Kräfte zurück, die das zarte Geschöpf, entwöhnt einer Lebensweise, wie sie sie seit einigen Tagen geführt, erschöpft hatte.

„Lebt er? Ist er gerettet?" fragte Eudoria mit liebender Hast das edle Mädchen.

Sie nickte mit dem schönen Kopfe bejahend und legte dann das Haupt, das umflorte Auge verbergend, an Eudoria's Brust. Ach! dachte sie, Du Glückliche, Du darfst Dich seiner Rettung freuen, den Geliebten voll seliger Gefühle an Deine Brust drücken! Und liebst Du ihn mehr, als ich? Aber sie verschloß die Empfindungen in ihr Innerstes. Das Bewußtsein, den Mann, den ihre Seele mit aller Gluth liebte, gerettet zu haben, an seiner Brust geruht, seinen Dank sich verdient zu haben — das war ja reicher Lohn für das genügsame Herz.

Alles, was die Liebe vermag für eine treue Freundin, das bot Eudoria Lydda, und mit gleicher Liebe behandelte sie die Fürstin Maria. Sie bedurfte aber auch liebevoller Pflege, denn sie war so erschöpft, daß ein heftiges Fieber sie ergriff. Ihre Füße bluteten,

und ihre Arme waren durch die Dornen und Aeste des Dickichts verwundet.

Am Bette der Leidenden saßen am Abend die Fürstin und Eudoria und horchten den Worten, welche sie mühsam hervorbrachte, als die Thüre sich öffnete und eine Dienerin den Bojaren meldete.

Eudoria, welche ihn mit brennender Sehnsucht schon lange erwartet hatte, flog ihm entgegen. Die halbgeöffnete Thüre des Vorsaals entzog dem Auge Lydda's die Umarmung der Liebenden; aber dennoch lagerte sich eine Todtenblässe auf das liebliche Gesicht des Mädchens, und beinahe war es umsonst, daß sie sich Mühe gab, die Thränen des hervorströmenden Gefühles zurückzudrängen. Sie faltete krampfhaft ihre Hände und flehte zu Dem, der allein das Herz zum Kampfe mit sich selbst stark macht, daß auch ihr Herz erstarke zum Ertragen, Dulden, Leiden. Und sieh', es kam wunderbare Ruhe in ihr wogendes Herz; der Sturm der Gefühle beruhigte sich, und muthig sah sie den kommenden Auftritten entgegen. — Aber dennoch zuckte ein tiefes Weh durch die wunde Brust, als jetzt Eudoria, blühend wie die junge Maienrose, den Blick voll Seligkeit, über die schönen Züge das bezaubernde Lächeln des Bewußtseins glücklicher Liebe ausgegossen, am Arme des schönen Mannes hereintrat, der in ihr und nur in ihr sein ganzes Glück fand. —

Zu der Fürstin trat er hin, sich vor ihr neigend und seinen Mund in Liebe und Ehrerbietung auf die Hand der Frau drückend, die er mit wahrhaft kindlicher Gesinnung umfaßte.

Hier verließ ihn Eudoria und flog zu Lydda. Sie drückte einen Kuß auf die erbleichenden Lippen des Mädchens.

„Dank, ewig Dank Dir, treue Lydda, durch Dich hab' ich ihn wiedergewonnen!" sprach sie entzückt. „Dir danke ich mein ganzes Glück!"

Lydda lächelte wie eine Selige, aber im Herzen wohnte tiefes Weh.

„Seid glücklich, Eudoria!“ sprach sie sanft; „möge kein Unfall Euer Glück stören.“

Auch Theodor trat jetzt mit der Fürstin herzu.

Liebevoll beugte er sich über die Leidende. Liebevoll drückte er ihre bebende Hand, und erst jetzt erfuhren die Fürstinnen Alles, was sie gethan hatte zu seiner Rettung. Ein begeistertes Lob floß von Brancovich's Lippen. Die ganze Dankbarkeit seines Herzens ergoß sich in Worten.

Und alle Drei wetteiferten in Liebe gegen sie.

Brancovich mußte nun von Wien und seinen Freuden erzählen. Besonders lebhaft erkundigte sich Eudoria nach den Wiener Frauen. Und als Theodor in ihr Lob ausbrach, als er ihre Schönheit, ihre Anmuth pries, da umwölkte sich wieder die schöne Stirn Eudoriens, denn es dünkte sie des Lobes zu viel.

Sie drohte Brancovich halb schmollend.

„Bist Du mir auch treu geblieben dort? Hast Du nicht zu tief in das blaue Auge der schönen Deutschen geblickt? Ach, wie oft wird Eudoria vergessen worden sein mit ihrem Herzen voll Liebe!“ —

Er legte schmeichelnd seinen Arm um sie und sah sie lächelnd an. „Könnte ich Deiner vergessen?“ fragte er.

„Geh',“ sagte sie, „Euch Männer beherrscht nur der Reiz der Gegenwart, des Augenblicks. Jede frühere Liebe tritt dann schnell in den Hintergrund. Allein Euch zu besitzen, träume kein Herz!“ Sie sprach diese Worte mit bitterem Tone. Thränen traten in ihre Augen, und ihre Hand bedeckte sie.

„Eudoria!“ sprach Brancovich mit dem Bewußtsein seiner ganzen Liebe und Unschuld, „wie verdiene ich das? Du fragtest mich, und ich erzähle sonder Arg, wie ich es gefunden. Wodurch gab ich Dir Veranlassung zu solch' tief schmerzendem Verdachte?

O, ich hatte einen anderen Empfang gehofft und geträumt!“ setzte er schmerzlich hinzu.

Lydda ergriff flehend Eudoxia's Hand, die Mutter verwies ihr strenge ihr ungerechtes Benehmen, ihre Leidenschaftlichkeit. Sie sah auf, sah in Theodors Antlitz, und als sie den schwermüthigen, trauernden Blick des Mannes sah, da flog sie laut weinend an seine Brust und bat, daß er vergesse und vergebe, klagte sich ihres Unrechts an und war trostlos in Reue, wie sie eben ergriffen gewesen war von Eifersucht.

Der unangenehme Eindruck, den diese Scene auf Brancovich hervorbrachte, war sichtbar, und sein stiller Ernst konnte nicht durch Eudoxiens Schmeicheleien, nicht durch ihre Liebkosungen, denen sie sich ganz rückhaltlos überließ, verdrängt werden.

Er verließ die Frauen bald, um mit dem grauenden Morgen nach seinem Schlosse Tuni sich zu begeben.

Umsonst waren Eudoxiens Bitten, daß er weile, nur noch einen Tag weile. Er wollte Eudoxien ihr Unrecht fühlen lassen. Wie heiß er sie auch liebte, ihn hatte ihr Benehmen tief verletzt, und er fühlte es, wie nöthig es sei, ähnlichen Ausbrüchen, die das Glück seines Lebens untergraben mußten, frühe zu begegnen. Er kannte aber auch Eudoxien zu gut, um nicht zu wissen, wie tief ihre Reue sein würde. Und wie ihn auch das Herz zog, ihren Bitten nachzugeben, so rieth ihm der ruhige Rathgeber: Verstand, fest auf seinem Worte zu beharren.

Die Fürstin durchschaute sein Herz. Sie lächelte ihm ihre Zustimmung zu, und er schied, Eudoxien ihrem Schmerz und Lydda ihrer tiefen Trauer überlassend, um erst in acht Tagen wiederzukehren.

Czanad jubelte laut auf, als er sich der Gefahr entronnen sah und diesesmal die verdiente Strafe an ihm vorbeigegangen war, die ihm so nahe zu drohen schien. Wie sehr ihn auch wieder des

Hospodars Vertrauen beruhigte, so hatte doch ein Blick in Brancovich's Auge ihn beben gemacht. Er las darin die ganze Größe des Verdachts, den er auf ihn warf. Nichts konnte ihm daher erwünschter sein, als der ihm gewordene Auftrag, Kinsberg zu erkundschaften. Er fand hier Gelegenheit, sich dem argwöhnischen Blicke des Bojaren zu entziehen, die ganze Begebenheit in Vergessenheit gerathen zu lassen und — seinem Verbündeten, dem Pascha von Ibrail, die Erfolge von Brancovich's Unterhandlung in Wien mitzutheilen, ohne den geringsten Schein des Verdachts auf sich zu laden, da der Abstecher nach Ibrail ihn nicht weit von seinem Weg abführte. Eins lag aber schwer auf seinem Herzen, daß er Lydda nicht wiedersehen sollte vor seiner Reise, die so lange dauern mußte. Vergeblich blieben indessen alle Versuche, welche er hierzu machte. Er mußte seine Reise antreten, ohne daß er seinen Wunsch erfüllt sah.

Benin-Pascha von Ibrail war außer sich selbst, als er das verunglückte Unternehmen Osman's erfuhr und dessen Tod. Sein ganzer Grimm warf sich auf den Hospodar, von dem er sich überlistet sah. Die Ungewißheit, ob Czanad's Verrath bei dieser Gelegenheit entdeckt worden sei oder nicht, vermehrte das wilde Brausen seines leidenschaftlichen Zornes. Tod und Verderben schwur er dem Hospodar, und eben im Begriff, einen Tartaren nach Constantinopel an den Großherrn abzusenden, um ihn um Verhaltungsbefehle nach der Mittheilung der Ereignisse zu bitten, wurde ihm gemeldet, daß ein Slavonier da sei, der dringendst mit ihm persönlich sich zu unterreden begehre. Er ließ ihn kommen, und Czanad wurde in das Gemach geleitet. —

„Czanad!" rief der Pascha dem sich bis zur Erde Neigenden zu: „Bist Du wirklich dem Strick entgangen! Bei dem Barte des Propheten, Du bist klug wie Scheherazade, oder Dein Glück ist größer als Dein Verdienst!"

Czanad lächelte.

„Herr," sagte er, „mein Kopf sitzt noch heil zwischen den Schultern, aber Osman ist gefallen und unser schöner Plan mißglückt!"

„Verdammt!" rief der Pascha und stampfte wild mit dem Fuße auf den Boden, erinnere mich nicht an eine Begebenheit, die mir das Blut in den Adern gerinnen macht. — Und weißt Du, wer des Unglücks Urheber war?"

„Wer?" fragte Czanad neugierig.

„Eine Zigeunerin, die im Palaste des Hospodars dient. Tausend Tode ihr! Gelingt es mir, daß ich sie je in meine Hände bekomme, so soll keine Todesart gräßlich genug sein, meine Rache an ihr zu kühlen."

„Woher wißt Ihr das, hoher Herr?" fragte Czanad, der, fast einer Leiche gleichend, dastand.

„Fragst Du noch?" fuhr der Türke fort. „Hat doch der Zigeuner Hairaddin, der auch, und von dem Mädchen selbst, erschlagen wurde, Alles meinen Janitscharen hinterbracht, als er sie auf die Fährte leitete, die das Mädchen als Führerin des Zuges durch die unwegsamen Berge der Grenze eingeschlagen. Lydda nannte er sie."

Czanad erstarrte. Diese Räthsel konnte er sich nicht lösen. Doch führte ihn endlich sein Sinnen auf die richtige Spur. Er entsann sich des Traumes des Heiducken Paswan, und es wurde ihm zur schauderhaften Gewißheit, daß Lydda ihn belauscht, ihm damals mißtrauend gefolgt sei, als er mit Osman in den Ruinen des Klosters St. Maximin die Unterredung hielt; anders konnte es nicht sein. Aber dem Hospodar war es ein Geheimniß noch. Doch — blieb es in der Brust des Mädchens verborgen? Wurde nicht das Alles jetzt in seiner Abwesenheit kund, und erwartete ihn dann nicht, wenn er zurückkehrte, der gewisse Tod? Die schauderhafteste Ueberzeugung erschütterte sein Inneres. Er sah den ganzen mühsamen Bau seines Glückes wanken und einstürzen.

„Was sinnst Du, Czanad?“ fragte der Türke, der in seiner Miene las, was in ihm vorging.

„Ich bin verloren,“ rief er verzweifelnd aus, „wenn Ihr mich verlaßt!“

„Warum?“ fragte ruhig der Türke.

„Weil Alles durch dieses Mädchen verrathen ist, die mich mit Osman belauscht haben muß. Ein sicherer Tod erwartet mich, wenn ich es je wage, nach Bucharest zurückzukehren.“

Der zitternde Czanad fiel auf die Kniee vor dem Pascha und hob flehend seine Hände zu ihm empor: „Verstoßet mich nicht!“ —

Ein verächtliches Lächeln fuhr über die wilden Züge des Muselmannes, als der Verräther vor ihm kniete.

„Es ist wahr, Czanad,“ sprach er darauf, „für Deinen Kopf wäre es wirklich unbequem, jetzt schon in eine Schlinge schlüpfen zu müssen. Er kann noch gar viel Schönes und Gutes leisten; aber was soll ich mit Dir? Wo ist die Gewähr für Deine Treue? Die Beispiele, welche ich besitze, sind schlechte Empfehlungsbriefe.“

„Wo die Gewähr ist, hoher Herr?“ fragte der zitternde Czanad. „War ich nicht Euer Werkzeug bis heute? Wußte ich nicht dem Hospodar jedes Geheimniß abzulauschen und Euch zu hinterbringen?“

„Weil ich besser zahlte, als der Hospodar,“ versetzte der Pascha, sich an seiner Qual weidend. „Wie aber, wenn der Fanariote mehr und besser zahlt, als ich? Hund läßt nicht vom Hund! Was bürgt mir für Deine Treue?“

„Herr, die verzweifelte Lage, in der Ihr mich erblickt. Ich bin Euer um jeden Preis — ja selbst um gar keinen, als eine Zufluchtsstätte, und die Geheimnisse, die ich Euch zu hinterbringen kam, mögen Euch zeigen, ob ich Eurer Aufnahme würdig sei, oder nicht.“

Der Hohn auf Benin-Paschas Gesichte verwandelte sich jetzt

schnell in Neugierde, und wie seine Züge, so verwandelte sich auch sein Ton und die Art, wie er mit Czanad sprach.

„Rede offen, guter Czanad," hob nach einer kleinen Pause der Pascha an. „Du wirst wohl überzeugt sein, daß ich scherzte. Zu gut und zu lange kenne ich Dich ja schon, um auch nur einen Augenblick an Deiner Treue, an Deiner Fähigkeit und Brauchbarkeit zu zweifeln. Steh' auf, Czanad, und rede frei, eine Zuflucht soll Dir nimmer fehlen."

Czanad erhob sich. Listig durchschaute er den Türken. So unerfahren war er nicht in dem gefährlichen Werke, welches er trieb, daß er nicht hätte wissen sollen, daß der Verräther so lange werth gehalten wird, als er gute Dienste leistet.

„Verzeiht," sprach er darauf, „wenn ich vorher einige Bedingungen und Umstände möchte in's Klare gebracht sehen.

„Was ich besaß, ließ ich in Bucharest. Das ist für immer und unwiederbringlich dahin. Es liegt sonnenklar vor, daß ich an meine Zukunft zu denken verpflichtet bin. Wir sind Menschen, darum lasset uns das, was wir uns gegenseitig leisten wollen, fest machen durch einen Pakt."

„Wie?" rief der Türke heftig, „Du zweifelst, wenn ich Dir mein Wort gebe, wenn ich bei meinem Barte schwöre?" Seine Hand fuhr nach dem Handschar in seinem Gürtel.

Czanad lächelte. „Wer hat das gesagt? — Aber laßt Euren Handschar aus dem Spiele. Trifft sein Stahl meine Brust, so ist mein Geheimniß begraben. Vergeßt das nicht. — Wir sind Beide Menschen: Ihr könnt sterben — wie dann?"

„Allah ist groß!" sprach bei diesem memento mori der Türke, seine Arme vor der Brust kreuzend und sich tief neigend. „Du hast weise gesprochen, wie ein Derwisch," fuhr Benin-Pascha fort, „und ich verkenne keineswegs die Wahrheit Deiner Worte, aber was hast Du zu bieten. Sprich das aus, ehe Du forderst, auf daß ich erwägen könne, wie weit ich gehen dürfe."

Czanad sah stolz den Pascha an. Er hatte die Rolle gewechselt, und dies Bewußtsein gab ihm seine ganze Keckheit und Sicherheit zurück. „Gut," versetzte er, „wenn ich Euch nun die ganze ränkevolle Denkart des Hospodars entdecke, wenn ich Euch in Geheimnisse blicken lasse, die Ihr kaum ahnt, die Euch aber vom Padischah zwei Roßschweife eintragen, wenn ich Euch endlich Gelegenheit gebe, Alles zu vereiteln, was der Hospodar beabsichtigt, und überdies sein Weib als Geißel und seine engelschöne Tochter in Euren Harem Euch überliefere —?"

Der Türke sah starr in Czanad's Gesicht.

„Mensch!" rief er aus, wenn dem so ist, so fordere keck, und Alles soll Dir gewährt sein. Ist wirklich Eudoria so schön, wie sie der Ruf macht?"

„Die schönste Houri in des Propheten Paradies würde bei ihrem Anblicke vor Neid erbleichen!" entgegnete Czanad.

Des Paschas Augen flammten.

„Czanad," sagte er dringend, „rede!"

„Zehn Beutel voraus," sprach Czanad stolz, „und wenn das Werk gelungen ist, abermals zehn Beutel. Volle Sicherheit und volle Freiheit für mich. Kein Spion darf meine Schritte beobachten. Und haben wir des Hospodars Weiber gefangen, Vergebung für die Zigeunerin Lydda. Eudoria sei Euer, Lydda mein!"

Der Türke knirschte.

„Alles will ich Dir zugestehen — aber Lydda's Freiheit nicht. Sie hat Osman geopfert. Ich muß Rache haben."

„So lebt wohl!" versetzte Czanad, indem er Miene machte, sich zu entfernen.

„Bleib', bleib', Czanad!" rief der Pascha, „und sage mir, wie willst Du das Alles aber vollbringen?"

„Mein Auge liest im Buche der Sterne alle Geheimnisse der Menschen. Nichts bleibt mir verborgen, was in der Menschenbrust vorgeht, nichts von dem, was außer ihr im Leben sich ereignet. Aus weiter Ferne der Zukunft hat der Herr die Kunde in die

Constellationen gelegt, also, daß das kundige Auge das Kommende liest, wie das Auge des gewöhnlichen Menschen im Buche der Geschichte das Vergangene. Und mir sollte unmöglich sein, zu wissen Zeit und Stunde, die gelegen ist, meine Pläne auszuführen? Mir sollte es mißlingen, der ich Geister mir dienstbar machen und, die verborgensten Kräfte kennend, sie anwenden kann, wo ich will und wie ich will, ohne daß irgend eine Macht mir entgegentreten kann?"

Czanad hatte diese Worte mit einer tiefen Stimme, mit vielem Ernst und Ausdruck gesprochen. Sein ganzes Aeußere hatte dabei einen geheimnißvollen Anstrich erhalten, so daß es dem Pascha eiskalt wurde und er, drei Schritte zurückweichend, zu Czanad sprach:

„Was sprichst Du? Hat Dein Verstand gelitten, oder hat der Wein, den weise der Prophet seinen Gläubigen verbot, Deine Sinne benebelt?"

„Ich rede Wahrheit," fuhr feierlich der Slavonier fort. „Soll ich Euch beweisen, was ich vermag? Soll ich Euch die Gedanken sagen, die Euer Herz dachte, als ich mit Euch den Pakt machen wollte? Soll ich Euch heute noch der Zukunft Räthsel über Euch und Euer Schicksal lösen?"

Der Türke erbleichte. „Weißt Du meine Gedanken, so vergib, guter Czanad. Wohl wollte ich Dich täuschen, doch jetzt ist ferne von mir jeder Gedanke der Art. Alles sei Dir zugestanden, was Du begehrt, und noch mehr, wenn Alles gelungen ist, was Du verheißest. Aber meine Zukunft sage mir nicht. Ich will nicht wissen, was das Schicksal bringt: Allah ist groß und Muhamed sein Prophet! Laß, wenn Du zweifelst, laß aufsetzen einen Pakt, wie Du willst; aber nöthig ist es nicht. Ich bin kein Christ, Du hast mein Wort und kannst ihm trauen!"

Er rief nach den Dienern, und als ein Schwarzer eintrat, ließ er sogleich die zehn Beutel vor Czanad niedersetzen. Dieser

untersuchte den Inhalt genau. Als er Alles richtig befunden hatte, nahm er das Gespräch wieder auf. Der Pascha erfuhr nun des Hospodars ränkevolle Anschläge gegen die Pforte; erfuhr, daß es sein höchster Zweck sei, frei in der Moldau und Wallachei zu herrschen und Siebenbürgen mit seinem Staate zu vereinigen. Um dies zu erzielen, wolle er sich in des Kaisers Arme werfen, zur Sicherheit Weib und Kind nach Kinsberg bringen, auf welchem Zug alsdann man sich ihrer bemächtigen werde.

Der Pascha erstaunte über Czanad's Mittheilungen.

„Aber wie soll der Hospodar Kunde über Kinsberg erhalten, wie sicher werden, wenn Du nicht zu ihm zurückkehrst?“ fragte er nach langem Sinnen Czanad, in dessen Nähe es ihm unheimlich zu werden begann. „Hat die Zigeunerhexe geschwiegen bis jetzt, so hat sie Gründe, auch noch länger zu schweigen. Und weißt Du die Gedanken der Menschenbrust, so kann auch das, was sie bewegt, Dir nicht verborgen sein.“

Czanad sah verlegen vor sich nieder. Der Türke hatte im festen Glauben an Czanad's übermenschliche Kraft und Kunst ihn jetzt in die unangenehmste Verlegenheit gebracht. Er sann nach, was Lydda'n konnte bewogen haben, ihn nicht gleich zu entlarven. Seine Leidenschaft für sie und seine Eitelkeit gaben ihm schnell einen willkommenen Schlüssel zu diesem Geheimnisse. Die Gewißheit, daß sie ihn liebe, stieg siegend in seinem Herzen auf und verkärte seine Züge.

„Ja,“ sagte er, „ich gehe nach Kinsberg und bringe dem Hospodar sichere Kunde; dann gelingt um so leichter, was wir beabsichtigen.“

Von dem Pascha verabschiedete er sich, sein Geld sorgfältig mit sich nehmend. Dieser entließ ihn nicht ohne geheimes Grauen und dennoch ungern; denn das Wort, was er als gläubiger Muselmann gesprochen, er wolle nicht in die Wege des Schicksals schauen, reuete ihn insgeheim mächtig. Die Neugierde ergriff ihn

mit aller Macht, und um so mehr, als er fest glaubte an das, was Czanad ihm gesagt hatte. Czanad aber, der es einsah, er müsse es wagen und zu dem Hospodar zurückkehren, wenn seine Pläne gelingen sollten, ließ sich nicht halten und trat am anderen Tage schon seine Reise nach Schlesien an.

3.

In die Gemächer der Fürstin Maria trat der Hospodar. Heiterkeit umglänzte seine Stirn. Es war eine so seltene Erscheinung, dies Gesicht, das stets von Entwürfen und Plänen umdüstert war, das besonders in der letzten Zeit nur höchst selten ein freundliches Lächeln zeigte, so heiter zu sehen, daß die Fürstin, die durch diese Stimmung ihres Gatten selbst so viel litt, freudig ihm entgegen eilte und mit inniger Zärtlichkeit seine Hand ergriff.

„Gott Lob!“ rief sie aus, „daß ich das Antlitz meines Herrn einmal freundlich sehe. Gewiß eine frohe Botschaft habt Ihr mir, Herr und Gemahl, heute zu bringen. Möchte doch diese Heiterkeit nie von Euer Stirn weichen!“

„Auch der Himmel ist nicht immer klar, Maria,“ sprach der Fürst; „wie könnte es die Stirn eines Fürsten sein, der das Wohl eines Volkes zu berathen und das Staatsschiff heil durch die Klippen der Verhältnisse durchführen muß, gleich dem Steuermann auf gefährlicher See?“

„Heiter wird sie aber gewiß,“ entgegnete die Fürstin, „wenn es nun gelang, es in den Hafen zu bringen; darf ich von Eurer Stimmung zurückschließen, so ist's Euch also gelungen, und die Wirren der Umstände haben sich glücklich gelöst?“

„Noch nicht, Maria; aber die Aussichten sind herrlich,“ versetzte Michael. „Zaregrad*) wird nicht fortab mit Efflak**) sein

*) So nennen die Wallachen Constantinopel.

**) Efflak nennen die Türken die Wallachei.

verruchtes Spiel treiben. Meine Weisheit hat endlich den Weg gefunden, der mich zum selbstständigen Herrscher erhebt und den schimpflichen Tribut endet, den ich bisher mit bitterem Groll an den Padischah zahlen mußte."

Maria konnte bei diesen, mit aller Zuversicht ausgesprochenen Worten des Hospodars einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken; denn sie sah im Geiste voraus, wie ihr Gatte sich wieder in ein dunkles Gewebe von Ränken einließ, die nur die schlimmsten Folgen für das Land und ihn selbst haben mußten, indem sie auf's Neue des Krieges Flamme entzündeten. Doch schwieg sie, in der Erwartung, daß er weiter sich über die Verhältnisse erklären würde.

Er ließ sich in einen Sessel nieder und winkte der Fürstin an seine Seite.

„Ja, Maria," fuhr er dann fort, „es naht für uns eine wichtige Zeit, eine Zeit, in der die Loose für unser Haus entscheidend fallen werden und fallen müssen. Du bist ein starkes Weib und eine treue Gattin. In Deine Brust muß ich die meine ausschütten — denn auch Dich berührt ja das in gleichem Grade, was mich und unsere Familie trifft. Höre mich an. Du weißt es, wie tief mich die schmachvolle Abhängigkeit von der Pforte demüthigte, eben weil ich die Kraft in mir fühlte, dies Joch zu brechen; Dir ist es nicht fremd, wie tief es mich drückte, drei der wichtigsten Festungen, den Schlüssel meines Landes, in den Händen der Türken zu wissen, mich jährlich von ihnen brandschatzen zu lassen, also, daß meine Einnahmen geschwächt wurden, und ich nicht ohne Sorgen an das Loos meines Kindes denken konnte und an das Deine, wenn das Geschick meine Rechnung abschloß. Längst wünschte ich eine Aenderung dieses Verhältnisses, und jetzt ist der günstige Augenblick gekommen. Sieh', im Buche der Sterne steht es in ewiger Schrift geschrieben, daß meine Pläne gelingen. Es ist kein Zweifel. Oesterreich buhlt, seit Graf Palffy hier war, um meine Freundschaft. Es will in mir einen Stützpunkt, ein Gewicht in seine Schale, der

Türkei und ihrem übermüthigen Trotze gegenüber. Es steht auf dem Punkte, mit dem Sultan zu brechen, und mein Anschluß an es wird entscheiden. Es ist fest bei mir beschlossen, nicht mehr länger der Sclave der Pforte zu sein. Nicht vom Halbmonde kann dem Kreuze Heil kommen. An einen christlichen, an Europa's mächtigsten Herrscher will ich mich anschließen und bei diesem mächtigen Rückhalte mich selbstständig aufrichten und Hospodar sein, nicht länger es scheinen. Aus Turnul, Ibrail und Dschiurdschiu sollen sie vertrieben werden, diese ungläubigen Hunde. Wenn ich aber zunächst mein Heil im Auge habe, so soll Oesterreich dennoch glauben, sein Vortheil sei der größere, und das Opfer, das ich bringe oder zu bringen scheine, soll ihm Opfer kosten; Brancovich ist mit meinen geheimsten Aufträgen in Wien gewesen. Noch nicht ganz ist der Handel beendet; aber was der Kaiser zugestand, ist so viel, daß ich hoffen darf, auch das Uebrige zu erlangen."

„Und was ist das, Herr und Gemahl, wenn Ihr mir die Frage gestattet?" sprach schmerzlich bewegt die Fürstin.

Der Hospodar, in seiner Begeisterung gar nicht auf die Gemüthsbewegungen Maria's achtend, fuhr eifrig fort:

„Zugestanden hatte mir bereits der Kaiser jährlich fünfzigtausend Thaler Jahresgehalt und die reiche Herrschaft Kinsberg in Schlesien, wo während des Krieges Ihr, Du und Eudoxia, Schutz und Sicherheit finden werdet; doch dies allein genügt mir nicht. Siebenbürgens Krone muß mein Haupt zieren, dann legt Michael sein Schwert in die Schale des Kaisers! — Dann vermag ich der Pforte, als Grenzwehr Europa's, die Spitze zu bieten und dem Kaiser die Vortheile zu gewähren, die er erwartet, und mir das, was ich wünsche und erstrebe."

Maria seufzte tief auf.

„Ach!" sagte sie, „wenn Ihr nur nicht ein Spiel spielt, dessen Vortheil Oesterreich zieht, dessen Nachtheil aber Euch trifft! Mein

Herz bebt bei dem Gedanken an das Gefährliche dieser Unternehmungen. Und mich wollt Ihr in den Stunden der Gefahren, die Euch drohen, in das ferne Schlesien bannen? O Herr und Gemahl, nur das nicht! Laßt mich mit Euch theilen, was Euch trifft; Eure Freuden und Eure Leiden. Es ist mein Beruf, den Gott mir angewiesen, o laßt mich ihn erfüllen!"

Michael sah sie streng an und lange; der düstere, unwillige Ausdruck seines Blickes wuchs mit jeder Minute. Maria erbleichte — sie wollte mehr reden, aber des Gatten Blick scheuchte jeden Gedanken von der Zunge in die Brust zurück.

„Maria," hob er endlich finster an, „ich hatte nicht erwartet, daß Du meine Schritte meistern würdest. Das Weib soll, dem Manne gegenüber, eine Tugend vorzüglich üben, und diese Tugend ist leidender Gehorsam. Zu beschränkt ist sein Blick in die Welt und das Herrscherleben und Thun, als daß es wagen dürfte, dort zu tadeln oder zu meistern. Was ich beschlossen habe, das ist unwiderruflich beschlossen. — Was soll ich mit weinenden Frauen, wenn des Krieges Donner über die Wallachei brausen? Die Erfolge sollt Ihr mit mir theilen, nicht die Kämpfe. Wenn ich am Ziele bin, dann kehret Ihr wieder aus Kinsberg, und in Hermannstadt, wo ich meine Residenz zu nehmen gedenke, sollst Du mit mir die Krone theilen. Doch noch nicht Alles habe ich Dir gesagt, was ich Dir sagen wollte, damit Du danach handeln könntest. Graf Palffy, der reiche Ungar-Magnat, des Kaisers rechte Hand, wird bald zum Abschluß der Verträge hier eintreffen. Mit ihm in ein engeres Verhältniß zu treten, wäre mein Wunsch. Er liebte Eudorien und erwies ihr, als er zuletzt hier weilte, unzweideutig seine Gunst. Ich will, daß Eudoria sich ihm freundlich nahe, ihn gewinne, ihn an sich feßle und dann sein Weib werde, wenn ihr in Schlesien sein werdet.

Maria erbleichte allgemach mehr, so daß sie zuletzt einem weißen Marmorbilde glich.

In Maria's Brust arbeitete ein heftiger Schmerz. Sie sah im Geiste des Verderbens unheilschwangere Wolken sich über dem Haupte sammeln und — mußte schweigen. Sie sah jetzt das Glück ihres Kindes auf dem Spiele — aber hier gestattete das Muttergefühl nicht länger Schweigen.

Sie warf sich laut schluchzend vor dem Hospodare nieder und flehte: „Herr, ich will nicht Eure Pläne hemmen, nicht greifen in die Speichen des Rades, das nach Eurem Willen seinen Lauf beginnen soll, wie bange sich auch die Furcht an mein Herz drängt; aber denket Ihr nicht Brancovich's und Eures Kindes? Gelobtet Ihr nicht in die Hand des sterbenden Großbojaren, für Theodor zu sorgen wie für Euer Kind? Und nun habt Ihr seine und Eudoria's Liebe keimen, wachsen und sich entfalten gesehen, und Euch ihrer gefreut, sie geduldet und gehegt, und jetzt, wo die Kinder nahe ihrem Ziele zu sein glauben, reißet Ihr die Herzen aus einander, daß sie verbluten und nie der Silberblick des Glücks ihnen lächle!"

„Es sind höhere Rücksichten, die mich leiten," sagte ernst, doch sanfter der Hospodar! — „Es ist ein Rausch des Herzens, diese Jugendliebe, der bald vorübergeht. Zudem ist Palffy einer der schönsten und liebenswürdigsten Männer des Kaiserhofs. Eudoria wird sich drein ergeben und dennoch glücklich sein. Steh' auf, Maria!"

„O, Michael," sagte unter einem Strome von Thränen, die Fürstin, „Du nanntest die erste Jugendliebe einen flüchtigen Rausch. — Denkst Du nicht der Zeit, die auch uns beglückte? Ist die Erinnerung jener Tage, wo mein Vater mich einem Anderen bestimmte, Dir gänzlich entschwunden? O sei milde und trenne die Herzen nicht!"

„Steh' auf, Maria!" sagte sanft der Hospodar, den die Fürstin bei dem Herzen gefaßt hatte. „Du bist mit mir über die Jahre draußen, die nur nach den Gefühlen des Herzens die Dinge

schätzen. Uns darf nur der Verstand leiten und höhere Rücksichten. Eudoxia wird, denn sie ist flatterhaft, Palffy liebenswürdig finden. Der Reiz seines Standes, das Leben in Wien wird sie locken und die jugendliche Empfindung für den Bojaren bald erloschen sein. Bedenke, daß der Bojar kein Gatte für die Tochter des Hospodars ist, wohl aber der reiche Magnate, dem die höchsten Stufen des Glanzes und der Ehre durch des Kaisers Gunst, seinen Reichthum und seine Talente geöffnet sind."

„Aber Brancovich, Michael, Brancovich, der Eudoxien mit der ganzen tiefen Gluth eines kräftigen, edlen Männerherzens liebt, Brancovich, der Alles für Dich that, Dir Sohn im schönsten Sinne des Wortes schon jetzt war — willst Du ihn täuschen, ihn, dem Du Hoffnungen genährt hast, seit er die Kinderschuhe austrat?"

„Er ist Mann, Maria; er wird sich in das Unvermeidliche fügen. Das Herz des Mannes ist stark. Nimm ihnen den Wahn noch nicht. Laß die Ereignisse ihren Gang gehen; aber ist der Augenblick da, dann handle, wie es der Gattin des Hospodars ziemt, der Fürstin, die ihres Kindes Glanz und Glück über Alles schätzt. Czanad ist nach Kinsberg. In höchstens drei Wochen kehrt er zurück. Bis dahin ist Palffy hier. Und hat sich dann Alles nach meinen Wünschen gestaltet, so ziehet ihr nach Schlesien. Dort wird Palffy oft um Eudoxien sein. — Die Einsamkeit wird sie empfänglicher für seine Bewerbungen machen, und — als seine Gattin kehrt sie wieder. So sei's. Bereite Alles so vor, daß kein Hinderniß obwalte."

Er stand auf, küßte die weinende Gattin auf die Stirn und ging. Sie aber blieb allein mit ihrem Kummer und ihrem Schmerze.

4.

Die Unterredung des Hospodars und seiner Gemahlin war nicht so ganz unbelauscht vorübergegangen. Lydda, welche sich schnell

unter Eudoria's und Maria's liebevoller Pflege erholt hatte, war zufällig in eins der anstoßenden Gemächer gekommen und hatte den letzten Theil des Zwiegespräches mit angehört. Wie eine Centnerlast fiel es auf ihr Herz. — Wohl liebte sie den jungen Bojaren mit einer Innigkeit, wie selten ein Weib einen Mann lieben kann; aber ihr klarer Verstand zeigte ihr zu gut die Unmöglichkeit, je an seinem Herzen als Gattin zu ruhen, daß sie sich bemühte, Herr ihrer Gefühle zu werden. Ihre Liebe für Eudoria ließ sie leichter sich selbst überwinden, und im Bestreben, diese glücklich zu machen, fand ihr Herz eine große Genugthuung.

Wohl schmerzte es tief; aber ihr Herz war groß und edel. Jetzt sah sie den Jammer nahen, und das beugte sie; aber nicht allein für Eudorien litt sie; ihrem Herzen traute sie nicht jene Tiefe der Empfindung zu, wie dem Brancovich's. Eudoria war leidenschaftlich und flatterhaft; Brancovich edel und reich an Gemüth. Für ihn noch mehr fürchtete sie, und diese Befürchtung war für sie das Bitterste. Ihre Thränen zu verbergen, schlich sie sich in ihr Kämmerlein, und hier überließ sie sich ganz ihren Empfindungen. Nach dem heftigen Ausbruch ihres Schmerzes kehrte ruhigere Ueberlegung zurück. Auch Czanad's war gedacht worden vom Hospodare. Er war also eingeweiht in das ganze Geheimniß. Sie kannte genugsam den Verräther, um sich dem lebhaftesten Argwohne hinzugeben. Er sollte nach Schlesien gesandt worden sein, offenbar um die Verhältnisse Kinsbergs gehörig zu erkunden. Gewiß war er zuerst zu dem Pascha von Ibrail gegangen, und was konnte da Alles für die Familie des Hospodars Unheilvolles geschmiedet worden sein? — Schnell war ihr Entschluß gefaßt. Sie mußte hinter diese Ränke kommen, um sie zu lähmen. Für die, denen sie so hoch verpflichtet war, konnte kein Opfer zu groß sein. Sie eilte zur Fürstin.

In ihren Thränen fand sie die Unglückliche. Ihr gestand sie, daß sie das Gespräch belauscht. Ihr offenbarte sie zuerst Czanad's

Verrath und das, was sie jetzt befürchtete. Beide beriethen sich lange, dann flog Lydda aus dem Gemache.

In einer großen erwärmten Halle der Wohnung des Paschas von Ibrail saßen acht Tage später eine Anzahl türkischer Soldaten und belustigten sich an den Tänzen, welche ein Knabe ausführte. Er schien zwölf bis vierzehn Jahre alt; doch wie üppig und schön geformt auch der Körper war, so schien doch jede Blüthe der Jugend und Gesundheit von den Wangen gewichen zu sein. Eine phantastische Kleidung hob die Schönheit der Gestalt zwar, aber nicht ohne Mitleid konnte man in das schwermüthige Gesicht blicken. Es war leicht zu erkennen, daß bloß Noth und Armuth ihn trieb, durch Tanz und Saitenspiel sein Brod zu verdienen, da Beides so gar nicht mit den Gefühlen des Knaben in Einklang zu stehen schien. Seine Lieder sowohl, die er mit herzergreifendem Tone sang, als seine Tänze, die er mit der Kunst orientalischer Bajaderen ausführte, fesselten so Aug' und Ohr der rohen Osmanli's, daß sie dessen gar nicht müde wurden.

Während dieses Schauspiels trat auch ein Schwarzer herzu, der sogleich, gefesselt davon, stehen blieb, sich aber bald entfernte und nach einigen Augenblicken zurückkehrte, den Knaben zu dem Pascha zu führen, der sich seiner Künste erfreuen wollte.

Der Knabe folgte dem Schwarzen vor den Pascha, der träg und träumerisch auf dem Divan lag.

„Tanze!" herrschte ihm der Pascha zu.

Der Knabe, obwohl angegriffen von der Anstrengung, begann sogleich einen wallachischen Tanz mit hinreißender Grazie. Er begleitete ihn mit einem melodiereichen halblauten Gesange.

Das Anmuthige des Tanzes regte des Paschas Lebensgeister auf. Er sah mit wachsendem Beifalle dem Tanze zu, und als er geendet war, rief er:

„Bist Du ein Wallache?“

„Ich bin aus Slavonien!“ erwiederte demüthig der Knabe.

„Wie heißt Du?“ fuhr der Pascha fort.

„Czanad!“ war die Antwort.

„Czanad?“ rief der Pascha. „Kennst Du den Czanad, der in Buchareſt ist bei dem Hospodar?“

„Er ist mein ältester Bruder. Sollt' ich ihn nicht kennen? Ich kam mit ihm hierher, und als er nach Schlesien ging, ließ er mich hier.“

„Wie?“ rief der Türke und richtete sich auf; „Du bist mit ihm gekommen; warst Du auch im Palaste zu Bucharest?“

„Ich habe täglich dort gesungen und getanzt.

„Vor wem?“

„Vor der Rose von Esslak. Soll ich Euch das Lied von ihr singen?“

„Wer ist die Rose von Esslak?“

„Des Hospodars Töchterlein.“

„Ist sie schön?“

„Habt Ihr je die junge Rose gesehen, wenn sie im Frührothe die Blätter entfaltet, daß sie der Morgensonne Kuß empfange? Eudoria ist schöner als sie.“

„Singe das Lied, von dem Du sprachst!“ gebot der liebeglühende Pascha.

Der Knabe ließ sich auf den Teppich des Gemaches nieder und sang voll Gluth und Begeisterung ein Lied, das der jungen Rose Reize pries. Die Weise war so schön wie die Worte, und als er mit einigen vollen Accorden geendet, sprang der Pascha auf und warf eine Hand voll Gold in des Knaben Schooß.

„Bist Du Czanad's Bruder, so weißt Du vielleicht, was er mir sagte?“ fragte der Berauschte, alle Klugheit vergessend.

„Daß er die Rose von Esslak Euch überliefern will, wenn sie nach Schlesien gebracht werden soll; meint Ihr das?“

„Ja, Kind. Kannst Du aber auch schweigen?"

„Fragt meinen Bruder, ob ich es kann! — Soll ich Euch mehr sagen, als er Euch sagte?"

„Weißt Du mehr?" — fragte erstaunt der Pascha.

„Wenn ich sang und tanzte, hörte ich mehr, als ich sollte. Konnte ich das Ohr verschließen?"

„Und was hörtest Du?"

„Daß ein Gesandter des Kaisers kommt, um die Rose von Efflak zu holen, ehe er sie Euch überliefern kann."

„Wer ist's, wo zieht er her?"

„Palffy ist sein Name. Seid Ihr schlau, so kann er Euch kaum entgehen. Er hat keine Zigeunerin, die ihn führt, wie den Bojaren Brancovich."

„Also über Veres-Torony?"

„Wenn er nicht zu Wasser kommt."

„Ja, diese Zigeunerin, Knabe, hätte ich sie, keine Marter wäre groß genug. Kennst Du sie?"

„Sie ist stets um die Rose von Efflak."

„Willst Du Dir einen hohen Preis verdienen?"

„Gold ist mein Erwerb."

„Geh' wieder nach Bucharest und mische dies Pulver in ihr Getränke; dann kehre wieder, und der reichste Lohn ist Dein."

Der Knabe nahm das Pulver.

„Soll ich heute noch zurückkehren nach Bucharest?"

„Nimm zum Vorwande, Czanad habe Dich nicht mit sich nehmen können. Dies Gold besiegle Deine Treue!"

Der Knabe nahm dankbar das Gold und schied unter der Versicherung, er werde gewiß den Auftrag pünktlich vollziehen.

Am Abend noch verließ er Ibrail, und am anderen Tage war er aus der Gegend verschwunden.

Als der Pascha ruhiger wurde, dünkte ihn das Begebniß seltsam, und Zweifel stiegen in ihm auf, ob der Knabe ihn nicht

getäuscht. Erst jetzt erschien ihm Manches darin räthselhaft. Der Knabe selbst dünkte ihn für sein Alter zu klug, und die Vermuthung regte sich sogar, ob nicht die gewandte Zigeunerin Lydda selbst in der Hülle des Knaben sich versteckt habe, ihm die Geheimnisse abzulauschen, die er von Czanad erfahren. Er setzte sich Alles genauer zusammen; die Formen des Knaben, die Unähnlichkeit mit Czanad, und allgemach dämmerte die Ueberzeugung, daß er überlistet sei. Wüthend ließ er seine Spahis aufsitzen, den Knaben zu verfolgen; allein jeder Versuch, seiner habhaft zu werden, war überflüssig, er war verschwunden und blieb es, und des Paschas ohnmächtige Wuth mußten seine Umgebungen entgelten, bis der Opium-Rausch seine sinnbetäubenden Nebel um seine Seele wob.

Da, wo die Dümbowitza sich durch schwarzbewaldete Gebirge gegen die freiere Landschaft der mittleren Wallachei vordrängt, lag das uralte Schloß nebst den reichen Ländereien, Wäldern und Wiesen, welche die Dörfer und Höfe umschlossen, deren Gebieter Theodor Brancovich war. Das Schloß Tuni war der Stammsitz seiner Familie, einer der ältesten Bojarenfamilien und der reichsten des Landes. Paswan Brancovich, Theodors Vater, war Großbojar der Wallachei gewesen, und obwohl rauh und wild seine Sitten waren, wie die Felsen, auf denen Tunis Thürme sich erhoben, so genoß er doch wegen der unbestechlichen Rechtlichkeit, der furchtlosen Tapferkeit und der zutrauensvollen Gutmüthigkeit seines Charakters allgemeine Achtung. Sein Ansehen war daher im Lande, wie im Divan der Bojaren, groß und einflußreich. In den Augen des Hospodars Michael hatte nur dieser Einfluß Gewicht. Nicht aus Liebe, denn diese kannte Michael nicht; auch nicht aus Achtung vor seiner Denkart, denn diese haßte er, weil sie mit der seinen zu sehr contrastirte, sondern weil er durch ihn Vieles durchsetzen konnte, zog er ihn mit dem Scheine der Freundschaft, den er trefflich zu erheucheln verstand, an sich.

Nichts war leichter, als den rauhen und doch so gutmüthigen

Großbojaren zu gewinnen. Man durfte nur die Türken hassen, so war man sein Freund. Wußte man aber sein Gemüth zu erfassen, trank man mit ihm den köstlichen Saft von Tokay in dem Maße, wie er, so durfte man über ihn unbedingt verfügen. Wer aber endlich mit ihm die Freuden der Jagd theilte, der war bei ihm im höchsten Grade des Wohlwollens, und Gut und Blut theilte er mit ihm.

Der Hospodar, dieser schlaue Fanariote, dem es in den Wechselfällen des Hospodarenlebens, das von den Launen der Pforte abhing, darum zu thun war, einflußreiche Freunde und bei den jährlichen Fermanserpressungen reiche Freunde zu besitzen, durchschaute schnell diesen Mann und die günstigen Aussichten, die ihm seine Freundschaft eröffnete. Michael hatte den Fürstenhut der Wallachei mit seinem ganzen Vermögen erkauft. Er war nicht der Mann dazu, dies zu thun ohne die Aussicht, das Hingegebene hundertfach wieder zu erlangen. Dies war seit der türkischen Oberhoheit der Fluch, welcher auf den Fürstenthümern lastete, daß die Hospodare nur kamen, um das Volk und Land auszusaugen.

Nun waltete noch das eigenthümliche Verhältniß, daß die Pforte, welche übrigens die Hospodare mit ihren Unterthanen schalten und walten ließ, wie es ihnen gutdünkte, diese jährlich durch Fermans bestätigte, ohne daß sie es verlangten, und daß diese Fermans ebenwohl wieder mit ungeheuren Summen mußten bezahlt werden. Wollte der Hospodar sich recht sicher stellen, so durfte er es nicht unterlassen, auch mittlerweile reiche Geschenke dem Sultan zu machen, und durfte dabei der Beamten des Serails, je nach der Abstufung ihres Ranges und Einflusses, um so weniger vergessen, als sehr oft ihr Wille der Wille des Beherrschers der Gläubigen war.

Michael, welcher unter solchen Verhältnissen den zweifelhaften und wankenden Fürstenstuhl der Wallachei bestieg, war schlau genug, zu berechnen, daß ihm die freigebige Freundschaft des Großbojaren Brancovich von dem größten Nutzen und Werthe sein konnte in den

vorkommenden wirklichen oder auch nur mit griechischer List ersonnenen Verlegenheiten. Er bot daher alle Mittel auf, welche ihm das hündische Kriechen im Pfortenpalaste, das Höfeln bei den Ayans und Veziers und alle die Künste, welche in Stambul der Fanariote zu üben frühe mit Sorgfalt und Eifer erlernt, darboten, Brancovich's Zuneigung sich zu erwerben und die erworbene zu sichern. Es hätte aber kaum der Hälfte aller dieser reichen Hülfsmittel bedurft, um doch sicher zum Ziele zu gelangen. So errang er's um so sicherer, um so ausgedehnter.

Paswan Brancovich war fortan der Schatten des Hospodars. Michael's Wünsche waren Befehle für ihn, die er erfüllen zu können sich glücklich pries, ja, Michael war gewandt genug, seinem Verhältniß zu Brancovich stets die Seite abzugewinnen, daß dieser sich geehrt fühlte, dem Gebieter sein Geld mit vollen Händen bieten zu können und selbst ihn oft bitten mußte, es als Gabe der Freundschaft hinzunehmen. So bestand die innigste Verbindung zwischen Beiden bis zu des Großbojaren Tode. Der Hospodar schuldete diesem unermeßliche Summen, aber Niemand wußte darum, und der alte Brancowich selbst kannte ihre ganze Größe nicht, als der allzu reichliche Genuß des feurigen Ungarweines seine Kräfte überflügelte und ihn in seligem Rausche aus dem Reiche der Lebenden riß.

Er hinterließ nur einen Sohn, Theodor, als Erben seines Namens und Vermögens. Kam der Knabe unter die Vormundschaft eines Anderen, so war Michael in der schlimmsten Lage. Daher erklärte er, als des Verstorbenen treuester Freund, sich zum Vormunde des Knaben, und Niemand hatte dagegen etwas einzuwenden. Theodor kam in des Hospodars Haus, und dieser hatte jetzt die Befugniß, in den Schätzen des Waisen zu wühlen, ohne je eine Rechenschaft fürchten zu müssen, als die des Sohnes selbst. Dafür sorgte er hinlänglich, daß das, was etwa gegen ihn zeugen konnte, bei Zeiten entfernt wurde, und wollte je sich der Rest seines besseren

Bewußtseins regen, so wurde es damit beruhigt, daß einst Theodor der Gatte Eudoria's werden sollte, wodurch, da sie des Hospodars einziges Kind war, ihm Alles wieder zufiel und er eigentlich um Nichts betrogen war.

Hätte Michael die Erziehung des Knaben zu leiten gehabt, er würde wahrscheinlich dann bei Zeiten seine Grundsätze eingesogen haben; aber ein guter Engel wachte über dem Knaben. Aufgewachsen in der Burg Tuni wie ein wildes Bäumchen, ohne alle Zucht, war dennoch der Kern seines Wesens nicht verdorben, als er, elfjährig, in den Palast zu Bucharest gebracht wurde.

Ahnte vielleicht die Fürstin Marla das Wahre in dem Verhältniß ihres Gatten zu des Knaben Vater und wollte das edle Weib es gut machen dadurch, daß sie sein Herz für alles Gute und Edle zu erwärmen suchte, oder zog sie ihr weiches, reiches Herz zu dem vater- und mutterlosen Waisen hin, daß sie ihm Mutter wurde im schönsten Sinne dieses inhaltreichen Wortes — kurz — sie erfüllte die heiligsten Pflichten an Theodor mit der Liebe und unermüdeten Sorgfalt, wie für Eudorien und Lydda. Was ihr zu Gebote stand, wurde aufgeboten, ihn so auszubilden, wie es sein Stand nach den Anforderungen seiner Zeit erheischte. Der Archimandrite Constantius, ein eben so gelehrter, als edler Mann, nahm sich der Geistesbildung Theodors mit aller Liebe an, und für die ritterlichen Tugenden und Künste wußte sie treue Diener zu finden.

Theodor wuchs, edel, rein, kräftig an Geist und Körper, heran und verhieß, eine Zierde der Männer zu werden. Sein ganzes Herz hing aber auch dafür an der edlen Fürstin. Sie zuerst hatte ihm Liebe erwiesen, die er bei dem Vater und in den Umgebungen desselben nie gefunden. Zu dem Hospodar, dem Herzlosen, fühlte er sich nie hingezogen, obwohl auch gerade keine Abneigung gegen ihn in seinem Herzen war. Seine Mutter hatte er nie gekannt; denn sein Leben gab ihr den Tod und mit ihm Frieden und Ruhe,

die sie bei seinem wilden Vater nie gekannt. Hier erst fand er die Mutter und in ihr Alles, was seinem Herzen bisher gefehlt hatte; aber er fand noch mehr, auch eine Schwester, die mit kindlicher Liebe an ihm hing. Herrschte schon im Herzen des Knaben eine warme, innige Liebe zu Eudorien, so wuchs sie mit den Jahren, und im Jünglingsalter nahm sie jene Kraft und Stärke an, die ihr die Dauer für das Leben zu sichern schien. Freudig sah Maria der Beiden Liebe, und mit Weisheit schützte und pflegte sie eine Empfindung, die ihr Eudoria's Lebensglück zu sichern verhieß. Nicht glücklicher war die Edle, der das Leben sonsthin wenig Rosen, aber der Dornen viele trug, als wenn sie sich Theodor und Eudorien als glückliche Gatten dachte. Auch der Hospodar nahm diese Zuneigung nicht ohne Beifall wahr. Ihm kam es ja so recht erwünscht und für sein Gewissen beruhigend. Höchst schmerzlich war für Theodor die Trennung von Eudorien, als ihn seine Ausbildung nach Prag führte, wo damals Kunst und Wissenschaft blühte und jeder seine Weisheit holte, der einst auf solche Anspruch machen wollte.

Oft kehrte er während dieser Jahre zurück, und gerade dieses Getrenntsein und Wiedersehen wob inniger und fester das Band, das ihre Herzen umschloß. Als er von Prag zurückkehrte, war er volljährig. Der Hospodar übergab ihm seine Güter oder vielmehr den Rest dessen, was von seinem Vermögen übrig war. Dies bestand größtentheils in jenen Herrschaften und Besitzthümern, deren Seele und Mittelpunkt die Burg und Herrschaft Tuni war; allein es lagen Schulden darauf, die, so sagte ihm der Hospodar, seine Erziehung und Bildung gekostet hatte. Brancovich, der immer noch reich genug war, um eine ehrenvolle Rolle unter den Edlen seines Vaterlandes zu spielen, und selbst der Bedürfnisse so wenige kannte, daß er mit Grund hoffen durfte, seine Güter bald schuldenfrei zu machen, fragte im Leichtsinne der Jugend, oder weil er eben so wenig habsüchtig und eigennützig war, auch wohl dem Hospodar

zu viel vertraute, nicht weiter nach der Verwaltung seiner Habe, und Michael drängte sich keineswegs zur Rechenschaft, aus begreiflichen Gründen.

Theodor fühlte sich dem Hospodar zum tiefsten Danke verpflichtet. Dies und der Zug seines Herzens machte ihn zum steten Genossen des Hauses. Michael erkannte bald, wie wichtig ihm die Bildung des jungen Bojaren werden konnte, der sich reiche Kenntnisse erworben und dabei eine eigene Anlage zum Unterhandeln besaß. Gern zog er ihn darum näher an sich und bediente sich seiner in wichtigen Fällen mit vielem Glücke. Bis jetzt war es herrschender Gedanke Michael's, Theodor mit Eudorien zu verbinden. Da änderte ein unerwartetes Ereigniß zum ersten Male die Gedanken des Hospodars in dieser Hinsicht. —

Der Kaiser, nur darauf bedacht, gegen die Türkei hin festen Fuß zu fassen, hatte mit dem Fürsten Bathori von Siebenbürgen Unterhandlungen über einen Ländertausch eingeleitet. Nebst einem reichen Jahrgehalt wollte er ihm die Fürstenthümer Ratibor und Oppeln gegen sein unruhiges Besitzthum vertauschen, und um dies Geschäft zu beendigen, sandte er den jungen, sehr gewandten Magnaten Palffy nach Hermannstadt. Was lange nicht hatte wollen sich beendigen lassen, das gelang dem Grafen. Bathori ging einen Vertrag ein. Siebenbürgen gehörte dem Kaiser. Palffy wurde mit Ehren überhäuft. Voll Vertrauen in seine Kunst, zu unterhandeln, trug ihm nun auch der Kaiser auf, Michael für die Pläne des Kaisers zu gewinnen. Palffy kam. Der schlaue Ungar durchschaute den Hospodar schnell und wußte die verwundbaren Flecke desselben richtig zu treffen. Hier sah Palffy Eudorien, und ihre Reize erfüllten ihn mit Bewunderung und Liebe; allein der Umstand, daß damals Michael weniger geneigt war, in die Pläne des Kaisers einzugehen, nöthigten Palffy, nach Wien zurückzukehren; doch vorher noch ließ er einst den Wunsch fallen, wenn

er, wie er hoffe, wiederkehren würde, dem Hause des Hospodars näher anzugehören.

Seitdem lag der Gedanke, Eudorien zu einem Preise in seiner Politik zu machen, in des Hospodars Seele. Theodor aber sollte keineswegs deßwegen gänzlich zurückgeschoben werden. Mißlang jenes, so blieb dieses, nämlich die Verbindung mit ihm, doch sicher.

Theodor war seitdem in Wien gewesen, wo ihn gerade Palffy an sich gezogen hatte. Obgleich das frivole, sinnlich-ausschweifende Leben Palffy's keineswegs ihm zugesagt, so gebot doch die Klugheit, sich mit ihm in nähere Verhältnisse einzulassen. Er kehrte mit der Versicherung Palffy's nach Bucharest zurück, daß er ihn bald dort wiedersehen würde.

Theodor war darauf nach Tuni gegangen, und seitdem lebte er still in seiner Väter Schlosse, nur dann und wann das Waidmannswerk in seinen Forsten treibend.

Tuni war ein uraltes Gebäude oder vielmehr eine Masse von einzelnen Thürmen und Wohngebäuden, nebst anderen Räumen, deren Bauart größtentheils früheren Jahrhunderten angehörte. Ueberall offenbarte sich der derbe, aber solide Sinn der Vorzeit, die es nöthig mochte gehabt haben, solche Mauern aufzuführen, die jedem Andrange Trotz bieten konnten, ja selbst im Stande waren, den Karthaunen und Feldschlangen längere Zeit zu widerstehen. Ueberall zeigte sich der Vorzug, den man dem Dauerhaften vor dem Schönen und Gefälligen gab, und die Mauern, welche das thurmreiche Schloß umzogen, enthielten wahre Felsstücke, die durch ein fast zu Stein gewordenes Bindemittel zu einem unzerstörbaren Ganzen vereinigt waren.

Von dem Ufer der Dümbowitza etwas zurückgedrängt, erhob sich der steile Berg, auf dessen schwindelnd hohem Gipfel die Burg Tunie, die als nie eroberte Burg stolz auf ihren jungfräulichen Charakter zu sein schien, lag. Fast senkrechte Felsmassen stiegen

kahl und aller Vegetation baar vom Grunde des Thales auf, welchen das Dorf Tuni einnahm. Er lag fast frei und isolirt, denn tiefe und breite Thäler schieden ihn von den anderen, dem bis hierher sich fortsetzenden Höhenzuge der Karpathen angehörenden Bergen. Von allen Seiten gleich unzugänglich, führte nur ein in den Felsen gehauener, schmaler Weg, der größtentheils aus Stufen bestand, die man aus dem Gestein gemeißelt, zu dem Schlosse hinan. Das Schloß bot, aus der Tiefe gesehen, einen sehr imposanten Anblick dar. Es bedeckte mit seinen Gebäuden völlig den abgestutzten Gipfel des kegelförmigen Bergs, und seine ungeheuren Mauern schienen aus dem Felsen ohne menschliche Beihülfe herausgewachsen zu sein. Die Aussicht, welche man oben genoß, war entzückend. Die Höhenzüge der Karpathen, welche sich bis in das Herz der Wallachei fortsetzen, bilden herrliche Thalgründe, sonnige Abhänge, aber auch wilde Schluchten mit grausigen Felswänden. Die Gipfel der Berge, an deren Fuß und Seiten ein Wein wächst, den köstlicher kaum Ungarn erzeugt, bedecken bald riesige Waldungen von Eichen und Buchen oder dunklem Nadelholze, bald kahle Haiden. Die Thäler bilden meist weitere Kessel, wo das fruchtbarste Ackerland den geringen Fleiß des Wallachen überreichlich lohnt, oder saftige Wiesen, der Viehzucht reichlichen Vorschub leistend. Durch seine Höhe alle die ihn umgebenden Berge überragend und sie beherrschend, genoß man oben eine weite, wirklich entzückende Aussicht in die weiteste Ferne. Um den Fuß des Berges lag, gleichsam Schutz suchend und in Gefahren ihn oft auch findend, das ansehnliche Dorf gleichen Namens. So sehr auch Alles im Innern des Schlosses von Pracht bedeckt, so viel auch für alle Bequemlichkeiten gesorgt war, so blieb doch Tuni ein reizloser Aufenthaltsort für einen jungen Mann, dessen Herz ihn stündlich in eine ziemlich weite Ferne zog.

Eine zahlreiche männliche Dienerschaft (denn die weibliche, eines schlimmen Rufes genießende, war mit dem Tode des alten Herrn

aus Tuni verschwunden), größtentheils noch Stücke des väterlichen Inventariums, trieben sich in träger Ruhe und Wohlleben darin herum, ohne es darum mehr zu beleben. Dennoch schien es, als finde der junge Bojar mehr Geschmack an der Burg, als man hätte erwarten dürfen. Seit er in Wien und auf der Reise so vieles Schöne gesehen, war in ihm der Gedanke stets lebendig, sein alterthümliches Tuni innerlich ausschmücken zu lassen. Und wirklich geschah dies jetzt mit Fleiß und Sorgfalt. Alles, was in Bucharest und Jassy auf Kunstfertigkeit und Geschmack Anspruch hatte, wurde herbeigeholt, um dem jungen Gebieter seinen künftigen Wohnsitz wohnlich zu machen. So hatte denn, seit Theodor Brancovich im Besitze seines Erbes war, Vieles eine verbesserte und verschönerte Gestalt angenommen, sowie die ihm gehörenden Bauern, deren Loos durch ihn vielfach verbessert worden war, mit neuer Liebe an ihrem edlen Gebieter hingen, der es sichtbar darauf anlegte, bei ihnen die Wehen der Vergangenheit auszuheilen. So oft auch Brancovich Gäste bei sich hatte, so oft er auch auf die Jagd auszog und reich an Beute heimkehrte, das Leben in der Burg wurde ihm am Ende doch fast unerträglich, und die Sehnsucht, Eudorien als Gebieterin in diese Räume einzuführen, mit jedem Tage lebhafter, obwohl der Wünsche Ziel noch fern zu liegen schien.

Eine recht dunkle Nacht hatte sich über Tuni und seine Umgegend gelagert. Wild brauste der Nordsturm um die schneebedeckten Höhen und durch das Thal der Dümbowitza, die hohen Tannen schauerlich schüttelnd. Es mochte schon ziemlich spät sein, als an ein Haus des Dorfs am Fuße der Burg Tuni, in dem noch ein Lichtlein brannte, ein Knabe klopfte, den der Frost fast fieberisch durchschauerte.

Ein grämliches Bauerngesicht wurde bald darauf an einem kleinen Fensterchen sichtbar, und die ärgerliche Frage nach des Klopfenden Verlangen ließ sich vernehmen. Der Knabe verlangte Einlaß, um sich zu erwärmen, und einen Führer zum Schlosse.

Der Bauer öffnete darauf, erstaunte aber nicht wenig, einen seltsam gekleideten Zigeunerknaben, mit einer Zither um die Schulter, eintreten zu sehen, dessen zartes Wesen keineswegs zu einer Wanderung in solchem Wetter gemacht zu sein schien.

„Verdammte Zigeunerbrut,“ knurrte der Wallache in angestammtem Hasse gegen das nirgends willkommene, heimathlose Volk, „was willst Du auf dem Schlosse? Dein Vorgeben ist wohl nur das Mittel gewesen, in meine Hütte zu kommen?“

Das Auge des todtmüden Knaben blitzte in wildem Zorn auf.

„Hab' ich Dir Rechenschaft zu geben, Sclave, was ich mit dem Bojaren zu verkehren habe?“

„Ho, ho!“ lachte der Bauer, den aber doch das Benehmen des Knaben einschüchterte, „sei nicht patzig, Bürschchen, und geberde Dich nicht wie ein Bojar. Frag' ich denn, was Du willst? Komm' und setze Dich zum Feuer und iß von meinem Brode, und dann rede, ob Du wirklich diese Nacht noch hinaufgeführt sein willst, was leichter gesagt, als gethan ist, da der Weg zur Burg am Tage schlimm genug ist, geschweige in der Nacht, und gar in einer solchen —!“

„Ich bringe Deinem Herrn Nachrichten aus Bucharest,“ versetzte der Knabe, „und bin ihm wohl bekannt, da ich ein Diener des Hospodars bin.“

Der Bauer lüftete nun die Mütze und bat um Entschuldigung. Er eilte hinweg, um einen Trunk selbstgezogenen Weines zur Erquickung des Knaben zu holen.

Während dies geschah, setzte sich der Knabe zum Feuer. Die Wärme drang belebend in die erstarrten Glieder, aber auch die Ermüdung machte ihre unabweisbaren Forderungen geltend.

Als der Bauer endlich zurückkam mit Wein, Brod und Aepfeln, fand er den Knaben entschlummert. Er wagte es nicht, ihn zu wecken, setzte seine Erfrischungen auf einen Tisch und sich selbst auf einen Stuhl, die Züge des Schlafenden betrachtend.

Nicht lange aber saß er da, als der Knabe wild auffuhr und sich mit Entsetzen umsah.

„Wo bin ich?“ rief er aufspringend.

„Beruhige Dich, Kind,“ sagte der Bauer, „Du bist unter dem Obdach eines ehrlichen Mannes, am Fuße der Burg Tuni, wohin Du willst. Komm' und stärke Dich, dann laß uns zur Burg hinaufsteigen.“

Der Knabe, das Bedürfniß der Stärkung fühlend, griff nach dem Kruge und trank, aß dann etwas Brod und drang nun in den Bauer, ihn zur Burg zu leiten.

Der Bauer machte sich schnell bereit, nahm eine Hand voll Kienspäne und trat den Weg mit seinem Begleiter an.

Der Sturm hatte sich gelegt, aber die Kälte war dennoch empfindlich. Stille schritten sie durch die Gasse des Dorfs, und bald begann das mühselige Steigen an den Felsen. Der ermüdete Knabe wankte dem Führer nach, der ihm oft seine rauhe Hand reichte, um ihm fortzuhelfen. Mittlerweile schwatzte der Bauer unaufhörlich, um seine frühere Unart wieder vergessen zu machen; bald war es der Weg, bald die rauhe Nachtluft, bald die Güte ihres jungen Herrn, oder der Abzug der Türken von Tuni, als sie es zuletzt belagert, was ihm Stoff zu seinen Bemerkungen darbot. Sie wurden aber weder mit Beifall, noch Mißfallen aufgenommen.

Kalt und gefühllos gegen alles Aeußere folgte der jugendliche Wanderer seinem Führer. Ihn beschäftigte Anderes. Oft stand er stille und richtete das große, sinnige Auge auf den dunklen Himmel, an dem auch kein Sternlein schimmerte. Er schien sich über den Zweck seines Besuches in Tuni Rechenschaft zu geben und manchmal selbst zweifelhaft zu sein, ob er weiter vorschreiten oder zurückgehen sollte; allein es war ein zu mächtiger Zug nach oben in seinem Innern, als daß die Zweifel hätten siegen können.

„Es gilt sein Glück, ich muß ihn warnen!“ rief er einmal laut aus, die Nähe des Wallachen kaum bemerkend, und nun schritt

er mit der größten Anstrengung seiner Kräfte vorwärts. Nach einem mühseligen Steigen rief endlich der Bauer:

„Gott Lob! wir sind am Ziele!“

Ein Schauer schüttelte bei diesen Worten den Knaben. Heftig pochte der Bauer an's Thor, während der Knabe kraftlos auf die Steinbank sich niederließ und die kleine, weiße Hand gegen die wogende Brust drückte, als wolle er dem Sturme in derselben gebieten, daß er sich lege.

Erst nach einiger Zeit, in welcher dem Ermüdeten Frist gegönnt war, sich zu erholen, wurde das Thor geöffnet, und die Wanderer traten ein.

Ein alter Diener musterte den Ankömmling und wollte ihm eine Ruhestätte für diese Nacht anweisen, da es zu spät sei, um ihn zu dem Herrn zu führen; allein als dieser mit Heftigkeit darauf bestand, den Bojaren noch diesen Abend zu sprechen, murrte der Diener, ließ seine nicht ganz verdachtlosen Blicke über die schönen Formen des Knaben gleiten und willfahrte ihm endlich, indem er unverständliche Worte in den Bart murmelte. Er geleitete ihn über einen langen Gang und ließ ihn dann vor einer alterthümlichen, mit derbem Schnitzwerke bedeckten Flügelthüre stehen.

„Bleib' hier, Bube — oder —“ sagte er, seine Aeußerung unterdrückend, „daß ich Dich vorerst melde; denn unangemeldet dürfte Dir so spät, bei der düsteren Stimmung des Herrn, nicht der freundlichste Empfang blühen, da Du überdies keine Freudenbotschaft zu bringen scheinst.“

Hierauf ging der wortreiche Alte in das Gemach und ließ den Knaben im Dunkeln allein, kam jedoch bald wieder und öffnete die Thüre dem Fremdling.

Es war ein weiter, mit dunklem Holze getäfelter Saal, an dessen oberem Gesimse eine Reihe gewaltiger Hirschgeweihe hinlief, einst die Trophäen der Jagden des vorigen Besitzers. Hohe Bogenfenster nahmen, dicht gedrängt, die Seite gegen das Thal ein,

während die anderen nur das Holzgetäfel aufwiesen. Alterthümliche Sessel, mit weichen Polstern bedeckt, standen in ununterbrochener Folge an den drei fensterlosen Seiten des Saales hin, in dessen Mitte ein länglich-runder Tisch stand, beleuchtet von einer vielarmigen Lampe, welche von der Decke an glänzender Messingkette hing. Ein Kamin, in dem ein gewaltiges Feuer brannte, erwärmte nur spärlich den weiten Raum. In einen weiten Pelzkaftan gehüllt, eine Pelzmütze auf dem schönen Kopfe, stand Theodor Brancovich, mit einer Hand sich auf den Tisch stützend, nicht ohne gespannte Erwartung da. Das ganze Licht der Lampe fiel auf die große Gestalt des Bojaren und zeigte seine bleichen, kummervollen Züge, die noch vor Kurzem im frischesten Anstriche der Gesundheit geblüht hatten.

„Tritt näher, Kind," sprach er sanft, ohne seine Stellung zu verändern, „und sag' an, was Dich zu so ungewöhnlicher Zeit nach Tuni führt?"

Als aber nun der Knabe näher wankte und das volle Licht der Lampe auf die bebende Gestalt und das bleiche Antlitz fiel, da schien's, als wolle des Bojaren Auge aus seiner Höhlung treten, so vor Erstaunen und Zweifel starrte er den Knaben an.

„Ist's möglich!" rief er, einige Schritte näher tretend, „täuscht mich mein Auge nicht? Bist Du es, treue, gute Lydda?"

„Ich bin es!" lispelte die melodische Stimme, und eine Gluthröthe malte das schöne Antlitz des Mädchens, das die kleine Hand fast willenlos in die ihr entgegengereichte des Bojaren legte, der sie zu dem Kamine zog und die Ermüdete nöthigte, sich in einen Sessel niederzulassen.

„Lydda, woher kommst Du, was führt Dich her? O rede, daß die Angst meiner Brust sich löse; denn Deine Miene verkündigt Unheil," so rief der Bojar, ihre zitternde Hand noch immer in der seinen haltend.

„Von Ibrail komm' ich und von Buchareſt," entgegnete das Mädchen verſchämt.

Mit wachſendem Staunen blickte ſie der Bojär an. „Von Ibrail?" wiederholte er. „Und was trieb Dich in dieſer Jahreszeit in die Feſtung der Türken? Was bewog Dich, die Gefahr zu beſtehen, durch unwegſame Gebirge die Burg Tuni zu ſuchen?"

„Eudoriens und Euer Glück!" ſprach ſie, und ihr liebevoller Blick ruhte auf den ſchönen Zügen des jungen Mannes.

Er drückte im Uebermaße der Dankbarkeit ihre Hand an ſeine Bruſt.

„Lydda, lohn' es Dir Gott!" rief er, „ich kann es nie lohnen!"

Lydda ſchwieg, aber ihr Auge ſagte ſtumm und doch beredt: „Es iſt ſchon gelohnt!"

„Wie magſt Du müde und erſchöpft ſein!" fuhr er fort und wollte zur Thüre eilen, um für ihre Erquickung zu ſorgen.

Sie hielt ihn zurück.

„Alle Müdigkeit iſt vorüber," ſagte ſie, „und kein Bedürfniß fühl' ich jetzt noch. Laßt mich erſt meine Botſchaft ausrichten, dann möge Eure Güte für den Leib Sorge tragen laſſen!"

„Was macht Eudoria?" fragte er dringend.

„Sie hat tief ihr Unrecht bereut," ſprach Lydda. „Vergebt es ihr. Die Liebe zu Euch iſt zu groß, als daß ſie es ertrüge, daß irgend Jemand, außer ihr, Euch liebte. Es war ja nur eine vorübergehende Aufwallung ihrer ſtürmiſchen, durch Eure unerwartete Ankunft erregten Gefühle. Ich ſoll Euch das ſagen und mehr noch, daß ſie Eure Entfernung kaum ertragen kann."

Er drückte heißer ihre Hand.

„Lydda!" rief er, „ſie hat mir wehe gethan! O, wie ich ſie liebe, weiß nur ſie und Du! Und doch zweifelte ſie. Aber vergeben, vergeſſen ſei es auf immer!"

Er ſah in Lydda's kummervolles Auge.

„Aber, ich fürchte," fuhr er fort, „das iſt nicht Alles, theure Lydda, was Du mir zu ſagen haſt!"

„Leider nein,“ versetzte Lydda. „Schlimmes hab' ich Euch zu berichten, was ich bis jetzt verschwieg.“ Sie erzählte ihm nun, wie sie nie dem tückischen Slavonier getrauet und, von diesem Mißtrauen geleitet, dessen Schritte beobachtet habe; auf diese Weise sei sie hinter seine verrätherischen Verbindungen gekommen, und sei es ihr möglich geworden, ihn damals aus Osman's Händen zu retten. Sodann ging sie schonend auf jene Unterredung des Hospodars mit der Fürstin über, berichtete, wie sie sogleich Zweifel gefaßt, ob nicht Czanad Alles den Türken verriethe. Dies habe sich vollständig bestätigt. Endlich mußte sie das Härteste aussprechen, die Pläne des Hospodars mit dem Grafen Palffy.

Brancovich zuckte in sich zusammen, als er dies vernahm. „O, der griechischen Treue!“ rief er schmerzlich ergriffen aus.

Eine lange Pause trat ein, in welcher Beide ihren schmerzlichen Empfindungen sich hingaben. Tiefe Seufzer hoben Lydda's Busen. Grimm und tiefempörtes Gefühl erfüllte Brancovich's Brust.

„Wehe dem Verräther!“ rief er. „Mein Arm wird ihn zerschmettern. Aber auch wehe dem Vater, der seines Kindes Herz verkaufen will, um schnöde, gewinnsüchtige Pläne zu erreichen!“

„Und was gedenkt Ihr zu thun?“ fragte Lydda.

„Noch, theure Lydda, ist kein Plan mir klar; doch ist Eudoxia's Liebe stark wie die meine, so wird an ihr des Vaters Ehrgeiz stranden. Lassen wir Gott walten, Lydda. — Nicht quälen wollen wir uns heute, morgen aber wird Rath werden.“

Er schien ruhiger geworden zu sein. Fest ging er der Thüre des Saales zu. Sein Ruf brachte die Diener in Bewegung. Bald dufteten stärkende Speisen auf dem Tisch, und der Bojar nöthigte Lydda, sich zu erquicken. Er selbst setzte sich zu ihr, legte ihr die besten Bissen vor und sah ihr zu, wie sie so sinnig aß. Ihr Blick dankte ihm für seine Liebe. Auch in ihre Brust flößte Brancovich's Ruhe wieder eine gleiche Stimmung. Ihr war so wohl in seiner Nähe, ihr that seine liebende Sorgfalt so wohl; es dünkte sie, als

ruhe sie wieder, wie dort in den wilden Karpathen, an seiner Brust, und Seligkeit erfüllte sie.

Noch Vieles sprachen sie über die Lage, in welche die Liebenden durch des Vaters Absichten gesetzt worden, und spät suchte das überglückliche Mädchen die Ruhestätte, welche ihr in einem der schönsten Gemächer der Burg bereitet war, und des Traumes süße Bilder gaben ihr bald einen vollen Himmel.

Aber in Theodors Auge kam kein Schlaf. In dem Saale, wo ihn Lydda verlassen, blieb er ohne Rast und maß die Länge des Saales mit mächtigen Schritten. Er erwog die verworrenen Verhältnisse. Er ermaß den Kampf, den die Liebe mit dem Ehrgeiz und der Habsucht Michael's kämpfen müsse. Bange wurde ihm manchmal bei dem Gedanken, ob Eudoria's Treue jedem Andrange trotzen, ob sie aus dem Kampfe verklärt hervorgehen werde. Aber seine Liebe war ja der Maßstab, womit er jene maß. Ueber jeden Zweifel schien sie ihm erhaben. Fester und fester wurde sein Glaube; fest sein Vorsatz, mit Lydda'n nach Bucharest zurückzukehren, wohin ihn ohnedies die Versammlung der Bojaren zu gehen nöthigte, welche Michael ausgeschrieben. Dann wollte er vor ihn hintreten und werben um Eudorien, nachdem er ihm die Augen geöffnet über Czanad's Verrath, ihn erinnert an das oft ausgesprochene Wort. Eudoria und ihre Mutter waren mit ihm im Bunde. — Es gelang — das sagte der Glaube, den die Liebe seiner Seele gab. Allgemach schien die Sonne in das Gemach. So brach aus den nebeligen Wirren seiner Seele das Licht des klaren Entschlusses hervor, und mit ihm, wenn auch nicht Heiterkeit, doch männliche Ruhe und Entschlossenheit.

Aus den süßesten Traumgebilden einer schöneren Welt, als die wirkliche, war Lydda erwacht. Das, was ihr Inneres beglückend erfüllt hatte, die Nachklänge der Abendstunden, die sie liebend bei dem Geliebten, doch ungeahnt und unverstanden von ihm, gelebt, die der Träume stille Zauberwelt nur herrlicher noch geschmückt,

hatte auch ihren Wangen die Rosen, ihrem Auge seinen Glanz, ihrer Miene jene selige Heiterkeit gegeben, wie damals, als es ihr möglich geworden war, ihn, in dem sie lebte, zu retten aus des Verderbens Schlingen. Reizender als je trat das Mädchen in der Knabentracht in das Gemach, und die tiefe Gluth der Scham legte sich, wie Morgenroth, auf ihr Antlitz. Mit Freude und leiser Bewunderung erblickte sie Brancovich. Innig erwiederte er ihren Morgengruß, und alsobald sprach er aus, was seine Seele als das erkannt, was geschehen müsse. Als Lydda es vernahm, senkte sie stille das Haupt auf die Brust. Ein tiefer Schmerz zitterte durch ihre Brust — aber es war nur ein Augenblick, in dem sie ihres Zieles vergessen konnte und doch wieder nicht vergessen, sondern wo das übermächtige Gefühl die edlere Gesinnung gleichsam verdrängen konnte. Mächtiger wurde schnell das Bessere wieder, und klar sprach sie ihren Beifall mit dem Plane Brancovich's aus. Sie kamen überein, heute noch nach Bucharest aufzubrechen; dort sollte Lydda eine Zusammenkunft des Bojaren mit Eudorien ermitteln, ohne daß der Hospodar etwas davon ahne.

Wirklich verließen sie gegen Mittag die Burg, begleitet von vielen Dienern, nachdem Lydda gegen den schädlichen Einfluß der Witterung hinlänglich geschützt war. Die Reise war, Lydda's wegen, langsam.

Endlich wurde Bucharest am Abend des zweiten Reisetags erreicht. Der Bojar kehrte in einer Herberge ein und Lydda eilte in den Palast, wo ihre vorläufigen Mittheilungen eine schwere Last von Eudoriens Herzen nahmen. Noch diesen Abend sah sie Brancovich in Gegenwart der Fürstin. Die blühendsten Versicherungen treuer Liebe flossen über Eudoriens schöne Lippen, darum doppelt überzeugend für Theodor. In seliger Hoffnung des Gelingens verließ er die Geliebte. Ach, er sah die Thränen nicht, die über die Wange Lydda's leise rannen, als sie ihm das Pförtlein öffnete, durch das einst Czanad geschlichen war. Lange sah sie ihm

noch nach in der sternenhellen Nacht. Als er verschwunden war, schlug sie das thränenfeuchte Auge gen Himmel, und die leise sich bewegende Lippe flehte um Kraft und Stärke. Dann eilte sie zurück, und die Nacht wob einen dichten Schleier um das verborgene Wehe des Herzens, das nur in Einsamkeit und Stille sich in die klaren Perlen des Gefühls auflöste. Ein edles Herz blutete auf dem Opferaltar, und die, für die es blutete, ahnten es nicht!

5.

Der Bojaren-Divan war geendet. Stürmischer, als je einer, seit Michael den Fürstenhut der Wallachei trug, war er gewesen. Die widersprechendsten Meinungen waren geltend gemacht worden; aber Michael's siegender Beredsamkeit, seiner seltenen Verstandesschärfe war es am Ende gelungen, wenn auch nicht gerade seine Ansicht zur Ueberzeugung Aller zu erheben, doch die Meisten zum Schweigen zu bringen. Froh des Sieges, den diesmal wieder seine Rede errungen, froh, wie nach einer gewonnenen Schlacht, trat Michael gegen das hohe Mittelfenster des Versammlungssaales.

Die breite Marmortreppe des Hospodarenpalastes stiegen die Bojaren in ihren kostbaren Pelzgewändern und Kolpacks, mit ihren reichen, glänzenden Waffen hinab, und die Säbel klirrten auf den Stufen. Theils still und ernst, das Gehörte nochmals prüfend, theils im Zwiegespräche es weiter fortspinnend, theils aber auch unwillig debattirend, schritten die Edlen der Wallachei hinab und bildeten in der Vorhalle noch politisirende Gruppen, bis die Heiducken die kostbar geschirrten Rosse herbeibrachten.

Im wilden Galopp war der letzte der Bojaren eben in die Hauptstraße Bucharests gestürmt, als des Hospodars hohe Gestalt am Fenster erschien. Er überschaute im Geiste noch einmal die

Scenen, die er eben erlebt; er wiederholte sich noch einmal die Reden, welche er gehört. Im Gefühle seines Siegs, im Bewußtsein, daß ihm gelingen müsse, was er so klug angelegt, erhob sich stolzer noch des Mannes Gestalt, also, daß sie eher einem Jüngling anzugehören schien, als einem Manne, der der Hälfte eines Jahrhunderts nicht mehr ferne stand. Seine Linke ruhte auf dem strahlenden Griffe seines Säbels, und die Rechte suchte einen Ruhepunkt in der Brustöffnung des Ehrenpelzes, womit er einst im Pfortenpalaste zu Stambul war bekleidet worden.

Der triumphirende Blick schweifte stolz über Bucharests Häusermasse hinaus, die sich vor ihm ausbreitete, überragt von den Thürmen und Kuppeln von sechszig Kirchen und zwanzig Klöstern.

„So hätten denn doch türkische Löwenthaler den Weg zu den Herzen der Bojaren gefunden, wie es Czanad einst mir vorhersagte," sprach laut der Hospodar zu sich selbst. — „Hätte ich doch nicht auf so viel Widerspruch gerechnet!" — Doch sich besinnend, fuhr er fort: „Wo ist Theodor Brancovich geblieben? Ich sah ihn nicht wegreiten!"

„Er ist hier, mein Herr und Fürst!" ließ sich in demselben Momente die wohlklingende Stimme des Bojaren aus dem Hintergrunde des Saales vernehmen.

Der Hospodar fuhr bei diesen Worten schnell herum und vermochte nicht, eine augenblickliche Ueberraschung zu bemeistern. Zeitig genug besann er sich noch, daß er in seinem Selbstgespräche nichts geäußert, was er jetzt zu bereuen hätte Ursache gehabt, und es lieber sehend, daß der Bojar hier sei, als im Frauengemache, sprach er, sich schnell sammelnd, zu ihm:

„Theodor Brancovich, Du warst Zeuge des seltsamen Schauspiels heute — wo die Hoffnung auf Lohn aus Constantinopel deutlich genug sich kundgab. Du theilst sicher die Ansicht der Mehrzahl des Diwans, die auch die meinige ist? Es leuchtet ein, daß nur dann erst für die Wallachei recht gesorgt sei, wenn sie sich

dem mächtigsten der Fürsten des christlichen Europa's ergibt, um der ewigen Plackereien überhoben zu sein, die sie aussaugen und uns Alle zu Sclaven des Serails herabwürdigen. Nur so mag es uns gelingen, Herren im eigenen Lande zu werden und sie aus Ibrail, Turnul und Dschiurdschiu zu vertreiben; dann nur kann sich die Wallachei, wie Siebenbürgen jetzt, eines friedlichen, rechtlichen und glücklichen Zustandes erfreuen und zu einer Selbstständigkeit gelangen, die sie nach ihrer Größe und Bevölkerung zu fordern berechtigt ist. Eine Ansicht, die Du in Wien so warm vertheidigt, hast Du wohl seitdem in Deiner Berge Einsamkeit nicht aufgegeben?"

Theodor sah bei dieser Rede fest in Michael's unstätes Auge. Es schien, als wolle er untersuchen, ob das, was er vernommen, Wahrheit, oder ob es die lockere Verschanzung sei, hinter welcher sich ein ebenso ungemessener Ehrgeiz, als eine unersättliche Habsucht berge. Umsonst versuchte es der Hospodar, diesem Blicke mit gleicher Ruhe Stich zu halten. Er versuchte, Brancovich's Mienen zu enträthseln, aber es gelang ihm nicht.

„Was soll Dein Schweigen, Theodor?" fragte der Fürst.

„Darf ich reden, wie ich denke, Herr und Fürst?" fragte er endlich zurück.

„Du darfst, Du sollst, Theodor Brancovich," erwiederte der Hospodar, in seinem Innern beunruhigt. „Ich darf voraussetzen, daß Du mit Mäßigung sprichst, falls, wie mich beinahe Dein seltsames Benehmen glauben machen will, Du, wider mein Erwarten, Deine Absichten geändert haben solltest, während doch Dein Schweigen im Bojarendivan Deine Zustimmung verrieth."

„Ich habe geschwiegen," hob Theodor an, „weil Aeltere redeten, — und am Ende schwieg ich, weil meine Worte doch wohl schwerlich den Sieg Eurer Beredsamkeit wankend würden gemacht haben. Ich habe endlich geschwiegen, weil ich Euch warm verehre und ich den Gedanken der schweigenden Bojaren nicht meine Stimme leihen wollte, auch wenn sie die meinen gewesen sein

sollten. Ich durfte ja noch hoffen, daß das, was ich Euch jetzt zu sagen habe, der Sache vielleicht eine andere Wendung geben könnte."

„Du bist kühn, junger Mann," versetzte der Hospodar, und die buschigen Braunen senkten sich tiefer über das blitzende Auge. „Was hast Du mir zu sagen?"

„Was Ihr kaum glauben dürftet, — daß alle Eure Pläne bis zum kleinsten Umstand im Serail bekannt sind und es waren kurze Zeit darauf, nachdem sie Eure Seele geboren; daß der Versuch, mich bei Veres-Torony zu überfallen, auf nichts Anderes berechnet war, als die sicheren Documente Eures Abfalles von der Pforte zu erlangen! — Und die Schlange, die in ihren Windungen Euch verderben wollte, habt Ihr am eigenen Busen genährt."

Der Hospodar war bei diesen Worten in sichtbare Bestürzung gerathen. Sein Gesicht hatte sich entfärbt. Die Hand fuhr nach dem blitzenden Dolche im Gürtel. Er trat einige Schritte näher zu Theodor und fragte:

„Mensch! womit willst Du das beweisen?"

„Der Pascha von Ibrail weiß Alles, was Ihr seit Monaten vorbereitet; kennt die Unterhandlungen in Wien und ist bereit, sowohl Eure Gattin und Tochter auf dem Zuge nach Kinsberg gefangen zu nehmen, als Euch den seidenen Strick zu bereiten."

„Woher hast Du das?" fragte noch bestürzter der Fürst.

„Laßt Lydda hierher kommen, daß sich alle Räthsel lösen!"

Lydda wurde gerufen.

Stumm und in sich versunken stand Michael da, bis Lydda erschien.

„Rede, Mädchen!" rief ihr der Hospodar zu, „was weißt Du von dem, was der Bojar mir sagte, und woher Du das weißt?"

Obgleich die Mischung der verschiedensten Leidenschaften der Physiognomie des Hospodars einen widerlichen, ja furchtbaren Ausdruck gab, der um so weniger verfehlen konnte, Lydda'n zu

berühren, als gerade ihr Gemüth sehr reizbar und empfänglich war, so sammelte sie sich doch schnell. Die Nähe Brancovich's schien ihr höhere Kraft, höheren Muth zu verleihen. Was sie von Czanad wußte, erzählte sie nun genau. Der Hospodar erbleichte und erglühte in wechselnder Erregung. Keine Sylbe kam über seine Lippen, aber die Bewegung derselben verrieth es, daß er innerlich gleichsam rede. — Doch es mußte eine furchtbare Sprache sein, nach den Zügen und ihrem Ausdrucke zu schließen.

Als Lydda geendet, schlug sich der Hospodar vor die Stirn.

„Warum sah ich nicht klarer, warum warnte mich Niemand?"

„Verzeiht, Herr," nahm Theodor das Wort, „wenn ich Euch an die oftmaligen Zweifel erinnere, die ich an Czanad's Treue gehegt; aber jedesmal wurdet Ihr ungehalten und meintet, es folge der Neid dem Verdienste wie sein Schatten; Ihr hättet Czanad erprobt. Laßt seine Kammer untersuchen, dort müssen sich noch Proben genug von seinem Verrathe finden."

Lydda wollte sich entfernen.

„Halt, Mädchen!" rief der Hospodar aus. „Dir schulde ich mehr, als einer Menschenseele auf Erden. Nimm diesen Segenskuß des Dankes im Voraus!"

Er küßte sie auf die Stirn.

„Geh' nun mit Gott, mein Kind," fuhr er fort; „es wird nicht unbelohnt von mir bleiben, was Du für mich gewagt."

Sie beugte sich tief — aber nicht den Hospodar traf ihr Blick, sondern den Bojaren, der mit dem Ausdrucke der Freude im Antlitze Zeuge dieser Scene war.

Sogleich schritt der Hospodar zur Untersuchung von Czanad's verschlossener Kammer. Lange suchte man umsonst, und schon wollte sich in des Hospodars Seele ein Zweifel regen, als Brancovich dem Heiducken Paswan zurief, hier die Dielen des Bodens zu heben. Es geschah, und — mehrere Kästchen und Truhen standen im ver-

borgenen Raume. Mehrere enthielten ungeheure Summen in Gold. Wohl erkannte in den Münzen Michael jenes Gold, welches er ihm zu alchymistischen Versuchen gegeben; allein er schwieg, weil er fühlte, wie sehr er sich selbst herabsetzen würde, wenn er dessen erwähnte; allein in einem fand man Briefe, welche klar das vertrauteste Einverständniß mit dem Pascha von Ibrail kundgaben. Jetzt war der Hospodar überführt, und laut äußerte sich seine Wuth gegen den Schändlichen. Als Paswan das vernahm, hielt er den Augenblick für günstig und theilte mit, was er von Czanad's Treiben wußte, und wie er unter dem Vorwande hospodarischer Befehle und Aufträge so oft in den Stunden der Nacht seine Zusammenkünfte gehalten. Wohlweislich schwieg er aber von dem, was ihm in der Regel zu Theil wurde. So stellte sich denn mehr als gewiß der ungeheuerste Verrath und Betrug heraus. Fast außer sich kam der Fürst mit dem Bojaren in den Divansaal zurück.

„Wozu jetzt alle Winkelzüge!" rief der Hospodar aus, „mir bleibt nur noch die Wahl, mich auf jede Bedingung in Oesterreichs Arme zu werfen, oder dem seidenen Strick, als Gnadengeschenk des Sultans, entgegen zu gehen. Es ist entschieden — ich bin des Kaisers! O, daß Palffy hier wäre, daß ich mit ihm unterhandeln könnte, um schnell den Vertrag zu schließen, der unsere Sicherheit verbürgt. Dann aber müssen schnell die Fürstin und Euboria nach Schlesien aufbrechen!" — Er stieß diese Worte mehr heraus, als er sie sprach. Unruhig maß er den Saal. Sein ganzes Wesen war in einer fiebrischen Erregung.

„Darf ich eine Bitte wagen," hob jetzt Brancovich an, „so wäre es die: thut keinen übereilten Schritt! Noch ist nicht Alles verloren. Ihr kennet meinen Einfluß bei den Bojaren; laßt mich walten! Bald sollen die Wallachen wie eine eherne Mauer um ihren Fürsten stehen."

„Und was sollen sie da? Was willst Du damit sagen?"

stieß der Hospodar hervor, indem sein stechender Blick auf Theodor weilte.

„Ihr seid zu sehr erregt," sprach Theodor, indem er Miene machte, sich zu entfernen, „eine bessere Stunde will ich abwarten, Euch meine Ansichten mitzutheilen."

„Kannst Du Dich darüber wundern, daß ich erregt bin? Wurde je Dein Vertrauen von einem Schändlichen schwerer verletzt? Bleib', Brancovich, und rede, mein Ohr ist offen, und mein Herz schließt keine eiserne Pforte für das Wort der wohlwollenden Gesinnung. Rede, doch vergiß nicht, was Dir ziemt. Ich würde ungern mit Dir als Gebieter reden, da ich es als Vater bisher zu thun gewohnt war!" Der Hospodar sprach diese Worte mit einem scharfen Nachdruck.

In Theodors Herzen klang eine andere Saite an. Sein Wesen gehörte nicht zu den stets ruhigen. Oft rasch und heftig brauste es auf, wenn sein Selbstgefühl, sein männlicher Stolz, seine bessere Ueberzeugung rauh berührt wurde. Sein Ehrgefühl war sehr fein; es litt keine rauhe Berührung. Des Hospodars Worte waren der Art, daß sie verletzend in sein Inneres fuhren. Er richtete sich stolz empor und sah mit glühendem Auge den Hospodar an, der erst in diesem Momente fühlte, wie unklug er gehandelt.

„Vergebt," sagte er mit scharfer Bestimmtheit, „wenn ich Euch erinnere, daß ich Brancovich heiße, ein Name, der stets nur freie Wallachen ehrte, keine Sclaven. Ihr seid Hospodar der Wallachei, aber ein Fremdling im Lande und keineswegs der Gebieter der freien Edlen des Landes, die keinen Herrn über sich erkennen, als den König der Könige. Im Rathe der Erste, zu Recht und Ordnung, zu Schutz und Trutz als Führer, so steht Ihr in unserer Mitte, nicht über uns. Ihr habt mir gestattet, zu reden, und das wollte ich — aber vor einem Gebieter ziemt's, zu schweigen. Das seid Ihr nicht. Ist es Euer Wille, das freie Wort des freien Bojaren, das treue Wort aus treuem Herzen anzuhören,

das keineswegs Euch meistern will, so sei's auch jetzt noch; ist's anders, so ist meine Zeit hier zu Ende."

Des Hospodars Zorn wollte aufflammen; aber vor des Bojaren ernstem, offenem Blick erlosch er, als ob Wasser in's Feuer gegossen würde. Er fühlte auf's Empfindlichste die Wahrheit dessen, was der Bojar gesagt; er sah ein, hier gälte es den unausweislichen Versuch, ein Gemüth zu beruhigen und wieder zu gewinnen, das tief verletzt war. Er erkannte es, wie nothwendig in diesem kritischen Moment es sei, einen Mann näher, als je, an sich zu ziehen, dessen Macht und Einfluß groß genug war, um bei der Selbstständigkeit und Kraft seines Charakters ein sehr bedeutendes Gewicht in seine Schale zu legen, oder es ihr zu nicht zu vergütendem Nachtheile zu entziehen.

„Du bist reizbar, Theodor," sprach sanft der Hospodar mit echt fanariotischer Selbstbeherrschung und affectirend eine schmerzliche Verletzung seines Gefühles. — „Wie konnte Dich ein bedeutungsloses Wort zu solcher Rede veranlassen gegen einen Mann, der Dir Vater war, als Du vaterlos in der Welt standest, und Dich als Waise erzog, Dir stets ein Herz voll Liebe zuwendete und Beweise genug gab, wie grenzenlos es Dir vertraue! — Dem Sohne Deines Vaters, wahrlich keinem Anderen konnte ich unter ähnlichen Verhältnissen dies vergeben. Dein gutes Herz wird Dir in diesem Augenblicke sagen, wie wehe Du dem meinigen gethan, und wie sehr Deine Hitze sich vergaß!"

Auf ein Herz, wie das des Bojaren, konnte dieser Anklang tieferen Gefühles nicht ohne Wirkung bleiben. Des Hospodars Ton traf schon gewaltig sein Gefühl, das, was seine Worte in die Erinnerung riefen, mahnte an die Dankbarkeit, welche er ihm schuldete. Er trat dem Hospodar nahe und reichte ihm seine Rechte dar.

„Vergebt," sagte er, „wenn der Stolz des Bojaren stärker einen Augenblick hindurch war, als das bessere Gefühl! Es hat

seine Herrschaft zurückerhalten. Ich fühle, daß Ihr mein Gebieter seid, weil Ihr mein Vater seid. Vergebt, was ich verschuldet — und laßt uns den Punkt erörtern, wegen dessen ich hier blieb."

„Rede!" entgegnete, seine Hand drückend, der Fürst; doch konnte er ein banges Gefühl nicht bemeistern, das ihm zuraunte: dieser junge Mann durchschaue das arglistige Gewebe seiner Ränke, an denen Habsucht und Ehrgeiz gleichen Antheil hatten.

Brancovich begann:

„In den Stunden der Einsamkeit, welche ich seit meiner Rückkehr von Wien nach Tuni zugebracht habe, lag mir Euer Wohl, das mit dem des Landes, das meine Heimath ist, dem des Volkes, dessen Glied ich bin, ebenso eng verwachsen ist, wie mit dem Glück Eurer Familie, die das theuerste Gut umschließt, welches das Leben für mich hat, warm am Herzen; ruhig habe ich die Stellung geprüft, die Ihr zu nehmen jetzt im Begriffe steht. Wendet mir nicht ein, ich kenne sie nicht; die Verhältnisse der Pforte zur Wallachei sind mir genau so bekannt, als mir die Pläne des Kaiserhofes wurden, da in Wien ich in manches Geheimniß blickte, das in der Ferne unerklärbar scheint. Klar ist es mir geworden, der Kaiserhof buhle nur um das Einverständniß mit Euch, weil er hofft, der Wallachei sich zu bemeistern, wie er sich schlau Siebenbürgens bemächtigt, und darauf zählt, der gewandte Palffy werde durch Kinsberg und den Jahrgehalt Euch ködern, im Einverständniß mit Oesterreich, Krieg mit der Pforte zu beginnen. Ihr seid nicht stark genug, den Krieg für Euch selbst zu führen, so rechnet der Kaiser; Ihr müßt Euch an Oesterreich anlehnen. Schlau sucht man Euer Weib und Kind nach Schlesien zu ziehen, daß man sie dort als Geißel habe, als Pfänder Eurer Treue. Und hat man Euch gelockt und seid Ihr in die Netze gegangen, so nimmt Oesterreich die Wallachei, wie Siebenbürgen, setzt Palffy auf den Fürstenstuhl, nach dem der Ehrgeizige strebt, und Ihr

mögt in Kinsberg schmerzlich bereuen, das Opfer geworden zu sein." —

Brancovich hielt einen Augenblick ein, denn das ironische Lächeln, welches um Michael's Mund schwebte, machte ihn beinahe irre.

„Hast Du geendet, Theodor Brancovich?" fragte mit unveränderter Miene der Hospodar nach kurzem Schweigen.

„Ihr spottet dessen, was ich sage!" rief Brancovich erzürnt; „so habe ich denn nichts mehr zuzusetzen!"

„Du bist noch nicht zu Ende, Theodor Brancovich," sprach der Hospodar, „laß Dich nicht irre machen. Ich will ganz Deine Meinung kennen lernen, fahre fort, ich bitte Dich!"

„Wohlan denn," sagte er, „es sei! Was Ihr, mein Fürst, im Divan mit siegender Beredsamkeit geltend gemacht, ich habe es mit aller Aufmerksamkeit verfolgt. Es konnte mich nicht wankend machen in meinen Ansichten, die die Frucht eines ruhigen Prüfens waren. Ihr machtet geltend, daß nicht länger die Wallachei als christlicher Staat des Halbmondes Sclave sein und bleiben dürfe; daß enden müsse die Aussaugung durch die Fermans der Pforte; daß nicht länger des Landes beste Festungen in der Hand eines fremden Volkes bleiben dürften, weil es dadurch stets den Schlüssel zum Herzen des Landes in Händen behalte, damit stimmt jeder freie Wallache, der es mit Volk und Vaterland wohlmeint, überein, ja, es ist längst sehnlicher Wunsch, daß es wahr werde; aber nur die Art, wie es vollbracht werden soll, ist's, die verschiedene Urtheile hervorrief. Wie ich denke, denken noch eine große Zahl Bojaren, und alle die, welche im Divan schwiegen, dürft Ihr dazu zählen. Erinnert Ihr Euch ihrer genau, so wisset Ihr, daß es nicht die sind, welche fremdem Gold und Einfluß zugänglich sind, also die, auf welche Ihr allein sicher zählen könnet."

„Wie soll es bewirkt werden, wenn nicht durch Anschluß an Oesterreich?" fragte noch immer mit ironischem Lächeln der Hospodar.

„Es liegt klar vor Euch!“ rief feurig der junge Bojar und erhob sich, indem er die Hand an den reichen Säbel legte, der an seiner Seite hing. „Wie ich hier mit der Hand an meinem Schwerte Euch mich darstelle und sage: Gebietet, und ich stehe und falle für Euch und die freie Wallachei, so alle Bojaren, so das ganze Volk.“

„Und die Zigeuner und Juden mit eingerechnet, deren Tapferkeit berühmt ist!“ höhnte der Hospodar.

Brancovich überhörte das im Eifer. „Wir stehen Alle für des Vaterlandes Freiheit und schaaren uns an Eure Seite, unter Euer ruhmgekröntes Banner. Weiß das Volk, daß es für seine Freiheit, seinen Altar und seinen Herd kämpft, so kämpft es mit Löwenmuth und Ausdauer. Ein Anderes ist der Kampf des freien Mannes, ein Anderes der Kampf des Leibeigenen, des Sclaven fremder Gewalt. Schließt Euch an den Hospodar der Moldau an. Mit ihm ringt nach freiem Dasein, und beide Völker, stammverwandt, werden selbst der Macht der Pforte Trotz bieten. O, ich beschwöre Euch, stellt Euch an unsere Spitze, legt Eure Talente, Eure Tapferkeit in unsere, nicht in Oesterreichs Schale, und wir Alle gehen freudig in Kampf und Tod. Frei ersteht ein Volk, das längst eines besseren Looses würdig war!“

Er hielt inne.

Michael lächelte noch ironischer.

„Ach, wie gut ist es,“ sprach er, „daß des Alters gereifteres Urtheil, des Alters Ruhe und Besonnenheit der brausenden Jugend und ihren Luftgebäuden zu Hülfe kommt! Wohin sollte es mit dem Lande, mit dem Volke kommen, das solcher Schwindelgeist regierte? — Wie gut ist es für die Wallachei, daß dieser Geist nur in den wenigen jugendlichen, alles überschätzenden Brauseköpfen wohnt, die im Divan sind! — Siehe hin,“ fuhr er, in ernsten, gemessenen Ton und Ausdruck übergehend, fort, „siehe hin, Jüngling, auf das Land — wo ruht seine Kraft? — In einem Volk etwa, das seiner

Bojaren Lastthier ist, das des Zaumes zu entlassen nur Wenige mit Dir, der Du an Bildung über ihnen stehst, Lust tragen? In den zahlreichen Juden, die vor einem blitzenden Schwerte zu Tausenden fliehen? In den Zigeunern, deren Kampfesziel Raub und Beute ist, die weder ein Vaterland haben, noch eines bedürfen, so wenig, als eines eigenen Herdes? In Deinem Stande, Theodor Brancovich, in den Bojaren, ruht sie allein. Und was will die kleine Schaar beginnen mit ihren Schlössern, wenn des Orients Horden, ähnlich den Heuschreckenschwärmen, die unsere Felder zerstörten im letzten Jahr, Alles überschwemmen auf des Sultans Wink? Was will die kleine Schaar gegen die ungeheuren Hülfsquellen der Pforte, die Du nicht kennst, die ich aber wohl kenne — selbst, wenn die Moldau und ihr Adel mit dem der Wallachei gemeinsame Sache machte, wenn nicht der Kaiser den Rücken deckt? Was will die kleine Schaar, die zudem in ihrem Innern zerrissen ist von den widersprechendsten Plänen und Ansichten und selbst dem Golde des Padischah dienstbar wird, wenn er es mit vollen Händen beut? Erröthe, Theodor, vor der Ungereimtheit Deiner Ansichten. Ich grolle Dir nicht. Ich kenne Dein edles Herz. Ich weiß, daß, wie es auch komme, die Liebe und Dankbarkeit Dich an meine Seite führen wird. Ich weiß es, ich zähle darauf! Ich lese es in Deinen Blicken. Gib mir Deine Hand, mein Sohn, und Alles sei vergessen."

Der Hospodar war Menschenkenner, insbesondere kannte er Theodor Brancovich's Art zu genau, um nicht darauf seine schlaue Berechnung bauen zu können. Seine Worte hatten durch das Treffende, was sie enthielten, den Sieg bereits bei Brancovich's klarem Verstande, den nur sein Gefühl überflügelt, errungen. Die letzten Worte, mit Würde und Gefühl ausgesprochen, siegten auch über sein Herz.

Er schlug in die dargebotene Rechte und rief:

„Ich bin Euer bis zum letzten Blutstropfen! Ihr habt mich Euren Sohn genannt, o laßt mich in diesem Augenblicke, wo Eure

Güte sich mir so väterlich zeigte, wo Ihr eine Verwirrung meines Verstandes vergabt, weil Ihr das Herz kennt und seine reinen Absichten, laßt mich jetzt gerade einen Gegenstand zur Sprache bringen, an den mein Lebensglück und das Eudoria's geknüpft ist. Eure Lage ist jetzt eine sehr unsichere, das verkennet Ihr nicht, nach Czanad's schändlichem Verrathe. Nahe ist der Krieg unseren Grenzen und dieses Mal mit allen Schrecken, die die Wuth der wilden Moslemins hervorruft, auch Ihr seid Mensch und des Kampfes Ziel ungewiß — bergt Euer Edelstes an meinem treuen Herzen! Ihr habt unsere Liebe wachsen gesehen und sie geduldet mit Wohlgefallen — krönet sie jetzt, o gebt uns Euer väterliches Ja, Euren väterlichen Segen! Nicht nach Kinsberg gehe dann mein Weib. In Tuni berge ich meinen höchsten Schatz. Dort brach sich schon türkischer Uebermuth und wird sich noch mehr als einmal brechen."

Des Hospodars Stirn runzelte sich kraus. Die buschigen Braunen senkten sich wieder tief in die Augen, die voll finsteren Ausdruckes waren.

„Theodor Brancovich," hob er nach einer kleinen Pause ernst an, „Du machst Dich zum zweiten Male desselben Fehlers schuldig. Wieder ist das stürmische Herz Deinem Verstande vorangeeilt. Du weißt es, ich liebe Dich und halte dafür, daß meines Kindes Glück in Deinem Herzen ruht. Oft habe ich es Dir gezeigt, daß ich Eure Liebe billige — aber ist dieser Augenblick, den Du selbst als den des Schwankens, der Gefahr und der Unsicherheit bezeichnet hast, geeignet, ein Band zu schließen, welches Eudoriens Schicksal an das Deine unauflösbar kettet. Gehst Du nicht, wie ich, dem Kampf entgegen? Soll sie als frühe, junge Wittwe ihr Dasein vertrauern? Soll doppelte Angst für Gatten und Vater ihr Herz foltern? Ist Tuni sicher gewesen in Zeiten, wo die Kriegskunst im Kindesalter war, ist es das auch jetzt, wo andere Hülfsmittel in des Feindes Gewalt stehen, ein Felsennest zu brechen, wie Dein Tuni? — Nein, mein Sohn, Du liebst Eudorien nicht, wenn Du jetzt sie als Gattin

begehrst. Laß des Krieges Stürme vorüberbrausen. Laß uns den Frieden und — die Freiheit vom Türkenjoch errungen haben, dann sei sie Deiner Treue, Deines Muthes, Deiner Tapferkeit herrlicher Preis. Dem Sieger werde die Braut! — Bis dahin steht mein Wille fest als Fürst und Vater. Sie geht mit ihrer Mutter nach Kinsberg, wo sie allein sicher ist, und dort magst Du Dir den Brautkuß holen!" —

Theodor war während dieser Worte bleich geworden. Es schien ihm, als seien sie ein Maifrost, der in die Blüthen seiner Liebe und seines Glückes vernichtend falle, als seien sie das kalte Todesurtheil seiner Hoffnung. Sie trafen ihn wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, denn wie gewinnend, wie das Glück in der Ferne zeigend, sie auch in sein Herz schleichen wollten, was Lydda, was Maria und Eudoxia ihm vertraut, es zeigte zu gewiß, daß ein anderes im Herzen lebte, daß ein anderer, mit seinen heißesten Wünschen streitender Plan das Herz des Hospodars erfüllte und diese Worte nichts weiter als die Maske seien, hinter welcher er jenen berge. Er vermochte kein Wort mehr zu sprechen. Die Brust war ihm wie zugeschnürt. Er verbeugte sich stumm und kalt und ging.

Der Hospodar sah ihm zweifelnd nach.

„Hat er," fragte er sich selbst nicht ohne Bangen, „tiefer in meine Pläne gesehen — oder hat auch hier mich Verrath umgarnt?" —

Er trat, noch einmal sinnend, zum hohen Bogenfenster und sah, wie, gleich dem Sturme, Brancovich, von seinen Dienern gefolgt, in sausendem Galopp davon jagte.

6.

Da, wo die Weistritz ihre schäumenden Wogen durch das Schlesierthal wälzt, einige Meilen von der Stadt Schweidnitz,

erhebt sich mitten im Thale, frei daliegend, ein hoher, kegelförmiger Berg. Dicht bewaldet ist sein von der Weistritz bespülter Fuß, aber oben, gegen den Gipfel, thürmen sich Felsen wild empor und bilden ein ansehnliches Plateau. Hier erhoben sich die gewaltigen Mauern, Thürme und Gebäude der Burg Kinsberg, von ihrer Höhe herab das Thal und die jenseitige Fläche beherrschend. Ein hohes Thor führte in das Innere des Burghofes, den hohe Linden beschatteten. Sanft ansteigend gelangte man von hier zu einem zweiten Thore. Während das erste Burgthor das hohe Giebelhaus trug, in welchem der Thorwart seinen Sitz hatte in Friedenszeiten, zu Zeiten des Kampfs oder der Gefahr aber eine reisige Wache, lief das Gemäuer dieses zweiten Thors in einen wehrhaften Thurm aus, auf welchem der Tapferkeit noch möglich war, lange den Feind, auch wenn er im Besitze des Burghofes war, abzuhalten vom eigentlichen Burggebäude oder Burgstalle, wie es die Sprache der Zeit nannte, zu dem zu gelangen, ein drittes Thor durchschritten werden mußte. Groß und weit dehnten sich diese Gebäude aus, alle sich lehnend an den gewaltigen Wartthurm, der sich keck in den Aether erhob und als letzte, aber auch unzerstörbare Zuflucht betrachtet werden konnte. Ueberall in diesem Innern der Burg, wie selbst an den Bildhauerarbeiten der inneren beiden Thore zeigte es sich, daß der frühere Besitzer, Matthias von Logau, ein Mann war, dem die Kunst und die Bauwerke des schönen Welschlandes nicht fremd geblieben. Sein feiner Geschmack ließ überall Zierathe anbringen, besonders schöne Bildhauerarbeiten und Malereien, mit denen die Wände der Säle nicht nur, sondern selbst die der Kammern und Hallen bedeckt waren.

Es war in Mitte Februars, in jener Zeit, wo im milderen Strahle der Sonne schon ein ahnungsvoller Frühlingshauch über die winterliche Erde fliegt, als der Burghauptmann und Verwalter von Kinsberg (denn die Logauer waren blutarm ausgestorben und die Burg wurde jetzt für die Gläubiger verwaltet), Hans Kuhl, in

der Mittagsstunde sich einen Polsterstuhl unter die Linde stellen ließ, neben der die Brücke zum Thorhause der äußeren Mauer führte. Der Himmel war wolkenlos und tiefblau. Kein Lufthauch kühlte, und die Sonnenstrahlen erwärmten den Raum, wo der Burghauptmann sich niederließ, indem ein Diener einen Deckelkrug von ansehnlichem Umfange nebst einem Pokale neben ihn mit einem leisen: Profit! niedersetzte.

Hans Kuhl war ein schlesischer Ritter von vielerprobter Tapferkeit, und wie er eisenfest, so war er bieder und treu; aber derb, heftig, rauh und höchst eigenwillig, sintemal er als Hagestolz lebte und seines Wesens rauhe Seiten kein freundlich Weib abgeglättet hatte. Aus seinem Kriegsleben waren ihm jene Eigenschaften geblieben; allein auch viel Wildheit des Sinnes. In Kinsberg, wo er seit des Logauers Tode den Befehl führte, war der schon alternde Degen bequemlich und träge geworden, und das Wohlleben, das er auf Kosten der schlesischen Kammer führte, hatte seiner Leibesgestalt eine ansehnliche Rundung und Erweiterung beigebracht. Behaglich dehnte er sich auf seinem weichen Sitz in der Sonne, goß dann den Pokal voll Weins und trank ihn mit einem genußvollen A—h bis zur Nagelprobe leer.

Im Burghofe war es ziemlich öde. Nur gackernde Hühner, des Thorwarts Pfleglinge, von dem gestrengen Befehlshaber der Eier wegen geduldet, trieben sich, im Vorgefühle des Frühlings, lustig umher.

„Wie wohl meinen steifen Gebeinen die Sonne thut!“ sprach Ritter Kuhl zu sich selbst und streckte die langen Beine weit von sich, daß die Sonne sie weidlich bescheine. Sein Blick schweifte dann über die Gebäude hin, und seine Stirn umdüsterte sich.

„Armes Kinsberg, hast so lange jetzt die Freude gehabt, nur Männer zu beherbergen, und nun sollen schnatternde Weiber hier einziehen und ich gar noch Weiberwächter werden! Alle Pest!“ rief er, „warum muß mir denn auch der Quark noch kommen?“ — Er

trank wieder. — „Und Wallachen, die der Teufel versteht, dazu! Spräche das verdammte Volk noch eine ehrliche Sprache, wie unser biederes Deutsch! — Aber die sollen mir Ruhe lassen. Will sie nicht quälen durch meine Besuche."

„Gestrenger Herr Burghauptmann!" sprach in diesem Augenblicke dicht neben dem brummenden Hagestolz ein rüstiger Bursche.

„Was gibt's!" fragte dieser aufschauend. „Ha, Sybold, hast Du Wildpret. Hasen? Fatal! Keine Schnepfe, oder so etwas Rares?"

„Für die Schnepfen ist es noch ein wenig zu kalt," versetzte der Knappe, der einen Hasen am Gürtel trug, „aber eine andere Art von Schnepfe hab' ich entdeckt und die Bauern von Kynau auch."

„Was, was?" fragte neugierig der alte Kriegsheld.

„Seit vier Tagen, gestrenger Herr Burghauptmann, erzählte mir der Köhler Henne von Kynau, habe er einen Kerl entdeckt, der um die Burg schleiche, wie ein Marder um einen Taubenschlag. Er habe bei dem Schenken zu Kynau Quartier gehabt, sei aber bald wieder weg. Er rede kein rechtes Deutsch, trage eigene Kleidung und scheine ihm so ein spionirender Zigeuner, der wohl nichts Gutes im Schilde führe. Den Faselhans lachte ich aus, aber als ich heute für Eure Tafel nach einem leckeren Braten im Wald umherspüre und müde mich an einer Eiche niederlege, seh' ich mit leiblichen Augen den vom Henne beschriebenen Kerl heranschleichen wie einen Dieb und sich zur Burg wenden. Ich folge ihm von fern, aber im Dickicht kommt er mir abhanden, und ich finde ihn nicht mehr. In der Schenke soll er sich genau nach der Gelegenheit des Kinsbergs, nach Euch, nach der Besatzung und nach dem Werthe der Herrschaft erkundigt haben. Was dünkt Euch von der Sache?"

Der Burghauptmann sah den Redner ungläubig an.

„Warst Du nicht trunken, Sybold?" fragte er darauf.

Dieser betheuerte das Gegentheil.

Jetzt wurde Kuhl aufmerksam. Er forschte genau und sprang dann zuletzt auf.

„Den müssen wir fangen!“ rief er aus. „Ich will wissen, was der welsche Hund hier um die Burg schleicht und späht und kundschaftet!“

Gleich darauf erklang das Thorthurmglöcklein, und sämmtliche Bewohner des Schlosses, zwanzig stattliche Bursche, zu Trutz und Schutz bereit, umstanden ihren Gebieter.

Die nöthigen Befehle wurden ertheilt, und alsbald verließen wehrhaft ihrer zwölf das Schloß.

Der Burghauptmann schritt die Stiege zum Thorhause hinauf, um aus des Thorwarts Fenster den Abziehenden nachzusehen.

Eine Stunde nach der anderen verging, und nichts ließ sich blicken. Der unruhig harrende Kuhl fluchte über die trägen Bälge und schritt in das Schloßgebäude zurück, da die abendliche Kühle bereits ebenso empfindlich geworden, wie kurz vorher die Luft, von der Sonne erwärmt, mild gewesen war.

Kaum dort angelangt, traf sein Ohr der langgehaltene Ton des Wächterhorns auf dem Thore.

„Sie haben ihn!“ rief frohlockend über das, die Eintönigkeit seines Burglebens angenehm zu unterbrechen verheißende Abenteuer der Burghauptmann.

Aber ein zweiter und schnell folgender dritter Hornstoß machte ihn stutzen. Das war etwas Anderes. Bald darauf stürzte der Thorwart in's warme Gemach.

„Gestrenger Herr!“ rief er athemlos, „es naht ein Zug Fremder dem Schlosse. Vorauf reitet ein stattlicher Herr in seltsamer Pelztracht, fast anzuschauen wie ein Starost, wie ich solche in Lublin einst erblickt.“

Der Burghauptmann gebot schnell, das Thor zu öffnen, ließ

schnell den Hausmeister beschicken, dem er eiligst die Weisung gab, sich auf ein leckeres Mahl bereit zu halten, und verließ alsdann das Gemach, um seinem Gast in schuldiger Höflichkeit entgegen zu gehen.

Er war kaum aus dem zweiten Thore des Innern herausgetreten, als er auch schon die Reisenden durch das erste einreiten sah in den geräumigen Burghof.

Der Thorwart hatte die Wahrheit gesagt. Es war ein stattlicher Zug. Mehrere Herren wurden von einer zahlreichen Dienerschaft mit Saumrossen begleitet. Hervorstechend vor Allen war ein junger Mann, von ebenso großer Schönheit, als äußerer Würde, dessen Kleidung jedoch Kuhl sogleich für eine ungarische Nationalkleidung der kostbarsten Art erkannte.

Der Fremde schwang sich schnell aus dem Sattel und trat dann, während seine Begleiter ehrfurchtsvoll zurückblieben, mit vielem äußeren Anstande dem alten Kuhl entgegen.

„Seid Ihr der Schloßhauptmann?“ fragte er kurz und stolz.

Kuhl neigte das Haupt zur Bejahung.

„Seid so gütig, mir Euren Namen, Stand und Würden zu nennen,“ sprach jetzt Kuhl, in dem der alte Reiterstolz sich regte, „damit ich Euch darauf begegnen könne.“

„Ich bin der ungarische Magnate, Graf Palffy, der im Auftrage kaiserlicher Majestät hier ist, das Schloß einzusehen und demnächst zu verfügen.“

„Sehr gut,“ versetzte Kuhl; „doch zweifle ich nicht, daß Ihr zu solchem Werk eine Vollmacht kaiserlicher Majestät in Händen habt?“

Der Graf verzog ärgerlich die Miene, nestelte aber seinen Pelzrock auf und reichte dem Hauptmann das Papier.

„Ruft den Kapellan!“ wandte sich dieser darauf zu den Dienern, und zu Palffy gewandt, sagte er: „Meiner Lebtage hab'

ich die Schrift, so mit dem Schwerte geschrieben ist, besser lesen können und lieber gelesen, als die mit dem Gänsekiel."

Ein spöttisches Lächeln flog über des Magnaten feines Gesicht, doch so schnell, daß es der eifersüchtige Haudegen nicht wahrnehmen konnte.

„Es wird kalt," versetzte Jener, „beliebet, in das Schloß zu treten, wo zu Euren Diensten steht, was zwischen dem Dach und dem Boden des Kellers ist!"

Eben wollten sie sich anschicken, in das Burggebäude zu treten, als am Thore sich ein wüthendes Halloh vernehmen ließ.

„Horch!" rief Kuhl. „Wächter, was gibt's?"

„Sie bringen den Spion!" antwortete dieser.

„So habt die Güte, noch einige Augenblicke zu verziehen, Herr Graf," sprach Kuhl, „ich habe noch ein hochnothpeinliches Halsgericht allhier zu halten, da ein fremder, verdächtiger Kerl seit einigen Tagen um die Burg schleicht und unberufen ihre Gelegenheit ausspürt."

Dem Grafen war es nicht unangenehm, zu sehen, was es geben würde. Noch während der Unterredung brachten die Knechte den gefesselten Czanad.

„Was thust Du in meinem Reviere, Spitzbube?" rief Kuhl. „Wer bist Du, Galgenvogel? Woher kommst Du, Strolch?"

Czanad war bleich. Er blutete stark am Kopfe, denn er hatte es tollkühn versucht, entfliehen zu wollen.

Während der energischen Anrede des Schloßhauptmannes trat Palffy näher herzu. Ihm fiel sogleich die wallachische Tracht auf, und es dünkte ihn, als habe er diesen Menschen in Buchareſt gesehen. Er redete ihn sogleich in seiner Muttersprache an, und freudig rief Czanad:

„Herr, wenn Ihr wirklich Graf Palffy seid, wie ich vermuthe, so helft mir von diesen schlesischen Bären, die mich zerreißen."

„Was treibst Du hier in Schlesien?" fragte Palffy; „hab' ich Dich nicht einst in des Hospodars Palast gesehen?"

Czanad legte sein Verhältniß zu dem Hospodar näher dar und bat Palffy, daß er sich für ihn verwende. Er sagte ihm, daß der Hospodar, dem Kaiser mißtrauend, ihn hierher gesendet, die Verhältnisse gehörig zu erkunden.

„Laßt den Mann los, Herr Burghauptmann," sprach Palffy zu diesem, „ich kenne ihn; der Hospodar der Wallachei hat ihn als Bevollmächtigten gesendet."

„Mit nichten," entgegnete Kuhl, „und wenn ihn der Sultan oder Tartarchan, die Beide Gott verdamme! gesendet hätte. Er soll's beweisen erst — sonst ist er mein Gefangener; denn für die Burg und im Burgfrieden bin ich verantwortlich, und mir scheint's allgemach mehr, daß ich das Vögelein kenne!"

Aber Czanad konnte nichts beweisen.

„Schneller Spruch der beste!" rief Kuhl. — „In's Verließ mit ihm! Ich werde es untersuchen."

„Jetzt bitte ich," wandte er sich zu Palffy, der selbst etwas zweifelhaft wurde, „tretet in das Schloß."

Czanad wurde in das Gefängniß gebracht.

„Herr Graf," sprach hierauf Kuhl, als dieser sich bequem gemacht und der Kapellan die Vollmacht geprüft und richtig befunden, „haltet zu Gnaden, aber der Kerl ist verdächtig in hohem Grad. Als ich der Republik Venedig diente, ist mir derselbe Strolch mehrmals unter die Füße gekommen, und mehr denn ein Goldstück hat er mir abluchsen geholfen. Er soll dafür büßen!"

„Trügt Ihr Euch nicht vielleicht in der Person?"

„Ich mich trügen? Nein, Herr Graf, was Hans Kuhl einmal gesehen, das vergißt er nicht wieder, zumal, wenn sich solche Erinnerungen daran knüpfen. Seht, gerade so sah er aus, nur jünger; denn es ist seitdem fünfzehnmal Ostern gewesen. Ich war damals Hauptmann in Diensten der durchlauchtigsten Republik, die es nicht versäumte, unser deutsches Blut gehörig in Umlauf zu erhalten und gelegentlich auch uns zu einem Aderlaß zu verhelfen.

Bald zur See und bald zu Lande trieb sie uns herum, und die Herren des goldenen Buches ließen sich's derweile bequem sein und behaglich; aber das muß ich dem Dogen nachsagen (er lüftete sein Barett, das er wegen des dünnen Haares trug), so lang' ich unter Sanct Marcus Fahnen focht, hatte ich mehr Gold in einer Woche, als ich in Schlesien in einem Jahre habe. Und Beute gab es, Herr! — ich sage Beute, daß man's oft kaum zu verwahren wußte. — Allein — gute Gedanken kommen meist, wenn Fastnacht vorüber ist. Junges Blut hat leichten Muth. War viel errungen, so wurde viel verludert, das heißt verzecht oder verspielt. So kam ich einst von Candia gen Venedig. Schwerer an Gold war mein Beutel, leichter an Sorgen mein Herz nie. Kaum in den Lagunen vor Anker, als schon Gondeln uns deutsche Offiziere an's Land trugen auf die Piazetta. Dort begegnete uns ein Landsmann, der auch lieber alle Tage lustig, als eine Stunde traurig lebte, der erzählte, daß ein Slavonier mit Namen Czanad —"

„Richtig, Herr Burghauptmann," fiel ihm Palffy, den die Erzählung zu unterhalten begann, ein, „so heißt der Kerl, und ein Slavonier ist er auch!"

„Seht Ihr's, Herr Graf! Nun sei's aber den Heiligen gedankt, daß ich den Lungerer endlich erwischt habe! Du sollst mir schon büßen, Spitzbube, Du! Damals schwur ich, ihm den Hals umzudrehen, wenn ich ihn wieder auf meinem Wege fände, und jetzt läuft er mir so unversehens in das Netz! — Doch hört weiter: Der Landsmann sagte, daß er eben vom Landsknechten käme bei dem Czanad, daß man dort aber auch würfle und das Geld wie ein Bach dort flösse. Wir fragten sogleich nach des Czanad's Quartier, das am Sanct Marcus-Platze war. Der Landsmann geleitete uns. Er hatte viel gewonnen und wußte unsere Geldgier mächtig zu reizen. Vom Würfeln war ich nun allewege ein Freund, hatte Glück darin — daher ich mich denn weidlich freute, als ich in das hell erleuchtete Gemach trat, wo dieser Czanad — o, es ist der

Hallunke, jetzt wird mir's ganz klar! — an einem Tische saß und im silbernen Becher die Würfel rüttelte. Als ich an die Tafel trat, sah er mich mit dem durchdringenden Auge an und erbat sich meine Hand. Er untersuchte die Lineamente derselben mit tiefem Sinnen und rief dann: Ein Glücksrad! Herr, Frau Fortuna ist Eure Patronin; wenn auch Alles verloren ist, wird Euer Gewinn dennoch sehr groß sein. Ich spiele nicht mit Euch!

„Mir stieg die Galle in's Blut, das Blut zu Kopfe. Ich geh' auf den Kerl ein und sage ihm, daß er durch sein dummes Wort alle Leute zurückschrecke, mit mir zu spielen; er sei darum verbunden, mit mir zuerst zu spielen. Er weigerte sich deß hartnäckig, bis ich an meinen Degen griff. Da reichte er mir mit anscheinender Angst den Becher, und die Würfel rollten dahin. Laßt mich kurz sein. In weniger als einer Stunde war mein ganzer Schatz in seinen Händen und ich so arm wie eine Kirchenmaus. Das war Alles so angelegt, mich hitzig zu machen. Hitzig ist nicht witzig! Ich durfte nichts sagen, ich hatte ihn ja gezwungen; aber ich schwur, ihm den Hals umzudrehen. Am anderen Tage vernahm ich, daß es meinen Kameraden nicht besser ergangen, wie mir, und als wir wieder ihn aufsuchten, um uns zu revangiren — war er spurlos verschwunden aus Venedig. So weit mich auch der Krieg und sein Handwerk in der Welt herumtrieb, ich sah und hörte nichts mehr von ihm bis heute."

Dem Grafen gefiel der alte Degen. Er ließ es nicht fehlen, ihn bei Tisch und bis spät in die Nacht bei dem Becher-Klange von seinen Kriegsfahrten erzählen zu lassen, und spät suchte er erst sein Lager.

Der Morgennebel war längst verzogen, die Sonne hatte gesiegt und schien gar freundlich über Berg und Thal, als Palffy erst in den Saal trat, wo ein Frühimbiß leckerer Art sogleich für ihn bereitet wurde. Niemand aber ließ sich dabei sehen, und die Herren seiner Begleitung hielten ihr Frühmahl auf ihren Zimmern.

„Wo ist denn der Burghauptmann?“ fragte, unzufrieden über die wenige Achtung, die ihm Kuhl durch seine Abwesenheit erwiesen, der Graf den Hausmeister, der geschäftig aus= und einlief und tausend Fragen hatte, ob ihm auch die Gerichte mundeten.

„Der hat ein Halsgericht gehalten nach seiner Art,“ versetzte der Hausmeister. „Er wird sogleich hier sein, da er vor Kurzem zurückkehrte.“

Wenige Augenblicke später humpelte der wohlbeleibte Ritter herein, sich mit den höflichsten Redensarten entschuldigend über seine Abwesenheit.

„Was habt Ihr denn verrichtet, Herr Ritter?“ fragte, endlich zum Worte kommend, Graf Palffy.

„Verhör, Prozeß und Vollstreckung, Alles nach Kriegsart, kurz und gut!“ rief Kuhl. „Es war richtig, wie ich vermuthet, der venetianische Spitzbube, der Czanad, den hier sein Schicksal ereilte. Der wird keine Goldstücke mehr mausen, das dürft Ihr mir glauben.“

„Ihr werdet doch —“

„Ihn haben hängen lassen?“ ergänzte Kuhl. „Errathen, Herr Graf! Richtet man bei Euch in Wien oder in Ungarn auch so summarisch? Seht, das ist Kriegsregel so!“

Er führte ihn zu einem Fenster, dessen Aussicht gegen Kynau war.

„Seht Ihr dort auf dem Bergvorsprung den Galgen von Kynau?“ Da baumelt er schon seit einer Stunde in der Morgensonne. Er hat seinen Lohn! Die Raben singen ihm das Grablied!“

Während Kuhl laut auflachte, durchschauerte es den Grafen, der indessen, da es zu spät war, lieber schwieg, aber dennoch den armen Teufel im Herzen bedauerte.

Als das Frühstück vorüber war, begann Palffy seine Geschäfte mit Kuhl. Die Burg wurde genau besehen und manche Verschönerung angeordnet.

Als dies vollendet war, lud der Graf Kuhl ein, ihn nach Breslau zu begleiten, um den Handel abzuthun. Kuhl sah sehr ernst drein. Kinsberg war ihm lieb geworden; es zu verlassen, wäre sehr schmerzlich für ihn gewesen. Dies aber schien ihm jetzt sehr nahe; denn wer bürgte ihm, wenn der Wallachenfürst hier würde zu gebieten haben, für die Fortdauer seines Burgbefehls? — Er ritt ernst und stille neben dem Grafen her. Dieser merkte bald, daß etwas auf dem Herzen des alten Herrn liegen müsse, und fragte darum:

„Reuet Euch Euer allzu strenges Gericht von heute, weil Ihr so stille seid und so ganz Eure gute Laune verloren habt?"

„Nein, Herr Graf," sprach Kuhl, „das nicht; denn ich habe Gerechtigkeit gehandhabt und einen Strolch vom Leben zum Tode bringen lassen, daß er nicht noch andere rechtliche Leute betrüge, wie er es einst mir und anderen Offizieren in Venedig gethan. Wie sollte mich das gereuen? Es ist eine andere Sorge, die mich quält. Mit dem Weiberregimente auf dem Kinsberg wird Ritter Kuhl überflüssig sein und von dannen ziehen müssen. — Da wird so ein Wallache mitkommen, der meine Stelle einnimmt."

„Glaubet das nicht," entgegnete Palffy. „Gerade dann, wenn die Frauen hier sind, ist ja ein tapferer Vertheidiger doppelt nöthig. Wenn aber nun der Krieg in der Wallachei losbricht, so werden des Hospodars Wallachen dort nöthig sein. Verlaßt Euch auf mich, Ihr bleibet Burghauptmann. Nur befolget genau meine Befehle, welche Ihr als die kaiserlicher Majestät ansehen könnet. Es ist kaiserlicher Majestät darum zu thun, die Frauen als Geißel zu behalten, da Michael ein Grieche, deren Treue bekanntlich sehr verrufen ist."

„Steht's so," rief Kuhl, „so seid versichert, daß eher einer hungrigen Katze eine Maus durchgeht, als mir Jemand, der innerhalb der mir anvertrauten Mauern ist und bleiben soll. Auf mich dürft Ihr und kaiserliche Majestät unbedingt rechnen."

Jetzt wurde sein Gemüth wieder heiter und fröhlich. Er erzählte dem Grafen wieder heiteren Muthes von seinen Kriegsabenteuern und Fahrten, bis sie Breslau erreichten. Innerhalb weniger Tage war das Geschäft abgethan und die Burg des Kaisers Eigenthum.

Sie kehrten nach Kinsberg zurück, wo Palffy dem Burghauptmanne die genauesten Instructionen ertheilte, wie er schnell das Innere der Burg glänzend herstellen lassen sollte, ohne auf das Geld Rücksicht zu nehmen, wie er sich zu verhalten habe, wenn des Hospodars Bevollmächtigte einträfen, und wie, wenn die fürstlichen Frauen ankämen. Vielleicht, setzte er hinzu, würde er dann selbst in Kinsberg Wohnung nehmen, um den hohen Frauen die Einsamkeit weniger empfindlich zu machen. Er verließ hierauf Kinsberg, wo alsbald Alles neues Leben und eine neue Gestalt gewann. Von Breslau und Liegnitz kamen Künstler an und wetteiferten, die Burg in den gefälligsten Stand zu setzen. Von Wien aus erhielt Kuhl den Befehl, neuen Hausrath zu besorgen und die Vorrathskammern, namentlich aber den Keller auf's Freigebigste zu bestellen. In all' der Thätigkeit lebte der Alte wieder auf, und die Schönheit, in welcher sein theueres Kinsberg erstand, söhnte ihn aus mit dem Gedanken, diese Räume mit Frauen theilen zu müssen.

7.

In der Wallachei hatte indessen Alles sehr schnell eine andere Gestalt gewonnen. Czanad's Verrath begann schon seine Früchte zu tragen. Aus dem Innern des Reiches rückten zahlreiche Horden wilder Stämme gegen Constantinopel vor, um dort nach Europa überzusetzen. Von der Hauptstadt aus bewegten sich bedeutende Streitkräfte gegen die Grenze. Die Festungen Turnul, Ibrail und Dschiurdschiu wurden schnell mit Proviant versehen, und die Ver-

stärkung der Besatzungen sollte täglich eintreffen. Auch gegen des Kaiserreiches Grenzen hin bewegten sich ungeheuere Heeresmassen. Auch Michael ließ werben und täglich wuchs die Zahl Derer, die zu seinen siegberühmten Fahnen eilten. Den Bojaren wurde der Heerbann angesagt. Ueberall rüstete man sich zu einem ebenso wilden, als blutigen Kampf. Um diese Zeit erschien plötzlich Graf Palffy in Bucharest und von Michael's Herzen fiel eine Centnerlast. Das Ausbleiben des Gesandten drohte alle seine Pläne zu vernichten, zumal Brancovich seit jener Unterredung nach dem Divan der Bojaren Bucharest nicht wieder gesehen und Trauer und Schmerz in den Mienen der Seinigen ihm begegnete.

Je heißer er ersehnt war, desto freudiger wurde Palffy aufgenommen. Jubel war im ganzen Palaste. Fest auf Fest drängte sich. Der Hospodar schien es fast darauf angelegt zu haben, den Magnaten durch all' den Pomp und all' die Lust, die er ihm bereitete, erdrücken zu wollen. Doch unter allen diesen glänzenden Festen wurde dennoch weder die Rüstung, noch die Unterhandlung vergessen. Alles gestand Palffy gerne zu, aber mit Siebenbürgen konnte er nichts unternehmen, da dessen in seiner Anweisung nicht erwähnt war und er nicht weiter gehen durfte, als diese kaiserlichen Befehle reichten. Michael, der nicht mehr rückwärts konnte, ließ sich endlich dazu bringen, den Vertrag zu ratificiren, die Hoffnung hegend mit aller Sicherheit, daß der Lohn seiner zu entwickelnden Tapferkeit und Kriegskunst gewiß die Belehnung mit Siebenbürgen sein werde.

Palffy war ebenso glücklich im Frauengemach, als im Klosett des Fürsten der Wallachei.

Brancovich's gänzliches Verstummen nach jener Abendunterredung war räthselhaft; wurde es, da man erfuhr, er sei nicht krank, nur noch mehr. Ströme von Thränen flossen aus den schönsten Augen, und wie auch Maria, die Mutter, die viel erfahrene, sanfte Dulderin, und mit ihr die liebevolle Lydda zu Eudoria's

Herzen sprachen, seine Vertheidigung übernahmen, ihr Schmerz war grenzenlos heftig — er hatte sie ja gewiß vergessen! Dieser heftige Schmerz löste sich am Ende in Zorn über den Treulosen auf, und eben als ihr Gemüth erregt, recht empört war, — erschien Palffy — und Palffy war schön, selbst schöner als Brancovich, wenigstens war sein Gesicht feiner, zärter; aber was ihn gefährlicher für jedes leichtsinnige Frauenherz machte, war seine Kunst zu schmeicheln, die er in einem Grade wie sonst Keiner besaß. Er verstand jene herzgewinnende Courtoisie, wie sie Frankreichs Ritterschaft übte und ausgebildet hatte, und war in Wien, wie in seinem Vaterlande, der Liebling der Frauen.

Eudoxia überredete sich, sie müsse sich an Brancovich rächen, der sie versäume, und — sie nahm Palffy's Bewerbungen zuerst gleichgültig, dann mit Wohlgefallen auf.

Die edlere Mutter sah mit gerechtem Unwillen der Tochter Flatterhaftigkeit, die sie selbst öffentlich nicht verbarg. Sie redete oft mit Kraft zu ihrem Herzen, mahnte sie an Brancovich's treue Liebe, an ihre Schwüre. Weinend warf sich Eudoxia an der Mutter Brust. Sie fühlte ihre Schuld; aber wenn sie auch die besten Entschlüsse faßte — Palffy hatte sich ihres Wesens fast ausschließlich schon bemeistert, und wenn er nun wieder sie umschwärmte, wie der Schmetterling die duftende Blüthe, wenn der bildschöne Mann sich um ihre Liebe bewarb, wurden alle Entschlüsse über den Haufen geworfen, und sie gab sich ungehemmt dem Ausbruch ihres Gefühles hin. In Stunden des Nachdenkens, die freilich selten kamen, wo sie sich klar ihrer selbst bewußt war, fühlte sie, daß sie zu Palffy eine ganz andere Neigung zog, als zu Brancovich. Dieser war ihr mehr Bruder. Er war mit ihr aufgewachsen. Er war der Erste, der ihr mit Liebe nahte, und sie glaubte nicht, daß es eine andere Empfindung gäbe, als die, welche sie zu ihm fühlte. Es war mehr die Geschwisterliebe, die Liebe, das Wohlwollen der Schwester zu dem Bruder, während ihr Palffy als der Geliebte ihres liebe-

bedürftigen Herzens erschien. Sie gestand dies selbst der Mutter, sie gestand es ihrer Vertrauten, Lydda, und Beide hatten nur als Antwort die Gefühle tiefer Trauer, Beide fühlend, daß jetzt, wo das Gefühl schon den Charakter der Leidenschaft annahm, es umsonst sein würde, sie zurückzuführen.

Niemand sah es lieber, als der Hospodar. Seit Eudoria sich liebevoll zu Palffy neigte, ließ dieser in den Unterhandlungen eine Milde, eine Gefälligkeit gegen den Hospodar blicken, die sie ebenso schnell ihrem Ziele zuführte, und obwohl er die Forderungen des Hospodars wegen Siebenbürgen nicht zusagen konnte, so war er doch geneigt, in Wien Alles für ihn zu thun.

So war Palffy's Ziel auf der einen Seite erreicht und sein Herz fühlte es, daß es ihm auf der anderen Seite nicht mehr ferne sei; denn Eudoria's Liebe sprach sich unverkennbar in ihrem ganzen Benehmen gegen ihn aus.

Ihre Reize hatten sein flatterhaftes Herz gefesselt. Seinem Ehrgeize sagte die Verbindung zu mit dem Fürstenhause Michael's.

Er faßte den Entschluß, nachdem er sich Eudoriens versichert, bei dem Vater zu werben.

In der Fürstin Gemächer saßen sie eines Abends, Palffy an Eudoriens Seite. Die Laute lag in ihrer Hand und sie sang die Lieder glücklicher Liebe mit dem innigen Jubel des Herzens, wie die Nachtigall ihr Brautlied singt.

Da schlang er seinen Arm um den schönen Leib und flüsterte ihr süße Worte der Liebe zu, die sie erwiederte. Der erste Kuß besiegelte den Bund — ihr Ja gab ihm die vollste Gewißheit.

Die Fürstin Maria, die in ein anderes Gemach gegangen war, trat wieder herein. Palffy sagte ihr von seiner, von Eudoria's Liebe und bat sie um ihren Segen. Ihr Blick, den eine Thräne umnachtete, ruhte lange mit schwermüthigem Ausdrucke auf Eudorien — dann — obwohl mit schwerem Herzen, segnete sie die Liebenden, und Palffy eilte zu dem Hospodar, auch bei ihm zu werben um

Eudorien. Freudig nahm Michael seine Werbung auf, und freudig gab er seine Einwilligung. — Aber die Thränen, die die Fürstin vergoß, sah nur Der, der in's Verborgene schaut, und den Schmerz Lydda's, die Brancovich's Herz kannte, sah auch nur Er.

Auf der Burg Tuni herrschte eine selten dort gesehene Thätigkeit. Maurer waren überall beschäftigt, das Fehlende zu ersetzen und die Mauern auszubessern. Rüstige Arme schafften große Vorräthe in die Gewölbe. Auf den Mauern wurden Falconets und Feldschlangen aufgestellt. Pulverfässer kamen an und Kugeln, größtentheils von Stein, wurden hinter den Feldschlangen aufgeschichtet. Unter all' den vielen Arbeitern, die bei reichem Lohn und guter Nahrung fröhliche Lieder erschallen ließen, ging in sich gekehrt, mit bleichem Antlitze, der Bojar Brancovich umher. Karg an Worten, sah man kein Lächeln über seine Züge gleiten. Waren seine Befehle ertheilt, hatte er die Arbeiten besichtigt, so stieg er hinab in das Dorf und ließ dort die Leibeigenen, die er zum Heerbann aufgeboten, sich in den Waffen üben. Nach diesen Anstrengungen zog er sich in das Innere der Burg zurück und war Jedem unzugänglich. Diese Stimmung beherrschte ihn, seit er vom Bojaren-Divan heimgekehrt war. Er hatte die niederschlagende Ueberzeugung gewonnen, daß Michael's Plan feststand. Wohl hatte er bei Palffy's erster Anwesenheit dessen Neigung für Eudorien bemerkt; wohl wußte er aus den Unterredungen, welche er in Wien mit Palffy gehabt, daß Zeit und Entfernung Eudoria's Bild nicht aus seinem Herzen verbannt habe — und dieser reiche, mächtige, schöne Palffy war bald nach jener Unterredung in Bucharest eingetroffen. Nicht an Eudorien zweifelte Theodor, nicht an der trefflichen Mutter, aber er sah es ein, wie Alles untergehen mußte, was einst sein Herz geschwellt, wenn nun Michael, mit Palffy übereinstimmend, seinen Willen geltend mache. Sollte er nach Bucharest gehen und Eudoriens Lage noch schwieriger machen, seinem Herzen noch schwerere Leiden schaffen, als er schon trug?

Sollte er Eudorien entreißen der väterlichen Gewalt? Dagegen sträubte sich sein besseres Gefühl. In diesen Gedanken verlebte er eine schwere Zeit; denn keine Kunde kam von dort. Er suchte sich durch die kriegerischen Uebungen seiner Leute, durch die Befestigung der Burg zu zerstreuen und hoffte auf Palffy's Abreise — aber dem Herzen fehlte der Frieden, und nirgends fand es ihn.

In dieser Zeit besuchten ihn einst einige jüngere Bojaren, die von den Festen in Bucharest Zeugen gewesen waren und Theilnehmer. Brancovich zwang sich, die Stimmung seines Innern zu verbergen, als heiter und lebenslustig die jungen Männer in der Erinnerung schwelgten. Als sie ihn aber neugierig und theilnehmend fragten, seit wann denn seine Verbindung mit Eudorien, die man allgemein als seine Braut betrachtet habe, aufgelöst sei, da vermochte er's kaum mehr zu ertragen — und doch mußte er reden, mußte den wahren Verhalt der Umstände ihnen eröffnen. Hart sprachen sie sich über den Hospodar aus, und erzählten alsdann Brancovich, daß Eudoria allgemein des Grafen Palffy Braut genannt werde. —

Der Eindruck war heftig, den diese Nachricht auf ihn machte. Kaum reichte seine männliche Kraft hin, es zu ertragen; aber als sie ihm nun erzählten, wie sie liebevoll an Palffy's Augen mit den ihrigen hinge, wie sie mit ihm kose, wie sie sich so ganz ungescheut ihm hingäbe, da brauste sein Unwille, sein Zorn los und er nannte es Lüge und Verleumdung. Ein heftiger Streit entstand und Brancovich, der sie Beide auf's ärgste beleidigt, mußte mit Beiden kämpfen. Sein riesiger Arm traf den Einen schwer, aber des Anderen Klinge traf so stark seinen Kopf, daß er betäubt zur Erde stürzte und die Diener ihn für todt zur Burg trugen. Die Diener des verwundeten Bojaren brachten diesen hinweg, und der Andere eilte seinem nahen Schlosse zu, daß er nicht die Rache der Angehörigen Brancovich's fühle, die sich bereits unfern des Dorfes Tuni, bei

dem der Kampfplatz sich befunden, sammelten und deutlich genug ihre Absicht kundgaben.

Der Ruf dieses Vorfalles verbreitete sich schnell. Brancovich war der Liebling des Volks, auch jenseit seines Gebietes. Der tausendzüngige Mund des Gerüchtes vergrößerte Alles in's Ungeheure. Man sagte bald Brancovich todt, bald dem Tode sehr nahe. Auch in Bucharest fand das Gerücht Eingang. Lydda erfuhr es zuerst. Der Schrecken des Todes ergriff sie und lähmte fast alle ihre Seelen- und Körperkräfte. Der Thränenquell des schönen Auges vertrocknete, die blühende Wange erblich wie die einer Todten. — Als Lydda in das Gemach Eudoxiens wankte, erschrack diese heftig.

„Was ist Dir, Lydda?“ rief sie bebend aus.

„Brancovich ist todt, oder dem Tode nahe!“ brachte sie mit Anstrengung heraus und sank dann zu den Füßen der Herrin nieder.

Ein heftiger Schrecken erfaßte die Schuldbelastete in diesem Augenblick. Einen durchdringenden Schrei stieß sie aus und taumelte gegen das Fenster.

Die Fürstin Maria vernahm den Schrei und eilte herzu. Mit Mühe brachte sie aus Eudoxien den Zusammenhang heraus.

Wie heftig auch die Nachricht auf sie wirkte, so behielt sie doch ihre volle Besonnenheit. Lydda in's Leben zurückzurufen, war ihre erste Sorge. Es gelang erst spät, nach vielfacher Anstrengung, aber ihre Seele war in ihren Grundtiefen erschüttert. Sie wiederholte Alles, was man ihr gesagt.

Maria versuchte, Lydda'n zu beruhigen. Sie wies sie auf des Gerüchtes Vergrößerungen hin; aber Lydda war zu lebhaft von der Thatsache überzeugt, weil sie zu genau mit der wahren Lage der Sachen übereinstimmte. Auch auf Eudoxien wirkte erschütternd das Ereigniß. Ihrem Herzen entrang sich der Wunsch, der in Lydda's Brust schon als fester Entschluß lag, daß Lydda hineile nach Tuni, sein zu pflegen und die wahren Verhältnisse zu erkunden.

Mehr als stärkende Arzneien und Ungarwein, den die Fürstin der, auch von ihr geliebten, treuen Dienerin reichte, wirkte dies Wort auf die Belebung der Kräfte Lydda's. Sie genas schnell, und als sie sich erholt hatte, ließ die Fürstin, die Brancovich wie ihren Sohn liebte, durch treue, sichere Diener sie nach Tuni bringen.

Düstere Trauer, öde Stille schwebte um die Burg, in der erst kurz noch das regste Leben geherrscht. Auf jedem Gesichte malte sich der tiefste Schmerz um den geliebten Herrn, der in den wilden Phantasien eines heftigen Wundfiebers lag, den mehrere Diener stets bewachen mußten, daß er nicht im Fieber den Verband von seiner Wunde riß. Die Diener waren rathlos, trostlos. Da erschien Lydda, gesandt von der Fürstin, und mit heilendem Balsam von Chios reichlich versehen, Allen wie ein rettender Engel.

Ach, wie tief ergriff sie des geliebten Mannes Zustand! Er kannte sie nicht, und wüthete oft gegen sie, wie gegen die wachenden Diener, denn er wollte stets die Binden wegreißen, die um seinen Kopf lagen. Lydda verband ihn in den Augenblicken, wo der fiebrischen Ueberspannung die gänzliche Ermattung folgte. Sie ließ von Bucharest einen Juden holen, der als Arzt großen Rufes genoß, und seiner Behandlung, verbunden mit ihrer Pflege, gelang es, seinen Zustand zu verbessern. Die Anfälle eines wilden Paroxismus wurden seltener; aber dagegen trat eine Ermattung ein, die ebenso viele Furcht einflößte, als jene. Doch die kräftige Natur des jungen, ungeschwächten Mannes erhob sich wieder, als des Arztes Kunst sie anregte, und bald traten lichte, klare Momente ein. Er erkannte Lydda. Er reichte ihr mit dem Ausdrucke der innigsten Dankbarkeit seine Hand. Die Glückliche war reich belohnt für alle die Mühen, Sorgen und schlaflosen Nächte, die sie an seinem Lager während ihres Hierseins zugebracht. Aber nach Eudorien fragte er nicht. Er las in Lydda's Auge Alles, was er hätte aus ihrem Mund erfahren können. Und wenn nun auch die körperliche Gesundheit zurückkehrte in den jugendlichen Leib — so

nagte an der Seele ein nie rastender Wurm. Oft, wenn Lydda an seinem Bett saß und das treue Auge voll Liebe auf ihn richtete, drückte er innig ihre Hand und ein wehmüthiges Lächeln schwebte um die bleichen Züge. Nur einmal fragte er:

„Ist es wahr, gute Lydda?"

Sie beugte ihr Haupt und drückte das weinende Auge statt der Antwort auf das Kissen seines Bettes. Ihr lautes Schluchzen war genugsame Antwort — denn Nachrichten aus Bucharest bestätigten, was sie nicht sagen mochte.

Da faltete er die Hände krampfhaft, sah auf nach Oben und — betete für ihr Glück. — Dann faßte er Lydda's Hand.

„Sei ruhig, theueres Mädchen," sagte er, „sei ruhig. Ich bin Mann, auch das Schwerste zu tragen, und das ist das Schwerste. Lydda, es war ein schöner Traum von Frauentreue, den ich träumte!"

Da richtete rasch sich Lydda auf, und sah ihn mit heftigem Schmerz an; doch schnell senkte sie das Haupt wieder und schwieg.

Aber in ihr Herz hatte in diesem Augenblicke der Leidende geschaut. Er hatte die Sprache der unwillkürlich geäußerten Empfindung verstanden, und mit einem seltsamen Gefühle drückte er ihre Hand, gleich als wollte er sagen: „Wohl ist Deine Treue fest und unwandelbar!"

Von diesem Augenblick an war indessen das Verhältniß Beider anders geworden. Ein gewisser feierlicher Ernst ruhte darauf und Lydda nahte sich fast scheu dem Lager des doppelt Leidenden. Aber ihre Sorgfalt wurde nur noch größer, ihre Aufopferung rücksichtsloser. Lange dehnte sich sein Leiden, und nur langsam heilte die gefährliche Wunde — während die im Herzen unvernarbt fortblutete.

8.

Nachdem Eudoria durch Lydda's Nachrichten einigermaßen beruhigt war über Brancovich's körperliche Leiden, kehrte ihre frühere Heiterkeit zurück, und an seinen Schmerz, den Schmerz gekränkter, betrogener Liebe, dachte die Leichtsinnige nicht, die im Taumel ihres neuen Glückes schwelgte.

Der politische Horizont aber verdüsterte sich allgemach mehr. Palffy eilte, nach Wien zurückzukommen — doch ohne Eudorien nicht. Der Hospodar willigte in ihre Vereinigung um so lieber, als er sie vor den Wechseln des Kriegsglückes geborgen wußte, wenn sie Palffy's Gattin war. Während Lydda am Bett des unglücklichen Brancovich's die schönste Tugend des Weibes übte, wurde Eudoria's Hochzeit gefeiert.

Allen Glanz seines Standes, seines Reithums entfaltete Michael in reichem Maaße. Die Feste währten eine ganze Woche. Die meisten Bojaren feierten sie in Bucharest mit, und wer diese Herrlichkeit sah, konnte es kaum glauben, daß es am Vorabend erschütternder Ereignisse sei.

Als die Feste geendet waren, wurde Palffy's Abreise betrieben. Es war Michael's fester, unabänderlicher Wille, daß Maria Eudorien begleite. Ein schwerer Kampf war es zwar; aber umsonst flehte das edle, treue Weib auf ihren Knieen, daß der harte Mann ihr gestatte, sein Loos, wie es falle, mit ihm zu theilen. Blutenden Herzens mußte sie sich fügen und — sie that es mit schrecklichen Vorahnungen. Nicht der Glanz, nicht die Lust, die bis zum letzten Tage währte, vermochte den Schmerz zu stillen.

Wohl wünschte Eudoria, ihre Lydda mit sich nehmen zu können; allein Lydda weigerte sich, den Leidenden auf Tuni zu verlassen. Sie wollte, wenn er genesen sein würde, ihrer Gebieterin nach Wien folgen, dies war ihre Antwort, die — Eudoriens Herz

doch ein bitteres Gefühl, eine leise Anwandlung des Gefühls ihrer Schuld verursachte.

Die Trennung Maria's von ihrem Gatten war herzzerreißend. Selbst dem kalten Michael preßte sie Thränen aus — doch es war das Loos des unglücklichen Weibes, und so schied sie, ahnend, daß es ein Scheiden für dieses Leben sei.

Ein stattliches Bojarengefolge geleitete die Reisenden, unter denen Eudoxia durch ihre Heiterkeit sich auszeichnete, nach Ungarn, wo auf des Grafen Gütern neue Feste gefeiert wurden, und als schon die Wetterwolken des Kriegs unglückschwanger über die Wallachei einherzogen, langten sie in Wien an, von wo sie nach Kinsberg gehen wollten, welches in einer geheimen Urkunde Michael Marien, im Fall er fiele, zum Wittwensitze vermacht hatte. Die Instructionen aber, welche Palffy von ihm erhalten, zweckten nur darauf ab, Siebenbürgen ihm zu verschaffen.

Es war stille geworden im Palaste, seit sie weggezogen waren. Michael fühlte selbst eine unausfüllbare Oede, wenn er, von Anstrengungen müde, sich nach einem traulichen Worte sehnte. Ihm fehlte jetzt Alles, selbst Brancovich, der noch immer nicht hergestellt war von seiner Wunde. So stand er allein, auf sich in allen Beziehungen beschränkt. Von Wien vernahm er über Siebenbürgen nichts Näheres. Unterdessen rückten deutsche Völker in die Wallachei ein und nun fehlte es nicht an Zerstreuungen für ihn. Er bot seinen Heerbann auf, die Bojaren sammelten sich; sein Geld hatte Abenteuerer gelockt, und der Kampf begann mit der Belagerung von Ibrail, Turnul und Dschiurdschiu. Mit aller Kraft wurde sie begonnen, mit aller Ausdauer fortgesetzt; aber an dem Muth, an der Heldentapferkeit der Türken brach sich umsonst ihre Kraft. Man mußte sie aushungern; das war die einzig mögliche Weise, ihrer Meister zu werden. Unterdessen die Festungen berannt wurden und das zahlreiche Geschütz Michael's großen Schaden anrichtete, drang der Großvezier in die Wallachei ein, und die Noth erheischte

es dringend, daß Michael mit einem Theile des Heeres diesem entgegenging, während Graf Basta, der Statthalter von Siebenbürgen, vor die Festungen rückte mit einem Heere Siebenbürger und Werbevölker. Kämpfe auf Kämpfe, Schlachten auf Schlachten folgten — überall flatterten siegreich des Hospadars Paniere. Seiner überlegenen Kriegskunst erlag selbst des Veziers furchtbare Macht. An diesen Kämpfen nahm seit dem Beginne des Sommers auch der Genesene, Brancovich, wieder Antheil, doch mied er es, mit dem Hospodare zusammenzutreffen, der diese Schonung ihm im Stillen Dank wußte.

Lydda war bis zu seiner Genesung bei ihm geblieben. Er hatte sich so sehr an das liebliche Mädchen gewöhnt, sein Herz hatte sich so zu ihr gewendet, daß er erschrack, als sie eines Tages, wahrnehmend, daß er sich zum Abzug in den Kampf rüste, zu ihm sagte:

„Laßt mich jetzt ziehen, Ihr bedürfet meiner nicht mehr!“

„Lydda,“ fragte er, „ist es Dein Ernst, willst Du scheiden?“

„Ich muß,“ sagte sie fest, aber mit niedergeschlagenem Blicke, „mich ruft die Pflicht — Ihr wißt, wohin.“

„Lydda,“ hob er weich an, und faßte ihre Hand, „wer wird um mich sein, wenn ich vielleicht verwundet aus der Schlacht heimkehre, wer wird mir freundlich nahe stehen? Du kennst mein Herz, Du verstehst mich, Du theilst mein Weh' — Lydda — mein Herz ist im heiligsten Dankgefühl an Dich gebunden — Lydda, bleibe hier in Tuni! Dort — in Wien, oder Kinsberg, wohnt das Glück — hier das Leid. Dort vermissen sie Dich leichter, als ich. Und — Lydda — falle ich — siehe, die Urkunde ist ausgestellt — so ist Tuni — Dein! Ich habe Niemanden in der Welt außer Dir, der Antheil an mir nimmt — Lydda, verlaß in diesen gefahrvollen Zeiten die Burg nicht. Mich ruft die Ehre und die Pflicht für das Vaterland — bleibe, daß ich Dich wiederzufinden hoffen darf!“ —

Sein Ton war wehmüthig, war flehend geworden. Aus Lydda's Augen stürzte ein Strom von Thränen. Ihre Brust arbeitete mächtig unter den wogenden Gefühlen. Er zog sie näher an sich und sein Herz pochte heftig.

Lydda sagte endlich: „Macht mir den Abschied nicht schwer — ich muß! O, Ihr fühlt es gewiß mit mir, daß ich es mir selbst schuldig bin, von dannen zu ziehen. Eure Güte ist zu groß. Ich kann sie nicht annehmen. Die arme, verstoßene Zigeunerin darf es nicht — bedenket das Urtheil der Welt!"

„Welt?" rief er aus. „Lydda, meine Handlungen sind mein. Vor Gott habe ich sie zu vertreten, sonst darf Niemand mich fragen, warum ich so handle. Lydda, Dir bist Du es schuldig, zu scheiden — Dein Ruf fordert es — aber ist nicht Dein Leben fleckenlos wie Dein Herz? Weiß es nicht, Maria, die Fürstin, ich — und Dein Gott? Laß die Welt reden. Eine ausgestoßene Zigeunerin nennst Du Dich — Mädchen, fühltest Du das je? Siehe, hier zieh' ich Dich an meine Brust! Dich adelt Dein Herz — Dich adelte Gott! Weg mit dem Wahne der Welt. Lydda, ich habe alles Wesen des Lebens als nichtig erkannt, seit ich betrogen wurde und am Rande des Grabes stand. Lydda, bleibe, o bleibe in Tuni, um meinet=, um deinetwillen. Bist Du nicht mehr um mich, so ist mein Dasein verödet — ich fühle es — der letzte Halt ist dann gesunken — und Du darfst jetzt, wo wilde, zügellose Landsknechte das Land durchschwärmen, um deinetwillen es nicht wagen, Dich zu entfernen. Harre nur hier bis zum Herbste, wo die Waffen ruhen."

So flehte er zu ihr, die sein Herz liebte, ohne daß er es wußte. Lange widerstand sie; allein zuletzt mußte sie nachgeben. Sie blieb in Tuni. In ihre Hand legte er die Verwaltung seiner Habe, und nun schied er. — Aber als er fern war, als die liebliche Gestalt ihn nicht mehr umschwebte, als er den bezaubernden Laut ihrer Stimme nicht mehr vernahm — da ergriff ihn ein Heimweh nach ihr, so gewaltig, daß er es kaum zu ertragen im Stande war.

Jetzt wurde er aufmerksam auf sich selbst, und es tagte in seinem Innern die Gewißheit, er liebe Lydda, wie sie ihn mit der vollen Kraft ihres reinen, treuen Herzens liebe, und umsonst sich bemühe, diese Liebe zu verbergen.

Die Kämpfe drängten gewaltsam diese Gedanken zurück. Tägliche Treffen ließen Brancovich kaum zu sich selbst kommen, bis jenseit der Grenze der Wallachen der Feind geworfen war. Da gab es plötzlich Befehle zum Innehalten. Michael's Schaaren ruhten aus, unter dem Vorwande der Erschöpfung, von den vielen Strapazen, und die deutschen Truppen wagte ihr Führer nicht allein vorwärts zu führen. Unerklärlich war dies Benehmen Allen.

Es hing so zusammen.

Eines Abends, nach einem heißen Treffen, saß Michael in seinem Zelte. Mehrere Offiziere waren noch bei ihm, und die Bojaren, welche die Oberbefehlshaberstellen einnahmen, harrten seiner Weisungen, — da trat der jüdische Arzt, der Brancovich behandelt und jetzt mit Michael gezogen war, in das Zelt und flüsterte etwas in des Hospodars Ohr. Er gab dem alten Aben-Esra einen Wink — entließ die Befehlshaber schnell mit kurzen Worten und sprach dann zu Jenem, nachdem das Zelt leer geworden: — „Nun laß ihn kommen!“

Eine hohe, stattliche Gestalt, in einen weiten Mantel gehüllt, trat in das Gemach.

Michael sah forschend in des Fremden Antlitz. „Wer seid Ihr und was wollt Ihr?“ fragte er.

„Ich bin ein Betrogener, Getäuschter — ich bin Bathori!“

Da sprang Michael von seinem weichen Polster und trat dem Fremden entgegen.

Dieser schlug seinen Mantel aus einander, warf den Federhut auf den Zelttisch und Michael schaute wirklich in das wilde, grimmige Antlitz des ehemaligen Fürsten von Siebenbürgen, der trotzig vor

ihm stand, und obwohl er Michael's Schrecken wahrnahm, dennoch keine Miene verzog.

„Ich bin Bathori," sagte er, „den Rudolph um sein angestammtes Erbe betrog, den er zu locken wußte mit trügerischem Scheine, dem er dort im kalten Schlesien zwei Fürstenthümer gab, die nicht die Hälfte meines Siebenbürgens werth sind. — Wie er mich betrog, so will er Euch betrügen mit seinem Kinsberg, und Weib und Kind als Geißel dahin locken, daß Ihr fortab, wie ich, das Spielwerk seiner wandelbaren Laune seiet. Wahret Euch, ehe es zu spät ist."

„Dann ist es zu spät," sprach düster der Woiwode der Wallachei.

„Habt Ihr sie hergegeben? Wehe Euch! wie ich ein Wehe über mich rufe. Ich habe Ratibor verlassen, um mein Siebenbürgen wieder zu erobern," sprach Bathori's vor Grimm bebende Stimme.

Michael starrte ihn an. „Habt Ihr denn ein Heer?" fragte er.

„Die Berge, die Städte, die Hütten Siebenbürgens umschließen es!" rief Bathori. „Meine Getreuen durchzogen heimlich das Land. Wie ich die Grenze überschreite, steht das ganze Volk unter den Waffen."

Michael's Stirne legte sich in krause Falten. Was sollte er thun? Alle seine Hoffnungen auf Siebenbürgen sah er jetzt für immer untergehen.

„Glaubt Ihr, Bathori, Eure Krone wieder zu erwerben?" fragte er.

„Glauben? Ha, sie ist schon jetzt mein; denn mit dem Vezier habe ich Verbindungen eingeleitet. Unermeßliche Summen Hülfsgelder sind in meiner Hand. In seinem Namen bin ich hier. Tausend Seckel — Vergessenheit alles Vorgefallenen, Befreiung von den Fermans — Anerkennung auf Lebenszeit — das biete ich Euch, wenn Ihr Euch trennet von dem Kaiser und den Türken Euren Arm leihet."

„Ich kann nicht!" seufzte Michael.

„Wie?" rief Bathori aus: „Wer zwingt den Hospodar der Wallachei? Ist Fürst Michael abhängig geworden, seit ich in der Ferne war? Ist er nicht der Mann, der eines großen Entschlusses fähig ist? Der blind ist gegen seinen Vortheil? Wohlan, entschließet Euch schnell — ich reiche Euch hier die Hand."

„Weib und Kind sind in Wien!" — sagte fast leise der Fürst.

„Aber sie sind in Palffy's Schutz, und Palffy ist Eures Kindes Gatte. Fürchtet nichts für sie; aber erkennet die Falle, welche man Euch gestellt. Geht nicht in des wankelmüthigen Rudolphs Netze! Was er Euch bietet, ist Bettel gegen die Vortheile, welche Euch die Türkei sichert. Er will Euch um die Wallachei bringen, wie er mich um Siebenbürgen brachte. Seht mein Beispiel und löst die Bande jetzt schon, heute schon, ehe sie Euch in's Verderben ziehen. Und dies Kinsberg, eine arme schlesische Herrschaft — welch' ein Lohn?"

Bathori entwickelte ihm nun seinen Plan, wie er Siebenbürgen erobern und dann mit ihm einen Schutz- und Trutzbund errichten wolle. Durch Michael's Kopf flog der Gedanke, sich schnell der Person Bathori's zu bemächtigen und ihn dem Kaiser auszuliefern, der ihm dann noch mehr verpflichtet wurde, und um so sicherer ihm dann Siebenbürgen übergäbe; allein, wie auch hinterlistig und verdorben Michael's Gemüth war, hier widerstrebte doch das Bessere in ihm, den Wehrlosen, den betrogenen Flüchtling, der sich ihm vertrauensvoll genaht, das Gastrecht brechend, in des Feindes Hand zu liefern.

Bathori wußte so verführerisch seine Pläne auszuschmücken, daß es ihm wirklich gelang, Michael in sein Interesse zu ziehen. Seine Hoffnung auf Siebenbürgen war für immer jetzt zerstört; der Krieg hatte ihn viel gekostet, und die 40,000 Thaler, die ihm versprochen waren, blieben bedenklich lange aus. Er wußte, daß die Gelder der Türken pünktlich erfolgten, und wirklich erklärte

Bathori, daß sie schon in der morgenden Nacht eintreffen würden; jetzt erwog Michael seine Verhältnisse, und sein gewinnsüchtiges Herz wurde Bathori's Beute. Der Vertrag wurde abgeschlossen, und Bathori verschwand, noch ehe der Tag graute, so schnell und spurlos, als er gekommen war.

Von diesem Augenblick an spielte Michael jene zweideutige Rolle. Er empfing das Geld und war jetzt wieder auf der Türken Seite. Unter den Deutschen erregte die Nachricht, die bald genug eintraf, ganz Siebenbürgen sei in Aufstand für und mit Bathori, große Furcht und Schrecken.

Kaum vernahm sie Graf Basta, als er mit seinen böhmischen Hülfsvölkern aufbrach und viele deutsche Regimenter mit sich nahm. Während nun in der Wallachei die Waffen ruhten, was beiden Theilen, Siegern und Besiegten, gleich erfreulich war, brauste der wildeste Kampf in Siebenbürgen; es war ein Kampf um Sein und Nichtsein — Leben und Tod.

Aber das Schicksal zog seine Hand von Bathori. Kämpfend wie ein Löwe mit seinen Siebenbürgern und dem zahlreichen Anhange seiner großen Familie, war es ihm doch nicht möglich, gegen Basta's Macht aufzukommen. Die meisten Treffen fielen unglücklich für ihn aus, und ihn traf gar zuletzt das harte Loos, des harten Basta's Gefangener zu werden.

Mit schonungsloser Wildheit begegnete der Böhme dem Gefangenen, dessen Herz ohnehin gebrochen war. Er ließ ihn gefesselt nach Prag bringen, wohin der Kaiser Rudolph gekommen war. Als Verräther hätte er den Tod verdient gehabt, aber der Kaiser übte Gnade, traurige Gnade — lebenslängliches Gefängniß. Zwölf Jahre trug er es — da hatte die Härte des Geschicks das stolze Herz gebrochen — er starb in Prag in dem tiefen Verließe des Hradschin.

Nach Wien war die Nachricht von des Hospodars Abfall gedrungen, denn er hatte Bathori von seinen Völkern zu Hülfe

gesendet. Palffy eilte nach Prag, von Prag im Fluge nach Bucharest; aber ehe er dort ankam, war Basta schon gegen Michael gerückt. Es war zum wilden Kampfe gekommen, und der glücklichere Böhme hatte auch ihn, den Sieger von mehr denn vierzig Schlachten, geschlagen, gefangen genommen auf der Flucht. Seine Untreue hatte den Abzug der meisten Bojaren verursacht, die mit entschiedenem Abscheu die Treulosigkeit ihres Woiwoden sahen. — Es galt Palffy's ganzes Ansehen, sein ganzes Gewicht, ihn aus Basta's Fesseln zu befreien. Kaum war ihm dies gelungen, als er nach Prag zu dem Kaiser eilte. Seiner Ueberredungskunst gelang es auch hier, Gnade dem Treulosen zu erwerben. Jetzt schloß sich Michael, nothgedrungen, ganz an den Kaiser an. Er sandte Bevollmächtigte nach Kinsberg, und die unglückliche Fürstin Maria, in der Michael's guter Engel gewichen war, mußte dort ihren Sitz nehmen. Eudoxia begleitete sie dahin, da Palffy nicht wieder nach Wien zurückkehrte, sondern am Hofe des Kaisers blieb.

9.

Der Verrath Michael's war kaum offenkundig geworden, als lautes Murren unter den edler denkenden Bojaren entstand. An ihrer Spitze war Theodor Brancovich. Alle, die mit ihm gleich einst im Divan zu Bucharest gedacht, schlossen sich jetzt enge an ihn an. Sie sahen sich entwürdigt durch des Hospodars That. Für ihr Vaterland, gegen seine ewigen Dränger, seine natürlichen Feinde, hatten sie das Schwert gezogen. Jetzt sollten sie, gleich Leibeigenen, von der treulosen Geldgier ihres Fürsten sich an diesen Feind verkaufen lassen und mit dem Feinde kämpfen gegen den Kaiser, dem sie Bundesgenossen waren, gegen ihr Vaterland, das jetzt nur noch tiefer in die türkische Sclaverei kommen mußte. —

Dies empörte ihr besseres Selbst. Bei Brancovich hielten sie Rath, und das Ergebniß war, daß sie Alle das Heer mit ihrer Mannschaft verließen, um sich in ihre festen Schlösser zu werfen und jede Gewalt des Wortbrüchigen abzuschlagen — ja sich lieber unter den Trümmern ihrer Burgen zu begraben, als wieder ihr gutes Schwert in die Schale eines Fürsten zu legen, den sie Alle zu verachten genöthigt waren. Ihr Abzug schwächte das Heer auf bedenkliche Weise.

Ihr Beispiel reizte Andere zu gleicher That — aber — furchtbar reizten sie Michael's Grimm. Sein Rachedurst kannte keine Grenzen. In den Tiefen seiner Seele gohr es rastlos, wie glatt auch die Außenseite war. Das sah er ein, daß er mit des Kaisers Hülfe die abtrünnigen Bojaren nicht würde zu Paaren treiben können, weil ihr Schritt, welches Motiv ihm auch unterlag, den Schein hatte, als sei er im Interesse des Kaisers gethan. Rache aber mußte er haben, es koste, was es wolle. Hatte er auch Palffy sein Wort verpfändet, durch die heiligsten Eide den Bund mit dem Kaiser auf's Neue befestigt, kaum war Palffy nach Prag abgereist, als Aben-Esra, der gewandte Jude, der der Verbindungen viele hatte, schon wieder die Unterhandlungen mit den Türken einleitete.

Der Winter war unterdessen gekommen und hatte, nach der Sitte der Zeit, Waffenruhe gebracht. Michael war, nachdem sein Heer theils auseinander gegangen, theils Winterquartiere im Herzen der Wallachei bezogen hatte, nach Bucharest zurückgekehrt. Von hier aus wurden nun, in das nächtliche Dunkel des tiefsten Geheimnisses gehüllt, durch Aben-Esra, dem der Heiducke Paswan als Zwischenträger diente, die Unterhandlungen mit dem Vezier fortgesetzt und endlich dahin abgeschlossen, daß mit dem Frühling das türkische Heer in die Wallachei einrücken sollte, wo alsdann der Hospodar mit dem seinigen sich an den Vezier anschließen würde. Das nächste Unternehmen sollte das Vernichten der Burgen der abtrünnigen Bojaren sein; darauf sollte das Heer in die Staaten

des Kaisers einfallen. Von dem Eroberten wurde Michael ein Fürstenthum, Siebenbürgen gleich, versprochen, der dann von seiner Seite die drei wallachischen Festungen für ewige Zeiten rechtskräftig der Türkei abtrat, nebst einigen festen Schlössern an der Grenze, und ihr Bundesgenosse für immer zu werden gelobte.

Ohne daß irgend Jemand diese neue Treulosigkeit ahnte, war der Vertrag zu Stande gekommen, und nur der Frühling wurde abgewartet, um ihn in's Leben treten zu lassen.

Im tiefsten Grimm über des Hospodars Verworfenheit verließ Brancovich das Heer mit seinen Leuten. Sein Entschluß war halb schon gefaßt, aus einem Lande zu gehen, das zum Tummelplatze verworfener Leidenschaften und ehrloser Ränke verdammt zu sein schien. Wie heftig auch sein Inneres erregt war, je näher er Tuni kam, desto mehr wurde jeder andere Gedanke von dem einen fröhlichen verdrängt, Lydda wiederzusehen. Seine Sehnsucht wuchs mit jeder Stunde, und die Entfernung, wie schnell er sie auch abkürzte, dünkte ihn zu wachsen. Endlich glänzten Tunis riesige Thürme im Strahle der herbstlichen Sonne, die in tieferer Gluth sie vergoldete. Sein Herz pochte, als oben der Thürmer in das weithin tönende Horn stieß. Er flog zur Burg hinan. Die Thore öffneten sich — und blühend wie die junge Rose, reizender, als er je sie erblickt, stand Lydda vor ihm im süßesten Erröthen. O, ihm war ja längst sein Inneres klar, und vor dem ihren zog dieser Moment den letzten Schleier weg. Jubelnd begrüßten ihn seine Mannen. Sie hatte nur einen Blick — keine Sylbe vermochte sie auszusprechen; aber in dem Blicke lag ein Himmel der Liebe. Auch er stand ja nicht mehr als Kaumgenesener vor ihr, nein, in der vollen wiedergewonnenen Blüthe der Gesundheit. Ihr Blick drang durch sein Innerstes. Unfähig, das Entzücken seines Herzens zu mäßigen, umschloß er sie und drückte sie an das volle liebende Herz. Dann aber, als sie widerstandslos an seiner Brust lag, hob er die Rechte empor und rief:

„Tretet näher herzu, Angehörige Tunis! Schließet einen Kreis um mich.“

Es geschah. Neugierig drängten sich Alle herzu.

Jetzt sprach Brancovich laut und vernehmlich:

„Sehet hier Eure künftige Herrin. Ich drücke vor Euch Allen den Brautkuß auf ihre Lippen!“

Und ein glühender Kuß bedeckte den rosigen Mund.

„Gott, Gott! was beginnt Ihr?“ rief mit Verwirrung Lydda.

„Meine Braut!“ rief Brancovich.

„Die Herrin lebe hoch!“ erschallte es jetzt mit brausender Gewalt, und die Kniee beugend, huldigten die Mannen der schönen Herrin.

Lydda aber hing besinnungslos an Brancovich's Herzen. Er trug selbst die süße Last in die Burg. An seinem Herzen erwachte sie und sah ihn verwirrt an.

„Was war das?“ fragte sie. „Träumte ich? Träume ich noch?“

„Nein, Lydda, Du träumtest nicht!“ rief der Glückliche. „Den Brautkuß habe ich vor meinen Leuten auf Deinen süßen Mund gedrückt. Sie haben Dir gehuldigt — Deine Treue, Deine Liebe mußte ich so lohnen, meine Liebe trieb mich dazu. Lydda, ohne Dich kann ich nicht mehr leben!“

Da durchbrach ihr Gefühl jede Schranke. Ihre Arme schlang sie um seinen Nacken und preßte ihn an die pochende Brust, und der Liebe höchstes Glück zog in ihr Herz ein.

Schon am anderen Tage segnete der Priester den Bund der Glücklichen.

„Aber fort nun aus diesem Lande der Treulosigkeit und der Ränke!“ rief Brancovich seinem jungen holdseligen Weibe zu.

Sie lächelte ihm ihren Beifall zu.

Und wie er es sich vorgenommen, so geschah es. An einen anderen Bojaren verkaufte er seine sämmtlichen Besitzungen in der

Wallachei und zog mit der Geliebten nach Prag, wo er im ungetrübtesten Glücke die Leiden der Vergangenheit vergaß.

Der Frühling kam endlich, und wie sich die Kräfte und das neue Leben in der Natur regten, so wurden im Kriegsleben alle bisher schlummernden Kräfte wach. Was in der Natur zum neuen Schaffen sich gestaltete, das entwickelte sich im Menschenleben zur Zerstörung und Vernichtung. Ueberall strömten jene Krieger herzu, die für Beute und Lohn ihr Leben einsetzten und, oft von einer Fahne zur anderen übergehend, weil mehr Gewinn dort lächelte, es klar zeigten, daß kein höherer Gedanke, nicht das Gefühl des Rechtes, sie dabei leitete. Michael's Heer hatte großentheils aus Menschen dieser Art bestanden, die Raub und Plünderung rücksichtslos in Freundes= wie in Feindesland übten. Sie strömten ihm jetzt wieder zu aus allen Ländern und Gegenden; denn sein Feldherrnruf war weit verbreitet; aber nicht mehr so kräftig, wie sonst, konnte er an seines Heeres Spitze treten (zu dem bereits auch der Bojaren Mehrzahl, nicht aber jene, die sich im letzten Sommer von ihm getrennt, gestoßen waren), denn an dem Innern des sonst so kräftigen Mannes nagte der Tod. Er blich sichtlich ab; seine Kräfte ließen fühlbar und schnell nach. Die letzten unglücklichen Ereignisse schienen das schleichende Gift des Verdrusses in sein Inneres geflößt zu haben, das nun zehrte ohne Rast an seinem Frieden, wie an seiner Kraft.

Nichtsdestoweniger war er rastlos thätig. Aben=Esra, sein Vertrauter, verließ ihn nicht mehr und Paswan schlich unter tausenderlei Vermummungen von Bucharest nach Silistria und zurück, und brachte und holte die Botschaften.

So rückten endlich die Heere aus.

Basta, der nie dem Hospodar traute, am wenigsten, seit er ihn als Verräther kennen gelernt, ließ ihn während des Winters stets von vertrauten Leuten in Bucharest beobachten. So entstand aus den unwidersprechlichsten Thatsachen endlich der Verdacht seiner

schändlichen Treulosigkeit. Er selbst eilte während des Winters zu dem Kaiser und erhielt von ihm heimlich Vollmacht, zu handeln, wie er es für gut fände. So ließ er denn kurz nach den ersten militärischen Bewegungen den Arzt Aben-Esra und den Heiducken Paswan plötzlich heimlich aufheben. In Beider Gewändern fanden sich Briefe des Veziers und des Hospodars, welche unleugbar das schändliche Verhältniß beurkundeten. Ihr Tod zahlte ihre Schuld.

Basta war unterdessen, gleich als ahne er nichts, mit seinen Truppen herangezogen. Kaum eine Tagreise von Bucharest machte er Halt und wandte sich urplötzlich feindlich gegen den Hospodar. Der Angriff war so unerwartet, daß Michael's Heer, völlig unbewehrt, in träger Ruhe vom Feind überfallen wurde und in regelloser Flucht Rettung suchte. Umsonst warf sich Michael mit einigen Tausenden treuer Wallachen dem Grafen entgegen; umsonst kämpfte er mit Löwenmuth — mit der Anstrengung des letzten Restes seiner Kräfte. — Er fiel verwundet in des Grafen Basta Hände, und schon am dritten Tage seiner Gefangenschaft beendete er seine verworrene Laufbahn. Als die Nachricht nach Kinsberg kam, war Maria trostlos. Sie verließ den Ort, der ihr so zuwider gewesen war, und ging nach Wien mit Eudorien zu ihrem Gatten. Aber bald endete der Gram auch ihr Dasein — denn Eudoria war nicht glücklich. Ihre Ehe blieb kinderlos. Dies legte den ersten Grund zum Zerwürfniß, das, durch vieles Zufällige, viele Fehler des Charakters vergrößert, bald die Herzen trennte, und nach fünf Jahren des Grams auch, durch des Kaisers Verwendung, die Ehe.

Von nun an lebte Palffy in Wien und die am Glücke verarmte, ihren Leichtsinn tief betrauernde Eudoria auf den Gütern des Grafen, die er ihr einst als Witthum übergeben; aber in Prag blühte ein Kranz ewig junger Freuden um Brancovich und Lydda, die nur durch das wehmüthige Andenken an Eudoriens Loos manchmal getrübt wurden.

Der Freiersmann.

Eine Hunsrücker Dorfgeschichte.

1.

Wer nicht selber freien kann,
Hole sich den Freiersmann.
Volkslied.

Je entfernter eine Gegend von den großen Straßen des Weltverkehres liegt, desto länger erhalten sich Sitten und Gebräuche, ererbt von den Vätern, bei denen sie sich je nach Eigenthümlichkeit des Charakters, der Lebensweise und des Herkommens fest und bestimmt ausgeprägt.

Zu solchen Gegenden ist der Hunsrücken zu rechnen, jenes zwischen Rhein, Mosel und Nahe gelegene Hochland, das an Fruchtbarkeit, Naturschönheit und historischen Denkmalen reich, sehr unverdient in dem Rufe steht, eine rauhe, unwirthbare Gegend zu sein.

Wenn auch hier die moderne Cultur hin und wieder zu lecken beginnt, wenn auch hier die Zeit leider nicht allzu ferne sein dürfte, wo die alte Sitte moderner Verflachung weichen wird, so ist doch zur Zeit noch das Alte in Ehren, so liegt im biederen, treufrommen Charakter des Volkes noch ein mächtiger Damm, und da es kaum zu erwarten steht, daß eine Eisenbahn diese Höhen und Thäler, Fluren, Wälder und Wiesen durchschneide, so wird auch der entsittlichende und nivellirende Touristenweltstrom kaum seine Wogen ausbreiten. In diesem frischen und schönen Landstriche, fast in der Mitte der angegebenen Flußgrenzen, liegt eines jener stattlichen Dörfer, denen man den Wohlstand von ferne ansieht, wenn auch

die wohlbestellten Fluren, die saftigen Wiesengründe, der jene und diese fast von allen Seiten dunkel begrenzende Hochwald einen solchen Schluß nicht von vornherein rechtfertigten.

Inmitten des Dorfes steht auf einer hügelartigen Erhöhung die Kirche, deren Bauart zwar nichts Bedeutendes hat, deren schmucke Erscheinung aber auf den Werth schließen läßt, welchen das Kirchspiel auf die Stätte seiner Anbetung legt.

Vor der Kirche, wenn auch etwas tiefer, breitet sich ein freier Platz aus, in dessen Mitte die uralte, an Höhe mit dem Kirchthurme wetteifernde Linde steht, unter deren schützenden Aesten seit mehr denn einem Jahrhunderte die Gemeinde tagt, wenn der Schöffe sie zu gemeinsamen Berathungen ruft.

Nicht regelmäßig reihen sich die Häuser in langen, geraden Gassen an die Kirche, sondern Gärten liegen dazwischen; Wiesengärten mit Obstbäumen schließen sich hinten an die Häuser. Dadurch tritt eines zurück, das andere rückt vor; aber es ist frisches Grün zwischen den Gehöften, und das Wohnen darin ist anmuthig und gesund. Nachbarn sind sich nahe genug zur Hülfe und ferne genug zum Streite.

In diesem Dorfe, dessen Namen aus Gründen nicht genannt wird, die darin liegen, daß von Lebenden nicht gut reden ist, wohnte ein Bauer, der Michel mit seinem Taufnamen geheißen, und seine Frau Eva. Aus beiden Vornamen der Eltern bildet sich meist die Bezeichnung der Familie im alltäglichen Verkehre. So hieß die Familie Evemichel's im ganzen Dorfe. Daß der Name der Frau voransteht, ist ein allgemeiner Brauch.

Evemichel's waren reich. Wo ein Acker sich zu einem oder mehreren Morgen dehnte, da war er Evemichel's; wo eine fette Grummetwiese lag, da gehörte sie ihnen. Und daß der alte Evemichel auch Kapitalien auf Handschriften ausstehen hatte, war kein Geheimniß. Die gländzendsten und größten Kühe, die stattlichsten

Pferde und in der Regel die schönsten Fohlen, die bei der Probebesichtigung mit R gebrannt wurden, hatte er.

Evemichel's hatten nur zwei Kinder, einen Sohn, Evemichel's Jakob, der in Berlin bei der Königsgarde diente, was schon von selbst soviel heißt, als er war einer der schönsten Bursche, denn zur Garde nahm die Departementscommission nur die größten und schönsten unter der waffenfähigen Mannschaft, und eine Tochter, Margreth, die unstreitig das schönste Mädchen auf zwanzig Stunden war. Sie konnte sich in der Ernte den ganzen Tag der Sonne aussetzen und blieb weiß wie Schnee. Man meinte, die bräunende Sonnengluth habe ordentlich Scheu, solche Haut zu bescheinen. Ihre großen Augen, so mild in ihrem Ausdrucke, waren blau wie der Himmel. Ein Borsdorfer Apfel hat so rothe Bäckchen nicht wie Margreth, und der schöne Flachs, den ihr Vater zog, konnte sich mit der reichen Fülle ihrer blonden Haare nicht vergleichen lassen; denn sie hingen wie ein glänzender Mantel um sie und reichten bis zur Hüfte. Dabei war sie gewachsen wie eine Tanne. Kurz, wer etwas an ihr tadeln wollte, müßte ihr Feind oder ein Narr gewesen sein, der nicht gewußt hätte, was schön sei.

Ueber Margreths Schönheit ging ihr Ruf. Fleißig wie ihre Mutter, sittig und sittsam wie diese gewesen, sanft und stille und gegen die Armen so gibbelgäbig wie nur Jemand im Dorfe, — so war sie von Allen anerkannt. Nichts wunderte aber die Leute so sehr, als daß sie keinen Bursch hatte. Es war auch zu verwundern. Wo ist denn heutzutage ein Mädchen, das jung, schön und reich ist, das nicht auch seinen Schatz hat? Manche Bursche, die fir mit dem Maule waren und gerne utzten, nannten sie eine Nonne, weil sie Abends nicht in Maien*) kam und an der Kerwe**) nur bis zehn Uhr beim Tanze blieb. Das Mädchen kümmerte sich darum nicht.

---

*) Abendgesellschaft, besonders an Sonntags=Abenden.

**) Kirchweihe.

Manche meinten: sie habe eine Kartoffel, wo Andere das Herz hätten, und wollte ledig bleiben, aber da irrten sie. Margreth hatte das poppernde Mädchenherz so gut in der Brust wie jede Andere, und sah mit ihren blauen Augen auch, daß Martins Fritz schöner war als Barthels Franz und Caspers Andres, und die alle Drei gingen ihr zu gefallen.

Ihre Mutter sagte: „Margreth, fang' mir mit Keinem ein Gehänge an. Es darf Dir Einer besser gefallen als der Andere, ich kann aber das Gehänge nicht leiden!"

Dem gehorchte sie; allein sie schlief hinten hinaus und alle Abend schlich der hübsche Martins Fritz in den Grasgarten oder die Pütz, wie er auch heißt, und fing mit ihr zu plaudern an, wenn sie im Fenster lag, das war ja kein Gehänge! Das wußte auch kein Mensch im Dorf, und die zwei verriethen auch einander nicht. Nun, sie waren Nachbarskinder; waren mit einander in die Schule gegangen und mit einander confirmirt worden, und jetzt gefielen sie sich noch viel besser wie damals. Martins Fritz war auch ein kreuzbraver Bursch, ein reicher Bursch, ein einziger Sohn — aber gegen seinen Vater, als er noch lebte, trug der Evemichel einen Groll; denn er hatte über die Dachtraufe seiner Scheuer, die in Martins Garten fiel, mit ihm prozeßt und er den Prozeß verloren, das vergaß er nicht. Martins Fritz hauste mit seiner Mutter, und die starb ihm an der hitzigen Brustkrankheit. Da mußte er heirathen. Er hatte auch unter der Königsgarde gedient und war nun in der Landwehr, konnte also heirathen.

Eines Abends sagte er: „Margrethchen, jetzt muß ich heirathen. Nimmst Du mich?"

Margreth wurde roth bis in die Ohrläppchen und schwieg.

„Magst Du mich nicht?" fragte er besorgt. „Sag'!"

„Geh' zu meinem Vater!" flüsterte sie rasch und machte das Fenster zu.

Das war ihm genug gesagt und er ging fröhlich heim; aber

daheim fiel ihm das Herz in die Schuhe, denn er dachte an Evemichel's Haß gegen seinen verstorbenen Vater, der auch auf ihn überging, denn er hatte müssen einen Kandel an's Scheuerdach machen und das hatte ihn viel Geld gekostet. Was war da zu thun?

Jede Ehe wird auf dem Hunsrücken noch durch einen Freiersmann geschlossen. Zu solchem Geschäft eignet sich nicht Jeder, weil es manchem sonst braven Mann an der nöthigen Würde und Beredsamkeit fehlt. Meist gewinnt Einer als Freiersmann Ruf und Ansehen, und weiß er sich darin zu behaupten, so wird sicherlich selten eine Ehe geschlossen, ohne daß er Freiersmann gewesen ist. Dies Geschäft ist vortheilhaft. Es bringt ein stattliches Trinkgeld ein, berechtigt zum Hochzeitschmaus und sichert lebenslänglichen Einfluß in der neu gegründeten Familie.

Wenn man von der Kirche rechts in die Borngasse einbog, so stand neben dem Backhaus am Brunnen ein schönes Haus. Darin wohnte der rothe Balthes. Das Bonmot „Roth" kam von den Haaren, die jene Farbe trugen, welche man flammend nennen konnte, und die gekräuselt waren wie die eines Negers. Obgleich man das Sprüchwort hat: „Rothe Haare und Erlenholz wachsen auf üblem Boden," so ist's doch nicht allemal wahr. Der Balthes war trotz seiner rothen Haare ein ordentlicher Mann. Er verstand aber das Freien aus dem FF und hatte ein Plauderment wie ein Winkeladvocat oder sogenannter Ferkelstecher. Was der nicht rund brachte, blieb eckig in alle Ewigkeit. Schon gar manche recht glückliche Ehe hatte er fertig gebracht. Daher kam's, daß er aller Welt Freiersmann war und in dem Geschäftsfach eines Rufes genoß, den er mit Keinem theilte.

Sonntags Mittags saß der rothe Balthes am Tische. Vor ihm lag die große Baseler Bibel, darin er den Text las. Seine Frau hatte das Gesangbuch. Kinder hatte der rothe Balthes nicht.

Da ging die Thüre auf und Barthels Franz, der Wagner, trat herein und sagte: „Guten Tag, Cumpeer!“

Balthes, der im Sonntagsnachmittagswamms und im grauen Sammtkäppchen, das mit Marderpelz verbrämt war, dasaß, grüßte: „Großen Dank!“ und rückte das Käppchen.

„Was bringst Du, Franz?“ fragte er. „Du kannst bei meiner Frau reden; Du weißt, sie hört nicht gut!“

Dem war so und Franz sagte: „Cumpeer, ich bringe nicht viel, aber mein Vater will, ich soll heirathen.“

„Da hat er Recht!“ sagte Balthes.

„Da soll ich Euch fragen, ob Ihr mein Freiersmann werden wolltet gegen Erkenntlichkeit.“

Dabei legte er zwei Thaler in Balthes' Hand.

„Das läßt sich hören, sprach der Taube, als er eine Ohrfeige bekam,“ — entgegnete der rothe Balthes und steckte schmunzelnd die zwei Thaler in die Tasche.

„Wer ist denn Deine Auserwählte?“

„Evemichel's Margreth!“ versetzte Franz.

„Ei sieh' 'mal da!“ rief Balthes. „Du bist kein Narr und auch kein Esel. Wenn ich meine Frau nicht hätte, gefiel die mir auch, denn sie ist die Krone der Mädchen weit und breit. Will sehen, Franz, was ich mache, und glückt's, so soll mich's freuen.“

Damit wollte Franz sich schieben, aber Balthes sagte: „Komm' auf den Sonntag wieder, so sollst Du hören, wie es steht.“

Nun ging er mit freundlichem Adjes und empfahl noch die Sache mit den Worten: „Sparet keine Worte, Cumpeer, es soll auch weiter Euer Schaden nicht sein.“

Als er draußen war, besah Balthes die Thaler mit Vergnügen und sagte zu seiner Frau: „Das ist verdient, Agnes,“ und sie nickte lächelnd.

Gleich darauf geht die Thüre auf und Kaspers Andres trat herein, grüßte freundlich und meinte, es sei schön Wetter heute.

„O ja," versetzte der rothe Balthes und sagte: „Setz' Dich, Andres. Du kommst auch nicht um des schönen Wetters willen zu mir. Geb' Acht, ich rath's!"

„Rathet einmal!" sagte lachend Andres.

„Du hast drüben zu F. ein Körbchen gekriegt und nun soll ich wieder einen Henkel dazu machen!"

„O nein," versetzte Andres. „Das kann ich selbst. Eine reiche und hübsche Frau sollt Ihr mir verschaffen. Den Korb könnt Ihr für Euch behalten."

„Da hätt' ich was Rechts!" rief der Balthes.

„Nun, wenn Ihr einen Korb wollt, so kauft Euch einen, hier ist ein Thaler!" Damit drückte er ihm einen Fünffrankenthaler in die Hand.

„Da will ich's versuchen," sprach lachend Balthes; „obwohl der noch nicht recht schön wird."

„Ei, hintennach zahl' ich, daß er Euch doch gefällt" — ergänzte Andres.

„Aber sag' 'mal," hob Balthes an, „ich meine, Du führtest Schneider's Lene nach?"

„Nachführen und heirathen ist zweierlei," sagte Andres mit einem pfiffigen Schmunzeln.

„So?" war Balthes' Antwort. „Recht ist's nicht! Das Mädchen, das man nachführt, soll man auch heirathen."

„Wollt's auch," sagte Andres ernst; „aber mein Vater will einmal, ich soll Evemichel's Margrethchen heirathen."

„Und da machst Du nicht viel Sprenzpfeffer, nicht wahr? Glaub's auch. Das Mädchen ist wie aus einem Kaufladen, so hübsch und nett."

Das sagte Balthes lachend, und der Andres meinte: er habe so weit nicht vom Ziele getroffen, denn das Mädchen habe es

Allen angethan; nur sei sie so strüf*) und man meine, sie könne keine drei zählen; aber er hab's doch herausgeknöchelt, daß sie eine Tochter Eva's sei, denn er meine, der Martins Fritz wisse, wie ein Küßchen von ihr so süß sei.

„Was?" fragte Balthes eifrig. „Meinst Du? Sollt' das sein? Meiner Treu! das wär' ein Paar, wie's die Tauben seiner nicht zusammentragen."

„Der Martins Fritz soll sich's aber vergehen lassen!" rief der Andres. „Wenn er auch ein schön Sachspiel**) hat, so hat der alte Evemichel den Dachtrausprozeß noch in den Gedärmen liegen wie einen harten Stein. Ihr wisset, daß der lieber Alles vergißt, als verlorenes Geld. Nun, er hat auch Recht. Was hätt's dem Martin gethan, wenn er die Traufe hätt' in seinen Garten fallen lassen? Man muß nicht so obstinat sein."

„So?" sagte Balthes. „Hätt' mein Lebtag nicht geglaubt, daß Du so ein Lämmchen wärst, das sich so stille scheeren ließe! Man versieht sich doch an Niemand mehr wie an den Leuten! Um was handelte es sich doch, als Du dem Barthel den Arm entzwei schlugst?"

„Der hat angefangen!" rief Andres, „und es war auf dem Nonnkircher Markte, wo es, wie Ihr wißt, selten glatt abgeht."

„Ich meine," sagte der Balthes, „er hätte ein Fenster in seine Stube brechen wollen, das in Eure Pütz ging?"

„So war's auch," sagte Andres; „aber es war doch kein Prozeß!"

„Freilich," entgegnete Balthes, „Du zahltest den Gregorius***) und die Salben in der Apothek und ackertest ihm sein Feld, weil er

*) Spröde.
**) Viel Habe.
***) Chirurgus.

nicht konnte. Nun, das war nichts als ein Stopfen in's Maul! — Kostete aber viel!"

„Ob nun der fette Vergleich oder dort der magere Prozeß mehr war, weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß der Barthel des Evemichel's Schwager ist."

„Himmel und Erde!" rief Andres, „das wäre schlimm, wenn er noch dran dächte!"

„Kurze Gedanken und lange Bratwürste sind hübsche Sachen," versetzte der rothe Balthes, „aber ich glaub', der Evemichel hat beides lang."

„Meint Ihr?" fragte Andres.

„Was kann man meinen?" war Balthes' Antwort. „Wart's ab, sagt der Jekus."

Nicht ganz geheuer war's dem Andres, als er ging.

Balthes sagte zu seiner Frau: „Zwei Thaler und ein Thaler macht drei Thaler und noch zehn Groschen. Das ist ein guter Taglohn heute, Agnes, meinst Du nicht?"

„Du hast aber dem Andres den Kümmel gerieben!" sagte sie.

„Das ist ein frecher Bub' und meint, er wäre überall Hahn im Korbe," sagte der Balthes; „dem muß man ein bischen aufpochen. Weißt Du, wem ich das Mädchen gönnte? Dem Fritz! Ob es wahr ist, daß es die zwei mit einander haben, wie die Buben die Vogelsnester?"

Als er eben diese Worte geredet, trat Fritz herein. Er war des Balthes naher Verwandter.

„Ei, Vetter," rief ihm der Balthes zu, „Du siehst ja drein wie geronnene Milch! Hat Dich der Evemichel bei dem Margrethchen ertappt?" — Er dachte: frischweg kommst Du der Sache auf den Grund!

„Vetter, scherzt nicht," sagte Fritz, aber er war roth geworden wie ein Mädchen. „Wie sollt' der mich ertappen? Ich habe nichts mit dem Mädchen!"

„Es vielleicht mit Dir," bemerkte spottend Balthes. „Das kostet ein Geld."

„Wie kommt Ihr zu solchen Reden?" fragte Fritz ärgerlich.

„Der Andres sagte eben, Du wüßtest, wie ein Kuß von ihren rothen Lippen schmeckte."

„Der Esel!" rief zornig der Jüngling. „Wart', ich stopf' ihm sein böses Maul. Das ist Grimm, weil das Mädchen dem Krakeeler abschlug, mit ihm auf die Kerwe zu gehen!"

„Mit Dir wär's wohl lieber gegangen?" fragte listig Balthes.

„Wer weiß es?" war Fritzens Antwort.

„Ich!" rief Balthes.

„So wißt Ihr mehr wie ich," versetzte Fritz.

„Oder weniger!" fiel ihm Balthes schnell in's Wort. „Vorgestern Abend stand Einer bei dem Margrethchen am Hinterfenster, der meinem Vetter Fritz glich wie ein Haar dem anderen auf meinem Kopfe, denn sie sind alle roth. Meinst Du, ich wäre blind, Bübchen?" setzte er lachend hinzu, „brauchst nicht roth zu werden, ich hab's gerade so gemacht. Gelt, Agnes? Und einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren."

Der Fritz stampfte mit dem Fuß auf. „Verdammt!" rief er. „Ich kam zu früh."

„Glaub's auch," sagte Balthes. „Also sonst kamst Du später? Aha, der Vogel sitzt im Meisenkarren, Agnes!"

Beide lachten laut auf; am Ende lachte Fritz mit.

„Weil's Euch denn bekannt ist, will ich's nicht leugnen," sagte er. „Ja, Vetter, wir haben uns lieb, und darum komm' ich, Euch um Euer Wort beim Evemichel zu bitten. Ich will's kurz machen."

„Ach, Du armer Fritz," sagte Balthes, „Du bist der Dritte, der heute kommt und um das Mädchen will gefreit haben."

Fritz erbleichte. „Wer ist's denn gewesen?" fragte er.

Balthes nannte sie. „Alle Beide schwere Bursche," sagte er.

„So schwer wie Du auch! Und der alte Evemichel hat auf Deinen Vater einen alten Pik. Hält er den noch, dann steht's schlimm."

Fritz saß lange still da und sah in eine Ecke. Dann seufzte er tief auf und Agnes meinte, es habe so feucht in seinen Augenwinkeln geglänzt.

„Vetter," sagte er, „Ihr seid mein nächster Verwandter, habt stets wie ein Vater an mir gethan. Glaubt Ihr, daß sie eines Anderen Frau wird?"

„Kind, Kind," sagte Balthes, „Du vergißt, daß ich des Menschen Gedanken nicht kenne. Die sind nur Gott bekannt. Aber gesetzt auch, es schlüge fehl, willst Du auf und davon gehen?"

„Ja," sagte Fritz fest; „dann capitulir' ich und werde Soldat. Mir kräht kein Hahn nach!"

„Aber ein Paar schöne Augen weinen Dir nach," sagte Agnes.

„Aber," entgegnete Fritz, „ein Paar schöne Augen dürfen mir dann nicht mehr lächeln!"

„Das ist wahr," sagte Agnes, die Base. „Es sollte mir leid um Euch Beide thun. Balthes," wandte sie sich an diesen: „Rede süß wie Honig und beweglich wie der Pfarrer, wenn er über den Jüngling von Nain predigt. Ein Menschenherz ist kein Wacken,*) und Dir ist schon Manches gelungen."

Balthes strich durch die rothen Haare: „Könnt ich Euch zusammenbringen, so wollt' ich hüpfen vor Freude! Ich will Alles überlegen und — verlaß Dich drauf, was ich Dir thue, thue ich Niemanden sonst."

Fritz drückte seine Hand und ging. Geld gab er nicht. Es wäre eine Beleidigung gewesen.

Abends paßte der Andres auf; aber Fritz ahnte es und — kam nicht. So war's auch an den folgenden Abenden. Und da

*) Quarz.

Balthes im Wirthshause den Andres einen Zigner nannte, so zerschlug sich das Gerede bald wieder. Dem Fritz aber empfahl er Vorsicht, denn erfuhr's der Alte, so war vollends Feuer im Dache.

2.

Wie lang bleibt doch der Freiersmann,
Ich kann es kaum erwarten.

Freischütz.

„Gut Ding will Weile haben," sagte der rothe Balthes, als seine Frau, die Agnes, sagte: „Du vergißt ja ganz Deiner Freierei!" „Für Drei an Einer freien!" rief Balthes, „das ist mir noch nicht vorgekommen. Meinst Du, das wär' so leicht, als Haselnüsse kracken? Da es aber heute Sonntag ist, so geh' und hol mir den Hochzeitsrock, und ich will sehen, wie's ablauft."

Agnes holte den Rock und den Hut, und Balthes schritt ganz pathetisch in Evemichel's.

Margrethchen sah ihn am Fenster. Als er aber sein spitzbübisches Gesicht machte, mit den Augen blinzelte und ihr zunickte, da floh sie wie ein gescheuchtes Reh in ihr Stübchen und betete leise weinend zu Gott, daß er ihrer Eltern Herz zu ihrem Glücke wende.

Die Alten, Eva und Michel, waren allein.

Die Sitte fordert, daß man den Freiersmann, wenn er willkommen ist, mit Ehren empfange. Heißt ihn die Mutter sich setzen, so ist das eine gute Vorbedeutung. Trägt sie Butter, Käse und ein Glas Schnaps auf, so ist hundert gegen eins, sofern man um den werbenden Jüngling weiß, daß ihm ein Korb bevorsteht.

Balthes trat mit Würde und Anstand ein. Er grüßte sehr höflich.

„Großen Dank, Cumpeer," sagte Michel, und die Mutter rückte

einen Holzstuhl und sagte: „Setzt Euch, Cumpeer Balthes;“ aber sie holte kein Essen.

Das geht gut! dachte dieser und sagte: „Geht's bald an's Flachsbrechen und an's Dreschen?“

„Mit dem Flachsbrechen,“ sagte Michel, „wird meine Eve und Margreth fertig, aber zum Dreschen fehlen die zwei Arme in Berlin.“

„Freilich,“ entgegnete Balthes, „aber ich wüßte Rath?“

„Welchen?“ fragte Michel.

„Schafft Euch zwei andere an die Stelle, Cumpeer!“ sagte Balthes.

„Ihr habt Recht,“ sagte Michel, der wohl verstand, wohin Balthes steuerte, aber der Sitte gemäß ausbeugte: „ich will mir zu Weihnachten Kuhhirtens Peter als Knecht dingen; das ist ein tüchtiger Kerl, der Armenschmalz und guten Willen hat.“

„Dem müßt Ihr vierzig Thaler und die Kost nebst doppeltem Zubehöre geben,“ sprach Balthes; „mein Rath ist besser. Ein Schwiegersohn schaffet umsonst.“

„Ihr habt gut reden,“ sagte Michel. „Wo soll der herkommen?“

„Ich habe Drei für Einen in dem Sacke,“ sagte Balthes.

„Wenn ich auch das für einen Scherz nehme,“ sagte Michel, „so dürft' ich eben auch im Scherze sagen: so stellt sie auf den Tisch.“

„Cumpeer,“ sagte Balthes und stand auf, „diesmal hat der Scherz ein Ende. Es ist so. Ich komme für Drei als Freiersmann.“

„Ihr treibt Euren Spaß weit!“ versetzte Michel.

„Bei Gott, ich scherze nicht!“ rief Balthes.

„Ach Du lieber Gott!“ rief die Mutter aus und schlug die Hände zusammen. „Drei! da würde unser einem ja die Wahl schwer!“

„Unversucht schmeckt nicht," entgegnete Balthes. „Darf ich reden?"

„Redet, Cumpeer, ich höre!" versetzte Michel, und die Spannung seiner Seele leuchtete aus jedem seiner Züge.

„Für's Erste," hob Balthes an, „hat Euch Gott mit einer Tochter gesegnet, die ihres gleichen sucht und nicht findet, sowohl an Schönheit der Leibesgestalt, als an Fleiß, Sittsamkeit und Tugend. Da ist es kein Wunder, wenn außer den Augen der jungen Bursche auch die der Väter und Mütter auf so eine Perle fallen. Da ist zuerst der Barthel im Unterviertel, der hat einen braven Sohn, den Franz. Er hat gedient, ist in der Landwehr, versteht sein Ackern und Säen und hat sein schönes Haus nebst Zubehör, wie Ihr wißt, und sein gutes Handwerk. Dreißig Morgen Aecker sind sein Erbe, und zehn Morgen Wiesen sind auch ein Wort. Im Rech grenzt Ihr an ihn, im Langberg, im Graben, und wenn ich alle die Aecker nennen wollte, wo er neben Euch liegt, und wo also die jungen Leute gleich ein schönes Stück zusammenliegen hätten, so hätt' ich viel zu thun; Ihr wißt das besser. Drum komm' ich und werbe für ihn um Euer Kind und wünsche, daß Ihr ja saget."

„Das Wort ist gut," sagte Michel mit ernster Miene, „aber Ihr spracht von Drei, Cumpeer; ich will Keinen auf die Zehen treten. Laßt hören, wer die zwei Anderen sind, damit ich meinen Entschluß fasse."

„Nun," hob der rothe Balthes wieder an, „der Andere ist Kaspers Andres. Zwar ist er ein wenig ein Krakeeler, aber die raufigen Bursche geben die besten Männer. Jugend hat nicht Tugend, das Alter aber Weisheit auf dem Kopf und Weisheit drin. Es ist schon Mancher ein tüchtiger Hausmann und Ehemann geworden, der ein lustiger und trutziger Bursche war und auf dem Nonnkircher Markte stark dreinschlug. Ich denke," sagte Balthes mit einem schalkigen Lachen, „das wißt Ihr am besten an Euch

selbst. Was aber seine Sach' betrifft, so wißt Ihr, daß er ein reicher Bursch ist und nur mit zwei theilt."

„Alles wahr," sagte Michel. „Wer ist der Dritte?"

„Das ist der bravste, schönste, fleißigste Jungbursch im Dorfe, der Herr seiner Sach', Herr im eigenen schönen Hause, Scheuer und Hof ist; der unstreitig die schönsten Aecker und Wiesen hat, der nie Streit und Schlägerei hatte, nie vor Amt war, niemals besoffen gesehen wurde, und der Euch, seine Schwiegereltern, auf den Händen tragen würde; ich meine Euern Nachbar, Martins Fritz."

Als Balthes den Namen aussprach, blickte Eva mit dem Ausdrucke der Besorgniß auf Michels Gesicht. Er sah kalt und gleichgültig zur Erde, doch zuckte ein unverkennbarer Unmuth über die Züge, als Balthes den Namen nannte. Kein Wort kam indeß über die Lippe.

Balthes griff in die Tasche und zog ein Papier heraus, das er Michel hinreichte. „Ihr wißt," sagte er dabei, „wir haben keine Kinder und keine nahen Erben. Wir können mit unserer Sach' machen, was wir wollen. Da haben wir's denn dem braven Fritz vermacht. Das bleibt aber unter uns hier gesagt!"

Der Alte las es durch und gab's zurück, ohne seine Miene nur ein kleinwenig zu verändern.

Balthes wartete eine Weile, dann sagte er: „Nun, wie steht's?"

„Wie soll's stehen?" sagte Michel. „Laßt mir acht Tage Bedenkzeit. So etwas will überlegt sein."

Damit mußte sich der Balthes zufriedengeben. Er blieb noch ein Weilchen, dann sagte er gute Nacht und ging heim.

„Das ist eine kuriose Geschichte!" sprach kleinlaut Eva. „Andere kriegen keine, Margreth drei auf einmal. Soll ich's ihr sagen?"

„Drückt's Dir schon wieder das Herz ab?" fragte Michel zornig. „Kann doch so eine Weibszunge nicht ruhen noch rasten,

bis sie gepappelt hat, was sie weiß. Ich sage Dir, das Mädchen darf nichts wissen, und Du schweigst!"

Das war eine kräftige Ordre, die sie sich zu Herzen nahm. In ihrer Ehe bestand Frieden, denn Eva war eine kluge Frau. Sie wußte, wo sie schweigen mußte, und that's. Wenn sie auch die Hosen nicht hatte, so ging doch gar Vieles nach ihrem Sinn, ohne daß es Michel merkte. Sie wußte so geschickt die Sache einzufädeln, daß er meinte, ihre Gedanken seien seine eigenen, und das ist so die rechte Art pfiffiger Weiber. Diesmal schwieg sie, aber als sich Abends Michel im Bett herumwarf, sagte sie: „Hast Du Leibpein? Soll ich Dir ein Schnäpschen holen?" Sie wußte aber recht gut, wo die Pein saß.

„Nein," sagte er, „die verfluchte Geschichte geht mir im Kopfe herum, daß ich gar nicht einschlafen kann. Der Franz gefiel mir am besten, aber seine Mutter ist eine Kratzbürste. Da ist mir mein Kind zu lieb, als daß es als Schnerch *) solch einer Zaunscheere zwischen die Messer kommen sollte. Die sollt's wüß **) beschneiden und ihm das Muß auf dem Kopfe hacken. Sie ist ein rauhelich ***) Weibsbild, die mit Niemand im Frieden lebt. Der Bub' ist sonst so so — la la!"

„Ach, leider ja," sagte Eva. „Ich sehe doch, wie Du ein recht treuer Vater bist. Obgleich Du Herr im Hause bist, so muß ich doch auch sagen, der gefiele mir gar nicht für unser schönes Kind."

„Und der Andres," fuhr, geschmeichelt durch das Anerkenntniß seiner Hausherrschaft, Michel fort, „ist ein grober Krakeeler, der den Leuten gleich Arm und Beine entzweischlägt. Denkst Du noch an die letzte Geschichte?"

---

*) Schwiegertochter.

**) Häßlich.

***) Inbegriff alles dessen, was zu verabscheuen ist.

„Freilich denk' ich dran!" seufzte Eva. „Der würde mit seinem Hitzkopf auch 'mal unser Kind traktiren." *)

„Er hat keinen Respect vor dem Alter," fuhr Michel fort, „und am Ende schlüg' er mir selbst 'mal eins über's Dach." **)

„Du gäbst ihm zwar Kapital und Zins zurück," versetzte Eva, „aber es wäre doch erstaunlich schlimm, wenn wir so den Leuten im Munde herumgingen, und wer sich die Nase abschneidet, schändet sein Angesicht, sagt das Sprüchwort."

„Und vollends der Fritz," fuhr Michel fort, „ich kann den Prozeß nicht vergessen!"

„Den hat er ja nicht geführt," bemerkte Eva, „und —"

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme," fiel ihr der Mann in die Rede.

„Aber er ist brav," sagte sie.

„Er ist so ein Duckmäuser, und haben's Alle hinter den Ohren!" sagte er.

„Bedenk' aber einmal, es ist keine Schwiegermutter im Hause, das Gehöfte grenzt an uns. Er hat herrliche Aecker und das Vermächtniß!"

„Alles gut," entgegnete Michel, „aber der rothe Balthes hat böse Milch getrunken und — rothe Haare! Der kann's noch hundertmal umstoßen — und in Summa — ich will Den nicht zum Eidam, dessen Vater mich vor Amt brachte; denn meine Eltern und Großeltern konnten zu ihrem Ruhme sagen: sie seien nie vor der Herrschaft gewesen, und um den Ruhm hat mich sein Vater gebracht. Still von Dem, da wird nun und nimmer etwas draus!"

Damit legte er sich herum.

„Aber was willst Du denn thun, Michelchen?" fragte die Frau mit einem Seufzer.

*) Durchprügeln.

**) Kopf.

„Nichts!" war die Antwort.

„Aber was soll das heißen?" fragte sie noch einmal.

„Sie kriegen Alle einen Korb und damit holla!" Das Holla war immer das letzte Punktum. Hatte Michel das ausgesprochen, so biß keine Maus mehr einen Faden ab. Fünf Minuten später schnarchte er, und das war das sichere Zeichen tiefen Schlafes.

„Armes Kind!" seufzte die Mutter, denn sie allein ahnte, daß Fritz ihres Kindes Herz besaß.

3.

Es könnte wohl ein Jawort sein,
Doch ist es jetzt ein Nein;
Es ist ein kitzlich Ding das Frei'n,
Drum rath' ich, laß es sein!

Volkslied.

Der rothe Balthes war richtig nach acht Tagen wieder da, seinen Bescheid zu holen, aber er sah schon an Michels krauser Stirne, daß das Wetter nicht klar war, und Margrethchens rothgeweinte Augen waren auch keine Freudenboten. „Es muß gewagt sein," hatte er zu sich selbst gesagt, und so trat er fest in die Stube, wo sein Gruß höflich erwiedert wurde.

Alsbald kam Eva, setzte Butter, Käse, Brod und ein Glas Branntwein auf den Tisch und lud Balthes ein, zuzulangen.

„Danke," sagte er; „ich sehe schon, woher der Wind weht. Macht's kurz, Cumpeer Michel, macht's kurz, denn mir braucht man nicht mit dem Scheuerthor zu winken. Also alle Drei abgewiesen?"

„Fragen und antworten macht die Rede," sagte Michel. „Seht Ihr, Cumpeer Balthes, ich hab' mir die Sache überlegt. Mein Kind ist noch jung; die Mutter will's noch besser in der

Haushaltung ausführen. Es ist aller Ehren werth, was Ihr mir angetragen, aber ich möchte von den Burschen keinen beleidigen. Darum mein' ich so, es wär' besser, ich gäb' das Mädchen keinem von den Drei."

„Ihr habt Euern freien Willen," sagte Balthes: „aber Mädchen und Eier soll man nicht lang aufheben, sagt das Sprüchwort. Doch — thut, was Ihr wollt. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Wär' ich an Eurer Stelle, ich hätt's dem Fritz gegeben, der ist der bravste von Allen."

„Der?" fiel ihm Michel in die Rede; „nein, der kriegt sie niemals. Ich kann den Prozeß nicht vergessen."

„Der Christ soll vergessen," sagte Balthes. „Unser Herrgott kann einen heimsuchen, Cumpeer, vergeßt das nicht! Doch, ich hab' hier nichts mehr zu thun."

Er nahm seinen Hut und ging mit kurzem Gruß.

Abends kam Franz.

„Wie stet's?" fragte er.

„Du hast einen Korb," sagte Balthes. „Tröste Dich."

Franz kratzte sich hinter den Ohren. „Wenn's nur Niemand erfährt," sagte er.

„Sollt' ich Dir rathen, so freitest Du morgen schon an des Müllers Stinchen. Das ist auch ein hübsches Mädchen, und kriegt was Schönes mit."

„Meiner Seel! Ihr habt Recht," sagte Franz. „Mein Vater meint das auch, wenn's etwa mit der Evemichel's Margreth nichts wäre. Thuet mir den Gefallen und freiet für mich bei ihr."

Als er fort war, sagte Balthes: „Agnes, wie gefällt Dir das?"

„Er ist leicht getröstet," antwortete sie, „und die Lieb' ist nicht weit her. Er hat die Aecker heirathen wollen, das Mädchen nicht. Wohl ihr!"

Nicht lange danach kam auch der Andres. Er lachte laut auf, als er eintrat.

„Ich komme, mein Urtheil zu holen, steht's gut?"

„Hätt'st Du nicht den Arm zerschlagen," sagte Balthes.

„Ei, Du alter Spitzbube!" rief Andres. „Hat er daran gedacht. Also nichts! Bah, was mach' ich mir draus! Schneiders Lene bleibt mir doch, und heute hab' ich einstweilen den Alten gefragt. Dem ist's Recht. Sagt dem Evemichel, er sollt' mir aus der Bahn bleiben, sonst steh' ich ihm nicht für seinen Arm! Das Mädel soll er in den Glasschrank stellen, daß es nicht rostig wird. Kommt, Balthes, geht mit mir in's Wirthshaus, ich zahl' ein paar Schoppen."

„Mag heute nicht," sagte Balthes.

„Dann Adjes!" rief Andres, seinen Zorn verbergend, und ging.

„Auch leicht getröstet, obgleich der Schimpf ihm nahe geht," sagte Balthes zu seiner Frau.

„Der verdient's nicht besser," meinte Agnes. „Es ist mir lieb um das schöne Mädchen."

„Aber gebt Acht, das Schwerste kommt noch."

Es war mittlerweile die Dämmerung gekommen. Jetzt schlich Fritz in die Stube.

„Wollte Gott, ich könnt' Dir Gutes sagen," nahm Balthes das Wort, als sich Fritz still in die Ofenecke setzte; „aber der Alte ist hart wie Stein. Von Dir will er nichts wissen, weil Dein Vater ihn vor Gericht gebracht. Schlag' Dir das Mädchen aus dem Sinne, Fritz!"

„Ich kann nicht," sagte Fritz, und seine Stimme zitterte.

„Ist alle Hoffnung aus?" fragte er nach einer Weile.

„Ja," war Balthes' kurze, aber entscheidende Antwort. „Du kriegst das Mädchen nicht mit seinem Willen."

„Und ohne ihn nimmt sie mich nicht," sagte Fritz. „So bleibt mir nichts übrig, als was ich gesagt. Mein Gut verpacht'

ich, mein Haus miethet der Leinenweber Peter und ich geh' unter die Soldaten. Trifft mich eine Kugel, so ist's aus und Hab' und Gut verschreib' ich der lieben Margreth."

Agnes schluchzte leise. Balthes saß stille da. „Fritz," sagte er endlich, „mach' keine Bubenstreiche, die Dich heut' oder morgen reuen. Ich weiß, das Mädchen bleibt Dir treu. Laß Gras darüber wachsen. Wer weiß, wie bald sich die Gestalt der Sachen ändert. Man muß nicht gleich verzagen, wenn einem nicht Alles nach Sinn geht. Die Mutter, das hab' ich weg, ist Dir gut. So ein Tröpflein nach dem anderen höhlt auch den härtesten Stein aus. Halte Dich still, thue Deine Arbeit und laß Gott sorgen. Sollst Du sie haben, und der Pfarrer sagt ja, die rechten Ehen würden im Himmel geschlossen, so mag der Alte sich drehen, wie er will, Du kriegst Dein Mädchen doch. Soll's nicht sein, so hast Du zum Fortlaufen immer noch Zeit, und die Welt ist Dir nicht zugenagelt. Das ist so meine Meinung, und sie ist gut."

„Gewiß," sagte Agnes. „Ich bin mit der Eva confirmirt worden, ich will mit ihr reden. Du kannst Dich drauf verlassen."

So und mit noch viel anderen Reden brachten sie endlich den Fritz herum, daß er seinen Plan vorerst aufgab; aber es war ein tiefes Leid in seiner Seele, und als er wegging im Dunkel, sagte Agnes mit Thränen: „Da sieht man die rechte Lieb', die warm im Herzen sitzt. Ich habe wohl das leise Wort gehört, das er so heraushauchte: Ach, wär' sie doch bettelarm! Siehst Du, Balthes, der will das Mädchen und nicht sein Geld und seine Aecker, und nicht, weil's sein Vater will!"

„Weiß es wohl," sagte Balthes, „drum thut's mir auch leid. Der Alte vergißt niemals eine Beleidigung, aber ich hab' ihm gesagt, der liebe Gott könnt' Einen knaffen,*) daß man mürbe würde, der meint aber, reiche Leute treffe der liebe Gott nicht.

*) Beugen, schwer treffen.

Es ist auch noch nicht aller Tage Abend da! Mich jammert das schöne, gute Mädchen so viel wie der Fritz. Die Zwei sind offenbar für einander geschaffen, denn ein schöneres und braveres Paar kenne ich nicht. Was ich thun kann, thue ich gewiß, sie zusammenzubringen."

All die gute Meinung des Freiersmannes blieb aber ohne Erfolg. Der alte Evemichel wankte nicht; Agnes redete mit Eva und sagte ihr, wie Margreth und Fritz sich lieb hätten. Eva seufzte. „Weiß es wohl," hatte sie gesagt, aber hinzugefügt: „Meines Mannes Sinn ist nicht zu brechen. Mein Kind seh' ich mit Herzeleid hinwelken und kann nicht helfen. Er ist wie mit Blindheit geschlagen, er sieht des Kindes Leid nicht und wie seine Wangen bleichen. Gott helfe uns!"

Der Fritz ging still und traurig herum. Man sah ihn nicht in den Maien der jungen Leute. Er saß bei Balthes. An der Kerwe war er nicht bei der Musik, sondern über Feld gegangen. Mit Margreth durfte er auch nicht kosen am Fensterlein, denn der Andres paßte ihm auf, und hörte es der alte Evemichel, so war der Teufel ganz los, und Margreth hatte die Geschichte auszutunken.

Margreth litt viel. Alle Lebenslust schien aus der munteren Seele gewichen. Sie sang nicht mehr zu ihrer Arbeit, sie mochte nicht mehr Maien gehen, sie weigerte sich, an der Kerwe die Musik zu besuchen, sie blieb daheim, und die Mutter mochte ihr zureden, wie sie wollte, ihre Thränen flossen.

Die beiden anderen Freier hatten sich über das empfangene Körbchen bald getröstet; denn etwa sechs Wochen später hielt Franz Hochzeit mit der Müllerstochter, und nicht lange danach Andres mit Schneider's Lene.

Für Margreth fehlte es an Freiern nicht, aber Balthes sagte zu ihnen: „Gebt's auf, Ihr kriegt das Mädchen nicht," und sie ließen's. Ein auswärtiger Bursche hatte auch gefreit, und der alte Evemichel hätt's gern gesehen, aber das Mädchen sagte: „Ich

heirathe nicht!“ Und dies Wort sprach sie mit solcher Bestimmtheit, daß Michel erschrack. Dann sagte er: „Meinetwegen, so mag sie der Jakob in die Haushaltung schlachten!“*)

Er war ein harter Mann.

Im Advent aber ereignete sich ein Unglück, dessen Umfang Niemand ahnete.

In einem Häuschen in der Borngasse brach Feuer aus. Dort standen noch Häuser und Scheuern, die Strohdächer hatten, rechte Träger der Flammen. Unglücklicherweise grenzte an Evemichel's Haus eines Nachbars Scheuer, die noch ein solches Dach deckte. Im Zeitraum einer Virtelstunde standen zwölf Gebäude, volle Scheuern und Häuser, in lichten Flammen. Es war ein Feuermeer, wie man es niemals erlebt. Ein wilder Nordwind blies mit unwiderstehlicher Macht und trug die Büschel brennenden Strohes weit über die Brandstätte hinaus. Alle Leute hatten den Kopf verloren, und wenn nicht die Nachbarn von anderen Dörfern herbeigeeilt wären, würde ohne Zweifel das ganze Dorf eine Beute des Feuers geworden sein.

Als, trotz alles Arbeitens, auch die Scheuer neben Evemichel's Haus zündete, stürzte Fritz in Evemichel's Haus. „Rettet, was Ihr könnt,“ rief er. „Schaffet Alles in mein Haus, das steht frei und sicher!“

Michel stand leichenblaß da und rief: „Faß an, Fritz, und helf' uns!“ Auch Balthes und Agnes kamen. Man trug Kisten und Kasten, Betten, Weißzeug, Zinn, Alles von Werth, hinüber in Fritzens Haus, aber es half nichts.

Als sie noch unten räumten, brannte schon die Scheuer und oben das Haus, und als der eisigkalte Morgen tagte, war Alles ein rauchender Trümmerhaufen.

---

*) Eine beliebte Redensart, die aus dem bäuerlichen Leben genommen ist, wenn auch sehr trivialen Ursprunges.

Es ist in der That so, wie der rothe Balthes gesagt hatte: Ein reicher Bauer meint, des lieben Herrgotts Arm reiche nicht zu ihm hinan; Unglück sei nur für Bettelleute. Trifft's darum einmal so Einen, so geberdet er sich wie unsinnig. Gerade so ging's mit dem alten Evemichel, der hatte auch den Kopf vollends verloren. Es schien, als sei er innerlich zusammengeknickt. Immer klang des rothen Balthes Wort ihm in den Ohren: Der liebe Gott kann Einen knaffen; man muß verzeihen!

Morgens holte Balthes alle Drei, den Michel, die Eva und Margrethchen in sein Haus und machte einen Kaffee, wie Kindtaufkaffee so stark. Der erquickte sie; aber aus Eva's Augen rieselten Thränen, Margreth saß stille da und Michel starrte in eine Ecke, und hörte und sah nicht.

Als der Kaffee getrunken war, ergriff Balthes Michels Hand und sagte: „Cumpeer, ich meine, jetzt sollte man in die Zukunft denken, nämlich, wo Ihr eine Unterkunft findet. Es ist Winter, da ist nicht zu spassen, und zum Bauen ist's keine Zeit."

„So?" fragte Michel ganz verwirrt. „Ja, aber, wo sollen drei Menschen und ihre gerettete Sach' unterkommen, wo? frag' ich."

„Ich weiß Rath," sagte Balthes.

„Du!" rief Michel.

„Ja, ich," entgegnete Balthes. „Der Martins Fritz ist bei mir gewesen," sagte er. „Der will Soldat werden freiwillig, und da er dann sein Haus nicht braucht, will's der Jung Euch geben, ohne Zins, bis Ihr gebauet habt, und wenn's drei Jahre währt."

Michel war geizig. An die Möglichkeit eines solchen Anerbietens hätte er in seinem Leben nicht gedacht; darum überraschte es ihn über die Maßen. Er glaubte es nicht.

„Balthes," sagte er, „zum Stußmachen*) ist jetzt keine Zeit,

*) Spaß.

und ich bin zu alt dazu, daß so ein Milchbart Spott mit mir treibt."

„Seid Ihr toll, Cumpeer?" fragte eifrig der rothe Balthes. „Meint Ihr, der Fritz spasse, oder ich treibe Stuß mit Euch oder Uz*) in Eurem Unglück? Fehlgeschossen! Wir Zwei sind keine Buben mehr, die Schneeballen machen! Ich sag' Euch, es ist purer, steifer Ernst.

Margreth zerdrückte zwei heiße Tränen, und doch lag etwas Frohes in ihrer Brust, denn Fritz handelte brav.

„Umsonst wohnen Bettelleute," sprach Michel, bei dem sich, Fritz gegenüber, der Bauernstolz dehnte. „Soll ich wohnen in Martins Fritz seinem Hause, so will ich Zins geben. Ein Bettler bin ich noch nicht. Warum will aber der Bub' Soldat werden?"

„Weil Ihr ihm die Margreth nicht geben wollt," sagte rasch Balthes.

Margreth eilte weinend hinaus.

„Das ist so Bubentrotz," rief der Alte. „Was liegt aber mir dran? Er mag gehen und sich die Hörner ablaufen."

„Ich möcht's nicht auf meinem Gewissen haben, aus Haß gegen den verstorbenen Vater den Sohn in die Welt und in den Krieg zu treiben, wo er todtgeschossen werden kann, oder krumm und lahm," versetzte Balthes. „Meiner Seel! Ihr seid doch geknast worden vom lieben Gott. Ist denn Euer harter Sinn noch nicht erweicht? Seht zu, seht zu, daß Euch Gott nicht noch härter heimsucht." Mit diesem Worten ging er hinaus.

Wer in Evemichel's Seele hätte lesen können, würde einem mächtigen Kampf begegnet sein. Daß Balthes sein Unglück als ein Strafgericht Gottes dargestellt, das über ihn gekommen sei wegen seines harten Kopfs und Herzens, das fuhr wie ein zermalmender Blitz in seine Seele; daß er an des Martins Fritz seinem

---

*) Spott.

Unglücke sollte Schuld sein, das ergriff ihn mit Gewalt und rüttelte sein Gewissen auf's Neue aus dem Schlummer der Selbstgenügsamkeit auf. Und nun sollte er in sein Haus ziehen, zu ihm? Da strebte der Stolz entgegen. Und doch — wohin sonst? Es waren neun Familien obdachlos. Er hatte viel gerettet. Wo sollte er's bergen, wo wohnen? Und es war Winter.

Das ging in seiner Seele durcheinander, wie wenn der Sturm die Wellen hebt und senkt, und heftig durcheinanderwirft und rüttelt.

Eva saß in der Ecke und weinte. Sie sah, daß die Seele ihres Mannes viel arbeitete, darum wagte sie's nicht, jetzt mit ihm zu reden. Sie meinte auch, es sei besser, ihn sich selbst zu überlassen, damit sich der Sturm friedlich lege. Wußte sie doch aus Erfahrung, daß, wenn sie jetzt ihm zuredete, er gewiß das Entgegengesetzte von dem wählen würde, wofür sie redete.

Er stand auf, ging auf und nieder, rückte das Käppchen von einem Ohre zum anderen, kratzte sich, brummte halblaut, ohne daß zu verstehen war, was er sagte. Zuletzt knöpfte er seinen Brustlatz*) auf und der Länge nach wieder zu. Das war das Zeichen der heftigsten Gemüthsbewegung.

„Soll ich bei dem Sohne meines Feindes wohnen, umsonst, wie ein herumziehender Kesselflicker?" rief er plötzlich stillstehend aus. „Nein! Lieber will ich unter freiem Himmel campiren!**) Schmach und Drangsal ist über mich gekommen, aber betteln will ich nicht, lieber sterben!"

Das Wort schnitt Eva durch die Seele, und ihr Inneres empörte sich; „Michel, Michel," rief sie aus, die Hand des Herrn hat Dich gefaßt, aber Dein Hochmuth ist noch nicht gebeugt, Dein

---

*) Weste.

**) Der Hunsrücker hat manche Worte von den Franzosen gelernt, die ihn lange genug gequält haben.

hartes Herz noch nicht gebrochen. Meinst Du, er könne Dich nicht noch tiefer knassen und knicken? Siehe zu, Gott läßt sich nicht spotten!"

Michel fuhr zusammen, als schlüg' ihn Jemand auf den Kopf. Er mochte geglaubt haben, er sei allein in der Stube. Das Wort Eva's hatte ihn erschüttert. Eine Weile stand er wie eine Bildsäule da; dann fragte er kleinlaut: „Was soll ich denn thun?"

Das war noch nicht vorgekommen. Eva war klug und benutzte den glücklichen Augenblick. „Vergib," sagte sie, „daß Dir Gott vergebe!"

Er setzte sich still in die Ecke. Sein Gesicht war bleich. Darauf stützte er den Kopf in die Hand. So saß er gewiß eine Viertelstunde. Er schnaufte ordentlich, so schwer athmete er aus der belasteten Brust. Endlich schien's ihm leichter zu werden. Er stand auf und rief zur Thüre hinaus: „Balthes, Cumpeer!"

Balthes kam herein.

„Ich seh's wohl ein, ich muß in Martins ziehen. Geht doch 'mal zu dem Fritz und fragt nach dem Jahrzins. Umsonst will und kann ich nicht wohnen."

„Der Fritz war bei mir," sagte Balthes. „Er hat sein Bett oben in unsere Stubenkammer aufgeschlagen."

„Warum?" fragte Michel erstaunt.

„Ei, wie fragt Ihr doch so dumm," rief Balthes. „Meint Ihr, der Fritz wolle Euch das Herzeleid machen, ihn alle Tage zu sehen?"

Michel ließ den Kopf sinken.

„Meiner Seel!" fuhr Balthes fort, „der hat auch Ehr' im Leib und will nicht, daß der, der ihn haßt —"

„Wer sagt denn das?" fragte kleinlaut Michel.

„Ha, ha, ha!" lachte Balthes. „Am Ende soll er meinen, wenn Ihr ihm eine Ohrfeige gebet, es sei geschmeichelt."

„Wer thut denn das?" fragte noch kleinlauter Michel.

„Wer?" rief Balthes. „Soll ich antworten wie die kleinen Kinder: der Vetter Bär? — Ich denke, wir sind Beide keine

Buben mehr. Entweder müßt' ich vergessen haben, was seit vier Wochen vorfiel, oder Ihr habt mit dem Gedächtnisse den harten Kopf verloren. Doch will ich thun, was Ihr sagt." Er ging in's Dorf.

Während dieses Gesprächs und der nun folgenden Stille weinte Eva heiße Thränen.

Endlich sagte sie: „Der Fritz denkt besser wie Du. Er will aus Deinem Unglücke keinen Vortheil für sich ziehen. Er will selbst nicht in Margreths Nähe bleiben, um ihren guten Ruf nicht in's Gerede zu bringen. Du bist blind in Deinem Stolze. Geh' an die rauchenden Trümmer Deines Hauses und brüste Dich! Du bist ein verbrannter Mann wie die Anderen auch; die sind demüthig. Du dankst nicht Gott, daß er Dir Mittel ließ, Dir wieder ein Haus zu bauen, Du legst den Starrkopf nicht ab, nicht den Hochmuth, nicht den Haß und Zorn. Du bringst Unheil über uns Alle."

Was sie hier sagte, hätte sie ihr Lebtag nicht zu sagen gewagt, und zu anderen Zeiten hätt's ein Donnerwetter mit Blitz und Donner gegeben. Jetzt ließ er's stille über sich ergehen und seufzte nur.

Nach einer halben Stunde kam Balthes.

„Nun, wie steht's?" fragte Michel.

„Wenn Ihr's anders nicht thun wollt, so sollt Ihr den Miethszins selbst bestimmen; aber Fritz will ihn nicht, sondern er schenkt ihn dem Schusterandres, der arm und am härtesten durch den Brand geschlagen ist.

„Gott lohn's ihm!" rief Eva aus und faltete ihre Hände wie zum Gebete.

„Gut," sagte Michel, „so zahl' ich zwanzig Gulden."

Das war ein hoher Miethzins nach Ortsgebrauch und Balthes sah ihn mit Erstaunen an.

„Ist's wahr?" fragte er

„Freilich!" war Michels Antwort.

4.

Heut' ist nicht gestern und gestern nicht heut',
Und was ich gestern that, heute mich reu't;
Aber daß ich Dich noch gestern geküßt,
Reu't mich nicht, wenn ich auch sterben heut' müßt!

Volkslied.

Am Neujahrstage war's, als der Balthes mit einem „Prost Neujahr" in Michels Stube trat, das heißt in Martins Fritz seinem Hause, in das er gezogen war.

Nachdem der Wunsch erwiedert war, sagte Balthes: „Das war aber eine Schießerei*) diese Nacht. Ihr müßt ja gar nicht haben schlafen können."

„Ich hab' sie bei den Henker gewünscht," sagte Michel.

„Und Euch doch gefreut," setzte Balthes hinzu, „denn es ist doch eine Ehre für Euer Kind."

Das konnte er nicht leugnen. „Ich möcht' wissen, wer's war," sagte er.

„Wer's war?" fiel Balthes ein. „Das kann ich Euch sagen, Cumpeer; es war der Fritz."

Drauf schwieg Michel stockmäuschenstille und sah zum Fenster hinaus. Gerade zur Seite des Gartens lag Michels Scheuer, die der Brand verschont hatte. An der Seite derselben, wo der Kandel in Folge des Prozesses lag, stand eine Reihe prächtiger Obstbäume.

„Ich muß doch sagen," fing er nach einer Weile an, „dem Martin that ich doch Unrecht, daß ich ihm den Prozeß so übel nahm. Wenn die Dachtraufe in seinen Garten fiele, so hätt' er die schönen Bäume nicht setzen können."

---

*) Das Schießen am Neujahrstag ist eine Liebesprobe. Wird dem Mädchen recht toll geschossen, so weiß Jeder, daß des Schatzes Liebe stark ist.

Eva, die am Ofen saß, fuhr ordentlich herum, als erschrecke sie, und sah ihren Mann an.

„Seht Ihr das doch ein?" sagte Balthes schmunzelnd. „Ich hab's schon lang eingesehen. Hättet Ihr's denn geschehen lassen?"

„Nein," sagte Michel fest.

„Aha!" rief Balthes. „Ich merke immer an meinen Birnen, wenn die anderer Leute reif sind. Der Reichthum macht aber die Augen blind, das Herz hart, und wer zum Frieden räth, dem weist er die Thüre."

Der Michel ging hinaus und sagte kein Wort. Aus der Kammer trat rosig und holdselig Margrethchen jetzt heraus zu Balthes und der Mutter.

„Eva," sagte Balthes schelmisch lachend, „wißt Ihr auch, warum Eures Kindes Backen heut' so roth sind?"

„Nun?" fragte sie lächelnd.

„Für jeden Schuß einen Kuß! Himmel, da brennt's!" rief Balthes.

Das Mädchen grollte. „Ihr wißt doch Alles besser, als andere Leute," sagte sie verweisend. „Schämt Euch!"

„Eh!" rief Balthes und neigte sich vor, daß er ihr in die Augen sehen konnte, — „stand ich nicht an der Scheuer? Sah ich's nicht? Du kannst mir's glauben, den Fritz reut's nicht!"

Wie der Blitz war die glühende Jungfrau zur Thüre draußen.

Balthes lachte laut auf. Er neigte sich aber zu Eva und sagte: „Merkt Ihr, daß der Wind umgeschlagen hat? Es gibt Thauwetter. Heut' Mittag komm' ich als Freiersmann wieder." Und mit dem Worte lief er zur Thüre hinaus.

Mittags saßen die zwei Alten wieder allein; da kam Balthes im Hochzeitsrock.

Michel machte große Augen.

„Ich will's kurz machen," sagte Balthes. „Martins Fritz möchte nochmals geziemend um Euer Margrethchen werben."

Eva schlich zum Mann und flüsterte ihm in's Ohr: „Soll ich die Eier backen?"

„Meinetwegen," flüsterte Michel entgegen, „schneid' aber tüchtig Speck hinein, ich esse das gern."

Nun eilte die Mutter hinaus und ließ die zwei Männer allein verhandeln.

Als sie ein prasselnd Feuer gemacht, die Pfanne aufgestellt, Speckschnitten hineingelegt, daß sie zischten, und nun die Eier ungezählt in die Pfanne schlug, kam Margreth und sah staunend die Anstalten.

„Was gibt's, Mutter?" fragte sie.

„Es ist ein Freiersmann da," entgegnete ernst die Mutter.

Da erbleichte das blühende Mädchen zur Todesblässe und mußte sich an dem alten Küchentische halten, daß sie nicht zusammenbrach. „Ach Gott!" seufzte sie. „Mutter, wer ist's denn?"

„Der Balthes," sagte die Mutter.

„Für wen freit er denn?" hauchte kaum hörbar das Mädchen.

„Für Deinen lieben Fritz!" platzte die Mutter heraus, aber sie hatte es zu bereuen, denn der plötzliche Uebergang von der Todesangst zur Himmelslust war zu gewaltig, als daß die Wirkung hätte ausbleiben können. Sie sank nieder. Sie schrie laut auf, und die Männer stürzten herbei.

„Was gibt's?" riefen Beide in großer Angst.

Eva erzählte.

„O, die Freude tödtet so leicht nicht," sagte Balthes, und ließ sich Essig geben, womit er sie anwusch.

Als Margreth die Augen aufschlug, löste sich ein tiefer Seufzer aus Michels Brust. „Gott sei Dank!" rief er aus, „daß Du lebst. Wir hätten ja sonst heut Abend keinen Handstreich *) halten können."

---

*) Verlobung, weil Braut und Bräutigam die Hände zusammenfügen.

„Eilt das so?“ fragte die Mutter.

„Ich will's,“ sagte Michel. „Backe Kuchen, und Balthes, Ihr könnt die Freunde laden.“

„Juchhei!“ rief Balthes und rannte, gegen alle Gravität des Freiersmannes sündigend, und Speck und Eier im Stiche lassend, davon.

Im Hause Evemichel's wurde aber nun in aller Eile Teig eingerührt, und Margrethchen ging's wie Pulver von der Hand. Schon vor acht Uhr kamen die mürben, dampfenden Kuchen aus dem Ofen im Haus, und waren meisterlich gerathen. Die Gäste kamen, und um halb neun Uhr drückte der glückliche Bräutigam das reiche Handgeld *) in die Hand der verschämten, aber seligen Braut.

In vier Wochen war Hochzeit, und gerade am Abend vorher kam Jakob von Berlin zurück. Er hatte ausgedient. Fritz aber trug zwischen Tag und Dunkel sein Bett wieder aus Balthasars in sein Haus zurück, denn nun brauchte er ja das liebe Mädchen nicht mehr zu meiden — sie war sein liebes Weib!

Michel sagte später zu Eva, als sie wieder im neuaufgebauten Hause wohnten und auch der Jakob eine brave Schnerch in's Haus gebracht: „Du hattest Recht, ich war blind! Gottlob, daß ich sehend wurde, und die Unglücksflammen meines Hauses haben mir auf den rechten Weg geleuchtet.“

„Das ist Alles wahr,“ sagte Eva, „vergiß aber nicht, daß der Freiersmann Dir eine gute Augensalbe bereitete.“ Und Balthes, der Freiersmann, blieb allezeit in hohen Ehren bei den Alten wie bei den glücklichen Jungen.

---

*) Eine alte Sitte. Je lieber er die Braut hat, desto reicher ist das Handgeld.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges.

1.

Kannst Du's rathen, was als Räthsel
In verschloss'ner Brust sich reget?
Kannst Du's deuten, was als Ahnung
Mächtig Deinen Geist beweget?
Ist es Träumen, ist es Wahrheit,
Was Du träumst mit off'nem Auge,
Oder in dem Schlafe denkest,
Angeweht vom Geisterhauche?
In der Menschenseele wohnet
Ein Geheimniß. Und die Frage
Findet erst die rechte Antwort — — —
Wenn verstummt der Erde Klage!

Hast Du schon einen Nachtwandler gesehen, wenn er, mit festgeschlossenem Auge sehend, sicher in dunkeler Nacht über des Daches Firste wandelt, so sicher, als gähnte nicht rechts und links die Tiefe, in die ein Wachender schwindelnd stürzen würde — oder hast Du von einem solchen räthselhaften Wesen gehört? Sein Dasein liegt über jedem Zweifel!

Hast Du von Menschen gehört, deren Traum prophetisch die Ereignisse ankündet, die da kommen? Die Gabe ist nicht beneidenswerth, aber sie leben, die sie empfangen haben!

Ist Dir von Menschen gesagt worden, deren Geist in wachendem Zustande der Welt, in der ihr Leib weilt, entrückt

wird in höhere Regionen, wo höhere Geister ihrem Geist erkennbar und verstehbar sind? — Es soll deren gegeben haben, und ihrer noch geben!

Hast Du gehört, daß Menschen in einen Zustand des Traumlebens verfallen, in dem Dunkles, Verborgenes, Geheimnißvolles ihnen klar wird? — Auch sie leben und haben gelebt, und an der Hand der Geschichte vergangener Tage will ich Dich hinleiten, daß Du ein Seelenleben kennen lernest, das räthselhaft genug war und alle jene Fragen uns vorlegt, auf die wir keine Antwort zu geben wissen, über die kein vornehmspottendes Lächeln, kein kalter Unglaube, keine hausbackene Weisheit hinaushilft, die als eine Frage dastehen, als ein Räthsel, das nicht wohl zu lösen ist. —

Es ist ein Knabe, von dem ich reden will, den man in Franken, in Würtemberg, am meisten im gesegnetem Taubergrunde zu der Zeit, als im dritten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts die Bauernunruhen begannen, die später in Bauernkriege aufloderten, unter dem Namen: „Das Pfeiferhännslein" wohl kannte, und der eine Weile im Bisthume Würzburg eine gewaltige Rolle spielte.

Er stand damals, als sein Name Ruf bekam, in dem Alter, wo der Jüngling die Knabenschuhe austritt; wo der weiche Flaum auf der Oberlippe zu glänzen beginnt; wo die Stimme ihren vollen Klang wieder gewonnen hat; wo das Auge geistiger leuchtet; wo die Seele zum helleren Bewußtsein erwacht; wo von knabenhafter Schüchternheit zu festem Sinne, bewußter Thatkraft und frischem Muthe der entscheidende Schritt geschehen ist. Er war eben keine außergewöhnlich kräftige Erscheinung. In seinem großen, blauen Auge leuchtete eine geistige Kraft, aber es sah auch eine tiefe Schwärmerei daraus hervor. Die Stirne war hoch, gewölbt, klar, aber es lagen Falten darauf, die seltsam verschlungene Linien bildeten. Seine Gesichtsfarbe war bleich, kaum daß ein leises Roth die Wangen färbte, die nur dann, wenn er in großer innerer

Erregung war, wunderbar glühten; dann sprühte das Auge Funken, und man konnte nicht lange hineinblicken. Aber es war schön, ungemein schön, dies geistreiche Antlitz, und die grobe Kleidung von schwerem Tuche, grauer Farbe, die filzene Kappe, die den Kopf umschloß, hinten über den Nacken herablief und, über der Stirne quer geschnitten, am Schlaf in gerader Linie abfallend, das goldene Haar in reicher Fülle hervorquellen ließ — sie vermochten nicht, ihm den Reiz zu rauben, den es auf jedermänniglich ausübte. In der Hand trug er einen Stock, über welchen die schillernde Haut einer Schlange gezogen war. An seiner Seite hing eine Tasche, in welcher er eine Rohrpfeife, eine sogenannte „Panspfeife,“ deren einzelne Rohrpfeifen, vom Baß in größerer Länge bis zu den höchsten Tönen in größerer Kürze aufsteigend, an einander gebunden waren, daß der Mund jegliches Liedes Weise spielen konnte, indem oben hinein geblasen wurde. Diese Pfeife steckte er in das Wamms, daß die Mündungen der Pfeifen mundrecht standen, und mit den Händen schlug er zu seinen Weisen eine kleine Trommel oder Handpauke. Seine Gestalt war schlank und im reinsten Ebenmaße.

Wo er zu Hause war? Wer könnte das sagen? Aber seine Mundart wies hinauf nach Würtemberg. Vater und Mutter waren todt. Er zog allein herum, bis er eine bleibende Stätte in Niclashausen fand.

Ueberall war er gerne gesehen, besonders bei Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchweihen und Jahrmärkten, auch bei großen Wallfahrtsfesten fehlte er nicht, und in Wallbüren war er wohl bekannt. Er spielte gar hübsche Weisen und Tänze, und er trug viel zur Volkslust bei, wo er sich sehen ließ; daher er denn allerwärts willkommen war.

An dem, was das Leben zu seiner Erhaltung heischt, fehlte es ihm nie. Ueberall gab's für ihn eine Herberg und eine freundliche Aufnahme.

Er verstand, schöne Geschichten zu erzählen, die aber alle jene Grenze berührten, wo das sinnlich Wahrnehmbare die Herrschaft an das dunkele Geistergebiet abtritt, und meist war es, wie er selber sagte, selbst Erlebtes. Zweifelte Jemand daran, so konnte er höchst leidenschaftlich erregt werden. Uebrigens hatte das Volk einen so eigenthümlichen mährchenhaften Wunderkreis um ihn gebildet, daß es Niemanden einfiel, an dem Zweifel zu hegen, was er sagte. War man ja doch gewohnt, ihn mit einer besonderen Ehrfurcht und Scheu zu betrachten. Das Volk sagte: „Er fährt mit Frau Holle," und wer dies Geisterwesen des Volksglaubens kennt, wer es weiß, daß noch in unseren Tagen das Volk das Nachtwandeln, Traumwandeln mit dem Ausdrucke: „Mit der Holle fahren" bezeichnet, der kennt die Eigenthümlichkeit des Pfeiferhännsleins. Er war ein Traumwandler. Viele hatten ihn über Dächer wegschreiten sehen; Viele hatten ihn beobachtet, wenn er Nachts aufstand und hinausging, und da oft laut in unverständlichen Worten redete mit unsichtbaren Wesen; allein dies war es nicht allein, was ihm die außergewöhnliche Bedeutung in den Augen des Volkes lieh. Es war thatsächlich anerkannt, daß er oft Menschen, die er zum ersten Mal in seinem Leben zu Gesichte bekam, Dinge und Ereignisse mittheilte, die, außer ihnen, sonst Allen ein Geheimniß waren; Familienverhältnisse, die durchaus Niemand wissen konnte. Anderen deutete er die Zukunft auf's Genaueste. Und fragte man ihn, wer es ihm kundgethan? so sagte er: „Mein Engel," oder „die Jungfrau Maria." Weiter stand er nie den Fragenden Rede, und drang Eines in ihn, Rede zu stehen, so wich er von dannen.

Einst, es mochte in den Tagen des Frühlings 1472 sein, war das Pfeiferhännslein in einem Dorfe bei Eßlingen. Der Bauer, wo er zur Herberge war, hatte seine einzige Tochter verheirathet. Der Knabe hatte eine ganze Nacht und einen Tag aufgespielt zum Tanze. Gegen den Abend des Tages sank er vor

Müdigkeit und Erschöpfung um. Die mitleidigen Bauern trugen ihn in eine Kammer und legten ihn auf einen Moossack, die Betten jener Tage für den „armen Mann,“ wie sich das Volk nannte. Er erwachte nicht. Sein Schlaf schien dem Leibe eine krampfhafte Erstarrung gebracht zu haben. Gegen Mitternacht, als Alles stille geworden war und die Hochzeitmutter noch einmal durch das Gemach ging, um aufzuräumen, hörte sie in der Kammer den Knaben reden. Furcht trieb sie, es ihrem Manne zu sagen, und Beide kehrten nun zurück und öffneten leise die Thüre.

Das Licht ihrer Ampel fiel auf die aufrecht stehende Gestalt des Knaben, aber der Lichtreiz wirkte nicht auf seine festgeschlossenen Augen. Er schwieg eine Weile und neigte den Kopf so, als horche er auf Einen, der von oben her mit ihm redete. Bald darauf sprach er in eigenthümlich hervorgestoßenem, kurz abgebrochenem Tone: „Ja, ja, ich sehe ihn! Dort, dort, wo die untergehende Sonne auf die Tannen scheint, dort kommt er aus dem Walde hervor. Ich kenne ihn. Das Gesicht vergesse ich nicht. Was soll ich ihm sagen?“ — Er horchte wieder, und fuhr dann fort: „Ich will's ihm sagen! Ha, es ist schrecklich, aber ich will's ihm sagen und bei ihm bleiben, bis Alles erfüllt ist. Wann muß ich gehen?“ — Er horchte wieder. — „Morgen! Und weit ist der Weg, weit durch Feld und Wald, Berg und Thal, Kluft und Steg, bis ich unten das Dorf sehe, wie ich es jetzt sehe, mit der alten Kirche — bis ich die Glocke höre, wie ich sie jetzt höre; bis ich die Burg sehe droben am Berge, wie sie schön ist! fast so, wie die, wo mein Mütterlein starb.“ Jetzt fing er an zu weinen.

Die beiden alten Eheleute überlief ein Grausen. Dies Weinen war erschütternd.

Darauf legte er sich ruhig wieder auf sein Moosbett und schlief fest bis an den Morgen. Die alten Leute hatten Niemanden Etwas gesagt.

Als sie beim Biersüpplein zum Morgenimbiß saßen, sagte der Bauer:

„Hännslein, Du bleibst doch noch bei uns?"

„Nein," sagte Hanns fest, „das darf ich nicht."

„Wer zwingt Dich denn?" fragte er. „Es geht Dir ja gut bei uns."

„Das ist wahr, und Gott lohn's Euch," erwiederte der Knabe; „aber mein Engel gebot mir, heute zu dem Laboranten zu gehen."

„Zu welchem Laboranten?" fragte der Bauer wieder, und es überlief ihn eiskalt dabei.

„Ihr kennt ihn ja doch nicht," entgegnete Hanns.

„Kennst Du ihn denn?"

„Freilich," sagte er.

„Wann hast Du ihn gesehen?"

„Heute Nacht hat der Engel mir ihn gezeigt, und das Dorf und die Gegend; ich kann nicht irren."

„Warst Du denn schon dort?"

„Nein; außer heute Nacht nie!"

„Aber Du schliefst ja in der Kammer?"

„Das versteht Ihr nicht," sagte er fast ärgerlich. „Ich sah das im Geist, und weiß auch den Weg. Es ist weit, weit von hier."

Um kein Gut der Erde hätte er sich nun halten lassen. Die guten Bauern füllten seinen Sack mit Lebensmitteln, beschenkten ihn mit einigen Weißpfennigen, und dann wanderte er dem Neckar zu und folgte seinem Lauf eine ziemliche Strecke, bis er dann eine andere Richtung nahm und, keinen Weg mehr einhaltend, durch Wald und Flur wanderte. In den Wäldern schlief er, und wenn andere Lebensmittel fehlten, erstieg er die Bäume, um aus den Nestern großer Vögel die Eier zu rauben, daß er sich daran und an der duftigen Erd= oder Himbeere labe und sättige, oder er

suchte den wilden Honig der Bienenschwärme in den hohlen Bäumen auf.

Am fünften oder sechsten Tage seiner mühseligen Wanderung trat er aus einem Hochwald auf die schmale Kante eines felsigen Berggrates heraus. Die Sonne war eben im Hinabsinken. Goldengesäumte, purpurne Wölkchen schwammen ihr im blauen Aethermeere nach, und die tiefgoldenen Strahlen fielen verklärend auf die Stelle, wo unter den weitausgebreiteten Aesten einer alten Tanne der Knabe stand. Er blickte mit einem tiefen, aber von keinen unfreundlichen Bildern gestörten Sinnen hinaus in das Land, das sich theils zu seinen Füßen als breites Thal, theils mit waldigen Berggipfeln weit in die Ferne ausbreitete.

Zu seinen Füßen lag ein breites gesegnetes Thal, von dem ansehnlichen Wasser der Tauber durchflossen, das weiter zurück im Thal eine Mühle trieb. Die Seiten der allmälig absteigenden Berge bekleidete niederes Gestrüppe, aus dem hier und da ein zackiger Felsblock heraussah, den gelbes Moos und weiße Flechten bedeckten. Das Grün der Gebüsche war ungemein frisch, und der blühende Weißdorn und Ahorn machte es, untermischt mit dem blendenden Gelb der Ginsterblüthe, ungemein schön. Unten im Grunde des Thales säumten Weiden und Erlen, mit dunkelem und hellerem Grüne wechselnd, die Ufer der Tauber, zu deren beiden Seiten breite blumige Wiesen hinliefen. Weiter gegen das Dorf zu wurde der Thalgrund noch breiter, und die grünen Saatfelder zeigten die gesegneten Spuren menschlicher Thätigkeit. Blühende Kirsch- und Pflaumenbäume säumten das Dorf, dessen niedere, strohbedeckte Hütten sich schirm- und schutzsuchend um die hochliegende Kirche reihten. Der Thurm dieser Kirche wies in seiner Gestaltung deutlich den doppelten Zweck nach, einestheils dem Glöcklein eine seinen Schall weithintragende Stätte zu gewähren, aber auch anderentheils in Kampf und Fehde als Zufluchtsort zu dienen für die Bewohner des Dorfes. Dieser Zweck war in jenen

Tagen einer wilden und rohen Gewalt ein um so wichtigerer, als nicht selten sich befehdende Ritter, raubend, sengend und brennend die Dörfer heimsuchten.

Oben auf der Berge Gipfel hatte der Hochwald seine Stätte und breitete sich weithin aus, und man sah es deutlich, daß die lichtende Axt nur selten ihre Schärfe hier walten ließ. In einiger Entfernung sah man auf hohen, zackigen Felsen die Thürme einer Burg, welche trotzig in die stille Gegend hinausblickten.

Müde von der langen und mühsamen Wanderung sank der Knabe am Stamme der Tanne nieder, und sein lockiger Kopf fand auf einer zu Tage liegenden Wurzel ein Ruhekissen, dessen Härte Ermüdung und Gewohnheit nicht fühlen ließ. Eine Zeitlang blickte des Knaben schönes, träumerisches Auge auf die Wolken, die, vom dunkelen Grau bis zum glühenden Purpur, vom matten Gelb bis zum glänzenden Gold in allen Schattirungen leuchtend, vom Abendwinde bald massenhaft zusammengedrängt, bald in phantastische Gestalten und Formen auseinander gerissen, der sinkenden Königin des Tags und Lichtes in liebendem Zuge folgten. Das Säuseln des Abendwindes in den Zweigen der Tanne klang so wundersam, die im Abendlichte tanzenden Fliegen sangen ihr seltsam hingebrummtes Lied. Drosseln und Nachtigallen jubelten dem Frühling ihre Grüße zu, und die Luft fächelte so mild und lau die stärker als gewöhnlich geröthete Wange, daß allmälig des Knaben Blick ausdrucksloser wurde; das müde Augenlied mit den langen Wimpern tiefer sank, bis der Schlaf sich mit bleierner Schwere darauf legte, und Abendsonne und Wolkentanz, Nachtigallenklänge und Fliegengesumme verschwamm und der Leib in jenen Zustand fiel, den die Alten „den Bruder des Todes“ nannten.

Als er so in den Schlaf des guten Gewissens, der Gesundheit und Ermüdung gesunken war, trat aus dem Wald, etwas weiter links, wo ein Fußpfad hinab in's Thal führte, ein Mädchen, welches ein schweres Bündel dürren Reisigs auf seinem Kopfe trug.

Obwohl es schwer war, so verrieth doch der leichte, elastische Tritt des kleinen Fußes eine frische, jugendliche Kraft und Gewandtheit. War sie alt, so zählte sie fünfzehn Jahre; aber die Fülle der jugendlichen Gestalt, der zarte jungfräuliche Ausdruck eines Gesichtes von blendender Schönheit hätte auf ein reiferes Alter schließen lassen. Sie trug das grobe Gewand aus sogenannter „Beiderwolle,“ welche das Volk aus linnenen und wollenen Fäden sich selber zur Kleidung wob, und die darum jenen bezeichnenden Namen führte. Der Schnitt des Gewandes war einfach. Ein weitfaltiger Rock umschloß die schlanke Hüfte und fiel ziemlich weit unter das Knie herab. Ein Mieder mit weiten Aermeln, dessen Schluß züchtig bis zum Halse reichte, vollendete den Anzug, der übrigens trotz seiner Derbheit und selbst großen Plumpheit ganz geeignet war, schöne Körperformen hervortreten zu lassen.

Als sie den Felsgrat erreichte, warf sie das Holzbündel zur Erde und sagte: Nun will ich auch ein wenig ruhen. Die Abendglocke hat noch nicht geläutet und da unten weidet die Heerde noch.

Als sie so ruhend, die Hand auf ihr Holzbündel stützend, sich vorbeugte, um auf das Dorf hinabzuschauen, gewahrte sie den jungen Schläfer unter der Tanne.

Sie hätte ja kein Mädchen sein müssen, wenn dieser Anblick ihre Augen nicht gefesselt, ihre Neugierde nicht in hohem Grad in Anspruch genommen hätte.

Wer mag das sein? dachte sie, und der Gedanke beherrschte ihre ganze Seele. Sie stellte sich auf die Fußspitzen, um schärfer und genauer hinzusehen, aber das reichte nicht aus, die Neugierde zu befriedigen.

Was hindert mich, sagte sie lautdenkend, hinzuschleichen und nachzusehen? Der schläft ja wie ein Sack, sonst hätte ihn das Niederwerfen meiner Holzlast erwecken müssen. Vorsichtig bog sie nun die Zweige der Gebüsche zur Seite, und wie eine Katze unhörbar auftretend, schlich sie sich in die Nähe des Schläfers. Immer that

sie einen Schritt näher, und hielt dann an sich, um sich zu überzeugen, daß er noch schliefe, bis sie endlich ganz vor ihm stand.

Sie blickte mit ihren treufrommen, hellblauen Augen in des Schläfers schönes Gesicht und sagte dann nach ihrer Gewohnheit halblaut: Ich kenne ihn nicht, und er muß weither gewandert sein; aber — schön ist er, das ist nicht zu leugnen.

Sie war ganz in das Anschauen des schönen Schläfers versunken, und stand eine Weile da, Alles vergessend.

In diesem Augenblicke seufzte der Knabe und fuhr unwillkürlich mit der Hand über's Gesicht, um sich eine kecke Waldfliege wegzuschaffen, die sich blutgierig auf seine Wange gesetzt.

Bei dieser Bewegung zuckte das Mädchen erschreckend, und war schnell, wie das flüchtige Reh, wieder bei ihrem Holzbündel. Als er indeß ruhig fortschlief, konnte sie nicht widerstehen, abermals sich zu ihm zu schleichen, um die abscheuliche Waldfliege wegzujagen, die den müden Schläfer erbarmungslos quälte. Das war ja ein Werk der Barmherzigkeit!

Das Mädchen brach einen Tannenzweig ab und jagte die Fliege, fächelte aber auch zugleich die Wangen des müden Schläfers; allein in ihr Anschauen versunken, versah sie es einmal und berührte mit der stechenden Spitze der Nadeln die Nase.

Rasch aufspringend, stand er vor dem schönen, erröthenden und unendlich verlegenen Mädchen und sah sie verwundert mit den großen, sinnigen Augen an.

Sie glühte von Scham und Mißmuth über ihre Unvorsichtigkeit, und was sie besonders unangenehm berührte, war der Umstand, daß sie fürchten mußte, er meine, sie habe ihn necken wollen oder ihm den süßen Schlaf nicht gegönnt.

„Verzeih'," stotterte sie endlich, von Gluth bedeckt, „ich hab's nicht gerne gethan; ich — ich — wollte Dir eine abscheuliche Fliege wegjagen und berührte Dich mit dem Zweige. Es ist gewiß nicht absichtlich geschehen!"

„Glaub's gerne," erwiederte er lächelnd, „glaub's gerne, und ich danke Dir für Dein Wecken. Es ist Zeit, denn die Sonne ist schon weit hinter den Bergen, und das Abendglöcklein läutet drunten. Wir wollen ein Ave Maria beten!"

Beide knieten nieder. Der Knabe zog seine Gugelmütze vom Kopf und faltete seine Hände und betete laut.

Man konnte nichts Schöneres sehen, als die beiden lieblichen, jugendlichen Beter in tiefer Andacht hingegossen.

Als sie ihr Gebet beendet, sagte das Mädchen wieder: „Gelt, Du bist mir nicht bös?"

„Worüber denn?" fragte der Knabe nicht ohne Erstaunen.

„Weil ich Dich geweckt!" versetzte sie.

„Das ist mir sogar lieb, und ich danke Dir, daß Du so gut warst, mir die Fliege zu scheuchen. Siehst Du, da ist sie wieder. Sie ist halt lüstern nach meinem Blute."

„Wo bist Du denn her?" fragte er sie.

„Aus Niclashausen, da unten!"

„Wo warst Du denn?"

„Holzlesen; aber wo kommst Du denn her?"

„Weit, weit, aus Schwaben!"

„Und wohin willst Du?"

„Nach Niclashausen!"

„Nach Niclashausen! Ei du heilige Jungfrau! Wen suchst Du denn da? Du bist ja doch ganz fremd!"

„Den Laboranten; weißt Du, den Kräutermann."

„Kennst Du Den? Ich kenne ihn wohl. Er ist gar gut und brav."

„Ja und nein, wie Du willst!" Sie überhörte das Wort und sagte, die Hände zusammenschlagend:

„Ach, Du Armer; da magst Du wohl müde sein? Und ich [illegible]ke Dich! — Gelt, Du zürnst mir doch?" —

„Thut nichts! Ich bin auch recht müde gewesen; aber nun ist Alles vorbei — nur nicht — — —“

„Was denn?“

„Der Hunger!“

Sie suchte schnell in ihrer Tasche und zog ein Stück trockenes Gerstenbrod hervor. „Willst Du das essen?“ fragte sie.

„Ach ja, wenn Du es nicht essen willst.“

„Ich habe Beeren gegessen und bin satt.“ Sie reichte es ihm hin, und er nahm es dankbar. Seit mehreren Tagen hatte er kein Brod gesehen. Gierig verschlang er es. Sie sah ihm mit großer Freude zu.

„Ach, das hat geschmeckt!“ rief er aus. „Nun kann ich es hier aushalten.“

„Hier?“ fragte das Mädchen. „Warum willst Du hier bleiben? Komm' doch mit in's Dorf! Die Nacht ist kühl und der Taubernebel ungesund.“

„Ich muß hier auf den Laboranten warten.“

„Weißt Du denn, daß er kommt?“

„Ja!“

„Du kennst ihn ja kaum?“

„Ich kenne ihn.“

„Warst Du denn schon hier?“

„Nein!“

„Bist Du vielleicht ein Gefreundter von ihm?“

„Nein!“

„Aber — wer sagte Dir denn von ihm, und daß er hier vorbeikommen müsse?“

„Mein Engel!“

Halb spöttisch lachend, halb verwundert schlug sie die Hände zusammen und rief: „Was der toll redet! Ein Engel hab' es ihm gesagt! Es kommen ja keine Engel mehr zu den Menschen.“

„Wer sagte Dir das, Mädchen?“

„Die Mutter; weil sie mir aber nicht sagen konnte, warum keine Engel mehr zu uns kämen, fragte ich den geistlichen Herrn, der Pater Ambros —"

„Was sagte der?"

„Nun, er sagte, seit die heilige Jungfrau Maria im Himmel wäre, sei's nicht mehr nöthig."

Der Knabe richtete einen flammenden Blick auf das Mädchen und sagte: „Kind, sie wissen's nicht! Nicht nur Engel, auch die heilige Jungfrau erscheint mir und sagt mir, was ich thun soll. Seit mein Mütterlein todt ist, geschieht das oft und immer im Traum; aber was sie mir sagen, das wird wahr. So erschien mir in Schwaben der Engel und wies mir den Weg hierher zu dem Laboranten, nannte mir ihn und sagte: er werde mich als Kind aufnehmen. Wie hätt' ich sonst von ihm gewußt oder den Weg gefunden?"

„Wie heißt er denn?" fragte das Mädchen prüfend. „Sag' mir's einmal, so will ich Dir glauben."

„Arnold Plieninger!"

Jetzt stand das Mädchen bleichwerdend vor dem Knaben und sah ihn mit innerem Schauer an. Ihre Hände waren gefaltet.

„Bist Du denn," fragte sie nach einer Pause — „ein Frohnsonntagskind?"

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Siehst Du," sagte sie, „die Frohnsonntagskinder sehen Geister, erkennen die Hexen, Währwölfe und Blutsauger, und wenn sie Eins mit dem bösen Auge ansieht, so thut's ihnen nichts. Weißt Du denn das nicht?"

Das Erstaunen war jetzt an dem Knaben. Davon hatte er noch nichts gehört.

Er schüttelte den Kopf. „Als das Mütterlein am Abend vor ihrem Tode so traurig war, sagte es: Hännslein, wenn ich auch sterbe, so bist Du nicht verlassen. Der Engel wird Dich leiten.

Und so ist es auch geblieben, gerade wie bei dem frommen Tobias; aber mit Hexen und Währwölfen hab' ich nichts zu thun."

„Ach, Du heilige Jungfrau, wie ist denn das?" rief das Mädchen und kauerte nieder. „Geh', setz Dich doch und erzähl' mir davon."

Der Knabe schien dazu keine Lust zu fühlen. Er sah sich vielmehr um. „Es dunkelt," sagte er. „Nun muß er kommen."

Sie sprang auf. „Du hast Recht," sagte sie. „Ich muß auch fort, denn die Mutter will mit dem Holz unser Abendsüpplein kochen. Ade!" rief sie und eilte fort, jedoch nach wenigen Schritten kehrte sie wieder um und fragte: „Bist Du vielleicht das „Pfeiferhännslein," von dem die Leute so viel und so Wunderbares sagen?"

„Ich bin's," sagte der Knabe.

„Ach Gott!" rief das Mädchen aus, „und Du bleibst in unserem Dorfe?" Sie klatschte die Hände zusammen vor Verwunderung.

„Ja."

„Bei dem Laboranten Arnold?"

„Ja."

„O, dann seh' ich Dich oft; ich wohne nicht weit davon. Unser Haus steht nahe bei der Kirche unter dem hohlen Birnbaum. Ich heiße Marie. Ade!"

„Ade, Mariechen!" sagte der Knabe und sah der lieblichen Gestalt nach, die nun schnell ihm enteilte.

Als sie an die Stelle kam, wo der Fußpfad sich aus dem Walde herauswand, trat der Laborant ihr entgegen. Sprachlos vor Erstaunen stand sie vor dem hohen, ernsten Manne, der mit Kräutern beladen war, die er im Schatten des Waldes gepflückt.

„Was ist Dir, Mädchen?" fragte er mit mildem Wesen.

„Ach, so hat er doch Recht!" stieß das Mädchen hervor.

„Wer denn?"

„Das Pfeiferhännslein."

„Bist Du toll geworden, Kind?"

„O nein, o nein! Seht, dort steht er und wartet auf Euch!" Sie wies nach der Tanne, wo der Knabe stand.

„O, geht doch zu ihm!" bat das Mädchen.

Der Laborant schüttelte den Kopf über das seltsame Gerede. Er blickte dahin, wohin des Mädchens Hand deutete, und sah den Knaben, der ihm beide Arme entgegenbreitete. Ohne zu säumen, wandte er sich dahin, während das Mädchen, seinen Gedanken nachhängend, seine Holzlast auflud und flüchtigen, aber sicheren Trittes den sich steil absenkenden Pfad hinabschritt.

2.

Ach Gott, wie ist das Herz so schwer,
Wie ist so trüb' mein Sinn!
Ich hab' kein Herz auf Erden mehr,
Seit ich eine Waise bin.
Die mich geliebt, sind kalt und todt,
Und ließen mich allein;
Ich armer Knab', in meiner Noth
Will Keiner mir Helfer sein.
So will ich mir graben ein tiefes Grab
Und still mich legen hinein,
Der Wind weht Blätter und Blüthen ab,
Die sollen mein Grabtuch seyn.

Mit festem Schritte nahte der Laborant der Stelle, wo der Knabe stand.

Was das Mädchen gesagt, erfüllte seine Seele mit Erstaunen. Den Namen des Pfeiferhännsleins hatte er wohl schon gehört, denn die Mähr von seinem wundersamen Wesen war weit hinweg von dem Schauplatze gedrungen, wo sich der Knabe bisher herum=

getrieben. Was er aber mit ihm wollte, das war ihm räthselhaft. Jedenfalls wünschte er Gewißheit darüber zu erhalten.

Nicht ohne beifällige Verwunderung betrachtete er, näher tretend, den schönen Knaben mit dem ausdrucksvollen Gesichte.

„Ja, Ihr seid's," rief jetzt, freudig erregt, der Knabe aus und eilte dem Laboranten entgegen, seine Hände fassend und drückend, wie wenn er einen lieben Verwandten gefunden hätte.

Der Laborant Arnold Plieninger war ein gar guter, freundlicher Mann. Er stand allein in der Welt da mit seinem liebenden Herzen, und Wohlthun war seine Freude, sein Beruf. Seine Herzensgüte, die Jeder pries, der ihm irgend einmal im Leben nahe gekommen war, verleugnete er auch jetzt nicht.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte er mit freundlichem Ton und Antlitz, und der Knabe sprach erwiedernd: „In Ewigkeit! Amen."

Nun setzte der Laborant den grünen Kasten ab, den er auf dem Rücken trug, darinnen er seine Kräuter, Pflaster und Tränklein sonst zu tragen pflegte, der aber heute nur mit gesammelten Kräutern und Wurzeln angefüllt war, und setzte sich darauf, um mit dem freundlichen Knaben die Rede zu pflegen, die ihm das Geheimnißvolle seiner Erscheinung aufklären sollte, und das Pfeiferhännslein setzte sich, stille seines Wortes gewärtig, zu ihm.

„Was willst Du von mir, mein Kind?" fragte der Laborant, den schönen Knaben beifällig betrachtend.

„Ich habe lange auf Euch gewartet hier," sagte der Knabe, „denn —"

„Wußtest Du denn, daß ich hierher kommen würde?" fiel ihm Arnold in die Rede.

„Freilich," sagte in völlig entschiedener Weise der Knabe, „denn ich wußte es ja schon lange und kenne Euch ja!"

„Woher kennst Du mich?"

„Ich sah Euch im Geist, Euch und dieses Thal, dieses

Dorf, diese Landschaft; ich sah Euch, wie Ihr mit den Männern tagtet im dunkelen Walde, wo der Waldbach braust."

„Was sagst Du?" fragte erbleichend der Kräutermann.

„Damals sah ich Euch," sagte der Knabe fortfahrend, „als Ihr Euch zuschwuret, die Ketten zu brechen, die das arme Volk drücken von Ritterschaft und Pfaffen."

„Schweig!" rief der Laborant mit Erbeben. „Hast Du uns belauscht?"

„Ach nein," sagte der Knabe, ihn harmlos und zutraulich ansehend. „Ich bin ja niemals in diesem Lande gewesen; der Engel sagte es mir, als er mich zu Euch wies und zu mir sagte: Er wird Dein Vater sein."

Der Kräutermann wußte nicht, was er sagen sollte. Von jener Zusammenkunft wußte ja Niemand. Hier lag ein Geheimniß. Und ein Engel sollte es dem Knaben gesagt haben? Das überstieg den Kreis seines Erkennens und Begreifens.

Der Knabe sah seine Zweifel.

„Soll ich Euch mehr sagen?" fragte er. „So höret, was mir der Engel wies. Ich stand auf einer Höhe, und drunten floß im grünen Thale der Neckar, eng gepreßt von den Bergen. Da stand ein hohes, schönes Schloß, darinnen der wilde Hutten wohnte, und es ist lange her, daß es geschah, ehe ich geboren war, daher sah ich's im Geist. Und nicht weit von dem Schlosse, drüben auf dem anderen Ufer, da stand am Waldessaume, beschattet von einer Linde, ein Häuslein, und um das Häuslein lag Hof, Garten und Wiese, und Ihr wohntet drinnen mit Magdalena, Eurem jungen Weibe. Sie war so schön und Euer Glück, und Ihr waret ein Freisasse, und es war Haus und Gut Euer Eigen. Und wie Euer Vater Kräuter sammelte und Tränklein und Heilküglein machte daraus, so thatet auch Ihr. Da brachten sie einmal zur Herbstzeit den Hutten zu Eurem Häuslein, da ihn der Zahn eines Ebers schwer getroffen, und er mußte liegen bleiben

bei Euch, bis er geheilet war. Der Unhold aber entbrannte für Euer schönes Weib, und als er seine Absicht nicht erreichen mochte, und ihr keuscher Sinn widerstrebte, da raubte er sie Euch, als Ihr auf dem Kräutersuchen waret. Sie aber entwand dem Unhold seinen Dolch und stieß sich ihn selber in die treue Brust, daß sie starb, unentweihet und rein. Und von allen Teufeln verfolgt floh der Unhold hinter seine Mauern, und Ihr fandet Euer liebes Weib todt. — Ich sah Euch, wie Ihr drei Tage und drei Nächte ohne Speise bei Ihr saßet, und sie dann begrubet unter der Linde, und zündetet Euer Häuslein an, daß es niederbrannte sammt der Linde.

„Darauf umschlichet Ihr mit Rachegedanken die Burg, bis Ihr die Gelegenheit wahrnahmet, ihn allein zu treffen, da schosset Ihr mit der Armbrust den Pfeil in seine Seite, den Ihr in das Gift getauchet, das Ihr selbst bereitet hattet, und er starb elendiglich unter Euren Augen; Ihr aber flohet in das Land, wo die Donau fließet, und dientet als Laienbruder im Kloster, das hoch auf den Felsen stehet, deren Fuß die Donau beschäumet. Aber es ließ Euch nicht ruhen. Darauf zoget Ihr in einen dunkelen Wald und wurdet Einsiedler, und verbrachtet an schwerer Buße lange Jahre. Und als wieder Frieden in Eure Brust kam, da bautet Ihr Euch dort unten in Niclashausen die Hütte und wurdet wieder ein Laborant und ein Doctor. So ist's! So sagte mir, so ließ mich's der Engel schauen, daß ich es Euch sage, Arnold Plieninger, auf daß Ihr mir glaubtet, der Engel habe mich zu Euch gesandt."

Der Knabe schwieg.

Alles Weh der Vergangenheit, Alles, was sein Leben vergällt und verpestet, hatte des Knaben Rede wieder aufgefrischt. Des Laboranten Angesicht ruhte in den hohlen Flächen seiner Hände, und ein Strom von Thränen rann in das Moos zu seinen Füßen.

Sein ganzes inneres Leben war in einer wilden Aufregung; aber er vermochte kein Wort zu reden.

Der Knabe schwieg; auch in seinem Auge glänzte eine Thräne der Theilnahme an dem tiefen Schmerze des Mannes, dem er alle Wunden der Seele aufreißen mußte, daß sie bluteten, als wären sie heute frisch geschlagen.

Nach einer langen Pause faßte der Knabe des Laboranten Hand. „Vergebet mir," sagte er weich, „daß ich Euch habe wehe thun müssen; aber der Engel hat es mir befohlen, daß ich Euch das Alles sage, damit Ihr mir glaubet."

Jetzt sah ihn der Laborant mit schmerzlichem Blick an und sagte: „Woher Du das weißt, was nur Gott wissen konnte, begreife ich nicht, aber verschließe es in Deine Brust als ein ewiges Geheimniß. Sprich nicht wieder davon und Du sollst mein Sohn sein, wie ich Dein Vater sein will. Ich glaube Dir, wunderbares Kind! Doch komm', denn der Abend sinket jetzt schnell herab, und unser Weg ist steil."

Sie standen auf und gingen schweigend den Berg hinab, und als sie in die Tiefe des Thales kamen, lag die Nacht finster über den Hütten des Dorfes. Hanns folgte seinem Führer durch eine der engen Gassen des Dorfes, und bald erreichten sie eine Hütte, die am Berge lehnte.

Während der Laborant sich bemühte, das hölzerne, kunstreiche Schloß der Thüre zu öffnen, flüsterte eine süße Stimme in des Knaben Ohr: „Du bist lange geblieben! Gute Nacht!" Und ein Gefühl erfüllte seine Brust mit stiller Lust; denn er hatte Jemanden, der Antheil an ihm nahm, und das that seinem Herzen wohl.

Mit sehr verschiedenen Empfindungen traten Beide in das Innere der Hütte, welche innen geräumiger war, als man es hätte glauben sollen.

Es war ein viereckiger Raum. Drei Seiten bestanden aus Fachwerk und eine aus Mauer. An dieser befand sich der Herd

und der hohe, weite Busen des Schornsteins. Rings an den Wänden liefen Dielen hin, auf denen allerlei seltsam geformte Gefäße von gebrannter Erde standen. Bündel getrockneter Kräuter lagen daneben und allerlei Geräthe, dessen Bestimmung dem Knaben unbekannt war. Hier und da war ein mächtiges Hirschgeweih angenagelt, daran auch noch Dinge hingen, welche in des Laboranten Gewerbe einschlugen. Gegen dem Herd über befand sich des Laboranten breites Bett. Moos bildete sein Lager. Hirschhäute lagen darüber und das Fell eines mächtigen Thieres diente als Decke.

Hännslein schaute sich recht um; denn es war ja so Vieles überall zu sehen, was seine Neugierde weckte und beschäftigte. Schweigend hatte der Kräutermann seinen Kasten abgesetzt und die Anstälten getroffen, ein Mahl zu bereiten. Bald prasselte ein Feuer in lichter Lohe und ein Stück frisches Rehfleisch steckte an einem hölzernen Bratspieße, den Hanns freudig zu drehen übernahm. Als es gebraten war, erquickten sich Beide, und dann erst sagte der Laborant: „Wir wollen uns niederlegen und das Feuer löschen; alsdann magst Du mir erzählen von Deinen Geschicken."

Draußen hatte sich das Wetter schnell geändert. Ein Gewitter war nach dem heißen Tage heraufgezogen; der Sturm aber jagte es über die Berge weg, und nur ein milder Regen erquickte die Flur.

„Wie heißest Du denn?" fragte jetzt der Laborant seinen wunderlich gewonnenen Hausgenossen.

„Hanns Böheim oder auch das Pfeiferhännslein," sagte der Knabe, „weil ich die Pfeife spiele und die Handpauke schlage, wie es mein Vater auch gethan. Wo ich geboren bin, weiß ich nicht. Wir wanderten immer im Lande herum und hatten halt nirgends eine bleibende Stätte. Das weiß ich aber noch recht gut, daß einmal eine recht arge Hungersnoth in's Land kam. Viele Leute starben jählings hin, und auch wir würden also umgekommen sein, hätte nicht mein Vater bei dem Ritter von Hutten —"

„Verfluchter Name!“ rief der Laborant. „Nenn' ihn nicht wieder, ich bitte Dich, Kind!“

„Nun, wie Ihr wollt,“ fuhr der Knabe fort, „hätte nicht mein Vater dort die Hut einer großen, dem Burgherrn gehörenden Schafheerde übernommen und dafür einen kärglichen Unterhalt empfangen. Wir blieben da mehrere Jahre. Endlich kam der vorletzte Winter mit seiner endlosen Kälte. Vom November bis in den Februar lag ein halb mannshoher Schnee auf den Bergen und in den Thälern, und es war eine Kälte, daß die Eichen knallend in den Wäldern borsten. Das arme Vieh fand keine Nahrung mehr, aber der geizige Burgherr wollte nicht gestatten, daß wir die Heerde einheimseten. Da kamen dann ganze Schaaren gieriger Wölfe und stellten der Heerde nach. Tag und Nacht hielt mein armer Vater Feuer rings um die Hürden in Brand und klapperte mit einer Charfreitagsklapper um die Hürden herum, selber in Gefahr, von den wilden Thieren zerrissen zu werden, deren Geheul uns ebenso sehr ängstete, wie die Schafe. Vergeblich war meines Vaters Bitten um eine Hetzjagd. Der Ritter feierte sein Hochzeitsfest mit einer zweiten Frau. Derweilen mochte er nichts von dem Jagen der Wölfe wissen.

„All' das viele Wachen warf meinen Vater auf's Krankenbett, und er genas nicht wieder. Nun mußte mein armes Mütterlein und ich Wache halten, wie er gethan. Einmal hat uns der Schlaf übermannt. Die Wölfe brachen ein und richteten ein gräulich Blutbad in der Heerde an. Wurden sie nun nicht gejagt, so war die ganze Heerde verloren, denn unsern treuen Hund hatten sie auch zerrissen, und nun war die Heerde fast schutzlos.

„Ach, wie war unsere Angst so groß vor dem Herrn, denn er kannte kein Mitleid, und Barmherzigkeit war ihm fremd; aber es blieb uns nichts übrig, als die Heerde zur Burg zu treiben.

„Auf der Burg folgte noch immer ein Gelag dem anderen, und der Burgherr wurde nicht mehr nüchtern. In der Burg ging's

ein und aus wie in einem Bienenstock, und war Saus und Braus alle Tage.

„Wir zitterten vor Frost und Angst. Als nun die Schafe alle im Burghofe waren, sagt' ich's dem Vogt, wie's gegangen. Der ging hinauf, und bald polterte der Ritter fluchend die Treppe herab. Die Schafe waren schon in dem Stall und mein zitterndes Mütterlein stand bei mir am Thore der Burg. Ihr wisset ja wohl, wie hoch sie auf den spitzigen Felsen liegt und wie die gräuliche Tiefe gähnet zu beiden Seiten der hölzernen Zugbrücke.

„Als er uns sah, fuhr ein Heer von Flüchen aus seinem Mund auf uns herab. Uns, unserer Faulheit maß er seinen Schaden bei. Er schäumte vor Wuth, und je mehr er schimpfte, desto mehr gerieth er in Grimm und Zorn. „Laßt die Hunde auf sie los, daß sie das Gesindel zerreißen!“ schrie er endlich, und die halb trunkenen Knechte, roh und ohne Erbarmen, wie ihr Herr, eilten, seinen Befehl zu erfüllen. Wir flohen in der Angst der Zugbrücke zu. O du heilige Jungfrau! Ehe wir's uns versahen, waren die blutgierigen Wolfshunde hinter uns. Mir blieb keine Flucht möglich; ich hörte das Thier schon hinter mir brüllen und mein Mütterlein entsetzlich schreien. Schnell wandt' ich mich, und mit dem eisenbeschlagenen Schäferstabe führte ich einen so gewaltigen Hieb, daß das wüthende Thier niederstürzte, sich streckte und verendete. Ehe ich aber meinem armen Mütterlein zu Hülfe kommen konnte, rang sie mit dem sie zerfleischenden Thiere, bäumte sich über das Geländer der Zugbrücke und stürzte mit ihm in die bodenlose Tiefe, in die zackigen Felsen hinein. — —

„Ach, das Alles geschah in viel kürzerer Frist, als ich Euch hier zu erzählen vermag.

„Anfangs hatten sie in wildem Gelächter die Hetze angesehen. Als aber der Hund todt da lag, der andere mit meinem armen Mütterlein in die Tiefe gestürzt war, da hörte ich den Ruf: Holt Bogen und Pfeile, daß wir den Buben erlegen!

„Die Todesangst gibt Flügel. Mit Hülfe meines Schäferstabes schwang ich mich in die Felsen hinauf. Wie ein Wiesel sprang ich von Stein zu Stein, setzte über Klüfte weg und sah nicht rückwärts. Hinter mir hörte ich den gellenden Ruf der Verfolger; aber bei der Eile, die ich anwendete, hatte ich einen weiten Vorsprung; bei der Kunst, in den Felsen zu klettern, die ich so oft geübt, konnten sie mir nicht folgen. Die Pfeile schwirrten um mich herum; die Armbrustbolzen fuhren zischend in die Stämme der Bäume — mich traf keiner, und als ich den Hochwald erreicht hatte, kroch ich wie ein Eichhorn in einen hohlen Baum, denn mir fehlte der Athem. Ich konnte nicht mehr weiter, und in meinem Verstecke vergingen mir die Sinne.

„Wie lange das gewährt, weiß ich nicht; das aber vermuthe ich, daß es eben nicht so lange war; denn als ich wieder zu mir kam, hörte ich zwei Burgknechte mit einander reden, die sich, müde von meiner Verfolgung, an den Baum gesetzt hatten, dessen hohles Herz mir zum schützenden Schlupfwinkel diente. Sie verwünschten den Ritter und seine Grausamkeit. Ich hielt mich mäuschenstille, obwohl ich wußte, daß mich Keiner finden würde."

„Woher wußtest Du das, armes Kind?"

„Ach," sagte der Knabe, „gerade in der Betäubung, aus der ich eben erwacht war, sah ich mein Mütterlein vor mir stehen. Sie war ein Engel geworden und tröstete mich, Keiner würde mich finden; sie würde mich schützen. Und seitdem erscheint mir mein Engel so oft, als irgend Etwas eintritt, was mir wichtig ist. Ja, die heilige Jungfrau selbst ist mir schon erschienen. Doch hört weiter! Die Knechte gingen, als sie ausgeruht, von dannen, und die Nacht kam. Aus meinem Verstecke hätte ich mich nicht herausgewagt, wär' mir der Engel nicht abermals erschienen und hätte mir geboten, hinabzusteigen in die Felsen, wo meines armen Mütterchens Leichnam lag."

„In diese Felsen klettertest Du in der Nacht?" fragte der

Laborant mit einem Tone, der es deutlich genug kundgab, wie die Erzählung des Knaben ihn erschüttert hatte.

„Warum nicht?“ fragte dieser. „Ich sehe in der Nacht so scharf wie am Tage. Das ist eine von den absonderlichen Gaben, die mir leider verliehen sind.“

Er seufzte tief auf; dann fuhr er fort: „Es mochte Mitternacht sein, da kroch ich aus meiner Höhle heraus, rutschte den hohen Stamm herab und trat, vermittelst meines Schäferstabes, meine Wanderung an. Es war wohl ein bitterer Gang. Ach, ich ging ja, den Leichnam der Einzigen zu suchen, der ich in dieser Welt angehört hatte. Mit blutendem Herzen stieg ich immer tiefer hinab in die Felsen. Es war ein gefährlicher Weg, aber ich wußte ja, daß ich zurechtkommen würde!

„Endlich fand ich sie! Ach, es war ein Anblick, den ich nie wieder vergesse! Zerschmettert lag oder vielmehr hing sie in den spitzen, zackigen Felsen. Ihr theures Blut bedeckte das Gestein ringsum, und der Hund hing todt an ihrem Arme, in den er sich in einem solchen Grade verbissen hatten, daß ich nur mit der größten Mühe ihn von ihr trennen konnte. Ich nahm nun den zerschmetterten Leichnam und bettete ihn in eine tiefe Spalte der Felsen, trug Moos zusammen, so viel ich unter dem tiefen Schnee herausfinden konnte, und deckte ihn dann mit Schnee zu, bis ein milderes Wetter mir gestatten würde, sie besser zu begraben.

„Darauf floh ich aus der Gegend in eine weite Ferne, wo mich der Arm des Unmenschen nicht erreichen konnte. Und als ich später, da er in seinem wüsten Leben gestorben war, heimkehrte, um für die Bestattung des Mütterleins in geweihter Erde zu sorgen, da hörte ich, daß der Burgkaplan, ein frommer, guter Herr, schon dafür gesorgt hatte.“

Der Knabe hatte den letzten Theil seiner Erzählung vor lauter Schluchzen kaum vollenden können.

Auf den Laboranten aber hatte sie einen ungeheueren Eindruck

gemacht. Der alte Grimm gegen die Gewaltigen erwachte in seiner Seele wieder. Die vergangenen Tage, an die der Knabe ihn heute erinnert, gingen wieder an seiner Seele vorüber mit all' ihren Greueln und ihrem Jammer.

In der wilden Erregung seines Innern reckte er die geballte Faust hinaus in die Nacht und, vergessend, daß der Knabe an seiner Seite lag, rief er aus: „Kommt denn nicht bald die Stunde der Vergeltung für solche Frevel? Wird denn nicht bald das arme, zertretene Volk Rache nehmen an seinen unmenschlichen Peinigern und Würgern?"

In diesem Augenblicke richtete sich der Knabe neben ihm auf. Alles Gefühl seiner Seele löste sich in das auf, welches des Laboranten Worte erzeugt und in ihm wieder hervorriefen.

„Ja," sprach er mit dem vollen, festen Tone seiner Stimme, „ja, ich sehe im Geiste, daß sie kommt. Ich sehe die Burgen gebrochen, die Klöster und Stifter verwüstet; ich sehe ein Heer ohne Ritter und Knappen, das seine Dränger straft, die Faulbäuche in den Klöstern züchtigt, und der goldene Morgen der Freiheit bricht an; aber sein Morgenroth ist blutig und über Leichname und Schutthaufen schreitet die Freiheit daher. Mich hat die heilige Jungfrau gerufen, daß ich der Freiheit Fahne schwinge, wenn mein Arm mehr erstarkt sein wird."

Noch lange redete der Knabe so in ungeschwächter Begeisterung fort, bis allmälig seiner Rede Fluß langsamer, schwerfälliger wurde, und endlich das Wort in seinem Mund erstarb. Ein tieferes Athmen kündigte bald darauf dem Laboranten an, daß der Schlaf ihn übermannt habe.

Er aber schlief nicht. Das wundersame Wesen dieses Knaben beschäftigte ihn sehr. Er hatte wohl von dem Pfeiferhännslein gehört, und nun war ihm das räthselhafte Wesen so nahe, ja es lag nur an ihm, daß es ihm ganz angehöre. Er faßte den festen Entschluß, ihm Vater zu sein, da so sichtbarlich eine höhere Hand,

ein höherer Wille ihm den Knaben zugeführt hatte; aber auch weiter hinaus über die nächsten Schranken flog sein Geist. Das Schicksal des Volkes bewegte seine Seele, angeregt durch die schrecklichen Ereignisse des eigenen Lebens und die schauderhaften Schicksale, die der Knabe erlebt.

Was war im Laufe der Zeit aus dem einst freien deutschen Volke geworden?

Im Besitze seiner persönlichen Freiheit hatte sich einst der Deutsche glücklich gefühlt, und mit Eifersucht hatte er das Gut bewacht. Sein freies Eigenthum bearbeitete er mit Fleiß und Treue. In seinem Hause, wo sein Weib die fromme Zucht bewahrte, die heilige Sitte pflegte, war seine Welt; Weib, Kinder, Waffen, seine theuersten Güter, umschloß sie, und Niemand durfte sie ohne seinen Willen betreten. Die Thiere des Waldes durfte er jagen; die Fische der Tiefe durfte er locken und fangen; zum Schwerte griff er freiwillig, wenn das Vaterland in Gefahr war. Die Weidestriche boten seinen Hausthieren die ungeschmälerte Nahrung: des Ackers Ertrag war sein Eigen. Keiner genoß eines Vorrechts vor dem Richter, den das Volk sich selbst erwählt unter den Alten, Erfahrenen und Weisen. Sitte und Herkommen, das unbestochene Urtheil des klaren und schlichten Verstandes waren die Grundlage des Urtheils. Keine Frohnde, kein Dienst, keine Beet, kein Zins, kein Zehnten lag auf ihm als niederbeugende Last, und die Winkelzüge eines erklügelten fremden Rechtes kannte der Deutschen nicht. So stand es um das edle Volk der Deutschen, und das Andenken an diese glücklichen Zustände eines freien Volkes war noch nicht erloschen. Die Alten hatten's ihren Söhnen, diese es auf die Enkel übertragen, und so war es im Bewußtsein des Volkes selbst in jenen Tagen geblieben, wo nichts von diesen Gütern mehr übrig geblieben war. Das Paradies liegt ewig hinter uns, und das Sehnen nach verlorenem Glücke ruht in jeder Menschenbrust; aber es erwacht in dem

Maße stärker, je drückender, je schwerer die Gegenwart ist. Was war des Volkes Loos zu jener Zeit, wo die Seele des Laboranten es erwog?

Eins dieser Güter nach dem anderen hatte Adel und Geistlichkeit geraubt. Schritt vor Schrit war man endlich zum Ziele gelangt, wohin man wollte, daß es nur mächtige Herren und — Leibeigene gab.

Hier war es der Heerbann und des Grafen erlistete Macht, des Adels wilde Gewalt, Rohheit und Raubluft, welche den zermalmenden Fuß auf des „armen Mannes“ Nacken setzte und ein Recht nach dem anderen ihm entzog oder geradezu nahm, und den Murrenden zertrat; dort war es die Macht der Geistlichkeit in Klöstern und auf Bischofsstühlen, welche Frohnden, Beete, Rauchhühner, Zehnten von Frucht, Weinberg und Thieren forderte und ertrotzte durch den Mißbrauch einer Macht, die nur das Heilige zu fordern bestimmt ist. Immer tiefer in Noth und Elend hinabgedrückt, gab sich der arme, rechtlose Mensch, um nur das nackte Leben zu fristen, zuletzt zum Leibeigenen hin, und seine unglücklichen Kinder, in der Leibeigenschaft geboren, waren's und blieben's ohne alle Hoffnung, es sei denn, daß der Herr selber sie gefreiet hätte. So nahmen sie ihm des Waldes Freiheit, des Wassers Recht und Lust; der Weide Nutzung; brachten Gilden, Zinse, Frohnden, Zehnten, und die Sprache jener Zeiten ist reich an Namen für die einzelnen Lasten, die den Armen zu Boden drückten und jede Freude, jede Lebensluft im Herzen erstickten. Was half die Klage? Ihre Dränger waren ihre Richter. Der Schrei der Noth drang nicht bis zum Ohre des Kaisers, und wenn er zu ihm gedrungen wäre — er hätte selbst nicht helfen können. So erstickte er zuletzt in der Brust, die ihn geboren, und zum Elende bestimmt, trug hülflos, wenn auch oft mit heiligem Zorn im Herzen, der „arme Mann,“ wie sich das Volk nannte, sein entsetzliches Loos. Wie es schlimmer wurde

in jenen Tagen, wo des Kaisers Ansehen tief gesunken, der Kronvasall ein eigener Herr geworden war; wie Raub, Mord und Brand zur Lust getrieben, mit zur Ehre des Ritterthums gehörte, wie kein Wanderer mehr sicher auf dem Wege war; wie selbst Klöster beraubt worden, wie die Zügellosigkeit keine Sitte, keine Scham, kein Heiligthum mehr kannte, keine Zucht mehr achtete, o, das ist ein greulich Blatt in der Geschichte aller Länder Europa's in dieser Zeit und Deutschlands insbesondere, und die Chroniken jener Tage wissen Entsetzliches zu erzählen von der Rohheit und Grausamkeit des Adels, dessen Namen seine sprachliche Abstammung höhnte; aber es klingt ein entsetzlicher Ton herüber aus dieser Zeit, der die Geistlichkeit vom Bischofe bis zum Mönche, die Ritter alle nur eine fortlaufende Reihe von Blutsaugern nennt. Ihr Streben war, Macht zu erlangen, im Wohlleben zu schwelgen, Reichthümer zusammenzuhäufen. Und das Volk war das Erntefeld, wo man solche Garben band. Um dem Adel und seinen Klauen zu entgehen, gaben Viele Habe und Freiheit dem Bischof oder der Abtei hin. Nun besaß er freilich ungestört das Seine, aber es war nur noch ein Lehen der Kirche, die es ihm nach Belieben nehmen konnte. Starb er, so waren seine Kinder Bettler oder wurden Leibeigene. Welche Gewebe schrecklicher Ränke, himmelschreienden Unrechtes wurden gesponnen, um dies Ziel zu erreichen?

Alle diese Scenen hatte man täglich vor Augen, und das nutzbare Thier stand höher als der Mensch. Ein Menschenleben galt nichts.

Ueber diese Zustände blickte der Laborant jetzt hin. Sie gingen an seinem Geiste vorüber und er weinte Thränen des Grimmes, daß Niemand den Muth hatte, solche Ketten mit Kraft zu brechen.

Ist es ein Wunder, daß kein Schlaf in sein Auge kam? Ist es ein Wunder, daß seine Seele nach Rache lechzte in einer Zeit,

die aller Greuel Zeuge war? Ist es zu verwundern, daß sich im Volke ein anderer Sinn auszusprechen begann, als in den früheren Tagen?

Wird die Last zu schwer, so erliegt der Träger, oder er schleudert sie weg mit allem Grimme, den die Ungebühr weckt. Es war eine Zeit des Unmuthes. Ueberall hatte der Druck sich entsetzlich gehäuft, die Rohheit alles Maß überschritten. Die Schonungslosigkeit der Ritterschaft, die Habsucht des Clerus, Beider sittliche Entartung flößte Grimm, Abscheu und Ekel dem Volke ein. Es lernte es fühlen, daß nur vereinte Kraft eines Widerstandes fähig sei, wo die beiden Gegner, wenn auch ihre Interessen getheilt erschienen und sie sich mitunter selbst befehdeten, dennoch ihre ganze Macht vereinigten, wenn es galt, des Volkes Versuche zum Widerstande zu unterdrücken, und dies Bewußtsein rief den Trieb hervor, sich an einander zu schließen. Verwandtes suchte sich auf, und so war es denn allerdings an dem, daß der Laborant vielfachen Verkehr mit gleichgesinnten Männern aus der Nähe und Ferne hatte. Seine Wanderungen mit dem Arzneikasten, seine Erfahrungen kamen diesen Verbindungen zur Hülfe. Burgen und Klöster und Bischofssitze standen auf einem Vulkane, der in der Tiefe arbeitete, ohne daß man an der Oberfläche hätte sein Dasein errathen können, der aber Kräfte in der Stille sammelte, die Fähigkeit genug entwickeln konnten, jene zu zertrümmern.

Der Laborant war ein schlauer Kopf. Er erkannte schnell, welch einen Schatz er an dem Knaben gewonnen habe, der wie eine mysteriöse Person schon in dem Munde des Volkes lebte, der durch die wundersame Eigenthümlichkeit seiner Natur gewissermaßen einen Heiligenschein um seine jugendlichen Locken gezogen hatte.

Wie er ihn zu seinen Zwecken benutzen wollte, war ihm noch nicht klar, daß er aber das herrlichste Werkzeug sei, lag außer allem Zweifel.

Aber was ist denn ein Laborant? hör' ich manche Leser

fragen, nun sowohl auf diese Fragen, als auf die über die Person des Laboranten thut eine Antwort Noth.

Die Kunst, die Krankheiten zu heilen, wuchs mit dem Heere der Krankheiten, wenn nicht — das umgekehrte Verhältniß gilt. Sei dem, wie ihm wolle, in jenen Tagen stand der Mensch der Natur noch näher; die erkünstelten Genüsse waren ihm fremd; was Indien lieferte, war noch nicht in die mittleren, zu geschweigen in die unteren Schichten des Volkes gedrungen, und die Produkte Amerika's lagen noch, wie es selbst, im Dunkel. So war das Volk einfach, weil es die verderblichen Genüsse, welche die Produkte des Auslandes bereiten, nicht kannte und zu arm war, sie sich zu erringen. Der Wein war für Ritter, Mönche, Bischöfe, Fürsten, und in Summa für die Gewaltigen. Den Branntwein kannte man noch nicht als Getränke. Einfachheit erhielt die Kraft und die Gesundheit. Tausende der Krankheiten, welche jetzt die Medicin bis in ihre geheimsten Tücken verfolgt, bis in ihre feinsten Symptome zerlegt, ahnete man nicht. Daher war die ärztliche Praxis leicht und einfach. Mönche, Priester und einzelne Leute hier und da zogen aus bekannten Heilpflanzen die Kräfte, um Tränklein, Heilküglein, Latwerge und Pflaster zu bereiten, und zogen damit umher. Meist waren es Mittel für Hieb und Stich, wie man zu sagen pflegt; Universalmittel für alle erdenklichen Gepreste des Leibes, die sie verkauften, und der Glaube that das Seine, wie heutzutage auch! — Diese Leute, weil sie laborirten, arbeiteten, um die Pflanzenstoffe auszuziehen, hießen Laboranten. Es waren Apotheker und Aerzte zugleich, wie noch heute in England der Arzt ein Apotheker und der Apotheker ein Arzt ist.

Bei diesen sichtbaren Mitteln, die man desto wirksamer erachtete, je abscheulicher der Geschmack war (daher denn das Sprüchwort aus jenen Tagen zu uns herüber klingt: „Schlimm muß Schlimm vertreiben“), lebte noch eine andere Praxis für medicinische

Behandlung im Volke, die sich geheimnißvoll fortpflanzte, also, daß sie der Mann nicht dem Manne, sondern nur dem Weibe mittheilen oder lehren konnte, und umgekehrt. Es war das Besprechen, das Verfahren, vermittelst des Wortes das Uebel zu bannen, das magische Heilverfahren, welches sich noch heute im Volk erhalten hat, und das wir mit dem Namen Sympathie bezeichnen. Der Aerzte gab es wenige und — die Gottesäcker waren unendlich — klein.

Der Laborant Arnold Plieninger war ein solcher apothekernder Doctor. Er war, wie wir aus des Pfeiferhännsleins Munde wissen, durch entsetzliche Geschicke aus seinem Vaterlande vertrieben worden. Zu dem mönchischen Leben, wohin ihn Jammer, Verzweiflung, vielleicht auch Reue getrieben, hatte er keinen Beruf. Der Menschheit, dem armen, ihm theueren Volke, dessen Noth er kannte, nützlich zu sein, griff er wieder zum alten Gewerbe und war nun weithin der Abgott des Volkes, weil er sein Freund, sein Helfer, seine Stütze, sein Trost für Leib und Seele war. Und nie kam eine Bitte an ihn, die er nicht mit Liebe zu erfüllen versucht hätte, so weit er's vermochte.

3.

Da regt sich die fleißige Hand so stille;
Da ordnet Alles ein kräftiger Wille;
Und Arbeit und Zeit in geregeltem Gang,
Sie gehen selbander den Tag entlang;
Und kommet der Abend, dann bringt er die Ruh',
Schließt friedlich das Auge des Müden zu.

Als sich die ersten matten Lichter des kommenden Tages durch die wolkigen Scheiben von Marienglas stahlen, welche, klein und dunkel, damals die Lichter des Tags in die Wohnungen der

Menschen leiteten, erwachte Hanns und setzte sich im Bett auf. Er mußte lange sinnen, ehe er sich mit Zeit, Ort und Umständen zurechtfand.

Der Laborant war erst ganz kurz vorher in einen Schlaf gesunken, der eine Folge der Abspannung des Leibes und der Seele war.

Der Knabe legte sich wieder leise zurück, betete seinen Morgensegen und harrte geduldig des Erwachens seines Meisters. Die Bilder des vergangenen Tages traten wieder vor seine Seele, und unter diesen auch Mariechen. Ihr Bild stand so lieblich vor ihm in ihrer kindlichen Einfalt und Herzlichkeit. Noch tönte ihr Nachtgruß in seinen Ohren, und mit Vergnügen gedachte er, daß sie nach ihm gesehen, ihn erwartet hatte.

Als der Laborant erwachte, sprang Hanns vom Lager auf und fragte, was er thun solle? Nun begann eine ruhige, aber geregelte Thätigkeit. Nachdem sie durch den kräftigen Morgenimbiß sich gelabt, fing der Laborant an, seine Medicamente zu bereiten. Bald erkannte er, wie der Junge zu Allem ein tüchtiges Geschick habe. Unermüdet ging er ihm in allen Stücken an die Hand und half getreulich seine Mühen tragen. Schon nach mehreren Wochen konnte ihn der Laborant mit sich nehmen, wenn er mit dem Arzneikasten ausging in die Dörfer und Höfe der Umgegend. Auch sein Spiel versäumte er nicht, was in den Abendstunden oft des alternden Mannes Sinn erheiterte. Diese geregelte und selbst mitunter angestrengte Thätigkeit hatte auf den Knaben einen wohlthätigen Einfluß. Die Zustände, wo er zu taumeln begann, dann in tiefen Schlaf sank und nun wunderliche Dinge redete und der Zukunft Geschicke aussprach, wurden immer seltener. Er ging nicht mehr so oft Nachts im Traumwachen umher. Anfangs begleitete ihn der Laborant, um ihn vor Gefahren zu schützen; indessen, als er sah, wie sicher er einherging, selbst auf gefährlichen Pfaden, überließ er ihn sich selbst und dem Schutze jener unsichtbaren

Mächte, die seine Schritte schützend geleiteten. Allein dies kam immer seltener vor, seit er mit dem Laboranten, den er mit dem traulichen Namen „Vater" nannte, so unermüdet thätig war, mit ihm, Kräuter und Wurzeln suchend, umherstrich, oder Arzneimittel verkaufend und den Kasten tragend durch das Land zog.

Auch körperlich genas er zu einer kräftigeren Erscheinung. Seine Wangen rötheten sich und seine Gestalt gewann an Kraft.

In diesem nützlichen Wirken flossen Tage, Wochen, Monate, Jahre hin. Hanns war ein Jüngling geworden, dessen Schönheit manches Auge auf ihn zog; aber er hatte kein Auge für weibliche Reize, außer denen „Mariechens." Aus der Kinderliebe war ein tieferes Gefühl erwachsen. Seine ganze Seele erfüllte es, und das Mädchen dachte und lebte nur in ihm.

Er war mit der Zeit ein Kräuterkenner geworden. Er konnte, wie es der Laborant that, Heilmittel bereiten, menschliche Gepreste erkennen, Preßhaften die geeigneten Mittel reichen, und besonders hatte er den Ruf gewonnen, ein Thierarzt zu sein.

Auch er zog nun allein in's Land mit dem Kasten und der Pfeife. Die Gabe, den Menschen ihre Geschicke zu sagen, war ihm allein geblieben, aber er hielt mehr damit zurück und wurde heiterer.

Wohin er kam, hieß man ihn freudig willkommen, zumal er so reich an Liedern und Mährlein war. Mit Pfeil und Bogen durchstreifte er den Wald, legte Schlingen für Vögel und Thiere, und versorgte des Laboranten Küche mit hinlänglichem Bedarfe. Das war bis jetzt ohne Störung geschehen, zumal er nicht vergaß, auch den geistlichen Herrn zu Niclashausen reichlich zu bedenken.

Das Land, das Volk, der Wald und das Wasser gehörte dem Bischofe von Würzburg, dessen Förster ein Greis war, der seines Amtes nicht warten konnte, daher Hanns das Wildern offen trieb und nach und nach mit einer Keckheit und Sicherheit, als habe er ein Recht dazu. Dies sollte jedoch anders werden, als an die

Stelle des Greises ein Mann trat, jung und kräftig und seinem Herrn mit Leib und Seele zugethan.

Ehe wir jedoch die weiteren Ereignisse schildern, muß uns eine Seite im Leben und Thun des Laboranten klarer werden, wie sehr auch das geheimnißvolle Dunkel darüber ausgebreitet war.

In stillen dunkelen Nächten gab es da in seinem Hause ein geheimnißvolles Treiben. Wenn die Niclashäuser in tiefem Schlafe lagen, schlichen Männer zu dem Laboranten, die es vermieden, von Jemanden gesehen zu werden. Es war Einer davon aus Niclashausen, der Andere kam aus dem oberen Taubergrunde, der Dritte aus einem Dorfe jenseit der Berge. Hanns Gscheidt hieß der Eine, Jockel Pflasterer der Zweite und Jost Eich der Dritte. Es waren Bauern, aber Männer bewußter Kraft, gereifter Einsicht, gemessenen Ernstes. Anfangs war ihnen die Anwesenheit des Pfeiferhännsleins ungelegen; als sie aber ihn näher kennen lernten, schien's, als gehöre er zu ihnen, und sie hatten kein Hehl, wie es ihnen um's Herz war. Sie bildeten die Häupter der unruhigen Bauern und beriethen, wie das Joch zu brechen sei, in mancher Nacht.

Der Heftigste unter ihnen war Hanns Gscheidt. In ihm glühte eine wilde Leidenschaft. Tödtlicher Haß gegen Adel und Clerus erfüllte seine Seele. Nach seinem Dafürhalten war rasches Dreinschlagen das rechte, das einzige Mittel, das Joch zu brechen, und der Tod aller Dränger war sein glühender Wunsch. Die Anderen stimmten mit dem Laboranten überein, daß erst die Bauern alle müßten Eines Sinnes sein, die Blöden kräftig, die Furchtsamen muthvoll, die Geduldigen erregt und zum Bewußtsein ihrer Schmach gebracht werden, ehe ein Aufstand Erfolg haben könne. Das Ziel Aller war kein anderes, als Theilen der erschlichenen Güter, Freiheit der Person, Abschaffung der lastenden Abgaben, Gleichheit aller Stände und Gerechtigkeit. Auf gütlichem Wege war dies Ziel nicht zu gewinnen, das stand fest. Zum großen

Kampfe war das Volk noch nicht reif; aber es reif zu machen, war die Aufgabe, und, dazu verbunden, arbeiteten Alle daran, und auch das Pfeiferhännslein hatte hier seine Stelle, denn diesen Namen trug er auch da fort und fort, als aus dem Knaben ein mannhafter Jüngling herausgewachsen war, und gerade sein Ansehen bei dem Volke, seine wundersamen Gaben waren das beste Mittel dazu. Da hörte denn Hanns die Reden voll tiefen Zornes, den er selber im Herzen trug; da fand das Gefühl seiner Brust den rechten Ausdruck. Da vernahm er die Erzählung von Greuelthaten der Ritter, die sein Haupt emporsträubten, und mit diesen Gefühlen zog er aus und säete neuen Haß und fachte den glimmenden Funken nur mehr und mehr an.

Von dieser Zeit stärkerer, innerer Anregung an begann auch seine eigenthümliche Seelenthätigkeit wieder die Flügel zu entfalten. Es gab Augenblicke, wo er mit offenen Augen da saß und weder hörte, noch sah; wo er wieder verkehrte mit den Wesen, die einst ihm nahe getreten waren; wo er mit einer hinreißenden Macht lange Reden hielt; wo an seinem Geiste die Kämpfe vorübergingen, deren Zeugen spätere Jahre sein sollten. Er war wieder das Orakel des Volkes.

In jener Zeit war es, als er im Forste des Bischofs den gewaltigen Hirsch mit vier und zwanzig Enden erlegte, den der Förster wie einen Schatz hegte, damit ihn der Bischof von Würzburg erlege, wenn er zur Jagd in den Forst käme und von der Burg Thunfeld aus seine Züge in's grüne, weite Revier unternähme.

Ein Bauer aus Niclashausen, der Mariechen liebte und in Hanns seinen glücklichen Nebenbuhler kannte und haßte, beobachtete ihn, als er das edle Thier ausweidete und unter Gestrüppe barg, um zur stillen Nachtzeit sein Erlegtes zu holen. Froh, daß er den Feind nun wegbringen konnte, eilte der Feindselige zum Förster. Der wüthete über den Streich; denn er fand ja oft genug die Spuren, wie seines gnädigen Herrn Wildbahn gebürschet wurde,

und er eilte nach Thunfeld, dessen Ritter die Lehen des Bischofs trug, daß er ihn in Leibhaft bringen lasse.

Gerade an jenem Tage war der Laborant auf der Burg Thunfeld, denn einem der Reisigen war das junge Weib schwer erkrankt gewesen und nun der frohen Genesung nahe. Gleich stürzte der Reisige in das Gemach, wo der Laborant noch saß.

„Was gibt's?" fragte dieser.

„Ach, eilet heim, Meister Arnold, und saget's dem Pfeiferhännslein an," rief der Mann, „daß er fliehe."

„Warum?" fragte aufspringend der Laborant.

„Weil er des Bischofs Edelhirsch erlegt hat, und Ihr kennt die Strafe des Wilderers! Er wird auf einen Hirsch gebunden, und das Thier, von den Hunden gehetzt, freigelassen, daß es durch das Gestrüppe setze, bis der Arme eines schrecklichen Todes stirbt. Ich soll ihn verhaften; eilet!"

Da galt's kein Besinnen.

Der Laborant eilte heim, und noch in der Stunde entwich der Jüngling, und als die Reisigen kamen, fanden sie ihn nicht. Vergebens wurden alle Bauern von Niclashausen aufgeboten in der Frohnde, ihn zu suchen. Vergebens wurde der Wald durchspäht. Er hatte einen Schlupfwinkel gefunden, und mitten im Forste, bei dem treuen Köhler, dessen Kind er einst geheilt, suchte ihn Niemand.

In der ganzen Gegend war das Volk empört über die gräßlichen Strafandrohungen, die es vom Förster und den Knechten von Thunfeld vernahm, denn es sah kein Unrecht im Erlegen des Hirsches, zumal der ausschweifende Bischof Allen verhaßt, sein Regiment mit alle dem Druck ein Gegenstand des Abscheues war.

Mariechen war trostlos, bis sie eines Abends ihn an ihr treues Herz drückte; aber wie quälte sie die Angst um ihn Tag und Nacht!

Jede Nacht war er in des Laboranten Hause, ohne daß man es ahnete.

So lebte er ein Jahr lang im heimlichen Verstecke, theils zog

er jenseit der Grenze des Bisthums umher, und trieb sein altes Gewerbe mit Pfeife und Handpauke, und erregte das Volk zum Aufstande gegen seine Dränger. Die Hütten seiner Freunde Pflasterer und Eich waren dort die Stätten, wo er Obdach hatte und weilen mochte.

Da starb der verrufene Bischof, und die grimmigen Bauern erschlugen den Förster, der ihnen ein Dorn im Auge war. Jetzt kehrte Hanns wieder und, wie die Bauern sagten: kein Hahn krähte weiter danach! .

Aber das Ereigniß blieb nicht ohne Folgen. Immer bedrohlicher wurde die Stimmung des Volkes. Niemand aber war glücklicher als Mariechen, da sie den Geliebten wieder hatte, den sie und der auch sie so lange und so schwer vermißt.

4.

Im stillen Schooß der Berge
Da sammelt sich der Quell;
Und springet dann zu Tage
So silberrein und hell.
Er hüpfet hin durch Blumen,
Stürzt sich in das Gestein;
Erst war's ein stilles Bächlein,
Jetzt wird's ein Bach schon sein!
Der Bach wächst an zum Flusse;
Bald schwillt zum Strom er an,
Wenn aus des Himmels Fenstern
Die Fluth herniederrann.

Es war in den Tagen des Sommers. Die Ernte harrte der Sichel des Schnitters. Eine Gluth war der Sonne Strahl. Da schritt das Pfeiferhännslein fröhlichen Sinnes herauf aus den Gegenden an den Ufern des Maines nach dem lieben Niclas-

hausen zu, wohin ihn die doppelte Liebe zu dem Laboranten und Mariechen zog.

Aber noch mußte die Sehnsucht schweigen. Zu Jost Eich hatte er eine Botschaft zu bringen. War sie ausgerichtet, so hielt ihn nichts mehr ab, dem Zuge des sehnenden Herzens zu folgen.

Er ließ die Gegend, wo Niclashausen lag, links liegen, und wanderte in den Wald hinein, der die Berge bedeckte bis zum einsamen Gehöfte, wo Jost Eich wohnte.

Noch vielleicht eine halbe Stunde hatte er zu wandern, als er an einem steilen Bergabhange stand, an dem sich ein Fußpfad heraufwand. Unten im Thale rauschte ein Bach, und überall waren Spuren, daß das Hochgewitter, dem er in einem Dorfe diesen Mittag entgangen war, mächtige Regengüsse mußte entsendet und die Gewässer ungewöhnlich angeschwellt haben. Eine erfrischende Kühle wehte ihn an. Es war ihm so wohl, wie es ihm lange nicht zu Sinn gewesen; darum zog er seine Rohrpfeife aus der Seitentasche und pfiff eine seiner Lieblingsweisen, daß sie weit in die stille Landschaft hinausklang und das Echo der Berge weckte.

Da tönte ein Ruf aus des Thales Tiefe zu ihm herauf. Es war der Ruf einer mächtigen Mannesstimme, der offenbar ihm galt.

Er erwiederte den Ruf.

Bald kam der Ruf näher, und immer beantwortet, fand den Jüngling endlich der Rufende, obwohl die Nacht hereinzubrechen begann.

Jost Eich trat keuchend zu ihm. Er sah zerstört aus.

„Du sitzest hier und pfeifest lustige Lieder,“ rief der heftige Mann, „während ein entsetzlich Unglück Dein Dorf heimgesucht hat! Wahrlich, jetzt ist nicht Zeit zum Spielen!“

Hanns sah ihn ganz verwundert an. „Um Gott, was ist denn geschehen?“ fragte er erschreckend. „Wie soll mir in der Ferne Unglück ahnen?“

„Du willst die Zukunft kennen," haderte der Eich, „und weißt nicht, was Denen begegnet, die Du lieb hast?"

„Gerade das ist's eben, was ich beklage!" rief der Jüngling. „Meine Zukunft und die meiner Liebsten ist mir verhüllt. Aber was ist denn geschehen?"

„Hast Du denn den Donner nicht gehört, nicht den Hagel, der fiel, nicht die Fluth gesehen, die Alles verheerte?"

„Was sagt Ihr?" rief Hanns, „wie sollte ich das in der Ferne hören oder erfahren, wenn's erst heute geschah?"

„Nun, so wisse," sprach beruhigter Jost Eich, „daß alle die Felder Deines Dorfes, die in reicher Fülle prangten, zu einer Tenne zerschlagen sind vom Hagel, der herabschoß in ungeheuerer Größe, vom wildesten Sturme gepeitscht; daß dann droben im Thal eine Wolke ihre ungeheuere Fluth entlud, die die Tauber schwellte zum reißenden Strome, der die Felsen herabriß, die Bäume entwurzelte, das fruchtbare Land wegschwemmte, sammt den Wohnungen der Menschen."

„Gott, Gott!" rief der Jüngling, und rang die Hände.

„Als ich hinab kam, standen auf dem hochliegenden Kirchhofe die Armen von Niclashausen, die Alles eingebüßt. — Der Laborant —"

„O mein Gott, lebt er?" rief bebend Hanns.

„Höre mich an," sagte Eich: „Der Laborant war schon seit drei Tagen schwer krank, als das Wetter kam. Niemand dachte an ihn, bis der Strom sich an seiner Hütte brach und sie krachend der Gewalt nachgab."

Hanns zitterte am ganzen Leib, und Eich hielt einen Augenblick ein.

„Und?" fragte mit wankender Stimme der Jüngling.

„Du wirst sein Angesicht nicht mehr schauen!" sprach mit dumpfem Tone der Mann und schwieg dann.

„O, Du heilige Jungfrau!" rief laut schluchzend der Jüngling,

und bedeckte sein Angesicht mit den Händen. „Warum mußte ich ferne sein? Todt! todt! auch der Letzte, den ich auf Erden hatte!"

Eich zerdrückte selbst eine Thräne.

„Vater Eich," sagte er dann zu Jenem, „ist nichts mehr zu thun?"

„Nichts," sagte dumpf Jost Eich. „Die Fluth hat seinen Leichnam mitgenommen zum Maine hinab, und Gott weiß allein, wo er ist. Nicht einmal in geweihter Erde wird er ruhen."

Hanns mußte sich setzen. Er fühlte alle Kraft weichen. Plötzlich sprang er auf. „Eich," sagte er, „er konnte ja schwimmen wie ein Fisch. Vielleicht hat er sich gerettet?"

„Kind, Du faselst," sagte der Mann. „Weißt Du nicht, daß ich sagte, er sei todtkrank gewesen? Da ist kein Hoffen mehr."

Jetzt raffte Hanns seine letzte Kraft zusammen und eilte hinweg.

„Wohin willst Du?" fragte Eich, und wollte ihn zurückhalten.

„Laßt mich!" rief er, und das Dunkel der Nacht und des Waldes entzog Eich's Blicken seine Gestalt, und bald verklang auch sein hallender, eilender Fußtritt in der Nacht, und Eich ging in stiller Betrübniß seinem Gehöfte zu, denn ihm sagte es sein Inneres, nun fehlte dem, was sie gehegt und gepflegt, der Mittelpunkt und die Einheit.

In völliger Hingabe an seinen tiefen und gerechten Schmerz wanderte in fliegender Hast der Jüngling dem Orte zu, wo noch mehr als ein Gegenstand seiner tieferen Empfindungen ihn hinzog.

Was war aus Maria und ihrer Mutter geworden? fragte er jetzt, denn das zu fragen, hatte die Scham vor dem strengen und heftigen Jost Eich ihn zurückgehalten. Bei der strengen Wanderung aber hatte er nicht erwogen, daß seine Kräfte dauernd nicht aushalten würden, zumal er heute schon eine große Strecke zurückgelegt hatte, und sein Inneres so unendlich tief von Schmerz um den guten Laboranten und von Angst und Sorge um Mariechen ergriffen

war. Bald genug empfand er das auch, und eine so lähmende Ermüdung bemeisterte sich seiner, daß er am Stamm einer Eiche niedersank und in einen Zustand völliger Bewußtlosigkeit verfiel. Erst nach und nach löste sich dieser Zustand der Erschöpfung und ging in Schlaf über, der erquickend wurde.

Schon sah man in Osten es lichter werden, und einzelne Streiflichter, wie ein schamhaftes Erröthen über keusche Wangen fliegt, rötheten leicht den Himmel, da fuhr Hanns aus seinem schweren Traum auf. Wie Einer der nicht weiß, wo er ist, so sah er um sich; aber als seine volle Erinnerung zurückgekehrt war, sprang er auf und lief in der Richtung weiter, in welcher Niclashausen liegen mußte. Es war bereits hell und jeder Gegenstand genau zu unterscheiden, als er auf der Kante des Gebirgs erschien.

Hier stand schon der Wald entblättert, wie in den Tagen des Winters, die schreckliche Folge eines heftigen Hagelschlags. Aber wie war der Anblick da unten im Thale, wo Niclashausen stand?

Alles war zerschlagen, wirklich einer Tenne gleich die Sohle des schönen Thals. Ein Geschiebe von Felsen lag auf den Wiesen, daß man kein grünes Hälmchen mehr erblickte. Noch jetzt war der Bach wie ein kleiner Fluß. Am schmerzlichsten war der Anblick des Dorfes. Da waren die Hütten des unteren Theiles weggerissen von dem Strom; allein auch die höher stehenden hatte die Fluth mitgenommen, die von den Bergen herabströmte. Es war kaum möglich, daß Hanns sich zurechtfand, weil der völlig veränderte Zustand kaum ein Bild des Gewesenen gestattete.

Der Jüngling eilte den Berg hinab; allein jetzt war er seinem Ziele noch ferner. Die Brücke war weggerissen, kein Kahn war vorhanden. Und doch brannte es in ihm. Er mußte hinüber. Ohne Weiteres stürzte er sich in die dunkele, rothe Fluth, theilte sie mit mächtigem Arm und erreichte das jenseitige Ufer.

Blutenden Herzens betrat er die Stätte des Jammers. Ueberall stürzten ihm die Armen entgegen, die Alles verloren

hatten, und meist um theuere Glieder ihrer Familie trauerten. Mühsam rang er sich los und erreichte die Hütte unter dem schirmenden Baume. Sie stand noch da, und das Wasser schien hier nicht solche Zerstörung angerichtet zu haben.

Leise öffnete er die Thür und trat in den Raum, der auch Stube war, denn ein Flur war nicht in der Hütte. An einem Bette von Moos lag die Mutter und schlief ruhig. Mariechen, das liebliche Wesen, hatte gewacht, wie es schien. Sie saß auf einem Schemel vor dem Bette. Die Arme waren übereinander geschlagen und das Köpfchen war herabgesunken, daß das schöne Kinn auf der Brust ruhte, welche der Athem leise hob.

Hanns durfte nicht wecken. Ach, wie mochte die Angst sie gequält haben, ehe sie einschlief? Er horchte auf das Athmen der Mutter. Es war ruhig. Es war der Schlaf der Genesung.

Marie träumte. „Ach, Hanns!“ flüsterte sie leise, „komm', helf' uns, wir ertrinken!“

Er setzte sich auf einen anderen Schemel vor sie und betrachtete das schöne Wesen, und endlich, kaum seiner Meister, drückte er einen Kuß auf die frische Lippe.

„Bist Du da?“ rief sie erwachend, und schlang dann weinend ihre Arme um seinen Hals. Und auch seine Thränen flossen dem treuen Herzen, das in der kalten Fluth zu schlagen aufgehört hatte.

Jetzt erst erzählte sie ihm, was sie erlebt, wie sie in der Angst ihre Mutter durch das fluthende Wasser hinaufgetragen auf den Kirchhof, und wie sie dann habe Zeuge sein müssen, daß das Wasser des Laboranten Hütte weggerissen, daß nichts mehr zu erkennen als die Stätte.

Während sie noch so sprach, trat Gscheidt herein. „Du bist hier?“ sagte er. „Ach, Du weißt schon, was geschehen! Aber komm' mit mir, daß wir uns bereden über Dein Fortkommen.“

„Laßt mich hier,“ sagte er. „Ich muß helfen, daß Marie nicht verderbe.“

Der Mann schüttelte leise den Kopf und ging wieder von dannen. Aber die Frage: was beginnen? lag wohl schwer auf dem Herzen des Jünglings.

„Weißt Du was?“ sagte die Mutter, welche erwacht war und sich wieder völlig wohl fühlte, „der Hirtenseppel ist ertrunken. Nimm den Hirtenlohn an.“

Hanns besann sich nicht lange. Noch an diesem Morgen ging er zu Gscheidt, der des Ortes Schöffe war, und schon am Abend nahm er Besitz von dem Hirtenhäuslein, das nicht ferne von Mariechens Hütte stand.

Täglich trieb er nun die Heerde hinaus, hütete sie und sammelte Pflanzen und Wurzeln, daß er auf den Winter wieder Heiltränke bereite. Sein kleines Amt nährte ihn kümmerlich; aber er litt wie Alle, Alle wie er. Umsonst flehten die Armen den Bischof um eine Unterstützung aus den reichen Zehntenspeichern an. Umsonst flehten sie um Erlaß der Frohnden, da doch ihr eigenes Land von den Steinen müsse befreit werden. Alles blieb fruchtlos. Nur der Ritter von Thunfeld hatte Erbarmen. Er ließ Brod den Armen reichen, und wo ihnen das Vieh ertrunken war, half er ihnen wieder, daß sie sich anderes kaufen konnten. Die Armen segneten ihn, und den Bischof traf ihr Fluch.

Das sein Inneres mächtig erschütternde Ereigniß brachte den Jüngling wieder in jenen Zustand, der in seiner Jugend ihm eigen gewesen und zeitweise aufgehört hatte. Er versank wieder in seine Entzückungen, wenn er draußen allein bei seiner Heerde saß. Auch Fälle des Nachtwandelns, des Hinausblickens in eine ferne Zukunft, das Erscheinen seines Engels kamen wieder vor. Nur war jetzt die Richtung eine mehr religiöse. Er predigte oft Buße dem versammelten Volke, und es strömte aus der Nähe herzu, ihn zu hören.

Der Pfarrer von Niclashausen, ein Mann von niedriger Gesinnung, von Habsucht beseelt, hemmte das nicht, ja er gestattete

selbst, daß das Volk sich in der Kirche um Hanns schaarte; denn die Opfer kamen ja ihm zu gut.

Allmälig aber kamen auch wieder jene Vorstellungen zu Tage, die ihn in früheren Zeiten beseelt, und das Volk hörte staunend, daß die Jungfrau Maria ihm geboten habe, zu predigen, es sei unrecht, daß der Bischof das arme Volk mit Frohnden und Lasten, mit Abgaben und Zinsen drücke; es sei himmelschreiend, daß es leibeigen sei dem Bischofe. Gott wolle sein Volk frei wissen, frei wie der Vogel in den Lüften, und frei wie die Luft, die es athme, sei sein Land; der Wald mit seinem Wild Aller Gut, der Bach mit seinen Fischen Aller Eigenthum. Reiche und Arme müßten zwar unter einander sein, aber nicht also, daß der Eine Alles habe, der Andere im Hunger verderbe; nicht also dürfe es sein, daß es nur Herren gäbe und leibeigene Knechte, denn Gottes sei der Mensch, und nicht des Menschen.

Immer gewaltiger wurde der Zulauf zu ihm. Weit hinauf in das Land und weit hinab bis an die Ufer des Maines trug sich das Gerücht vom Pfeiferhännslein, und was ihm die heilige Jungfrau geoffenbaret, und das Volk kam in Schaaren, den begeisterten Jüngling zu hören, der Alle hinriß, bezauberte mit der Macht seines Wortes und dem Honige seiner Rede.

Als der Schnee auf den Bergen schmolz und die Lerche ihr Lied wieder trillernd sang; als im weichen Flaume die Weide ihre Blüthe enthüllte und die Knospen schwollen an den Bäumen, und das junge Grün aufsproßte an den Bergen, und mit ihm die neue Lebenshoffnung der armen Niclashäuser, die ein Jahr des Elendes durchlebt, da kehrte das Pfeiferhännslein wieder zu seiner Heerde zurück, und sein Horn rief sie zur nährenden Weide.

Wo er gewesen — er hatte dies kein Hehl; was er getrieben — das sagte er Jedem. Umher war er gezogen im Land, und hatte auf Befehl der heiligen Jungfrau, wie er betheuerte, das Volk zur Rache gemahnt an seinen geistlichen und weltlichen Drängern.

Kaum erschien Hanns wieder, so strömte in noch reicherem Maße das Volk zusammen, seine Predigt zu hören. Was aber Allen das Auffallendste war, jetzt sah man ihn, Sich, Pflasterer und Gscheidt, die anerkannten Führer des Volkes, in stetem Verkehre mit dem Pfarrer und dem Ritter von Thunfeld.

Beide besuchten die Versammlungen des Pfeiferhännsleins, die jetzt, wo die Masse des Volkes das Hundertfache der früheren Zahl betrug, unter dem freien Himmel gehalten und nicht mehr in das Geheimniß gehüllt wurden. Die Reden der Bauern klangen wieder von dem, was das Pfeiferhännslein gesagt, und Niemand scheute sich, seines Herzens Meinung unverholen auszusprechen.

So hörte man von ferne das dumpfe Grollen eines nahenden Wetters; so sah man das Wetterleuchten schon durch die dunkelen Wolken hindurch. Niclashausen war der Herd der aufrührerischen Bewegungen. Von hier aus gingen die feingesponnenen Fäden weithin über Berg und Thal. Das Bewußtsein, daß bald das Recht eine freie Gasse gewinnen solle, gab dem Volk eine männliche Haltung und eine Freudigkeit, die um so auffallender war, als früher ein dumpfer Mißmuth es beherrscht hatte.

Ueberall sah man Vorbereitungen treffen. Die Essen der Schmiede glühten, und Lanzenspitzen und Morgensterne wurden gefertigt. Jeder rüstete sich, so gut er's konnte; Jeder suchte eine alte Wehr, die er von den Vätern ererbt hatte, hervor. Jeder kannte die Führer, Jeder die Sammelplätze. Neues Leben glühte in Allen. Es galt ja, das Recht der Vergeltung zu üben für lang erduldete Unbill und Schmach. Der Ritter von Thunfeld wollte der Heerführer sein. Seine Seele war voll Lust. Die Stunde der Rache am Bischofe war gekommen. Der Pfarrherr von Niclashausen ermahnte zum Streit und theilte Waffen aus, die er schmieden ließ. Ueberall war Leben und Bewegung, und tausendfach hörte man das Wort: „Hätt's doch der Kräutermann noch erlebt!“

Nur in Würzburg war man blind und taub! Es fehlte nicht an Anzeigen, nicht an Warnungen.

„Lasset sie kommen!" rief der Bischof lachend. „Sie werden fliehen vor uns wie vor dem Tod, und nur härter soll ihr Joch, nur schwerer sollen ihre Lasten werden!"

Erst da, als sich die Haufen an den Sammelplätzen rotteten und ihre nächsten Befehlshaber wählten, zog der Bischof die Getreuesten seiner Vasallen an sich und ließ die Zugbrücken des Schlosses abendlich aufziehen.

Nächst dem Ritter von Thunfeld war das Pfeiferhännslein die Seele des Unternehmens. Wo er sich zeigte, da entblößte das Volk sein Haupt, wie vor einem Heiligen; was er sprach, das war ihm Offenbarung von oben. Sein ganzes Wesen war schwärmerischer geworden. Sein Auge leuchtete in höherem Lichte, seine Worte waren glühend; er empfing täglich himmlische Erscheinungen und verkündete den glänzenden Sieg des Volkes, eine neue Zeit des Segens, der Freiheit und des Ueberflusses. Es gab Momente in seinem Leben und Thun, die ihn wie einen Rasenden erscheinen ließen, und dann waren seine Worte zischende, zündende, zerschmetternde Blitze!

Jetzt sah man häufig die Drei bei ihm, Gscheidt, Pflasterer und Jost Eich. Er bildete den Mittelpunkt eines Rathes, der überall ihm seine Gesandten schickte, und als der Winter kam, da zog er selbst hinaus in das Land, und überall zündete sein Wort. Man sah ihn in Niclashausen vor Ostern nicht wieder.

Diese Regungen konnten in Würzburg nicht unbekannt bleiben. Der Pfarrer von Niclashausen wurde dorthin berufen, daß er vor dem Generalvikar Kunde gebe, wie es stehe um die Predigten des Pfeiferhännsleins und um die Versammlungen des Volkes.

Auch der strafbarste Verbrecher konnte in jenen Tagen des tiefen sittlichen und religiösen Verfalles sicher sein, wenn er einen goldenen Wall um sich baute. Der Pfarrherr von Niclashausen

war einer der schlauen Menschen, die den Boden gehörig prüfen, auf den sie hintreten. Er wußte es, daß es nur Neid seiner nahen Collegen war, der ihn angeklagt hatte, er begünstige ein sektirerisches, schwärmerisches Treiben und helfe das Volk aufregen gegen seine Gebieter und rechtmäßigen Herren. Diese Anklage hielt ihm der Generlvikar vor.

Gerne erklärte er sich darauf bereit, einen Theil der Opfer der Beichtenden an das Generalvikariat zu zahlen und — von der Anklage war keine Rede mehr.

Doch der Bischof, der nähere Kunde haben mußte, forderte ihn vor, und er, der gern Andere zurechtwies, damit sie es nicht wagten, seine eigenen Laster zu züchtigen, er fuhr ihn hart an und verbot jene Zusammenkünfte mit dem ausdrücklichen Zusatze: er werde sonst dem Pfarrherrn die Pfründe nehmen, die ihn so köstlich nährte.

Voll Zornes kam der Pfarrer zurück vom bischöflichen Hof. Er war Zeuge eines Lebens gewesen, das Nichts an sich trug, was bischöflich gewesen wäre. Er war ein ehrgeiziger Mann, und dieser herbe Verweis hatte ihn verwundet bis in's Herz hinein. Mit dem Schwure, Rache an dem Bischofe zu nehmen, verließ er die schöne Stadt am Maine, wo in allen Lüsten des Weltlebens der Bischof seinen Hof hielt.

Bis jetzt hatte der Geistliche, wenn auf Thunfeld der Haß gegen den Bischof losbrach, dessen Stange gehalten; aber jetzt, wo er, kaum zurückgekehrt, dorthin eilte, brach der Strom des Zornes hinaus über alle Schranken.

Der Burgherr staunte, bis er klar in das Verhältniß hineinsah, dessen Herbigkeit den geistlichen Herrn so gegen seinen Oberen empört hatte.

Der Grund *seines* Hasses war älter.

Wie die Meisten seines Standes, war der Ritter von Thunfeld ein Wegelagerer und Räuber gewesen, und besonders war er

es, der des Bischofs Zehnten raubte, seine Klöster brandschatzte, seine Weine wegnahm, wenn sie die Straße nach Würzburg zogen, kommend aus dem gesegneten Gaue, dessen rebreiche Berge der Rheinstrom küßt.

Da war der Zorn des vorigen Bischofs entbrannt, und der alte kriegerische Geist derer von Gebsattel wurde in ihm lebendig. Er schwang sich in die Bügel und zog mit Heeresmacht, statt des segnenden Kreuzes das Schwert führend, vor die Burg Thunfeld.

Die Belagerung währte lange. Des Ritters Land und Leute waren ausgesaugt. Der Bischof schwelgte im Lager, während die Belagerten das Leder ihrer Koller erweichten und aßen, um nicht Hungers zu sterben. Endlich fiel dennoch die Burg in des Bischofs Gewalt, und als Lehn der Kirche mußte Thunfeld nehmen aus des Bischofs Hand, was freies Erbe seiner Väter von je gewesen war, und die Burg war für ewige Zeiten des Bischofs „offenes Haus", wie es die Urkunde ausdrückte.

Da lag der tiefe Grund des Hasses gegen das Bisthum. Jetzt waren Beide, der Pfarrer und der Ritter, Bundesgenossen; jetzt fiel der Vorhang, der das Innere verhüllt hatte, und der erste Abend des Wiedersehens war Zeuge eines Schwures, den im Volke Niemand ahnete, des Schwures, wenn es zum Ausbruche des Aufruhres komme, mit dem Volke gemeinsame Sache zu machen, ja mehr noch, den Volkshaß zu nähren, zu reizen, zu spornen, bis er in hellen Flammen aufschlage, deren Lohe hinanreiche an die hohen Giebel des Schlosses zu Würzburg, wo der verhaßte Bischof saß und praßte mit den Reichthümern, die er unter tausend Namen vom Volke erpreßt.

5.

Ach, sollt' ich Dir nicht mehr trauen?
Dich nicht mehr halten für wahr?
Ich dürft' ja nimmermehr schauen
Dir in das Auge so klar;
Ich dürft' ja nimmermehr glauben
Dem Worte, so süß und so traut!
Willst Du dem Herzen rauben,
Darauf sein Glück es gebaut?

In dem Hüttchen unter dem großen Birnbaume saß das Mütterchen und drehte emsig an ihrer Kunkel den Faden, und tiefe und schwere Sorgen drehte sie mit in den Faden hinein, ohne daß ihr das Herz dadurch leichter geworden wäre. Hatte ja doch Alles eine andere Gestalt in dem Dorf angenommen, seit das Unglück hereingebrochen, welches die Felder zerstört und des Laboranten Tod mit sich geführt.

Noth und Elend herrschte überall. Auf den Feldern lag das Gestein mehrere Fuß hoch. Zu einer Sommerernte war fast keine Aussicht vorhanden, denn die hörigen Leute des Bischofs von Würzburg mußten frohnden, und wurden dazu mit eiserner Härte angehalten, während sie für sich selbst kaum sorgen konnten. Unmuth, verborgener Haß, hin und wieder auch wohl offene Widersetzlichkeit zeigte, wie bereits des Pfeiferhännsleins Predigten gewirkt hatten, welche der Ritter von Thunfeld in eben dem Grade, wie der Pfarrherr, begünstigte.

Und an diesem Pfeiferhännslein hing ihr Mariechen mit ganzer Seele.

Alle Tage kam er in's Haus; aber es war in ihm keine jugendliche Heiterkeit mehr. Finster starrte er oft stundenlang in eine Ecke; sprach nicht; koste nicht mehr mit Mariechen, wie sonst. Sie seufzte und weinte; statt daß sie sonst so fröhlich war, wenn er kam. Wie soll das enden? fragte sich die verständige Frau.

Sie war Mutter und hochbetagt. Ihr Kind versorgt zu wissen, war ihre Herzensangelegenheit. Für ihre bescheidenen Wünsche genügte des Pfeiferhännsleins Erwerb; aber seit er Aufruhr predigte, seit er sich gegen den Bischof setzte und Andere zu Aehnlichem verleitete, trübte sich jegliche Aussicht. Marie war ja Leibeigene des Bischofs. Wie konnte er es zugeben, daß sie den heirathe, der gegen ihn sich auflehnte, seine Herrschaft verwarf? —

Was sollte nun aus ihrem Kinde werden, wenn sie das Zeitliche segnete? — Was sollte überhaupt aus ihm werden bei der täglich wachsenden Art des Hanns, der nur Geister sehen, die Offenbarungen der heiligen Jungfrau empfangen haben wollte? Sie hatte ihm das oft mit einfachen Worten gesagt, aber er verstand sie nicht, oder wollte sie nicht verstehen. „Und," sagte sie im halblauten Selbstgespräche, „seit er der Abgott des Volkes ist, ist er vollends hochmüthig geworden; will oben hinaus! Begreif's, wer's kann! Er spricht mit der heiligen Jungfrau wie mit unser Einem alle Tage, wie kann er da an eine irdische denken, und wenn sie noch schöner und besser wäre, als mein Mariechen? Bald predigt er dem Volke, das ihn wie einen Heiligen verehrt; wie kann er da Wohlgefallen finden am Kosen mit einem armen Mädchen? Bald ist er bei dem reichen Eich, bald droben im Pfarrhofe, bald bei dem gestrengen Herrn auf Thunfeld; wie möchte er da das arme Mägdlein minnen? Darum sitzt er hier und träumt mit offenem Auge; kommt wohl, aber nur aus Gewohnheit, und sieht die Thränen des armen Kindes nicht, wenn er sich ganze Abende nicht um es bekümmert hat! — Ach, hätt' sie ihn doch nie gesehen, und er sie nicht! Mir schwanet's, daß es eitel Unglück und Herzeleid gibt." Sie ließ die drehende Hand sinken; die Kunkel fiel wider ihre Schulter, und sie versank in ein trübes Sinnen, während Thränen langsam über die gefurchten Wangen rieselten.

Auch Mariechens Seele war belastet, gepreßt. Sie sah die

Veränderung in Hanns; aber sie durfte, was ihre Seele quälte, nicht der Mutter sagen. Und doch wuchs ihre Liebe zu ihm mit jeder Stunde. Er war ja ihr Sein, ihr Leben, ihr Alles. Hörte sie ihn wieder reden mit wundersamer Begabung; floß das Wort wie Honig von seinen Lippen; sah sie, wie Hunderte an seinem Munde hingen, an seinem begeisterten Auge, so erschien er ihr, wie ihnen, als ein Heiliger, und Alles, was er sagte, erschien ihr wie eine Botschaft vom Himmel. Ihr Herz war stolz, daß er sie liebte. Und daß dies war, wer konnte daran zweifeln? Sie am wenigsten! Denn wie blickte er sie so seelenvoll an! Wie legte er seinen Arm so liebevoll um sie! Wie sprach er so trunken von dem Glücke der Zukunft, wenn sie sein freies Weib sein würde, und er nicht mehr Hirte wäre!

Aber wenn er wieder so träumerisch dasaß und Nichts sprach; sie ansah und doch nicht sah; kam und ging, ohne Gruß, ohne Liebeswort, ohne Druck der Hand — ach dann legte sich ein tiefes Weh auf ihre arme Seele; eine namenlose Angst erfüllte sie. Und wenn die Mutter dann so redete von dem Ende aller dieser Unternehmungen, und ein sicheres Unheil und Verderben prophezeihte, dann mochte sie wohl nicht verkennen, wie wahr das sei, und wie nöthig, ihn von solchem Thun abzumahnen. So war ihr Herz gleich einem Spielballe, den die verschiedenartigsten Empfindungen hin- und herwarfen, und um ihr stilles Glück, um den Frieden ihrer Seele war es geschehen.

Gerade in der Stunde, als ihre Mutter sich sorgenschweren Herzens den Befürchtungen überließ, trat Marie aus dem Walde hervor, wo sie Gras für ihre Kuh gesammelt, die, weil sie den Fuß verletzt, nicht zur Weide gehen konnte. Sie legte ihr Bündel ab und stand sinnend da.

Es war an jener Stelle, wo sie vor Jahren den Knaben belauscht, als er so süß schlief, wo sein Bild sich in ihre jugendliche Seele gedrückt, daß es nicht mehr daraus weichen konnte; wo

ihr stilles Liebesglück begonnen, das jetzt so oft die düsteren Wolken jenes Sonnenlichtes beraubten, das ihr Wesen erwärmt und verklärt hatte.

Sie schaute hinab auf das Dorf mit trübem Sinn und Blicke.

Dort lag ihr Hüttlein unter des wilden Birnbaums schirmendem Laubdache; dort das Hirtenhäuslein, wo er wohnte, der ihrem Herzen so theuer war. Alle die süßen Bilder der Jugendzeit gingen an der Seele vorüber; alle die Scenen des stillen Glückes der einst so reichen und glücklichen Liebe. Sie wurde hingerissen, das Damals mit dem Heute zu vergleichen, mit dem Heute, das so tiefen Schmerz dem liebenden Herzen brachte. Thränen traten in des Mädchens schönes Auge. Schwere Seufzer hoben die tiefaufathmende Brust. Die Zukunft trat, angeschaut mit den Vorstellungen ihrer Mutter, so dunkel vor ihre Seele, daß sie immer trauriger wurde, ihre Thränen immer unaufhaltsamer flossen und zuletzt ihr Auge kaum das Nächste unterscheiden konnte, weil der Thränenstrom es umflorte, und doch — erleichterte er ihre Brust nicht.

Da rauscht es im Laube; da klingen rasche Fußtritte auf dem Gesteine, und bald steht Hanns neben ihr. Anfänglich war sie erschrocken; aber jetzt wich der Ausdruck des Schmerzes schnell dem wonnigen Lächeln der Liebe.

Sein Blick leuchtete von innerer Lust. Er kam von einer Versammlung, welche die Häupter des Volkes mit dem Ritter von Thunfeld und seinem Sohne gehalten. Alles war dort verabredet worden, was nöthig erachtet worden war zum nahen Losbrechen. Der Ritter hatte verkündet, wie der Bischof entschlossen sei, je den zehnten Bauern hängen zu lassen zur Strafe ihrer aufrührerischen Gesinnung, und der Pfarrer von Niclashausen gab dem Worte bestätigenden Nachdruck.

Wuthentbrannt hatten die Bauern geschworen, das an dem Bischof und seinem Anhange zu rächen, und darauf den Ritter, den Junker und Hanns zu Führern, Eich, Pflasterer und Gscheidt

zu Unterführern erwählt. Seine Seele glühte in dem Gedanken der Rettung des Volkes.

Wie er so das liebliche Mädchen ansah, konnte sie die Thränen seinen Blicken nicht entziehen, obwohl sie schnell mit der Hand sie zu verwischen versucht hatte.

„Du weinst?“ fragte er betroffen, und legte den Arm um ihren schlanken Leib.

„Ach nein!“ sagte sie, und lächelte ihn holdselig an, aber es perlten noch zwei Verräther über die blühende Wange.

„Verschweig' mir's nicht, was Dich drückt,“ bat er.

„Soll ich Dir's sagen?“

„Gewiß!“

„Ach,“ seufzte sie, und ihre Thränen rannen wieder, „Du bist nicht mehr, wie Du warst. Sieh, dort sahen wir uns zuerst, wo die hohe Tanne steht. Damals warst Du ein Anderer. Seit Du mit den Männern heimlich verkehrst, seit Du mit dem Pfarrer und den Rittern umgehst — hast Du — mich nicht mehr — lieb!“

Sie preßte ihre Schürze vor die Augen und weinte heftig.

„Mariechen!“ rief er, und preßte sie an seine Brust. „Wer hat den Dorn in Deine Seele getrieben? Ich Dich nicht mehr lieb haben? Wer hat Dir das gesagt?“

„Die Mutter,“ schluchzte sie, „und ich merk' es selber.“

„Du merkst es?“

Sie sah ihn mit ihren schönen Augen an, als wolle sie ihm in die Seele schauen. „Ach,“ sagte sie, mit der Arglosigkeit der Unschuld und der Rückhaltlosigkeit liebenden Vertrauens, „wie bist Du oft so stille, redest mit mir kein Wort, siehst mich nicht mehr an. Deine Gedanken sind anderswo, wenn Du bei mir bist, und meine Seele ist doch Dein!“

„Kind, laß Deine Mutter schwatzen,“ sagte Hanns, „sie ist ein altes Weib; aber traue mir mehr. Wie ich Dich liebe, weiß nur Gott. Du bist mein Alles. Außer Dir hab' ich ja Niemanden

mehr auf Erden; aber ich muß vollenden, wozu ich berufen bin, und das erfüllt oft meine Seele ganz, und muß sie erfüllen."

„Berufen? von wem? und wozu?" fragte sie.

„Ja," sagte er, und seine Züge waren verklärt von einem wunderbaren Lichte. „Berufen bin ich, das Volk zu befreien von der Gewalt des Bischofs; frei sollst Du sein, und dann mein Weib. Berufen bin ich, das Volk zum Kampfe gen Würzburg zu führen, und die mich berufen, ist die heilige Jungfrau!"

Das Mädchen faltete ihre Hände vor der wogenden Brust. Sie war bleich geworden wie Schnee. Sie wagte es kaum, ihn anzuschauen, so ganz anders, so erhaben stand er vor ihr da. „Die Mutter Gottes?" fragte sie erstaunt und zögernd.

„Ja, Kind, ja, die Mutter Gottes!" erwiederte er mit lebhaftem Ausdrucke. „Buße muß ich predigen der Welt, daß sie sich reinige in Gebeten, und dann fähig werde, frei zu sein von der unnatürlichen Leibeigenschaft, frei von der Last, Frohnde und Beet, frei von Zehnten, von Herren- und Pfaffendienst. Ist das vollendet, so werde ich stille leben und zufrieden."

„Ach, Gott," sagte das Mädchen, „der Pfarrer sagte ja doch, daß es Gott so haben wolle."

„Das sagte er, so lange er im Irrthume wandelte. Jetzt spricht er anders. Glaubst Du denn, Gott habe den Menschen erschaffen, daß er der Leibeigene seines Bruders sei? Wir sind Alle gleich vor Gott. Hat Gott die Thiere des Waldes nur für Ritter und Pfaffen, für Grafen und Bischöfe erschaffen? Sind die Fische des Wassers und die Vögel unter dem Himmel nur für sie da? Sind etwa des Feldes Früchte nur für die fetten Faulenzer in den Klöstern? Sind wir ihre Lastthiere? Ist der „arme Mann" nur da, daß er geschunden werde und Andere von seinem Marke sich mästen?

„Glaubst Du, es sei Gottes Wille, daß der Ritter Hutten des Laboranten junges Weib raubte, da sie lieber starb, als der Schande

zum Opfer werden wollte? Hälst Du es für Recht, daß er mein Mütterlein von Hunden zerreißen ließ? Wehe, wehe über sie! Wer hat Bischöfe und Priester zu weltlichen Herren gemacht? Wer hat dem Bischofe von Würzburg erlaubt, sich einen Herzog von Franken zu nennen? Unser Volk war frei wie ein Vogel in den Lüften, und sie haben es zu Knechten gemacht! Es war Jeder Herr auf seinem freien Eigenthum, aber sie haben es betrogen, überlistet und beraubt an Freiheit, Recht und Gut. Während wir hungern, schwelgen sie; während Kies und Schutt unser Feld bedecken, müssen wir das ihrige reinigen, und im Schlosse zu Würzburg wird verpraßt, was wir liefern müssen. Schmeichler und Tagediebe jubeln im Schlosse des Bischofs und das arme Volk kommt um vor Hunger. Das Volk ist ausgesogen bis auf's Blut. Zinsen, Gülten, Besthaupt, Handlohn, Zoll, Steuer, Beet, Zehnten, Rauchhühner, Blutzoll, Bastardfall und ich weiß nicht, welche Namen haben sie für neue Lasten ersonnen, daß wir verderben, und sie schwelgen! Nein, die Stunde des Gerichts ist da! Die heilige Jungfrau ist mir erschienen, daß ich die Macht Belials zerstöre!"

Er hatte das gesprochen mit der Kraft und dem Feuer, das ihn hinriß, wenn er auf Aehnliches zu reden kam. Seine Stimme klang wie rollender Donner, sein Auge schoß Blitze, sein ganzer Körper war in fiebrischer Bewegung.

Das Mädchen saß vor ihm mit gefalteten Händen. Sie war noch so bleich wie früher. Sie zitterte heftig. Als er schwieg, rief sie aus: „O, Du heilige Jungfrau, wie soll das enden? — Es wird kommen, daß sie Dich pflöcken und ich vor Jammer sterbe!"

Er war ruhiger geworden.

„Nein," sagte er. „Ich habe die Zukunft geschauet," sagte er mit freudiger Zuversicht. „Ich weiß das Ende. Du warst bei mir, und wir waren frei und glücklich, und eine Glorie umfloß uns."

Sie schauderte in sich hinein und sagte: „Ja, ja, aber in

dieser Welt nicht! — O, Hanns, Hanns," rief sie dann plötzlich, wie von einer unsichtbaren Macht emporgerissen, „laß ab, laß ab! Sei zufrieden mit dem stillen Glücke, das uns in dem Hüttlein blüht! Ich helfe Dir die Heerde weiden und Du kochest Heiltränke, wie Du sie vom Laboranten lerntest. Mir sagt's ein ängstigendes Vorgefühl, daß es schrecklich enden wird. O, die Gewaltigen herrschen und führen das Schwert. Sie werden Euch niedermetzeln, und das Joch wird härter als zuvor. O, ich flehe Dich an, laß ab, ehe es zu spät ist."

Er lächelte. „Du weißt nicht, was Du redest," sagte er. „Ich thue es nimmer aus mir. Was mir geboten ist, dem muß ich gehorchen. Deine Angst ist die Angst einer Mädchenseele. Du weißt nicht, wozu ich erwählt bin."

Sie flehte inniger. Ihre Thränen rannen mächtig. Aber mit der begeisterten Gluth seiner Seele wies er seinen Beruf nach. Langsam schritten sie zum Dorfe hinab, da es kühl werden wollte und der Tag sich neigte.

Mehr und mehr gelang es ihm, sie zu überzeugen, daß ein himmlischer Beruf ihm geworden sei, dem er genügen müsse. Hin- und hergerissen zwischen Zweifel und Glauben, zwischen Furcht und Hoffnung, kam sie zur Hütte ihrer Mutter, wo sich Hanns von ihr getrennt.

Ach, es lag centnerschwer auf ihrer Seele!

Die Mutter hatte mit wachsendem Verlangen ihrer Ankunft entgegengesehen. Die Kuh gab durch unverkennbare Laute ihren Hunger zu erkennen, und immer kam das Mädchen noch nicht.

„Wo sie doch bleiben mag?" sagte die Alte zu sich. „Sie sitzt gewiß wieder wo bei dem Träumer!"

Endlich sah sie Beide kommen, und ein tiefer Seufzer zeigte, wie sehr sie diese Liebe beklagte. Ihr einfacher Verstand schaute ruhig und klar die Verhältnisse an. Sie erkannte den Volksdruck, von dem Hanns so lebenvoll sprach. Sie beklagte ihn; aber die

Mittel, welche Hanns wählte, ihn zu entfernen, billigte sie nicht, so wenig, als sie seine heftigen Schimpfreden billigen konnte, die er gegen den Bischof von Würzburg ausstieß. Ihr war er der geheiligte Mann Gottes. Ihm gehorsam zu sein, schien ihr die heiligste Pflicht. Binden und lösen konnte er aus heiliger Macht. Wer sich gegen ihn stemmte, der lehnte sich gegen Gott selber auf. Darum mußte Alles frevelhaft erscheinen, was Hanns redete und zu thun im Schilde führte.

Erst nachdem Mariechen das Thier befriedigt und sorgfältig die Spuren ihrer Thränen vertilgt hatte, trat sie zur Mutter, um das Feuer des Heerdes zu schüren, daran das Süpplein für die Alte kochte.

Ein Blick der Alten fuhr über das Antlitz des Mädchens, und er reichte hin, ihr die Spuren der Thränen zu verrathen, die Mariechen umsonst zu verbergen sich bemüht hatte.

„Gewißlich hat er Dir wieder von seinen Träumen und Erscheinungen vorgefabelt?“ fragte die Alte.

Marie schwieg und senkte tiefer das schöne Haupt.

„Nun,“ fragte die Mutter, „ist's nicht so?“

„Ach, liebe Mutter,“ sagte sie bittend, „er träumt ja nicht. Die heilige Jungfrau —“

„Siehst Du, da ist wieder sein Hochmuth, der sich für den Erwählten hält und oben hinaus will. Nur mit den reichen Leuten, dem Pfarrer und dem Ritter pflegt er Umgang. Ist es ein Wunder, daß es ihm hier nicht mehr, nicht mehr bei Dir gefällt? — Hoch hinauf, geht tief hinab. Mädchen, bedenk's, daß er Dich nicht mitreißt in seinen Fall! Die heilige Jungfrau sei ihm erschienen? Ja, ihm, dem Kuhhirten, erscheint gleich die heilige Jungfrau, als ob's keine Nonnen, keine heiligen Himmelsbräute, keine frommen Brüder und Geistliche, keine Bischöfe und Erzbischöfe mehr gäbe? Einem Narren soll er's weiß machen, mir nicht! Da sagt er, die heilige Jungfrau habe ihm gesagt, er solle

predigen, daß sich das Volk bewaffne und aufstehe gegen den Bischof, der das Volk scheere und mit der Wolle sich weich bette. Glaubst Du das, daß sich die heilige Jungfrau in Welthändel mische und die heiligen Bischöfe hänselt und zu Blutvergießen räth? Es ist meiner Lebtage nicht wahr!"

„Er lügt nicht, Mutter!" sagte mit bitteren Thränen das arme Mädchen.

„Glaub's auch, Kind," erwiederte die Alte; „aber er ist verrückt und meint, was er träume, sei wahr. Wovon das Herz voll ist, träumt die Seele, und die reichen Leute, die Freibauern, Ritter und selbst unser Pfarrer gebrauchen ihn, daß er für sie die Kastanien aus dem Feuer hole; er verbrennt sich die Finger und sie essen sie!"

„Ach, Mutter, Mutter! scheltet ihn keinen Narren, er redet so klug; er predigt besser als der Pfarrer —" rief das Mädchen.

„Glaub's wohl," entgegnete die Mutter. „Das sind Gaben, die hat er; aber hast Du den tollen Andres nicht gekannt, der auch in dem Gewässer umgekommen ist? Sprach der nicht auch klug? Aber wenn er darauf zu reden kam, er sei der Papst, so war er ein Narr, wie Einer. Es gibt ja Narren, die nur Ein Steckenpferd reiten, sonst ganz gescheidte Leute sind! Es ist vielleicht noch Zeit. Warne, warne ihn!"

„Ach, liebe Mutter, ich that's ja — aber —"

„Aber? Gelt! Da hat's gehapert? Da ist er wieder in die Gerstenflur gerathen, wenn Du in's Kornfeld wolltest? Es sitzt zu fest bei ihm. Ich bleib' bei meinem Grundsatz: Einer Geis gehört kein langer Schwanz, sonst hätt' ihr unser lieber Herr Gott schon einen gemacht."

„Ach, Mütterlein, seid nicht so hart!" flehte Marie. „Er ist nicht stolz. Es ist kein Hochmuth. Wenn das geschehen ist, wozu ihn die heilige Jungfrau berufen hat, so nimmt er wieder den

Ringelstock, Pfeife und Handpauke und heirathet mich." — Sie erröthete bei diesen Worten und sah unter sich. —

„Wenn und Aber!" rief die Mutter, „das sind die Halsbrecher in dieser Welt. Brauchst nicht roth zu werden, armes Kind; das ist Gottes Wille und Ordnung so, und ist so gewesen seit Anno 1. Das gefällt mir nicht, daß er sich hinter die vermaledeiten Wenn und Aber verkriecht, wie ein Hamster in seine Höhle. Immer und ewig kommt er wieder auf sein altes Lied von seinem heiligen Berufe. Das Ende wird sein, daß er erhöht wird wie der Haman, von dem der Bruder Capistranus erzählte."

Marie erbebte und brach schier zusammen.

Erst jetzt merkte die Mutter, wie sie ihr armes Kind gefoltert hatte, und das weiche Mutterherz mußte bereuen, was sie gesagt.

„Ihr könntet so glücklich sein," sagte die Mutter. „Das Hirtenlohn reichte hin, Euch zu ernähren, und im Winter verdiente er schweres Geld durch Pfeife und Handpauke. Das Pfeiferhännslein hat einen guten Ruf im Lande weit und breit, und ist gerne gesehen. Klein und rein, bauet das Häuselein."

„Möchte er doch das einmal von Euch hören!" sagte bittend das arme Mädchen.

„Sag' das ihm, Kind! Dir steht's zu, und Dich hört er an. Wenn ich anfange, geht er durch."

„Ich kann nicht," war Mariens thränenbegleitete Antwort.

„Was? kann nicht?" rief die Mutter, die nur alsbald wieder in ihre alte Rolle fiel. „Du meinst in Deiner Einfalt, er sei ein Heiliger, am End' ein Herrgott? Guckst an ihm hinauf, als stünd' er über Dir? Da hab' ich's mit meinem Peter (Gott hab' ihn selig!) anders gehalten. Wenn der einen Bocksprung machen wollte, da hab' ich ihm den Kopf gewaschen, und gleich war er wieder im alten Gleise. Was soll's mit Eurer Ehe werden, wenn das so geht? So zimperlich, als sei er ein Graf! Der hackt Dir noch das Muß auf dem Kopfe. Nein, wenn Du eine Lehre von der

alten Mutter annehmen willst, so ziehe Dir ihn bei Zeiten. Die Männer müssen gehorchen, sonst ist der Teufel los im Hause. Sie müssen gehorchen; aber merken dürfen sie das nicht. Sie müssen nach der Pfeife der Frau tanzen, ohne daß sie es klingen hören. Mein guter Peter (Gott hab' ihn selig!), Dein guter Vater, war auch ein Mann, groß wie der Hanns, aber er hörte auf's Wort, und ich hatte alle Tage Recht."

„Stelle Dich zornig und bös, Mariechen. Weine einmal ein Stück. Hilft das nicht, so bitte und flehe; geht's so nicht, so zanke; bleibt auch das ohne Furcht, so thue, als habest Du ihn nicht mehr lieb, und scherze mit einem anderen Burschen. Das hilft gewiß, und so gelingt es Dir, ihn abzubringen von seinem tollen, unglückseligen Wege, dessen Ende nur Verderben sein kann. Folge meinem Worte, Du wirst es nicht zu bereuen haben."

Gesenkten Haupts und schweren Herzens verließ das Mädchen die Mutter. Ihre Liebe war ihr Leid, und doch konnte sie nicht von ihm lassen, nicht thun, was die Mutter rieth. Er war so gut, so liebevoll heute wieder gewesen. Nein, er log nicht! Was ihn bewegte, war höhere Eingebung. Die Mutter begriff und faßte es nicht.

6.

Das Volk steht auf. Der Sturm bricht los,
Was legst Du die Hände feig in den Schooß?
Pfui, über Dich Buben hinter dem Ofen!

Theodor Körner.

Die Burg Thunfeld lag stolz und trotzig auf einem steilen Kalkfelsen, dessen flachabfallende Seiten, aller Vegetation ledig, nur glatte Wände wiesen. Sie gehörte einem eben so alten als tapferen Geschlecht, und nie war die Burg erstiegen worden, als durch den kampflustigen Gebsattel. So war das freie Geschlecht

rasch und entschieden zum Vasallenthum gekommen. Das gohr in tiefer Seele, und das Ergebniß war bitterer Haß. Darum ließ sich der Ritter mit den Bauern ein, daß er Rache nähme an dem Bischofe, wenn auch statt seines Feindes von Gebsattel jetzt Rudolph von Scherenberg des Bisthums Gewalt übte.

Kunz von Thunfeld hatte sich längst das Pfeiferhännslein als seinen Mann ersehen, denn er vermochte unendlich viel über das Volk. Wie auch Marie und ihre Mutter entgegenwirkten, seine Schwärmerei wuchs mit jedem Tag, und er war der Hebel in Thunfelds Hand.

Seit den „Mitfasten" des Jahres 1476 hatten die Predigten des Hirten von Niclashausen wahre Wunder gewirkt. Auf einer umgekehrten Bütte stehend, predigte er die volle Freiheit dem Volke als Befehl der heiligen Jungfrau. Kein Kaiser, kein König, kein Fürst, kein Papst, überhaupt keine weltliche und keine geistliche Obrigkeit solle und dürfe mehr sein, das war Grundtext seiner Predigt. Ein Jeder sei des Andern Bruder, Keiner des Andern Herr. Ein Reich der Freiheit und Liebe, der Gerechtigkeit und Heiligkeit soll erbaut werden, und Christus werde wiederkommen, Alles zu heiligen.

Das waren Worte, die zauberhaft wirkten. Alles Volk rannte herzu, an den grünen Ufern der Tauber den neuen Propheten zu hören, an dessen Seite zwei Ritter und ein geweihter Priester als Bürgen der Wahrheit seiner Worte standen. Selbst vom Rhein, aus Schwaben und Bayern zogen die Wallfahrer herzu. „Bruder" und „Schwester" war ihr Gruß, alle Güter theilten sie sich williglich mit. Alles opferte man willig. Sein Bestes gab Jeder. Geschmuck, Geld, selbst ihr Haar gaben Frauen und Mädchen hin, wenn Anderes nicht in ihrem Besitze war. Es war ein wundersam Wetteifern in der Hingabe.

Es könnte wunderbar klingen, aber es ist eine verbürgte Wahrheit, daß die Versammlungen oft die Zahl von vierzig Tausend

Männern und Frauen erreichten. Tag und Nacht lag das Volk im Freien. Köche kochten und Schenken verzapften Bier und Wein. Hunderte von Buden und Zelten waren errichtet, wo Kaufleute ihre Waare priesen; aber die besten Geschäfte machten Waffenschmiede; denn das Volk rüstete sich zum Kampfe gegen die verhaßte Gewalt, die das Pfeiferhännslein als vom Teufel gestiftet erwies.

Hanns war in stetem Taumel; denn das Volk beg die Kniee vor ihm, und nannte ihn seinen Propheten, seinen Retter, den Mann Gottes vom Himmel gesendet. Seine Pauke und Pfeife hatte er öffentlich verbrannt, und ein breites Schwert um seine Lenden gegürtet.

Täglich hatte er neue Erscheinungen und Offenbarungen. Um Irdisches bekümmerte sich nicht mehr seine Seele.

Mariechen, obwohl stets gewarnt von der Mutter, hing ihm mit Begeisterung an, denn die Verehrung des Volkes rieß auch sie in den Taumel hin. Sie kniete zunächst neben der Tonne, auf der er predigend stand. Zu ihm schlug sie das gläubige Auge in innerlicher Liebe auf. Als seine Schwester folgte sie ihm, wie sein Schatten. Und ein Blick der Liebe machte sie unendlich glücklich. Selbst die Mutter begann sie zu meiden. Sie war Gläubige, und jetzt war sie es so stark, wie sie früher wohl die Zweiflerin durch ihre Mutter gewesen war.

So stand es, als am Samstage vor dem Sonntage, welcher dem Festtage Sanct Kilians vorherging, die Häupter des Volkes, und unter ihnen Jost Eich, Pflasterer, Gscheidt und der Pfarrer von Niclashausen, den Berg hinaufstiegen, welcher zur Burg Thunfeld führte. Seit längerer Zeit weilte das Pfeiferhännslein auf der Burg, weil der Ritter fürchtete, daß gedungene Mörder ihm nach dem Leben stehen möchten.

Es sollte Kriegsrath oben gehalten werden, denn die Stunde des Aufstandes war da.

Ritter Kunz von Thunfeld und sein Sohn harrten der Männer

mit Sehnsucht. Ihre hörigen Leute waren schon entboten, schon gerüstet; daß es auch das Volk schnell sein würde, wenn Hanns es geböte, stand außer Zweifel.

Jetzt nahten sie sich dem Burgthore, die Zugbrücke rollte herab und sie traten ein.

Es waren kräftige, einfache Männergestalten in dem groben Kleide des Landmannes jener Tage aus Beiderwolle, braun und weiß gemischt von Farbe. Ein Wamms bis über die halben Schenkel reichend und weite, aber bloß bis zum Knöchel reichende, unten enge und oben weite Hosen. Um den Fuß waren Schaffelle gewickelt, und der grobe Bundschuh umschloß ihn. Manche trugen Hüte aus einem dicken, groben Filz; Andere Gugelmützen, wie das Pfeiferhännslein eine zu tragen pflegte. Der Pfarrer allein war nicht bewaffnet. Armbrüste, aber mehr noch stachliche Morgensterne und Streitkolben, mit Eisen schwer beschlagen, bildeten diese Bewaffnung.

In des Schlosses großer Halle legten sie diese Waffen ab und gingen nun stille die Treppen hinauf zu dem Allen bekannten Saale.

Als die Männer hier nur die beiden Ritter fanden, sahen sie sich verwundert und fragend überall um.

„Wo ist das Pfeiferhännslein?“ fragte Jost Eich nicht ohne einige Bangigkeit.

„Er liegt im Gebete vor der heiligen Jungfrau,“ sagte der Ritter. „Schon seit Mitternacht ringt er, und es war vergebens, daß ich ihn anredete. Er hörte und sah nicht.“

Höchst befriedigend war diese Kunde für Alle. Sie setzten sich auf des Ritters Geheiß, und die Knappen kredenzten den Willkommtrunk den meist sehr ermüdeten Wanderern.

„Wie steht es?“ fragte der Ritter Hanns Gscheidt.

„Gut,“ entgegnete dieser, „denn es ziehen schon ganze Schaaren herbei für den morgenden Tag, und schwerlich wird es geschehen,

daß Raum für Alle im Thalgrund an der Tauber ist. Schon steht eine kleine Stadt von Gezelten da, und die Köche und Wirthe sieden und braten, und schroten ihre Fässer ab von den Wagen, die sie gebracht haben."

„Ich glaube," sagte Pflasterer, „die Schwaben ziehen in hellen Haufen heran und werden vor Sanct Kilianstag nicht mehr heimkehren, sondern sich aufhalten hier im Lande."

„Haben sie denn Waffen?" fragte der Junker.

„Seit die Waffenschmiede am meisten verkauft haben, sind Juden da mit ganzen Wagen voll altem Wehrwesen, das sie zusammengesucht," sagte Jost Eich. „Da soll's wohl nicht fehlen, wenn nicht am Gelde." —

„Meine Scheuer ist voll von Waffen," sagte der Pfarrer von Niclashausen, „die geb' ich preis. Für Pech zu Pechkränzen hat der Gscheidt gesorgt." — „Ich bin selber gen Mainz gefahren und hab' gekauft, und Bertram, der Köhler, hat den Auslauf seines Meilers bewährt; der brennt wie purer Schwefel; hat auch Kränze gemacht aus Stroh und Werg, und sie eingetaucht," sagte der Gscheidt. „Es fehlt nun nichts, als daß es heißt: Voran, gen Würzburg! Denn der muß zuerst dran, dann ziehen wir weiter."

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und das Pfeiferhännslein erschien auf der Schwelle. Er trug die Kleidung wie die übrigen Bauern. Das bräunlichweiße Gewebe des Volkes gab den Stoff. Das lange Wamms mit einer Nestelreihe bildete das Oberkleid, und die weiten kurzen Hosen bedeckten seine Beine bis zum Knie, wo sie, rund abgeschnitten, endeten und dem Beine leichten freien Tritt gewährten. Tiefer hinab war das Bein bloß und der Fuß stand unbedeckt in dem Bundschuh. Auf dem reich den Kopf umwallenden hellblonden Haare saß eine hemmende Kopfbedeckung. Es fiel fessellos um den Kopf. Seine Hüften umgürtete ein Wehrgehänge, das ihm der Ritter geschenkt, mit

einem ziemlich langen zweischneidigen und spitzigen Dolche. In seiner Hand hielt er einen Schäferstab.

Waren auch seine Wangen bleich vom Fasten, Wachen und Beten, so glühten doch sein Auge in dunkelem Feuer.

Als er die Männer sah, die schnell aufstanden, ihn ehrfuchtsvollst zu begrüßen, blickte er scharf über sie hin, und als er Keinen vermißte, rief er freudig: Willkommen!

Alle standen und harrten seines Wortes.

„Es ist geschehen!“ sprach er dann, nähertretend, mit seiner vollen klaren, wohllautenden Stimme. „Sie ist mir erschienen, die Königin des Himmels. Stehe auf! hat sie gesagt, und führe mein Volk gegen Würzburg, des Drängers Macht zu brechen. Stürme die Stadt. Ihre Mauern werden niederfallen auf Deinen Ruf, und die Thore des Schlosses aus ihren Angeln gehen auf Dein Geheiß. Und wenn Du hier die Macht Belials gebrochen hast, so raste nicht. Zerstöre die Klöster; denn die Unzucht wohnt darinnen! Breche die Schlösser der Fürsten und Herren, und rufe aus das ewige Jahr des Friedens und Segens!“

„Das war ihr Wort.“

Alle beugten und bekreuzigten sich über die Brust und das Angesicht.

„Und ich sah,“ fuhr Hanns fort, „die Völker nahen vom Aufgang und Niedergang in hellen Haufen, und der Regenbogen stand über ihnen zum Zeichen, daß Heil und Frieden folget; aber Bäche Blutes der Baalspfaffen flossen dahin, und das siegende Volk schritt hindurch. Die Schlösser brannten nieder, und ihre Lohe schlug zum Himmel, wie die Flamme des Opfers, und das Volk hatte Ueberfluß an Brod und an dem, was es bedurfte.“

Alle sahen begeistert zu ihm auf.

„Und der heilige Kilian kam und sprach: Mein Jahrestag oll der Tag sein, da mein Volk ausziehet, wie Israel aus

Aegypten auszieht, zu strafen die Fürsten der Edomiter. Also thue, und es wird gelingen! Amen!"

Alle sprachen: Amen.

Hanns Böheim aber wandte sich und schritt wieder zum Saale hinaus nach der Kapelle zu.

Da trat ein Knappe herzu, beugte sein Knie und sagte: „Mann Gottes, ein Mägdlein harret am Thor. Es will Dich sehen!"

Da flog ein Roth über das bleiche Antlitz des Jünglings.

„Laß sie gehen!" sagte er.

„Ich hab' es ihr gesagt," war des Knappen Antwort, „aber sie will nicht gehen. Sie meint, man habe Dir ein Leid gethan. Ach, sie weinet sehr!"

„Sag' ihr, ich lebe!" sprach er.

„Ich hab's ihr gesagt," wiederholte der Knappe.

„So bleib' zurück!" befahl Hanns, und schritt tief bewegt der Brücke zu. Auch hier schickte er die Reisigen zurück und trat hinaus.

Da lag das Mädchen auf seinen Knieen vor dem Kreuze, das in den Felsen gemeißelt war an der Stelle, wo einst ein Ritter von Thunfeld gestürzt und seinen Tod gefunden. Es war Mariechen.

Sie betete in tiefer Inbrunst, also, daß sie ihn nicht kommen hörte.

Als er aber seine Hand auf ihre Schulter legte, sprang sie auf und stand vor ihm, und die Allgewalt der Liebe leuchtete aus ihren schönen Augen. „Du lebst!" rief sie, seine Hände fassend, und heftig in der Freude ihres Herzens pressend.

„Hat Dir Jemand gesagt, ich sei todt?" sprach er ernst.

„O nein, o nein!" rief sie, und sie sah ihn so selig lächelnd an, „aber ich hatte keine Ruhe. Ach, mir träumte so schwer!"

„Was träumtest Du?" fragte er.

„Ich sah Flammen um Dich auflodern, und Du warst mitten drinnen und verbranntest, und ich mit Dir!“

„Es ist die thörichte Angst Deines Herzens,“ sagte er zu Mariechen, „die Dich quält. Hast Du nicht das Gerede erhoben, die Sendlinge des Bischofs stünden uns nach dem Leben, und der Ritter glaubte daran und zog mich auf die Burg.“

„Auch das träumte mir, und ich sah sie mit Dolchen bewaffnet.“

„Hast Du nicht oft mich gewarnt, Träumen nicht zu glauben, und Du glaubst ihnen jetzt selbst?“

„Ach,“ sagte sie, „das Herz quält mich so. Bin ich nicht bei Dir, so sterbe ich schier. Laß mich Dir als Magd dienen in der Burg. Behalte mich bei Dir! Ich sterbe sonst!“ —

Er sah sie liebevoll an und drückte einen Kuß auf die schöne, weiße Stirne. „Geh' zu Deinem Mütterlein, Kind!“ sagte er weich. „Es kann nicht sein. Sieh', es ist viel Volkes in der Burg, und Du würdest nichts Angenehmes erfahren. Geh' heim und sei ruhig, Morgen siehst Du mich, ich komme hinab.“

Es drängten sich Thränen in ihre Augen. „Muß ich gehen?“ fragte sie noch einmal und drückte fester seine Hand zwischen die ihren.

„Ja, Mariechen, ja,“ sagte er. „Du störest mich im Gebete. Auch jetzt will ich beten.“

„Du siehst so bleich drein!“ sagte sie besorgt.

„O, mir geht's gut; besser als mir gut ist,“ sagte er, preßte sie fest an seine Brust und trat wieder schnell hinter das Thor zurück, das sich schloß.

Das Mädchen stand noch lange da, und sah mit dem thränenschweren Blicke nach der Stelle, wo er ihr entschwunden war; dann warf sie sich nochmals vor dem Kreuze nieder, und ging darauf gesenkten Hauptes wieder den Berg hinab.

Hanns trat in die Kapelle. Dort sank er am Altare nieder, aber zum Gebete hob sich seine Seele nicht. Mariens liebreizendes Bild stand vor seiner Seele, bis allmälig es in einer himmlischen

Glorie erschien, und es ihm war, als sei es ein Engel, der ihm erschienen. Die Bilder wurden nun verworrener in seiner Seele, und der Schlaf der Abspannung kam über ihn. Er sank auf den Stufen hin und schlief fest ein.

Während dieser Scenen war der Kriegsrath oben in der Burg in ernster Berathung. Der Ritter hatte Kunde erhalten, daß der Bischof sich rüste mit Macht, um das Volk zu zersprengen. Alles wurde verabredet, und zeitig gingen die Männer auseinander, damit noch Lastthiere und Wagen die Waffen in Gscheidt's Haus zu bringen vermöchten, ehe die Dunkelheit einbräche.

Am anderen Morgen sah man von allen Seiten Schaaren von Menschen jedes Alters und Geschlechtes die Berge herabsteigen. Rings an den Ufern der Tauber nahmen schnell gefertigte Flöße die Ankommenden auf, und schifften sie hinüber auf die Wiesenfläche, die noch mit Sand und Kies weithin bedeckt war. Dampfsäulen stiegen aus den Hütten auf, wo man kochte und briet. Alles wogte hin und her an den Buden der Kaufleute. Wieder waren es die Juden aus den fränkischen Städten, die mit ihren wohlfeilen alten Waffen, und die Schwertfeger aus Mainz und Frankfurt, welche herrliche Losung hatten; denn das Gerücht flog durch das Volk hindurch, es sei nahe, daß das Pfeiferhännslein zum Kampf aufrufen würde.

Als die Sonne hell auf den Plan schien, kam von Thunfeld her ein gewappneter Zug. Auf einem Rosse saß das Pfeiferhännslein, wie ihn das Volk noch nach alter Gewohnheit nannte, obwohl er eine stattliche Gestalt war, die, hoch zu Roß sitzend, fast über die Anderen hinausragte.

Das Volk warf sich nieder auf die Kniee vor dem Manne Gottes, und er hielt seine Hand ausgestreckt, als ob er es segne.

Bei der Tonne angelangt, die unter den Aesten eines mächtigen Baumes stand, sprang er rasch ab, stieg auf die Tonne, und begann eine Rede voll Gluth und Begeisterung. Es herrschte eine Stille,

daß man jede Silbe des Redenden selbst in der größten Entfernung vernahm.

Und als er endlich, fast erschöpft von der Anstrengung, seine Rede schloß, sprach er: „Sanct Kilian sprach zu mir: Sammle am Tage, da die Christenheit mein Andenken feiert, mein Volk wieder; aber gebiete ihm: Lasset Weiber und Kinder daheime, daß kein Weib in der Gemeinde der Brüder sei, und jeder Bruder komme wehrhaft, komme mit Kolben, Morgenstern, Lanze, Armbrust oder Schwert. Es ist an der Zeit, daß der Schlag geschehe, der hinaus halle in alle Welt, daß die Burgen beben und die Klöster erzittern in ihren Fundamenten; daß ein Ruf durch die Welt schalle: Gebet heraus das geraubte Recht, die geraubte Freiheit, das geraubte Gut!" — Als er die Worte gesprochen, erhob das Volk seine Rechte und schwur, Gut und Blut einzusetzen, und am Tage des heiligen Kilian zu kommen, zum Kampfe gerüstet.

Müde war Hanns in das Hirtenhäuslein getreten, weil die Furcht thöricht war; denn der Bischof lachte des Volkes ja, und hielt's nicht der Mühe werth, einzuschreiten, wie das Volk sagte. Doch — dem war nicht so! —

7.

Schau' auf! schau' auf! Du trau'st zu viel!
Es spielt der Feind ein heimlich Spiel;
Es schleicht Verrath sich in die Schaar,
Die gläubig hier versammelt war!

Als das Pfeiferhännslein auf seiner Tonne stand und mit wunderbarer Gluth der Begeisterung redete, lehnte unfern dieser Stelle ein Mann auf einem Streitkolben, der mit gespannter Aufmerksamkeit jedem seiner Worte folgte. Er trug ganz die Kleidung des Volkes aus Franken; aber seine Haltung hatte etwas

Auffallendes. Seine Gugelmütze umschloß so fest den Kopf, daß er sie auch da nicht abnahm, als es alles Volk that, und daran erinnert von nahe dabei stehenden Leuten, glaubten diese, er müsse einen bestimmten Grund haben. Bei fortgesetztem Drängen gab er endlich nach, und da meinten Einige, er habe eine Tonsur, die er nicht habe zeigen wollen. Sein feistes Gesicht ohne Bartwuchs prägte ihn auch fast zu einem Geistlichen. Schon vor der Versammlung war er bei den Buden herumgeschlichen, namentlich bei denen der Waffen verkaufenden Juden und Schwertfeger. Niemand kannte ihn, mit Niemanden ließ er sich ein.

Bei der einmal erregten Aufmerksamkeit würde er dem Volke nicht entgangen sein, wäre nicht der Eindruck der Rede des Mannes Gottes ein so außerordentlicher gewesen.

Der Mann war darauf noch im Dorfe Niclashausen gesehen worden, wie er um das Hirtenhäuslein herumschlich.

Es war allerdings nicht ohne Grund, daß das Volk auf ihn aufmerksam wurde; denn eben dieser Mann verschwand später im Walde, kleidete sich im Hause des Försters um, bestieg ein Roß, und jagte dann eiligst davon.

In das Gemach Rudolphs von Scherenberg, des Bischofs von Würzburg, trat am folgenden Tag ein Geistlicher.

„Seid Ihr schon zurück?“ fragte aufspringend der Bischof seinen Kapellan, denn dieser war es, der als Bauer dort sich auf die Keule gelehnt; „wahrlich, Ihr habt nicht gefaulenzt!“

„Es galt Eile, hochwürdigster Herr,“ entgegnete der Kapellan, „und zwar in doppelter Hinsicht. Einmal wollte ich Euer Gnaden die Nachricht bringen, wie es stand, und dann mich selber mit heiler Haut retten. Das Volk nahm Anstoß daran, daß ich mit meiner Gugelmütze auf dem Kopfe dastand, während es sich völlig den Kopf entblößte aus Ehrerbietung vor dem Manne Gottes, wie es den Betrüger nennt. Als ich endlich auch mein Haupt zu blößen gezwungen wurde, erkannte es meine Tonsura, und kaum

war es mir möglich, seinem geschöpften Verdachte zu entgehen. Daß mein Loos nicht auf's Lieblichste gefallen, wenn es hinter meine Absichten gekommen wäre, liegt am Tage."

„Es soll Euch hoch angeschrieben werden," sagte verheißend der Bischof, „doch redet nun: Wie habt Ihr die Lage der Sachen gefunden? Ist es an dem, was die ängstlichen Gemüther vermuthen?"

„Es ist in der That arg genug," sagte der Kapellan, der sich auf Befehl des Bischofs niederließ. „Stellt Euch einen Jahrmarkt vor, wie er in Frankfurt Messe genannt wird, und Ihr habt ein Bild des Verkehrs. Etwa vierzig Tausend Menschen waren versammelt."

„Was sagt Ihr?" rief der Bischof. „Ihr habt wohl sagen wollen vier Tausend? Und das ist sicherlich zu viel!"

„Zweifelt nicht an dem, was ich sage," fuhr der Kapellan fort, „damit Ihr Euch nicht in eine gefährliche Sicherheit einwieget. Vierzig Tausende waren da, und eher mehr als weniger. Ich bin im Stand, eine Menschenmenge zu schätzen, das wißt Ihr."

Der Bischof schlug die Hände zusammen und blickte mit stets wachsendem Erstaunen den Redenden an. „Wie ist das möglich?" rief er.

„Hättet Ihr gehört, was ich hörte, Ihr würdet's glaublich finden!" sagte der Kapellan; „denn auf der Tonne stand ein Mensch, jung, schön, mit einem Ausdrucke, der, vergebt mir den Vergleich, an das Bild des heiligen Georg mahnt. Und dieser Mensch ist begabt mit einer Redegabe, wie vielleicht unter Tausenden sich kaum wieder Einer finden möchte. Denkt Euch, daß er sich an alle Leidenschaften des Volkes wendet; daß er auf Bischöfe, Geistliche, Klöster, Fürsten, Grafen und Herren schimpfte; daß er jegliche Abgabe als einen Raub, jede Frohnde als einen sündhafte Entwürdigung, jeden Kirchen- und Herrenbesitz als einen durch List und Trug dem Volke entrissenen darstellt; daß er volle, unbedingte Freiheit und Gleichheit predigt; alle weltliche und geistliche Hoheit abschaffen, die Güter theilen und Euch zunächst vom Stuhl Eurer

Würde stoßen, das Schloß zerstören will — so möget Ihr's begreifen, daß sein Anhang unbeschreiblich ist, zumal er sagt, die heilige Jungfrau erscheine und gebiete ihm solches. Sie bezeugen ihm die höchste Verehrung, beugen das Knie vor ihm, nennen ihn Prophet und Mann Gottes, und folgen ihm blind. Was aber das Aergste ist, so möget Ihr den Geistlichen von Niclashausen andächtig an seiner Seite, und Euren Lehensträger und Vasallen Kunz von Thunfeld und seinen Sohn als seine Bannerträger finden. Macht Euch auf seinen Besuch gefaßt. Am Kilianstage bricht das Heer auf, und am anderen Morgen werden sie Euch begrüßen."

Der Bischof wußte nicht, sollte er zweifeln oder glauben; als aber der Kapellan fortfuhr, ihm die Lage der Sachen, den wilden Haß des Volkes, das Kaufen der Waffen zu schildern, da ging ihm denn doch ein Licht über die Umstände auf, die er wohl noch immer gering zu achten geneigt war.

„Habt Ihr, sagte er darauf zu dem Kapellan, der überhaupt seine Rechte war, und bei dem, wenn auch in anderem Sinne, das biblische Wort erfüllt wurde, daß nämlich diese Rechte Manches that, wovon die Linke nichts wußte; habt Ihr des Uebels Grund und Natur so genau erkannt, so wird Euch wohl auch das Heilmittel vor Augen geschwebt haben. Wir wollen ein Heer zusammenziehen zu dem, was bereits in unserer Stadt ist, und dreinschlagen, ehedenn das Volk zur Besinnung kommt."

„Das wäre meine Meinung eben nicht," sagte der Kapellan, der mit offenen Augen Alles besehen hatte. „Wenn man dem Leibe das Herz nimmt, so ist es aus mit ihm."

„Freilich," sagte der Bischof; „aber das thut sich so leicht nicht. Meint Ihr vielleicht den Pfeifer selbst?"

„Ihn eben meine ich," war des Kapellans Antwort.

„Aber wo ist er denn?" fragte der Bischof.

„Er hat sich bis jetzt in Niclashausen aufgehalten, und erst in den letzen Tagen gab ihm der Ritter von Thunfeld eine

Zufluchtstätte, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, es seien Mörder von Euch ausgesendet, ihn wegzuschaffen. Ihr sehet, was Euch das Volk zutraut! — Da sich aber diese Vermuthungen als falsch erwiesen, ist er, trotz aller Warnungen, wieder in sein Hirtenhäuslein eingezogen, worin er ganz allein hauset, und — ich habe es mir genau angesehen, wo man ihn aufheben kann, ohne daß es Jemand hört, weil das Häuschen am Ende des Dorfes steht. Gebt mir eine Anzahl Reisiger, auf die ich mich verlassen kann und ich hole Euch den Vogel aus dem Nest, ohne daß es die Anderen merken."

Der Bischof ging einige Male unruhig auf und nieder.

„Ihr setzt Euern Verdiensten die Krone auf," sagte er dann, „aber ich fürchte, Ihr setzet Eure Person zu sehr aus. Wär's nicht besser, unser Marschalk von Gebsattel vollführte das Stücklein?"

„Wie Ihr denkt, gnädiger Herr; aber je feiner es angelegt wird, desto sicherer ist der Erfolg, und der Marschalk von Gebsattel ist ein rauher Bruder, der zuzutappen und dreinzuhauen gewöhnt ist. Macht er Lärm, so steht das Volk auf, und ich stehe nicht für den Erfolg; überdies kennt er des Hauses Gelegenheit nicht. Gebt mir so viele Reisige, als ich für nöthig halte, und ich bürge Euch für den sichersten Erfolg."

„Thut, was Ihr für gut haltet!" sagte der Bischof, und der Kapellan eilte hinweg.

Gegen Abend ritten etliche und dreißig Reisige aus dem Thore. Sie führten ein Saumroß mit sich, und ihr Anführer war ein Mann, den Niemand kannte, den aber Viele für den in weltlichem Kleid und kriegerischer Rüstung steckenden Kapellan des Bischofs erkennen wollten.

Sie nahmen die Richtung gegen den Taubergrund hin, und verschwanden bald im sinkenden Dunkel des Abends.

Der Kapellan nahm die ihm bereits bekannte Richtung nach

dem Herrenwalde zu. Ohne daß es ein Aufsehen machte, erreichten sie ihn, und nun verbarg sie das Dickicht den Augen der Leute.

An einer mitten im Walde liegenden lichten und reich mit Gras bedeckten Stelle saßen die Reisigen ab, um sich und ihre Pferde rasten zu lassen und den anbrechenden Tag vollends zu erwarten. Auch war es des Kapellans Geheiß, daß sie sich hier ruhig verhielten und den Tag über verbergen sollten; denn erst in der folgenden Nacht konnte der Handstreich glücken.

Er selbst schlich sich zum Förster, und vernahm zu seiner Freude von diesem, das Hanns in dem Hirtenhäuslein wohne und in Niclashausen sei.

Als der Abend gekommen war, führte sie Alle der Förster auf geheimen Wegen gen Niclashausen, und nahe dem Dorfe gebot der Kapellan, daß zehn Männer absäßen und ihm mit Stricken folgten. So schlichen sie denn dem Hirtenhäuslein zu, wo ruhig und arglos Hanns Böheim schlief.

Aber nicht alle Augen schliefen.

Neben der Tonne, auf der der Geliebte predigend stand, hatte Mariechen gekniet, und ihrem Auge war der Kapellan nicht entgangen. Auf seinen Zügen, in denen Grimm und Zorn zu lesen stand, ruhte ihr forschender Blick, und das liebende Herz sagte ihr, da stehe ein Feind, ein Verräther.

Auf ihr Betreiben nöthigte ihn das Volk, seine Gugelmütze abzunehmen, und ihr Auge sah in der unverkennbaren Tonsur das Zeichen, daß es ein Geistlicher, vielleicht ein Mönch sei, jedenfalls aber ein Spion, der Böses im Schilde führe.

Sie begleitete ihn auf Schritt und Tritt auf dem Plane, wo die Buden standen, wo die Bauernhaufen spelsten und zechten und von ihren Entwürfen sprachen; wo sie Waffen kauften, und selbst dann, als er das Hirtenhäuslein umschlich. Darauf aber kam er ihr aus dem Auge, und sie fand ihn nirgends mehr.

Geängstet von dem Gedanken, es könne dem Geliebten Gefahr

drohen, suchte sie ihn auf; aber er war wieder mit den Rittern auf die Burg Thunfeld geritten. Dort hielt sie ihn sicher.

Ach, hätte sie gewußt, daß er am Abend zurückgekehrt sei, sie würde keine Ruhe gewonnen haben.

Erst am anderen Morgen sah sie ihn heraustreten, und nun bestürmte sie ihn mit Bitten, suchte ihm die Gefahr einleuchtend zu machen und ihn zu bewegen, auf die Burg Thunfeld zurückzukehren.

Er lächelte nur über ihre Furcht um ihn. Mit dem Worte gläubiger Zuversicht, daß er im Schutze der heiligen Jungfrau stehe, schlug er alle ihre Besorgniß nieder, und auch an diesem Abend legte er sich friedlich auf sein hartes Mooslager und schlief sanft und ruhig ein.

Ganz nahe vor dem Hirtenhäuslein lag ein großer Wiesengarten, welcher zu dem nächsten Gehöfte gehörte. Ein Haselhag umgab ihn, und gerade vor dem Häuslein war dieser Hag hoch und dicht genug, daß sich leicht Jemand darin bergen mochte.

In ihrem Hüttlein quälte sie ein Doppeltes. Das arme Mariechen hatte fast keine Ruhe mehr vor der Mutter, die heftiger als je sie quälte, abzulassen von dem Betrüger, wie sie Hanns Böheim nannte. Gern war sie daher auswärts; aber mehr noch ängstete sie der Gedanke, der Geliebte könne überfallen werden. Seinen Schlaf zu bewachen war ihre heiligste Pflicht. Als daher Alles im Dorfe still wurde, schlich sie sich in den dichten Haselbusch, sorglich horchend auf jedes Geräusch in Nähe und Ferne. Alles blieb aber so ruhig und stille, daß endlich die Gewalt des Bedürfnisses selbst über das liebende Herz siegte. Sie sank jenseit Mitternacht in einen tiefen Schlaf.

Die Nacht war stockfinster. Kein Sternlein sandte seine Strahlen zur ruhenden Erde.

Von dem Kapellan geführt, schlichen, auf bloßen Füßen gehend, die Reisigen heran. Die Thüre des Hirtenhäusleins hatte nur

ein Holzschloß, einfach und, da alle ähnlichen Schlösser in Einer Weise zu öffnen waren, so war es auch leicht, es ohne Geräusch zu öffnen und ebenso leise zu dem inneren Raume zu dringen.

Erst als die Reisigen drinnen mit Hanns rangen, erwachte das Mägdlein. Ihr scharfes Ohr vernahm die unterdrückten Stimmen, und wie der Blitz entwand sie sich dem Haselbusche und flog in das Dorf. „Hülfe! Hülfe!“ rief sie mit verzweifelnder Angst durch das Dorf.

Die Sitte jener Zeit, sich in den Kleidern auf das Lager zu werfen, begünstigte das rasche Herbeieilen der Bauern.

„Was gibt's?“ fragte Gscheidt, der mit einem Speere bewaffnet zu Mariechen eilte.

„Sie wollen ihn morden!“ rief sie. „Eilet zum Hirtenhänslein!“

Derweile war dort bei der Uebermacht der Kampf schnell beendet worden. Mit Riemen und Stricken hatten sie Hanns Böheim gefesselt. Die Gugelmütze, die er trug, drehte ein Reisiger um, also daß das weit in den Nacken herabgehende Hintertheil das Gesicht bedeckte und, es unten bindend, ihn auch der Möglichkeit beraubte, durch Hülferuf seine Rettung zu bewirken.

Vier Männer faßten ihn nun, und trugen ihn zu der Stelle außerhalb des Dorfes, wo die Uebrigen mit den Rossen harrten.

Sie waren aber kaum dort angelangt, kaum war der Jüngling auf dem Saumrosse festgebunden, da waren ihnen die Bauern auf der Ferse und so nahe, daß Gscheidt seinen Speer dem Rosse eines Reisigen in die Seite stoßen konnte. Das Thier bäumte sich, aber vom Schmerze gestachelt, flog es davon, und der Haufe mit dem Gefangenen ihm nach.

Zwar verfolgten sie die wüthenden Bauern, angefeuert von dem verzweifelnden Mädchen; aber es war vergeblich. Die eilenden Rosse folgten dem Fahrwege, und bald verhallte ihr Hufschlag in der Nacht, und der Haufe kehrte trostlos in's Dorf zurück.

Noch in der Nacht eilten Boten zu Eich, zu Pflasterer, der nicht in seine Heimath zurückgekehrt war, sondern auf einem Gehöfte im oberen Taubergrunde harrte, und auf die Burg Thunfeld.

Von Ort zu Ort wurden Eilboten weiter gesendet, und als der Tag gekommen war, trafen bereits bewaffnete Haufen von allen Seiten bei Niclashausen ein. Denn morgen war der Sanct Kilianstag!

8.

Auf! auf! die Feuerzeichen mahnen,
Es flattern schon die sieggewohnten Fahnen.
Es blinkt das Schwert in tapf'rer Streiter Hand.

Der Anblick der Umgebungen des Dorfes Niclashausen am Morgen des Sanct Kilianstages bot ein Schauspiel, wie bisher keines sich dort ereignet hatte. Bisher waren die unermeßlich sich ausdehnenden Volkshaufen aus allen Ständen, Altersstufen und aus beiden Geschlechtern gemischt gewesen. Der Gesammtausdruck war mehr der einer religiösen Begeisterung in den verschiedensten Graden bis zum höchsten hinauf, der ganz nahe an den Wahnsinn streifte, und das weibliche Geschlecht war es, das namentlich diese Erscheinung darbot. Jetzt sah man nur Männer mit irgend einer, wenn auch noch unvollkommenen Waffe bewehrt; Männer, deren Ausdruck Entschlossenheit, ja selbst wilden Trotz ankündigte.

Von allen Seiten stiegen Haufen herab in das Thal, und schon waren die weiten Räume desselben alle angefüllt, als man von Thunfeld her eine Schaar kommen sah, die im Stande war, die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln. Voran ritt im stolzen Harnisch der Ritter Kunz von Thunfeld; an seiner Seite erblickte man den Junker Michael, seinen Sohn, der eine schwarze Fahne trug. Auf der anderen Seite ritt der Pfarrer von Niclashausen

im priesterlichen Gewand, ein Crucifix in seiner Hand, statt des Schwertes. Reisige zu Roß und zu Fuß schlossen den Zug.

Das Volk machte eine breite Gasse nach einer Anhöhe hin, welche bis jetzt dem Pfeiferhännslein zur Stätte gedient, wo er seine Predigt hielt. Ein Jubelruf des Volkes grüßte die Ankommenden; aber er klang nicht voll, nur mächtig. Man mochte es ihm anhören, daß nicht Alle einstimmten, die den weiten Plan bedeckten, denn die Meisten waren niedergebeugt von der Nachricht, daß der Prophet, der „Mann Gottes“ ihnen auf tückische Weise entrissen und in das Schloß zu Würzburg geschleppt worden. Kaum aber waren die Thunfelder in die Gasse hinein geritten, und der matte Jubelruf verhallt, da rief das Volk: „Seht dort! — Was ist das?“ Und alle Köpfe wendeten sich der umgestülpten Kufe zu, wo Hanns Böheim so oft gestanden und gepredigt.

Durch die Haufen hindurch hatte sich ein Mädchen gedrängt und, sich Raum machend, jenen Ort erreicht. Sie stieg hastig auf die Kufe. Ihr Anblick fesselte Aller Augen und Seelen. Es war eine hohe Gestalt, von dem edelsten Baue, dem reinsten Ebenmaß, in aller Frische und Rundung jugendlicher Formen. Ihr bildschönes Gesichtchen war bleich wie der junge Schnee; aber ihre Augen loderten im wildesten Feuer, ihr reiches lockiges Haar floß wie ein Mantel um ihre Gestalt, denn regellos und lose spielte der frische Morgenwind mit seinen schönen Wellen. Ihre Kleidung war die des Volkes, züchtig und einfach. Sie breitete ihre Arme aus über das Volk. Ihre Brust arbeitete unter einer schweren Last des Kummers, der inneren Bedrängniß.

„Hört mich an!“ rief sie mit einer wunderbar klangvollen Stimme, die selbst in den entferntesten Reihen verstanden wurde; „hört mich an! Sie haben den geraubt, mit roher Gewalt geraubt, den zu hören Ihr gekommen seid, Euren Propheten, den heiligen Jüngling, den Mann Gottes! Fortgeschleppt haben ihn die Ungerechten in's Würzburger Schloß in dieser Nacht. Was wird

aus ihm werden? Wollt Ihr ihn morden lassen, ohne die Hand zu erheben für den Liebling des Himmels? Soll er verbluten ohne Eure Hülfe? O rettet ihn, rettet ihn! Mich sendet der Herr, daß ich Euch führe! Wohlan, folgt mir zu seiner Rettung, zum sicheren Siege!"

Sie sprang herab.

„Halt, Mädchen!" sagte Eich. „Noch geht's nicht." Er stieg hinauf. Er bekräftigte Alles, was Mariechen gesagt, und wie er's selber gesehen. In stets wachsender Begeisterung versicherte er, die heilige Dreifaltigkeit sei ihm erschienen und habe ihm befohlen, das Volk zu Hanns Böheim's Rettung nach Würzburg zu führen, daß sie das Schloß stürmten und brächen. „Es wird sich vor uns aufthun, denn der Engel des Herrn öffnet seine Thore, daß wir einziehen und die Sünder strafen!" rief er mit donnernder Baßstimme, und sein Wort flog wie ein zündender Funke in die Masse.

Vier und dreißig Tausend Bauern umstanden den Hügel; aber nicht Alle stimmten überein mit des Mädchens und Eich's Forderungen. Die Gefangennehmung des „heiligen Jünglings" schlug den Muth Vieler nieder, nahm ihnen alle Zuversicht.

„Die heilige Jungfrau hat ihn und uns verlassen!" flüsterten sie sich zu. „Lasset uns unsere heile Haut retten. Es ist aus mit ihm!"

„Wer weiß, ob Alles wahr gewesen, was er sagte?" meinten Andere, die mit Argwohn die Wendung verfolgt hatten, welche Hanns seinen Predigten gegeben von dem Gebote der Buße ob der Sünden Menge zum wilden Aufruhre gegen des Bischofes heilige Macht und Amt.

„Sollen wir die Zeche zahlen," fragten Andere, „und ihn herausholen aus dem Kerker? Er hätte sich sollen selber wahren vor Nachtheil, und ist er der Liebling der heiligen Jungfrau, so

wird sie ihm durch die dicken Mauern des Verließes schon eine Thüre aufthun. Wir wollen's abwarten!"

Es entstand eine tiefe Stille, dann eine Bewegung. Dem Ritter Kunz entging es nicht, wie viele Tausende sich umwendeten.

„Haltet ein!" rief er da mit gewaltiger Stimme. „Seid Ihr darum bewaffnet gekommen, um feig heimzukehren? Wollt Ihr fort und fort tragen die Last der Frohnden und alle die Ungebühr, die Euch der Bischof auflegt? Wer Freiheit will und Gleichheit, der folge mir!"

Er gab seinem Rosse die Spornen, daß es sich hoch bäumte.

Jetzt schieden sich die Massen. Die kühlere, besonnenere Hälfte kehrte dem Ritter den Rücken. Die vom Rheine, vom Main und von der Tauber folgten ihm. Es waren ihrer an die sechzehn Tausende, Alle bewaffnet, wenn auch unvollkommen.

Bald sah man den unabsehbaren Zug die Straße gen Würzburg einschlagen. Vorauf der Ritter und seine Schaar mit der schwarzen Fahne, die es beweisen sollte, wie tief des Volkes Trauer über das große Elend sei, und wie es den Tod nicht scheue, es zu entfernen.

Ein Reisiger hatte das trostlose Mädchen zu sich auf das Roß genommen, und so ging's denn gen Würzburg weiter ohne Aufenthalt. Nur in den Stunden der Nacht hielt das Heer seine Rast.

Ritter Kunz von Thunfeld und Junker Michael von Thunfeld wurden als oberste Hauptleute bestellt. Eich nahm die Fahne in seinen starken Arm, und je nach Tausenden, Hunderten und Fünfzigen wurden die Haufen gegliedert und Führer geordnet, und als die Nacht sich zum Scheiden neigte, als die Sterne bleicher wurden am Himmel, da brachen sie auf, und als die Glocken in Würzburg von dem Dome, von Sanct Afra, und wie sie alle hießen die Kirchen in der schönen Bischofsstadt, hinausklangen zum Volk, es zu rufen zur Andacht, da erschallte ein entsetzlich Gerücht durch die Stadt. Die Thore wurden geschlossen, die Zugbrücken

rasselten auf. Die Mainschleuse wurde gehoben, daß sich des Flusses trübes gelbrothes Gewässer in die tiefen Gräben ergoß, welche die Stadt umgaben.

Alles Volk eilte auf die Mauern, und mit großem Schrecken sahen sie das Bauernheer daher schreiten und sich in wohlgeordneten Haufen um die Stadt reihen in Form eines Halbmondes.

Als der Bischof die vielen Tausende sah, pochte ihm das Herz in der Brust. Er berief das Domkapitel und die Vasallen, welche im Schlosse waren, und deren Mannen es besetzt hielten, zu Rathe. Manche meinten, und besonders waren dies die Ritter, man solle ausfallen mit des Schwertes Schärfe; die Aufrührer würden wie Spreu im Winde sich zerstreuen; denn es sei ja nur Einer unter ihnen des Kampfes kundig, der eid- und pflichtvergessene Thunfeld; der könne sie nicht halten; das Pfeiferhännslein sei ihre Seele gewesen, und seit man den hinter Schloß und Riegel habe, sei das Alles nur Kinderei und Bauerntrotz, der nicht weiter reiche als bis zum ersten Schwertschlag.

Der Marschalk von Gebsattel vertrat diese Meinung mit großem Nachdruck und Eifer.

Aber im Domkapitel erhob sich eine mildere Stimme.

„Sie wissen nicht, was sie thun," sagte ein ehrwürdiger, alter Domherr, ein Edler von Reichenberg, „und darum soll man säuberlich verfahren mit dem Knaben Absalon. Lasset uns eine Botschaft zu ihnen senden und hören, was sie wollen, vielleicht, daß sie in Frieden abziehen, weil allezeit ein gutes Wort einen guten Ort findet."

„Wohlgesprochen," sagte der Bischof. „Wir wollen sie hören. Marschalk von Gebsattel, reitet hinab, und erkundet ihre Meinung, und mahnet sie, heimzuziehen!"

Nur mit Widerwillen fügte sich der trotzige Marschalk dem Herrengebote.

Als er unten bei dem Bauernheer ankam, das sich gelagert

hatte, wurde er zum Ritter Thunfeld geführt, um den die Führer standen, bei hundert, Männer, denen man es ansah, daß sie das, was sie wollten, sich zu erringen bereit waren.

Mit stolzem, höhnischem Wesen redete Gebsattel sie an, und fragte nach ihrem Begehre.

„Gebt uns das Pfeiferhännslein frei ohne Gefährde," sagte Jost Eich, „so wollen wir abziehen in Frieden; wo nicht, so wird das Schloß und die Stadt gestürmt, und wehe Denen, die drinnen sitzen, trotzend auf ihre fleischliche Macht und Gewalt! Hie Schwert des Herrn und Gideon," rief er, „und die heilige Jungfrau ist bei uns und mit uns, und die heilige Dreifaltigkeit hat mir geboten, nicht eher zu rasten, als das Werk vollendet ist."

Der Marschalk fuhr fort, mit hochfahrendem, die Bauern höhnendem und bedrohendem Wesen zu reden. Da gab's ein wildes Gemurmel.

„Reißt ihn vom Pferde!" schrie das Volk. Steine flogen gegen den Abgesandten, und nur sein gutes Roß rettete ihn vom Tode der Steinigung. Das wildempörte Volk folgte ihm noch eine Strecke gegen die Stadt hin.

Vom Schloß aus sah man diese Ereignisse mit an und der greise Domherr sprach: „Die Wahl war unglücklich; sendet einen Anderen, der mit sanftem Worte den weisen Ernst zu mischen weiß."

Wieder erhoben die Ritter ihre Stimme, aber der milde Domherr siegte und ein Anderer ritt hinab. Es war ein Hutten.

Sein Wort fand eine gute Statt, denn ehe er hinab kam, waren aus den Wurfgeschossen der Burg mächtige Steinkugeln hinabgeflogen und hatten viele der Bauern erschlagen und dadurch Schrecken in ihre Reihen gebracht.

Hutten sagte ihnen, der Bischof würde die Sache des Pfeiferhännslein zu Recht untersuchen lassen, und nach Befund Recht und Gerechtigkeit walten lassen zur Freiheit oder zur verdienten Strafe; die aber, die dem Bischof oder Domkapitel oder des Stiftes Ritter-

schaft pflichtig wären, sollten eingedenk sein ihrer Eide und heimziehen, dann wolle der Bischof statt Recht Gnade üben und Vergebung.

Mit Würde, Kraft und doch mit Milde war das Wort gesprochen, und es schlug durch bei den Besonneneren in den Haufen. Sie erkannten, welch' Loos ihrer harre, wenn sie länger weilten, und die Haufen vom Maine, aus des Stiftes Landen, die von Wertheim und aus dem Gelände an der Tauber hin, so weit des Bischofes Krummstab reichte, brachen auf und zogen in Ruhe ab, wie auch die Anderen mahnten, der Ritter Thunfeld haderte und das verzweifelnde Mädchen flehte.

Und als man droben auf dem Schlosse sah, daß sich die Haufen trennten und hierhin und dorthin zogen, da siegte ein teuflischer Rath, und die Ritter saßen auf mit ihren Mannen und fielen den heimkehrenden Bauern mit des Schwertes Schärfe in den Rücken, mordeten und wütheten wie Rasende unter dem armen Volke.

Wenn auch die Meisten flohen, so ergriff doch auch Viele die ganze Gewalt des Zornes ob solchen tückischen Verrathes.

Bei der Kirche von Buttelbronn stellten sich die Bauern kräftig zur Wehr.

Es kam wohl zum Kampfe; doch auch jetzt rissen die Meisten aus, und die sich in die Kirche geflüchtet, gaben sich endlich, als man drohte, die Kirche anzuzünden, gefangen. Jost Eich war darunter.

Die Ritter und ihre Reisigen hatten sich gerettet und flohen aus dem Lande, als sie sahen, daß Alles verloren sei. Der Pfarrer von Niclashausen war unter den Gefangenen, welche man gen Würzburg schleppte.

9.

Hoffen? — Nein!

Von Mariechen hatte Niemand mehr eine Spur bemerkt, seit Hutten das Wort vom Gerichte gesprochen. Eine innere Stimme sagte ihr, nun sei er verloren.

Von dem Augenblick an war ihre Kraft, ihr Muth, ihre Hoffnung gebrochen. Sie war still aus den Reihen der Männer gegangen, dem Maine zu, dessen Ufer dicht von Weiden umschlossen waren, und dort saß sie und sah thränenleeren, starren Blickes hinab in die rastlos dahinrollenden Wogen. Es schien, als sei alles ausgetilgt aus ihrem Geiste, was sich auf die Vergangenheit bezöge, und für die Zukunft blieb kein Raum in ihm übrig. Blickte das trübe Auge nicht in die Fluth, so war es nach den Mauern des Schlosses gerichtet, das ihn umschloß, in dem ihr Leben und Sein aufgegangen war.

Ein Mainfischer, dessen Hütte nicht weit von der Stelle am Ufer lag, fand sie und erbarmte sich der Armen, deren Geisteslicht völlig erloschen zu sein schien. Sie redete kein einziges Wort, und wie dringend er sie nach Heimath, Herkunft und Absicht fragen mochte, er erhielt keine Antwort; was man auch in der Hütte sprach, sie nahm keinen Antheil daran.

So vergingen Wochen und Monate, ohne daß irgend eine Aenderung in dem Zustande des schönen, leidenden Wesens eingetreten wäre. Sie machte keine Beschwerde; ihr Essen war so geringe, daß sie der armen Fischerfamilie nicht lästig wurde. Ueberdies sah man deutlich, daß sie hinsiechte und daß ihr Ende nicht mehr ferne sei.

Eines Tags, es war jenseit der Hälfte des Heumonats des Jahres 1476, trat der Fischer spät am Abend in die Hütte. Er hatte die Frucht eines reichen Fanges nach der Stadt gebracht, und kehrte eben wieder. Mariechen saß still im Winkel.

„Wo bleibst Du so lange?“ fragte sein Weib.

„Ei,“ sagte er, „die Stadt wogt auf und nieder und viele Menschen strömen nach dem Schatenanger, wo ein Ketzer morgen verbrannt werden wird.“

„Ein Ketzer?“ fragte neugierig das Weib; „was hat er denn verbrochen?“

„Weißt Du denn nicht, wie's damals zuging, als die Bauern

gen Würzburg zogen. Sie wollten ja das Pfeiferhännslein befreien. Der Bischof verhieß Recht und Gerechtigkeit nach Urtel und Spruch. Er hatte das Volk belogen, die heilige Jungfrau sei ihm erschienen und habe ihm geboten, das Volk gegen die Herren zu führen. Da haben sie ihn in Niclashausen heimlich gefaßt, und als sie hierher zogen, da hat ein Anderer, er heißt Jost Eich, gesagt, die heilige Dreifaltigkeit sei ihm erschienen und habe ihm befohlen, das Pfeiferhännslein zu befreien. Den haben sie in der Kirche zu Buttelbronn gefangen. Ueber diese Beiden ist das Urtel nun gefällt und über einen Dritten."

„Wie ist es gefallen?" fragte plötzlich das stille Mädchen und trat mit Entschiedenheit gegen den Fischer, der erschrocken zurückwich.

„Warum fragst Du?" redete er sie an, und wußte sich nicht zu deuten die völlig unerwartete Veränderung ihres Wesens.

„Ich frage, weil er mich angehet," sagte sie. „Ach, er liebte mich so treu und war so gut, so heilig!" hauchte sie leise hin, und ein Thränenstrom brach aus ihren Augen, und sie rang die Hände. „Urtheil und Recht?" rief sie aus. „O nein; sie haben kein Urtheil gesprochen ohne Erbarmen. Ich weiß es ja; er soll auf dem Holzstoße verbrannt werden!"

Der Fischer sah sie mit Entsetzen an. Niemand hier wußte noch von dem Urtheil, und sie schien gar auf seine Worte nicht gemerkt zu haben. Es war das erste Zeichen geistigen Lebens, das sie gab, seit sie in seiner Hütte war aufgenommen worden. Als der Fischer den Namen des Pfeiferhännsleins ausgesprochen, da lösten sich die Bande ihres Geistes, da erwachte sie aus dem stillen Traumleben, in das sie versunken war. Keines seiner Worte ging ihr verloren.

Kein Wunder, daß das gutmüthige Paar, welches die Arme bis jetzt mit einer Pietät gehegt, welche den Geisteskranken das Volk von je erwiesen, mit starrem Erstaunen dieses Erwachen vernahm; kein Wunder, daß es sie noch mehr ergriff, als sie vernahmen, daß

sie mit jenem Unglücklichen Zusammenhang hatte, von dem einst so wunderbare Mähr durch's Land getragen worden war. Jetzt war ihnen das Räthsel gelöst, warum sie tagelang stumm und unverrückbar das Auge auf die Thürme und Mauern des Schlosses gerichtet hatte.

Während noch das Ehepaar von seinem Erstaunen gehalten war, ging Mariechen hinaus.

Als sie nach einiger Zeit nicht wieder kam, sagte die Fischerin zu ihrem Manne:

„Geh', Lorenz, und sieh' doch nach ihr! Führe das arme Kind herein. Ach, ich fühle jetzt recht, wie ihr das Herz muß gebrochen sein!“

Der Fischer ging stille hinaus; aber wie er auch suchte, keine Spur von ihr war zu finden; wie er auch rief, kein Ton antwortete aus der Stille der Nacht her.

Er sprang, von Angst erfüllt, in seinen Kahn und trieb ihn hinauf und hinab am weidigen Ufer, nirgends war ein Zeichen von ihr. Alles war still wie im Grabe.

Die guten Menschen trauerten um sie und beteten für ihre arme Seele, denn sie glaubten, sie habe in den Fluthen des Maines Frieden gesucht.

Der kommende Tag fand sie schon wieder suchend nach dem Mädchen. Unzählige Male warf der Fischer sein Netz mit dem Bleikranze aus, der es in die Tiefe zog, damit er den Leib der Armen fände; aber alles blieb erfolglos.

Gegen neun Uhr Morgens bewegte sich ein mächtiger Zug aus den Thoren der Stadt Würzburg.

Schaaren des Volkes bewegten sich langsam nach dem Schotenanger hin. Ihnen folgte eine Menge Geistlicher, besonders Dominikaner-Mönche, die Alle Fakeln trugen und Kerzen; hinter diesen kamen im Armensündergewande drei bleiche, magere, kaum noch zu gehen fähige Gestalten. Es war Jost Eich, die einst so gedrungen kräftige, wenn auch kleine Gestalt, und Hanns Böheim, der frische,

kräftige Jüngling, und noch ein Anderer. Jetzt waren sie nur noch Schatten. Das Auge war erloschen, jede Lebensfarbe in ihrem Gesichte getilgt, die Gestalten gebrochen, geknickt, die Glieder ohne Spannkraft. Man sah es ihnen an, sie waren auf der Folter schon unter allen Qualen der Hölle geprüft worden.

Als sie die Scheiterhaufen sahen, war es, als überflöge ein Hoffnungsstrahl ihre leblosen Züge, daß der Leiden Ende da sei.

Immer dichter drängte sich das Volk jetzt zu einem Kreise zusammen.

Nochmals nahten sich Geistliche den drei Unglücklichen. Sie knieten nieder, beteten leise, küßten das Crucifix und dann wurden zwei geköpft, und Hanns stieg hinan und wurde von den Henkern an den Pfahl gebunden. Jetzt senkten sich die Kerzen und Fakeln in das dürre Reisig des Scheiterhaufens, der Qualm stieg auf, die Flamme schlug empor — die Geistlichen stimmten einen Gesang an. —

Da theilte ein Mädchen mit mächtigem Arme das Volk, schob die Mönche zur Seite und war mit einem mächtigen Sprunge bei Hanns Böheim, den sie mit ihren Armen umschlang.

Noch einmal sah er sie an und lächelte sanft, noch einmal rief sie: „Gottlob, ich sterbe mit Dir!“ — und die Flamme ergriff ihr Gewand, brüllend stieg sie zur Säule empor, und mit Entsetzen wandte sich das Volk ab und eilte zur Stadt zurück.

Der Fischer hatte Mariechen am Holzstoße gefunden und sie mit Gewalt davon entfernt; aber als sie den Geliebten erblickt, war es umsonst, sie zurückhalten zu wollen. Mit Riesenkraft hatte sie sich losgerissen, um mit ihm zu sterben. Und als der Fischer ihr nachstürzte, war es zu spät.

Das schreckliche Gericht war gehegt. Barmherziger verfuhr man mit den übrigen Gefangenen. Sie schworen die Urfehde und zogen gedämpft, gedemüthigt, entmuthigt heim.

Von dem Pfarrer verlautete im Volke, er sei nach schwerer Buße in ein Dominikanerkloster gekommen und dort bald erlegen den erduldeten Leiden. Der Kapellan aber, der Hanns Böheim gefangen, ist sein Nachfolger in der Pfründe zu Niclashausen geworden.

Die Ritter von Thunfeld lebten lange in der Verbannung, bis es endlich ihrer zahlreichen Sippschaft von Vettern und Oheimen gelang, ihnen des Bisthums Vergebung wieder zu erwerben unter der Bedingung, daß sie auch ihre eigenen Güter alle dem Stifte zur Sühne gaben und sie als Lehen (bei dem Volke hieß es: „Bettelgut“) zurück empfingen.

So endete eines der Vorspiele des Bauernkrieges. Die Gewaltigen jubelten über die errungenen Siege; aber der Funke, der hier aufgelodert war, schlummerte nur unter der Asche. Und es schlich als ein bleiches Gespenst durch die Gaue und erschien bald hier, bald dort — der Aufruhr gegen Mißbrauch und Ungebühr, und zur Selbsthülfe trieb es den „armen Mann,“ die niemals aber den zum Heile führen kann, der in wildem Wahne zu ihr greift.

Die Eroberung Bacharachs.

Historisch-romantische Erzählung aus dem Jahre 1632.

Wenn Du irgendje, freundlicher Leser, den herrlichen Rheinstrom herabschiffsteſt, und Dein Auge trunken auf dem lieblichen Rheingau geruht, den man mit Recht Deutschlands Wonnegau nennt, und Du nun unterhalb Bingen, wo der Silberstrom durch die näher zusammenrückenden, mit alten Burgtrümmern geschmückten, von Reben umkränzten Berge sich hindurchwindet, wilder brausend und schäumend ob des verengten Bettes und der Felsenfesseln, die der frei urkräftige Alpensohn nur mit Widerstreben dulden zu wollen scheint, Dich in die wildschöne Schlucht hineintragen ließest vom schaukelnden Schifflein — Du entsinnest Dich dann wohl noch eines ungemein schönen Anblickes, der sich Dir darbot, als das Thal, bei dem Dörfchen Heimbach sich etwas erweiternd, eine freiere Ansicht zuließ. Doch — es ist zu viel des Schönen an diesen gesegneten Ufern zusammengedrängt, als daß das Einzelne sich dem Gedächtnisse so tief einprägen könnte, daß nicht neue reizende Bilder, wie sie bei jeder Stromeswindung wechseln, es in den Hintergrund sollten zurücktreten lassen. Ich will Deinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen, will das Bild Dir mit Worten zu malen versuchen. — Vielleicht, daß es lebhaft — als freundliche Erinnerung — vor Deine Seele tritt.

Der silberklare Strom liegt wie ein Spiegel vor Dir da. Kaum gewahrst Du, daß seine Wogen sich fortwälzen. Die Ruder ruhen — das Schifflein fließt mit der Woge — es scheint ungerne

die schöne Stelle zu verlassen — wo kein Strudel Gefahr droht, wo das Auge sich nicht satt sehen kann, wo ein Füllhorn des Segens ausgegossen zu sein scheint. Hohe Berge, deren Fuß die Rebe, deren Gipfel Baumesgrün, saftige Saatfelder, — imposante Ruinen oder freundliche Weiler schmücken, bilden den Rahmen. Der Rhein hat aufgehört ein Strom zu sein. Er ist ein See geworden. Dort ragt eine Felsenkuppe hoch in die balsamische Luft hinein, die Du athmest; hier sind die Berge kegelförmig, oben abgeplattet. Während am Fuße der fleißige Winzer die Rebe pflegt, zieht oben der Pflug seine Furchen in fruchtbares Land, und aus der Fruchtbäume Blätterkronen. blicken die friedlichen Wohnungen harmloser, kräftiger Menschen. Ueber eine kleine saftiggrüne Insel hinweg gleitet Dein Blick rechts auf das freundliche Lorch, das alte Lauriacum, das sich in bedeutender Länge am Ufer hinzieht, einst berühmt ob seiner Tuchwebereien, die ein finsterer Fanatismus verscheuchte; herrliche Weinberge umgeben es. Den Gipfel seiner höchsten Höhe schmückt eine Ruine, und östlich öffnet sich das herrliche Wisperthal mit seiner Kapelle. War es ein Sonntagmorgen oder ein Maiabend, als Du hier weiltest, so trugen gewiß die harmonischen Töne des berühmten Geläutes seiner alten Pfarrkirche Dein Gemüth himmelan. Weiter hinab, rechts vor Dir liegt im Rebengrün, halb vom Bergesvorsprung verdeckt, Lorchhausen, mit seinen gewaltigen Mauern sich an den Felsen lehnend, dessen Fuß das Schäumen und Brausen der Wirbellai verursacht. Heimbach lehnt sich links an gewaltige Felsen furchtlos an, und die Burgruine scheint es zu schützen. Weiter abwärts erblickst du Fürstenbergs stolze Ruinen. Einst gewaltiger Dynasten Wohnsitz, vor denen selbst Kaiser zitterten, steht jetzt noch seiner Mauern reicher Ueberrest gewaltig da oben, trotzend dem Zahne der gefräßigen Zeit. Sein ungeheuer starker, jungfräulich schlanker, stattlicher Wartthurm sieht so ernst herab in das Thal, als wollte er höhnend zu dem entarteten Pigmäengeschlechte dieser

Zeit sagen: Hier wohnten einst Helden, stark und stolz wie ich; hier übten sie ihres Armes Muskelkraft an Schwert und Bogen; hier soll fürder kein Geschlecht hausen, weil für den Sperling kein Adlernest paßt! — Und unten, wo ein freundliches, rebenreiches Thal sich mündet, liegt das Dörfchen Rheindiebach, welches ein zweifelhaftes Alterthum Digitus Bacchi nennt; auch von Mauern umschlossen und von Thürmen beschützt, deren einer, am südöstlichen Ende des Dörfchens, der Zerstörung entging. Noch weiter abwärts blickt traurig die Ruine des Klosters Fürstenthal aus dem Schatten kräftiger Nußbäume zu Dir herüber; aber gerade vor Dir erblickst Du eine alte Stadt, sanft hingeschmiegt am Fuße zweier Berge. Das helle Weiß ihres auf gewaltigen Quadern ruhenden Klosters, das tief unten des Rheines Welle bespült, die freundlichen, über die uralte Stadtmauer herüberblickenden Wohnungen, die hohen, gewaltigen Thürme, die in weitem Bogen sie umschließen, oben die weitläufigen Ruinen der einst gewaltigen Burg, und mehr noch die aus der Zeiten Ferne stammenden Ruinen der im reinsten Styl erbauten Wernerskirche, die weit über die Stadt und die hohe Pfarrkirche hinaussehen — ziehen schnell Deine Blicke auf sich und fesseln sie — es ist Bacharach, von dem die Sage so viel, die Geschichte leider nur wenig mehr zu erzählen weiß. Sieh', hier hauste einst jener heldenkühne Hermann von Stahleck, dessen Namen der Berg trägt, der im rheinischen, salischen und ripuarischen Franken ein so mächtiger, vielgefürchteter Dynaste war. Hier ist des Pfalzgrafengeschlechtes Wiege. Hier sollen einst Roms eherne Söhne der Rebe goldene Frucht erzogen und in den Felsen, die wie ein Damm die Heilesen-Insel schützen, dem Bacchus einen Altar gemeiselt haben, wo sie ihm der Trauben Erstlinge geopfert und ihres Saftes Libationen gebracht. Noch steht jener Altar; aber die Anschwemmungen haben das Bett erhöht und ihn, den Charaktere schmücken sollen, dem Blicke des Forschers neidisch entzogen; doch im Namen der Stadt bleibt sein Andenken gesichert, denn Bacharach bewahrt

den römischen Klang: **Bacchi ara.** Hier erhob früh durch des beim nahen Salmenfange am Lurelei angesiedelten Christusboten Goarius Wort die Religion des Friedens und der Liebe ihr Panier; hier blühten Handel und Gewerbe in der Zeit der Barbarei; hier wirkten einst die Wittelsbacher frommen Sinns und stifteten jene in Ruinen noch herrliche Wernerskirche zu Ehren des frommen Knaben, der, wie die Sage erzählt, das Opfer jüdischen Hasses soll geworden sein, und jene Petri- und Paulskirche (die mit Unrecht den Namen Tempelherrnhof trägt), deren schönes Chor man noch heute bewundert. Groß und berühmt war einst die Stadt, jenes Hansa-Bundes Genossin, der so sehr Deutschlands Gewerbfleiß hob und so wohlthätig auf die Gesittung einwirkte. Hoch hinauf in den Norden und weit hinab in den Süden gingen ihrer Thäler Weine, selbst bis zur geistigen Weltbeherrscherin Roma, deren Gebieter selbst neben den Thränen Christi der rheinischen Berge Gewächs pries. Huldvoll geschirmt, weise regiert von ihren Oberherren, hatte sie sich mancher wichtigen Privilegien zu erfreuen und einer merkwürdigen Repräsentativ-Verfassung, die noch heute den Kundigen reizt, in die leider so sehr verschütteten Schachte ihrer früheren Geschichte hinabzusteigen. Doch, wo ist der Glanz jener Zeiten? Wo der Ruhm jener Tage? Wo das rege Leben jener Zeit? Nur noch eine Mumie ist übrig, aus der das Leben gewichen; öd' und still ist es geworden in den Straßen und am Hafen, wo einst eines Mastenwaldes Wimpel im Morgenwinde flatterten. Rufen Dir, freundlicher Leser, diese Worte das Bild jener lieblichen Gegend zurück, die einst Dein Auge geschaut — dann — ich bitte — laß es nicht schnell wieder verdrängen. Halt' es fest. Ich will Dir erzählen, was einst vor grauen Jahren in diesen alterthümlichen Mauern, in dieser Gegend sich zutrug. Die Schicksale dieser Stadt, einst so berühmt, jetzt so unbedeutend, sind mir nicht fremd, ihre Sagen vertraut. Aus dem Buch ihrer Vorzeit wähle ich einige Blätter aus, knüpfe daran die Bilder, die mir

die Sage vertraut, die ich den Erzählungen der Greise und alten Familiennachrichten entnahm, und gebe Dir's schmucklos hin. Und ist mir's gelungen, Dir eine Stunde erheitert zu haben, so bin ich reich belohnt. Richte mild, wenn nicht immer mit peinlichem Buchstabendienst ich der Geschichte Urkunden copirt. Unwahr ist's darum nicht, weil's unbekannt, und was im Gemüthe lebt, ist da gewesen.

1.

Es war am zweiten Tage des Maimondes im Jahre 1631, als der alte Rathsbürgermeister Hanns Jakob Heileß von der Münze*) her kam, wo sein stattliches Wohnhaus stand, eins der schönsten der Stadt, wie er einer der Reichsten ihrer Bürger und Patrizier, — und auf die Schenke zuschritt, die hochgiebelig an der Ecke des Marktes, dem altehrwürdigen Rathhause gegenüber, lag, und ebenso der Petri- und Paulskirche, mahnend an das Sprüchlein: Wo der Herr einen Tempel hat, baut der Teufel eine Schenke nebenan. Die Schenke war berühmt innerhalb der Ringmauern der Stadt und draußen; denn hier trank nicht Janhagel seinen flachen Heimbacher oder der eigenen Stadt geringstes Gewächs, sondern die angeseheneren Bürger sammelten sich hier, um vom Meister Gölz sich den blumigen Steeger, den feurigen Manubacher, den lieblichen Diebacher kredenzen zu lassen, oder in Diebacher Feuerwein**) des Lebens Sorgen und Kümmernisse zu begraben,

*) Bacharach hatte in früheren Zeiten eine Münzgerechtigkeit und eine Münze. Dies Gebäude lag unfern des Baches, der sich aus dem Steeger Thale windend am nördlichen Ende der Stadt in den Rhein mündet. Er heißt heute noch Münzbach, und das Thor dabei Münzthor, die Gegend — Münze. Münzen aus dieser Stätte sind äußerst selten. Der Verfasser sah einen Albus, der hier geschlagen war.

**) Dieser Feuerwein war ein eigenthümliches Produkt der Thäler, wie man die Orte Bacharach, Oberdiebach, Manubach und Steeg nannte; doch wurde in der

die ja auch dem Schooßkinde des Geschickes nicht fehlen, für das allein die Erde ihr Köstliches hervorbringt. —

Auf diese Schenke schritt der Rathsbürgermeister Heileß langsam und würdevoll zu, den hohen Stab mit dem Silberknopfe in der Rechten und die große Sammetmütze mit der Linken nach allen Seiten gegen die Grüßenden lüftend; denn er war ein geachteter Mann, der viel Gutes that an den Armen und Jedem gerne diente. Es war ein wunderschöner Tag gewesen, und der tiefblaue Himmel sah so treu und mild in das Rheinthal, daß es den alten Herrn lockte, die Marktgasse hinabzuschreiten an den Rhein, um dort sich zu ergehen; allein noch war die Sonne nicht hinter den Hochgebirgen von Steeg hinabgesunken, ja man konnte sagen, sie brannte heiß, so frühe es auch noch in der Jahreszeit war; die Winzer arbeiteten noch in ihren Rebbergen, und um des Maigeläutes*)

Stadt selbst nicht gefeuert; in Oberdiebach geschah dies zuletzt 1803, und seitdem nicht wieder. Man sagte, die Kunst sei verloren; allein dies ist nicht der Fall. Sie findet ihren Lohn nicht mehr, darin liegt ihr Ende in praxi. Man pflegte nämlich in eigens dazu erbauten, niedrigen Gewölbekellern den Wein im Fasse so lange als Most zu kochen, bis alles Phlegma verschwunden, der Zuckerstoff allein und der Geist, ersterer concentrirt, übrig geblieben. Kohlenfeuer war das Mittel. Wie man allmälig das Feuer gesteigert, so ließ man es allmälig wieder abnehmen, damit des Fasses offene Fugen sich wieder schlossen. Die Prozedur war langweilig, selbst lebensgefährlich und kostbar; aber der Wein auch einzig. Dieser war es, der Aeneas Sylvius so baß mundete, weil er an Geist und Süße selbst seine Italiener und Sicilianer übertraf, und ihn bestimmte, sich jährlich welchen nach Rom bringen zu lassen. Schade, daß unsere Weinhändler nicht mehr ähnlichen suchen, bestellen und bezahlen! Ob sie dabei verlören?

*) Seit vielen Jahrhunderten herrschte in dem kurmainzischen Rheingau, dessen letzter Ort Lorch war, die Sitte, daß an jedem Abend im Mai, ehe noch die Nacht ihren Rabenfittich über die Thäler gebreitet, eine ganze Stunde lang mit allen Glocken geläutet wurde. Schade, daß diese Sitte nach und nach endet, denn nur in ihrem Ursprung ist sie tadelnswerth. In Lorch hat sie sich am längsten erhalten. Wenn an stillen milden Maiabenden der Glocken harmonischer Klang (und Lorch hat das trefflichste und volltönigste Geläute, das man hören kann), in lang gehaltenen Accorden durch das Thal zieht, hebt er auf seinen Flügeln das Gemüth zum Himmel,

feierlich=melancholische Klänge zu vernehmen, war's noch zu frühe am Tage — aus diesen Gründen — und weil er durch die Bogenfenster von ferne schon Gäste gewahrte, wollte er eben zur weitgeöffneten Thüre der Schenke einbiegen, als es ihm noch zur guten Stunde einfiel, einen Blick zwischen den hohen Kastanien hinauf zu den Fenstern des Saales*) zu werfen, der an die Schenke stieß. Da sah er denn in das bleiche, ernste Gesicht des Saalschultheißen, Doctoris juris Rima, das so kalt und theilnahmlos herabsah, als sei es aus Carara's Marmor gemeißelt, und dem ehrfurchtsvoll

---

und wer hier nicht andächtig wurde, hat kein Herz. Woher der eigenthümliche Gebrauch stammte? — Ein Aberglauben aus Carls des Großen Zeit ist seine Quelle. Wenn im Mai die Hexen nach dem Blocksberg und von da zurückziehen, soll dies Geläute, als Gott geweiht und die Menschen zum Gebete mahnend, ihre unheilbringende Macht von den Fluren des Rheingaus abhalten. Der geheiligte Krummstab blieb allein da wehrlos, wo der ganzen Hölle und ihrer Vasallen Gewalt zu fürchten war; er mußte Hülfe suchen bei der Glocken weithallender Stimme!

*) Wahrscheinlich hatte Erzbischof Bruno von Cöln die Vogtei Bacharach, mit Einschluß der Orte Steeg (Stiga), Oberdiebach (Digitus Bacchi), Manubach (Manus Bacchi) von seinem Bruder, Kaiser Otto I., erhalten, und gab sie an die Stahlecker, welche Erben der Rauinger oder Raugrafen des Trachgaues waren, welcher sich von Heimbach (humerus Bacchi) bis hinab nach Coblenz, längs des Rheins Ufern zog, zu Lehen, die dann im Laufe der Zeit, mit Recht oder Gewalt, ist unbekannt, sich diese Herrschaft erbeigen zu machen wußten. Soviel aber ist gewiß, daß noch spät Kurcöln gewisse Gerechtsame in dem kleinen Thälerstaate zustanden. Es hatte in Bacharach ein eigenes Gebäude (in der französischen Periode verschwand es, wie so manches andere Denkmal früherer Zeit durch den Vandalismus, der nichts schonte), den Saal — auch der Kummerhof genannt, wohl wegen der Criminalgefängnisse, die sich unter ihm befanden. Hier wohnte der kurcölnische Saalschultheiß, der in Gerichtssachen, namentlich in Criminalangelegenheiten, gewichtige Prärogative hatte. Hier wurde der Thälerrath versammelt, der aus zwölf Rittern und zwölf wählbaren Bürgern, Rathsbürgermeistern, bestand, die der Thäler Verwaltung und Gerechtigkeit leiteten und in der Amtsausübung zu wechseln pflegten. Der Saalschultheiß führte den Vorsitz, und an seiner Seite saß der stahleckische Vogt, seines Herrn Rechte zu wahren. (Handschrift von 1668.) Wahrscheinlich besaßen die Thäler ein eignes Rechtsstatut. Ob es noch irgendwo existire? Von der Rahmer und Scotti kennen es nicht.

Grüßenden ward es fast kalt bei dem Anblick, und schneller bog er zur Schenke ein, gleichsam, als wolle er dem Anblicke dieses Antlitzes entfliehen, das etwas so Erschütterndes hatte.

Als der alte biedere Mann in die geräumige Gaststube trat, war sie über Erwarten leer. Sonst fand man hier um diese Zeit Männer aller Zeichen und Zünfte, redend von ihren Gewerkfahrten in fremden Landen und deren Abenteuern in Wahrheit und Dichtung, je nach Sinn und Geschmack des Erzählers. Heute saßen nur Zwei da — altgewöhnte Schoppenhelden, die sich das Steeger letzte Jahresgewächs munden ließen und von Welthändeln redeten, wie sie die vielbewegte Zeit gebar, und der Schweden oder Kaiserlichen Sieg und Niederlage. Es war der Eine der Kürschnermeister Ulrich Prätorius, im Trinken wie in Politicis erfahren, dabei ein Mann von vielem Gewichte, jedoch nur körperlichem; denn sein Geist war federleicht und sein Muth leichter als der des Hasen. Der Andere, von hoher und muskulöser, fast riesiger Gestalt, hieß Leonhard Lauer, war seines Zeichens ein Schiffer, und führte ebenso kräftig, sicher und häufig den Becher zum Munde, als das Ruder in der nervigen Faust. Der Wirth, klein von Leibesgestalt, aber rund wie ein Ahmfaß (Ama), mit einem rubinrothen, glänzenden Vollmondgesicht und gleichmüthigen Hängebacken, stand vor dem Tische, woran jene saßen, seines Geschäftes zu warten und seinen Groschen zur Zwiesprache dann und wann zu geben, die jene eifrig führten. Beide Zecher erhoben sich ehrfurchtsvoll, als Heileß hereintrat, boten freundlichen guten Abend dem Herrn Rathsbürgermeister, und setzten sich erst wieder, nachdem Gölz den umfangreichen Lehnstuhl seiner verstorbenen Schwiegermutter zunächst gegen das Fenster gerückt und Heileß sich behaglich darin niedergelassen hatte. Ohne auf das Geheiß des Rathsbürgermeisters zu warten, eilte der seiner Gäste kundige Wirth hinaus, brachte ein Schöpplein Diebacher Feuerweins von Anno 1630, und setze es mit einem herzlichen: Proficiat! vor den vielwerthen

Gast. Ehe aber noch ein Gespräch eingeleitet werden konnte, öffnete sich abermals die Thüre, und hereintrat mit mächtigem Pathos und höchst formellen Grüßen, nahe an die Vollendung der Formalität jener Zeit grenzend, der patriotische Schneidermeister Zinkgräf, viel gewandert, viel erfahren und niemals ohne Rath und — Durst. Des Mannes Wohlstand zeigte sich in seiner stattlichen Kleidung, die künftige Rathsbürgermeisterschaft in der Stirne tiefsinnigen Falten. Nach den Gegengrüßen der Anwesenden, die bei Lauer ein satyrisches Lächeln begleitete, nahm der Schneider Platz zunächst dem Rathsbürgermeister und bestellte sich seinen lieben Steeger. „Wovon sprecht ihr Gutes, Ihr Herren?" fragte jetzt Heileß die Beiden, die zuerst da gewesen, „damit wir Theil nehmen können an Eurer Kurzweil, jedoch im guten Sinne, denn Scherze duldet der Ernst der Zeit nicht!"

„Da habt Ihr wohl gesprochen, Herr Rathsbürgermeister," fiel sogleich der Schneider in die Rede; „als ich durch das verwüstete Sachsenland wanderte, und an den Trümmern der Stadt Magdeburg stand, lernte ich begreifen, was Ihr da zu bemerken beliebtet."

„Haben von Allerlei geredet," entgegnete Prätorius, des Schneiders Worte mißachtend, „von dem und jenem — alten Zeiten und neuen Welthändeln, wie das so geht."

„Daß heißt," ergänzte Lauer, „von unserer verstorbenen Freiheit und neugeborenem spanischem Drucke, und baldiger Auferstehung der Freiheit durch den Gotteshelden Gustav Adolph."

„Gustavus Adolphus Rex, wer was hat, der versteck's" — murmelte Gölz in den Bart, und fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Gott gebe, daß morgen ihre Ostern seien!" rief feurig der Schneider, sah aber doch dabei sich in der Stube um — denn es traf sich manchmal, daß auch etliche spanische Wachtmeister hier Feuerwein tranken und träumten, es sei Xeres.

„Gustav Adolph lebe!“ rief Heileß, sein Glas erhebend. „Möge er bald bringen, was wir hoffen!“

„Haltet ein!“ rief Lauer, und schluckte schnell den Rest seines Weines hinab, indem er das Glas dem Wirthe darreichte. „Man muß das Wohl des Helden aus vollem Glase trinken, sonst hat's keinen Erfolg.“

Der Wirth kam bald wieder, und die Gläser klangen hell und freudig zusammen.

„Ach,“ zog lang und behaglich der Schneider, „wenn das der Held wüßte, er käme bald der vielgedrückten Stadt zu Hülfe, und brächte uns wieder die Freiheit.“

„Gott im Geist und in der Wahrheit zu dienen“ — ergänzte Heileß mit Nachdruck.

„Hol' mich der Teufel,“ rief der Kürschner Prätorius, „wenn ich nicht“ — er sah sich scheu und gleichsam sich seiner eigenen Keckheit fürchtend in der Stube um — „wenn ich nicht mit meinem Schabemesser dem Bluthunde, dem Spanier, das Fell abziehen und zu einem Trommelfelle für die Schweden gerben will! Hol' sie dieser und der! Seitdem die an uns saugen, sind unsere Adern blutleer, unser Herzschlag stockt, und es will in keiner Beziehung fort. Unser Glauben ist und bleibt unterdrückt, der Guardian liest Messe zu Sanct Peter und Paul, welche Kirche doch actenmäßig unser ist; der Handel und jedes Gewerbe ruht. — Was das am Ende werden will?!“ —

Lauer sah ihn spöttisch von der Seite an, und raunte ihm ins Ohr: „Der Spanier muß aber doch erst mausetodt sein?“ — Prätorius blickte ihn grimmig an; denn der Feige will lieber Alles sein, als feig scheinen. — Doch biß er sich in die Lippe und schwieg, sein Gesicht Heileß zuwendend, der sprach:

„Es ist ein Strafgericht des Herrn, Meister Ulrich. Fluchen ziemt nicht. Wer viel mit dem Munde thut, läßt Arm und Hand

müßig. Der Bebrangle*) ist freilich unser Bebränger, wie die Buben im Liedlein auf den Straßen singen, und ein wahrer Antichrist — aber wir sollen Geduld üben in guten Werken und aushalten und kämpfen einen guten Kampf des Glaubens, auf daß uns einst beigelegt werde die Krone des ewigen Lebens. Die Zeit der Noth geht auch vorüber. Heil uns, wenn wir durch sie sind bewährt worden!"

„Meint man doch," sprach händehaltend der Schneider, „man höre unseren Pastor Inselius!"

„Daß Du dessen gedenkest, Zinkgräf!" rief Lauer wild, und schlug auf den Tisch, „das macht mein Blut sieden! Ja, Herr Rathsbürgermeister, Ihr habt da den Nagel auf den Kopf getroffen. Da liegt allein das Heil für uns — im Kämpfen, aber nicht wie Ihr's meinet allein, sondern mit der Faust. Wir müssen zum Ruder und Messer greifen und die Bluthunde hinausjagen aus unseren Mauern, und wieder holen unseren frommen Inselius. O, ich gedenke der Stunde noch, wo er, uns segnend, schied und sein Friedrich meine Hand schüttelte und sprach: Leonhard, wir sehen uns bald wieder. Aber es sind Jahre dahingegangen. Ich bin Mann, er Jüngling, der Vater Greis geworden, und noch ist die Stunde nicht da." —

„Du hast Recht, Lauer," sprach beifällig und durch sein Feuer entzündet Zinkgräf. „Seine Rückkehr nur ist die Bedingung alles Heiles für uns. O, ich denke auch jenes Augenblickes noch, dessen Du erwähnt. Mir aber begegnete einst in der Schweiz ein stattlicher Jüngling, und fast schien's mir, als sei es Friedrich — aber er ging kalt vorüber und kannte mich nicht. Er war's nicht."

---

*) Spanischer Capitän-Lieutenant und Commandant zu Stahleck und Bacharach, wie auf den Burgen Fürstenberg bei Rheindiebach, und Stahlberg im Thale Steeg. Merian nennt ihn Bebrangle, Reichard in seiner europäischen Chronik: Bedranake.

„Nein, gewiß nicht!“ vervollständigte Lauer; „denn das hätte der nimmer gethan.“

Heileß war entsetzt aufgestanden und sah Beide mit wehmüthigem Ernst an. „Wohin denkt Ihr, Bürger?“ sagte er strafend. „Wisset Ihr nicht die Schrift, die uns sagt: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat? Erinnert Ihr Euch nicht mehr der letzten Worte unseres Doctoris Inselius?“

„Mir ziemt es zwar nicht,“ erwiederte hierauf feurig der stammhafte Schiffer, indem er dem Wirthe den Becher hinschob, daß er gefüllt werde, „Euch, als graues Haupt, zu stülpen, und will es auch in keinerlei Weise thun; aber Ihr, die Ihr des Rathes seid, Ihr sollet nicht predigen, wo es Euch besser anstünde zu handeln. Ihr, die Ihr gemeiner Bürgerschaft Rechte wahren sollet, dürftet nicht müßig den ewigen Brandschatzungen zusehen, die unser Mark am Ende aufreiben. Wisset Ihr es nicht, so vernehmet es aus meinem Munde zuerst, daß es gährt und kocht in den Gemüthern hier in der Stadt, wie draußen in den Thälern. Es bedarf eines Stoßes nur, und die Sturmglocke hallt es Euch in das Ohr lauter, als es hier mein Mund gethan!“ — Er ruhte aus — und Prätorius, der in seines Gesellen Muth den seinigen wiederfand, spann den Faden fort:

„Warum seid Ihr denn zahm wie Lämmer und lasset Euch von dem Saalschultheißen Rima am Gängelbande leiten wie Kindlein, die noch nicht gehen können? Ist der nicht Bedrangle's Helfershelfer, und ein Hallunke obendrein wie der?“

„Ihr führt kecke Reden hier, Bürger,“ sagte ernst und gemessen Heileß. „Es ziemt Euch nicht, die Schritte zu tadeln, die ein wohlweiser Rath zu Eurem Besten thut. Das Alter wägt weise, wo die Jugend unsinnig brauset. Wir müssen wohl prüfen, ob nicht der Geist willig, aber das Fleisch schwach ist!“

„Sehr weise gesprochen!“ adorirte der Schneider; „aber mir

scheint's, verehrter Herr Rathsbürgermeister, es müßte doch etwas mehr Thatkraft von erklecklichem Vortheile sein?! —

„Ihr täuscht Euch selber," entschuldigte Heileß. „Ihr legt Rima und uns zur Last, was der Umstände Drang verschuldet."

„Zerbrich das Joch, und Du bist frei!" schaltete Lauer dazwischen.

„Leonhard," redete ihn jetzt Heileß mit scharfem Blick und Ton an, „habt Ihr je vernommen, daß ein unsinniger Schritt Gutes wirkte? Habt Ihr denn ganz vergessen, wie Oberwesel und Caub, wie Simmern und Stromberg und alle Schlösser mit Spaniern besetzt sind? Ruft nicht ein Bote, ja ein Falconetschuß diese zu Hülfe? Und was sollen unserer Thäler unbewehrte Bürger beginnen im Strauße gegen diese Eisenfresser, die Jahre des Kampfes in Niederland gehärtet und gestählt, und mit allen Vortheilen des Kriegshandwerkes vertraut gemacht, die uns abgehen? Ja, den glücklichsten Fall gesetzt, wir trieben die Spanier in das Schloß da droben — und weiter brächten wir's doch schwerlich — wer hält den Bedrangle ab, die Stadt in Brand zu schießen, und wer straft ihn, wenn er's thut? Wer baut Euer Haus, wenn er's in Asche verwandelt? — Und sollte er mehr Schonung haben, als in einem solchen Herzen zu finden sein dürfte, würde nicht Frangipani, der in Frankenthal hauset, kommen und uns züchtigen, wie seine Söldlinge bei dem Gottesdienst in Steeg durch den Tod eines redlichen Mannes gezeigt?"

„Haben wir denn keine Thore?" fragte dummdreist der Kürschner.

„O ja," entgegnete fast lächelnd Heileß; „aber die fruchten uns wenig, wenn wir zwischen zwei Feuern sitzen. — Frangipani draußen und Bedrangle innen, da helfe Gott."

Sie schwiegen beschämt.

„Seht, liebe Bürger," nahm nach einer Weile Heileß wieder das Wort, rohe Selbsthülfe und Gewaltthat führt selten, Toben hinter dem Schenkentische nie zum Ziele. Der Thälerrath muß

von ganz anderem Standpunkte die Sache ansehen, obwohl er in dem Mißmuthe mit Euch eins ist. Selbst Dr. Rima, den Ihr so hart und schonungslos beurtheilt, that mehr für Euch, als Ihr ahnet, that's aber mit Güte und im Stillen, darum wisset, ja ahnet Ihr's nicht."

„Und wenn Ihr auch mit dem Ersten Recht hättet," rief Lauer, dem Wein und Aufregung die Besonnenheit mehr und mehr entzogen, „so habt Ihr's doch bei meiner Treue hier nicht!"

„Von Deiner Treue weiß ich nichts zu rühmen," murmelte Gölz in den Bart.

„Der Rima?" schrie Prätorius, der, weniger vertragend, bedeutend trunkener war als Lauer — „nein, er ist kein Doctor des Rechts, sondern des Unrechts. Er spielt mit dem Commandanten unter einer Decke und theilt mit ihm die Brandschatzungen; denn sein Glaube heißt: Selbstessen macht fett!"

„Sprecht leise, ihr Herren," bat Gölz, „der Kummerhof hat tiefe Löcher, nach denen Euch wohl nicht gelüsten möchte."

Prätorius erbleichte.

„Schweig, Du krächzender Rabe!" rief Lauer, — aber er besann sich sogleich, daß er tief in der Kreide saß, und sagte in mildem scherzendem Tone: „Meinst Du denn, Gevatter, unser Einer sei ein Fisch, und sei's aus Furcht? Du kennst mich schlecht! Ich verachte den Heuchler Rima und habe deß kein Hehl!"

„Wahrlich, Ihr beurtheilt den Mann falsch!" rief in einer seltenen Anwandlung von Heftigkeit der ruhige Heileß. „Er könnte wohl in mancher Beziehung anders handeln, das ist wahr; aber seine Stellung ist eine schwierige. Er könnte duldsamer gegen uns Protestanten sein, das ist wahr. Einst war er es auch."

„Aber das Blättlein hat sich gewendet," fiel Zinkgräf ein, „seit der Guardian einen so mächtigen Einfluß auf ihn gewonnen hat, seit überhaupt sein düsteres Wesen düsterer geworden ist — oder besser, seit er durch den Nachdruck spanischer Arquebusirer

mehr Macht hat. Er traute früher nicht, die rechte Farbe außen hin zu kehren und spielte den Judas unseres Seelenhirten Inselius. Als die Stunde des Verrathes kam, warf er die Maske ab, trieb ihn von dannen und —"

„Riß sein Hab und Gut an sich, also daß Vater und Sohn arm in eine fremde Welt zogen, der Treulosigkeit eines Freundes so gewiß, als des Bettelns," — schloß Lauer. „Herr Rathsbürgermeister, gibt es kein Mäntelein der Liebe, das Ihr über diese Schandthat decken könntet?"

„Wollte Gott, daß ich es könnte!" seufzte Heileß aufrichtig. „Doch ich kann es nicht; lasset uns aber doch nie vergessen, daß dies die einzige mit Rima's Denkart streitende Thatsache dieser Art ist, die uns zur Kenntniß kam. Der Schein kann trügen, und unser Herr sagt: Richtet nicht, damit ihr auch nicht gerichtet werdet."

„Zum Teufel auch!" schrie jetzt Lauer wilder, dem mehr und mehr der Wein die Sinne benebelte, „wollt Ihr denn, daß wir allesammt die Sache aus unserem Gedächtniß austilgen sollen, wie's doch kein Mensch vermag? — Vergeben könnte ich wohl, aber das Vergessen ist eine Sache, die ich nicht fertig bringe, und um so weniger, je öfter ich will. Um aber Fünfe gerade sein zu lassen, muß man im Rathe sitzen. Es wird und muß die Zeit der Rettung und — der Rechenschaft kommen. Dann ist Recht wieder Recht, und Unrecht — Unrecht. Wehe dann dem Federfuchser Rima, dem Doctor, wie die Leute sagen, der uns zu Grunde kurirt!"

Heileß stand auf.

„Ihr redet anzüglich, weil der Wein die Zunge löst. Ich streite nicht mit Euch," sagte er ruhig, aber fest: „denn Ihr seid nicht gemacht, heute Gründen der Vernunft Gehör zu geben."

Er wollte Mütze und Stock nehmen, aber Zinkgräf nahm ihn bei der Hand.

„Zürnt nicht, Herr Rathsbürgermeister," sagte er. „Lauer ist erhitzt, aber es sind deren Viele, die nicht anders denken.

Beleidigen will er Euch nicht. Euch achten und lieben wir Alle."

„So glaubt mir," sprach Heileß, „wenn ich Euch sage, Rima ist besser als sein Ruf." Er grüßte und ging.

„Geh' Du nur," donnerte Lauer ihm nach. „Du bist ein ehrliches Schaf, aber nichts weiter. Alle Wetter, Zinkgräf, wärst Du oder ich im Rath, ich wollte den cölnischen Funken zwicken, bis er mürbe würde, wie ein Apfel im Frühjahr."

„Um Gotteswillen schweigt," rief Gölz, der eiligst hereinstürzte, „der Rima steigt eben unter den Kastanienbäumen des Kummerhofes zu Rosse. Hört er Dich toben, so bekommst Du, Lauer, freies Quartier, aber keinen Manubacher. Ueberdies ist sein Töchterlein schwer krank, und ihr Lager auf dieser Seite. Tobet darum nicht, Männer!"

Diese Worte äußerten eine niederschlagende Wirkung, selbst auf den Weinerhitzten; denn Clara Rima besaß die Liebe der Stadt, weil sie die Krone der Stadt und die Mutter ihrer Armen und Waisen war; und es lebte weder Mann, Greis, noch Jüngling in der Stadt, der, wenn sie so leicht wie ein Schatten vorüberschwebte, so engelmild und herzig grüßte, nicht sogleich die Mütze gezogen hätte, stehen geblieben wäre und, der Lieblichsten nachsehend, gesagt hätte: Sie ist ein Engel! So mochte denn Keiner, selbst der Trunkene, die Ruhe dieses verehrten Wesens stören, und ist die Wundermacht weiblicher Reinheit, Milde und Schönheit, daß sie nicht bloß da herrscht, wo sie sich zeigt, sondern selbst da, wo nur ein leiser Anklang an sie und ihre Nähe laut wird.

Die Sonne war unterdessen hinter den Höhen von Perscheidt hinabgesunken, und feurig glühte nur noch der Rebenkopf und die hohen Häupter der Nassauer Berge, während jenes milde Zwielicht in den Thälern spielte oder zu spielen begann, das einen so eigenthümlichen Reiz zu stiller Betrachtung für das Gemüth hat. Erfrischende Kühle wehte vom Rheine herauf, wo Millionen

Nymphen ihren Tanz begannen, der ihres Lebens schnelles Ende ist. Nachtigallen sangen ihr schmelzendes Brautlied in den Gebüschen, welche die Höhen kränzten, und bald kam die Stunde, wo die Feierklänge des Maigeläutes von Lorch so wundersam beredt von dem Abendwinde herabgetragen wurden. Der kurcölnische Saalschultheiß, Dr. juris Rima, hatte sich sein Leibroß vor das Thor des Saales führen lassen, und war auf das edle sich bäumende Thier gestiegen. Gesenkten Hauptes ritt der Mann nun der Oberstraße zu, um in Gottes großem weitem Tempel Frieden zu suchen für die kummerbelastete Seele. Ihm war der spottweise vom Volke Kummerhof genannte Saal wohl in Wahrheit ein Kummerhof; denn daheim lag schon seit Wochen Clara, der Stern seines Lebens, das achtzehnjährige, einst so liebliche Mädchen, der Mutter, die längst ruhte, theueres Ebenblid an Leib und Seele — krank danieder, und der trauernde Vater, der fast Tag und Nacht nicht vom Bette seines Kindes kam, war trostlos, da alle Hülfe fruchtlos blieb und er sein Glück zu Grabe gehen sah. Heute schlummerte sie einmal. Er fühlte das Bedürfniß so tief, in der frischen Abendluft die heiße Stirne zu baden und die freie Gottesluft zu athmen, daß er gerne den Bitten der sorglichen Schwester nachgab, ihr Clara übergab und sein Pferd sich vorführen ließ, das schwereren Herzens seinen Herrn noch nie getragen. Tief war sein vom Schnee des Lebenswinters bedecktes Haupt gehängt; traurig erwiederte er die heute so theilnehmenden Grüße der Bürger, die alle mehr oder weniger sein Herzweh mitfühlten, weil Clara's Leiden auch für sie ein Herzweh war. Nirgends fand ja der unglückliche Vater Hülfe. Alle Aerzte Cölns, die der reiche Rima beschieden, waren ohne Trost wieder von dannen gezogen. Ein schleichendes Fieber schien der Jungfrau zarten Körperbau zerstören, das schöne geliebte Leben auslöschen zu wollen. Das beugte den Greis so tief, der außer Clara nichts mehr hatte, was ihn an das Leben band. —

Er ritt eben an den Bogenfenstern des Gölz'schen Hauses vorüber.

„Sieh' doch, wie der alte Sünder so gebückt dahin reitet," — sagte mit giftigem Blick und Tone Lauer zu Zinkgräf. „Weißt Du auch, woher das kommt? Er sucht sein gutes Gewissen, das er seit der Schandthat an Pastor Inselius verloren hat, und kann's nicht finden," witzelte der Schneider.

Lauer und Prätorius lachten des Witzes, auf den sich der Schneider etwas zu Gute that.

Aber Gölz nahm das Wort: „Ihr wißt," sagte er, „auch ich bin nicht gerade ein warmer Freund des Doctors, aber seine Lage regt mein tiefstes Mitleid auf. Ich habe alle meine Kinder erwachsen verloren, und mein Weib dazu, und weiß, wie das thut. Clara leidet schwer, und sie ist sein höchstes Gut, und alle Aerzte haben ihr das Leben abgesprochen. Tragt Ihr nur einen Funken menschlichen Gefühls in Eurer Brust, so spottet des Vaters nicht, der eine Centnerlast auf dem Herzen trägt."

Da sahen sich die Drei etwas verblüfft an, und schämten sich ihrer Worte und des Hohnes.

„Wahrlich, wenn dem so ist," sprach Zinkgräf, „dann jammert er mich um des Engels willen, den ihm Gott zum Kinde gab. Sie ist gut, Jedermann sagt das, — und schön, das sehen wir Alle. Doch schien mir's, daß seit der Besetzung unserer Stadt durch den verfluchten Bedrangle ihr Auge düsterer, ihr Aussehen bleicher und leidender war. Gott gebe ihr Gnade!"

Lauer hatte noch einige Tummler geleert, und war dann wankend aufgestanden. Zinkgräf zahlte seine Zeche nicht ohne Ostentation, und Lauer sah süß freundlich den Gevatter an, bewegte die Lippen, aber blieb — stumm.

„Soll ich's wieder aufschreiben, Ihr Zwei?" fragte er halb scherzend, halb ärgerlich, — da Beide schon hoch in der Kreide standen.

„Ja, Gevatterchen!“ lallte Lauer. Selig nickte Prätorius, dem Gölz eine Last abgenommen, und setzte dann hinzu: „Ein guter Wintermarkt und Herbst bezahlt Alles!“

„Wenn's wahr ist, ist's gut!“ lispelte leise Zinkgräf dem achselzuckenden Wirthe zu, und alle Drei schieben, begleitet von der Mahnung: „Kommt bald wieder,“ zu der sich jedoch, in Bezug auf Lauer und Prätorius, ein leiser Seufzer gesellte.

2.

Schon frühe hatte in Bacharach, durch den Verkehr bei den Weinmärkten,*) den bedeutenden Handel der Stadt, als des Stapelortes für den Weinhandel des Rheingaues, durch die von dem zahlreichen und begüterten Adel geförderte Cultur dieser Gegend, das Licht des Evangeliums Eingang gefunden. Wie überall, entstanden auch hier zahlreiche und heftige Reibungen zwischen Alt- und Neugläubigen, strengen Katholiken und eifrigen Protestanten, an denen die Regierung oft ebenso großen Antheil hatte, als die Ansichten und Neigungen der einzelnen Amtsträger, und diese Periode ist hier, wie fast überall, ein ziemlich düsteres Blatt im Buche der Geschichte, dessen Züge aber die Thränen der Unterdrückten, und selbst ihr Blut nicht ausgelöscht. Dessenungeachtet bildete sich sehr bald eine evangelisch-protestantische Gemeinde in der Stadt, und eben solche in den Thälern, namentlich Oberdiebach und Manubach — für welche beide eine edle evangelische Dame,

*) Eine eigenthümliche Einrichtung war es, daß, wenn der Wein klar und auch der gefeuerte bereitet war, an einem bestimmten Tage der Weinmarkt auf freiem Markte der Thäler gehalten wurde. Die Weinhändler trafen dabei ein, und jeder Bürger erschien mit seiner Probe. Der Preis, unter welchem nicht verkauft wurde, wurde hier fixirt und die Einkäufe gemacht. — Alte Handschrift.

wahrscheinlich eine von Riedesel, eine eigene Kirche im südlichen Thale von Oberdiebach erbaute, die indeß unter dem Wüthen der Spanier unbrauchbar wurde und bald als Ruine dastand. In Bacharach kam die Gemeinde in den Besitz der Pfarr= und Stifts=kirche, den heiligen Aposteln Petrus und Paulus geweiht, während die Kirche zu Sanct Wernerus und die an der Stätte der ehe=maligen Kreuzkapelle erbaute Klosterkirche im Besitze der Katholiken blieb. Oft bedrängt und verfolgt, dennoch glaubenstreu und fest, lebte die neue Gemeinde hier von treuen Hirten geleitet. Die öftere Vertreibung ihrer Geistlichen knüpfte nur fester das Band zwischen der Gemeinde und ihnen. Drang man ihr auch altgläubige Seel=sorger auf, so kamen doch auch wieder günstigere Momente, wo man diese vertrieb und jene zurückrief. An dem letzten ihrer Prediger, Dr. theologiae Philippus Inselius, hing aber die Gemeinde mit ungetheilten Herzen. Er war ein sanfter, guter, amtstreuer Mann, von vieler Kraft und im schönsten Sinne des Wortes bemüht, Allen Alles zu sein. Vielfache Prüfungen hatte er erduldet; war, von seiner ersten Pfarrstelle im Dörfchen Werlau vertrieben, in Bacharach liebevoll aufgenommen worden; allein sein Geschick war noch nicht müde, ihn heimzusuchen. Er begrub sein Weib hier, und mit ihr sein Glück, und obwohl selbst die Katholiken ihn liebten, so hatte er vielleicht gerade darum einen erbitterten Feind, den Guardian des Kapuziner=Klosters. Zu feig, öffentlich gegen ihn seine Gehässigkeit zu verrathen, schärfte und schoß er heimlich seine Pfeile auf den edlen Inselius ab, die oft schmerzlich, oft bis in des Herzens Tiefen trafen.

Der Saalschultheiß Rima, ein Cölner Dr. juris, war des Guardians Specialfreund, denn er war, wie jener, ein „Cölner Kind." Wie verschieden aber auch sonsthin Beider Temperamente waren, so ging dennoch viel vom mönchischen Fanatismus in die Denkart des Saalschultheißen über, und sein ohnehin strenges, abgemessenes kaltes Wesen wurde oft hart und bitter in Worten,

fanatisch in seinen Handlungen. Dennoch aber achtete er den Pfarrherrn Inselius ob seines echt christlichen Sinnes und seiner Gelehrsamkeit hoch; ja es gab Stunden, wo er die trennenden Glaubenslehren vergaß und mit wärmeren Regungen sich dem Mann anschließen zu wollen schien.

Beider Gattinnen war es vorbehalten, die Männerherzen sich zu nähern. Es steht kein Wesen dem Himmel näher, als ein edles reines Weib, und keines zieht mächtiger zu ihm hin, als dieses. So war es bei diesen Frauen auch. Beide schienen nach Einem Urbilde geformt, Zwillinge am Geist und Herzen mit vollkommenster Aehnlichkeit. Darum zogen sie sich schnell an, um sich fest zu verketten. Hier, wo die Blüthe der Religion im Gemüth in frischer Schönheit wohnte, die echte Liebe, fragte man nicht nach ergrübelten Sätzen, in die der Mensch seine Ueberzeugung hineinzwängt, und so blieb ihnen fremd, was die Männer trennte — aber sie vermittelten jene Trennung des Verstandes durch ihre Liebe. Beider Familien waren klein. Inselius hatte nur einen Sohn, Rima nur eine Tochter, und Friedrich und Clara waren sich die liebsten Spielgenossen. Die Familien kamen öfter zusammen. In den Gattinnen und Kindern wurden auch sie in Liebe vereint. Man vergaß die spitzfindigen Streitigkeiten und den scholastischen Wortkram, und hielt sich an das, was Leben gab, an die Liebe, und selbst der Guardian sah mit tiefem Schmerze, wie wenig er über Rima vermochte, der ihn selbst oft an das Gebot mahnte, das der Sünden Menge zudeckt, und der Jüngerschaft Jesu Kennzeichen ist.

Das schöne Verhältniß der beiden Familien störte der Tod. Es zog eine herrschende pestartige Krankheit durch das Rheinthal, und unter den vielen tausend Opfern fielen die zwei schönsten Herzen, Rima's und Inselius' Gattinnen. Wittwer nun, Beide Ein Loos theilend, Beide über die schönere Zeit des Lebens draußen, Beide gleich tief durch die Unersetzlichkeit ihres Verlustes gebeugt —

fanden sie nun in ihrem Umgang und in der Sorge für die Erziehung ihrer Kinder Trost, und bei ihnen bewährte es sich auf's Neue, daß, wenn das Glück die Menschen entfremdet, das Mißgeschick sie wieder einigt, und dann enger die Bande der Freundschaft schlingt.

Von diesem unglücklichsten Zeitpunkt ihres Lebens an verging kein Tag, der die Väter nicht mit ihren Waisen zusammenführte, und sie unter dem Laubdache der Kastanien des Saales nicht spielen sah, oder in Rima's Garten, der vor dem Holzthore lag. Der rasche kräftige Friedrich verließ gerne die wilden Knabenspiele, um bei Clara zu sein, und das sanfte Mädchen schmiegte sich so traulich, so nachgebend, so innig an den Knaben an, daß ihre Herzen in heiliger Kinderliebe in Eins zusammenwuchsen. Gerne sahen die Väter ihrer Kinder süße Spiele, und oft ruhte lang und schweigend ihr thränenfeuchter Blick auf ihnen, tief es fühlend, daß zwei Herzen fehlten, welche die Freude theilen sollten.

Die Schule des Leidens, wie die Schule des Lebens, trägt der Früchte verschiedene. Ernster, stiller, reizbarer wurde Inselins. Der Harm um die theuere Verstorbene nagte wie ein Wurm an seinem Herzen, der nicht rastet. Leichter verletzte, tiefer schmerzte ihn ein kränkendes Wort. Inniger hielt er an seiner religiösen Ueberzeugung, und wer einen der Sätze seines Glaubens angriff, verwundete seine Seele und rief seine ganze Geistesthätigkeit auf zu seiner Vertheidigung. Auch bei Rima, der an und für sich etwas Verschlossenes in seinem stets ernsten Wesen hatte, vermehrte sich dies. Man sah keinen Zug von Heiterkeit mehr in seinem Antlitz. Er war abstoßend für die Außenwelt. Früher schon zu religiösem Fanatismus geneigt, offen dem Einflusse mönchischer Ansichten und priesterlicher Unduldsamkeit, schien diese Richtung nun, trotz dem, daß er in Inselins den Menschen achtete und liebte, mehr und mehr hervorzutreten, zumal der Guardian häufig bei ihm aus- und einging. In ihren Gesprächen konnte es sich nicht fehlen,

daß sie oft auf religiöse Gegenstände kamen; denn es lag in dem Geist ihrer Zeit und ihrem Gemüthe nahe in seiner jetzigen Stimmung. Inselius übersah milde die oft heftigen Aeußerungen des intoleranten Juristen, der an dem Buchstabenglauben seiner Kirche mit unbeugsamer Strenge festhielt; allein allmälig gab es der Controversen mehr. Von jedem Streite bleibt unbewußt etwas zurück, und so sammelt sich eine Masse Brennstoffes, die bei vorkommender Gelegenheit sich heftig entzündet, und dann bessere Gefühle unterdrückt.

Ihr Umgang war durch die Macht der Gewohnheit Bedürfniß geworden, auch da selbst, als schon häufiger jene streitenden Meinungen in Conflikt kamen. Gegenseitige Achtung hielt das Band noch fest, und die wachsende Liebe ihrer Kinder, die sich desto mehr zu einander hingezogen fühlten, als die Väter sich entfremdeten. Oft betrauerte Inselius dies unselige Streiten. Oft schwieg er; aber es war dann, als ob sein Schweigen Rima mehr reize, als ob er darin die Ohnmacht seiner Gründe offenbare, wodurch des Gegners Triumph desto größer, seine Worte desto schneidender wurden. Dann konnte Inselius nicht an sich halten, und er schied mit bitterem Gefühl, und wagte es, sich selbst Trotz zu bieten, und mehrere Tage nicht hinüber in den Saal zu gehen. Dann aber fragte Friedrich den Vater, warum er ihn nicht zu Clara führe? und Clara weinte, weil der liebe Gespiele fehlte. Rima fühlte, daß des Guardians Umgang das ihm nicht gewährte, was er suchte, und so trat er in des Predigers Wohnung und stellte den Frieden wieder her. So blieb es lange Zeit im wechselnden Verhältnisse; allein je größer des Guardians Macht wurde über Rima's Gemüth, die er schlau sich zu sichern wußte, desto entfremdeter standen sie im Leben da. Hatte auch dies keinen Einfluß auf die sich liebenden Kinder, so wurde doch der Spielplatz unter den Kastanien des Saales seltener von Friedrich besucht, denn der sorgsame Vater unterwies ihn ernster in dem, was sein künft-

Lebensberuf von ihm forderte. Sahen sie sich dann wieder, war ihre Freude desto größer.

Jahre kamen und schwanden, und immer kälter wurden die Männer gegen einander. Selbst die Kinderspiele einigten nicht mehr so oft Clara und Friedrich, ohne daß darum ihre Herzen sich verändert. Da brach endlich der offene Kampf aus. Die Austheilung der Gaben des Hospitales zum heiligen Geiste, welches einst der Wittelsbacher frommer Christensinn gestiftet, entzündete den lang gehäuften Brennstoff.

Rima wollte es nicht dulden, daß die Protestanten, als aus der Kirche Geschiedene, welcher die Stifter angehört, Theil an den milden Gaben nehmen sollten, und wußte den kurpfälzischen Vogt und viele Katholiken des Rathes zu seiner, oder vielmehr des fanatischen Guardians der Kapuziner, Meinung zu bekehren. Inselius kämpfte mit Manneskraft und kühnem Muthe. Die Leidenschaften wurden rege, gohren, und bald loderte die helle Flamme des Zornes. Das Verhältniß war zerrissen, die Kluft schien unausfüllbar, denn selbst gegen Friedrich war Rima hart und unfreundlich, was weinend der Knabe dem Vater klagte.

Inselius fühlte sich unglücklich und sein Zustand wurde noch düsterer, als sein Bruder, ein wohlstehender Laborant im Odenwald, ihn besuchte und Friedrich in den Vater drang, ihn mit dem Oheime ziehen zu lassen, auf daß er seine Kunst erlerne. Der weise Vater erwog ernstlich mit dem kinderlosen Bruder die Sache und entschied endlich zu Friedrichs Gunsten. Er sagte Clara weinend Lebewohl, und schied schweren Herzens von dem Vater und der Vaterstadt.

Jetzt war das Leben des Predigers ganz verarmt. Zwar fand er in der Liebe seiner Gemeinde, in dem Umgange mit dem biederen Heileß Trost, aber eine Leere blieb im Herzen, so tief, daß sie nicht auszufüllen war, und sah er Clara, so wurde ihm das Herz schier zum Brechen schwer.

Ein Unglück kommt nie allein, sagt das Sprüchwort — und das Leben macht es oft wahr. In jenen Zeiten war nichts häufiger, als daß der Regentenwechsel eine andere der sich anfeindenden Religionsparteien zur herrschenden, die andere zur gedrückten machte. In Kurpfalz war dies öfter der Fall. Die Prediger wurden verjagt, andere eingesetzt und die Parteien haßten sich noch glühender. Als nun aber spanische Besatzungen in die Städte kamen, da hatte die katholische Partei das Uebergewicht und die protestantische mußte weichen. Die Bedrückungen der Protestanten blieben auch in den Thälern nicht aus, als die spanischen Besatzungen einzogen.

Bedrangle, der spanische Commandant von Bacharach, war ein wilder fanatischer Flammänder, entmenscht in den Kriegen Niederlands, durchdrungen vom Geiste der Schule Alba's. Mit ihm wurde das Triumvirat der Feinde des Predigers voll und ihre Macht auf den höchsten Gipfel gesteigert. Täglich empfand er neue Kränkungen und schmerzliche Beeinträchtigungen; aber dennoch hielt er die Prüfung mit Geduld aus und setzte stille Duldsamkeit dem Drängen entgegen.

Immer drohender aber zogen sich die Wolken über seinem Haupte zusammen, und das Mandat, welches die reformirten Prediger vertrieb, vollendete sein Mißgeschick. In dreimal vier und zwanzig Stunden gebot es ihnen, die Lande zu verlassen.

Teuflische Schadenfreude im Blick und Herzen, traten mit diesem Document unchristlicher Denkart der Vogt und der Guardian in Rima's Gemach.

Rima hielt das Mandat in seiner Hand, die allmälig zu beben begann, las es zu Ende und warf es dann grimmig an den Boden. Die Beiden sahen ihn mit unverhohlenem Erstaunen an.

„Es ist hart und ungerecht!“ rief er aus — denn gerade jetzt regte sich eine bessere Stimme in seinem Inneren; gerade wo er Inselius' Unglück vor Augen sah, fühlte er mit Schmerz sein Unrecht, und die Reue packte mit Riesenfaust sein Herz. Das

Mitleid mit dem, den er einst geliebt, dessen Leben tadellos, dessen Herz gut und milde, milder als das seine war, dessen Frieden so oft durch ihn gestört, jetzt so plötzlich vernichtet werden sollte, — regte sich mächtig, und mochte der Guardian alle Macht aufbieten, die er usurpatorisch errungen, jenes edle Gefühl zu bekämpfen, es gelang ihm nicht, — alle Sophismen religiöser Ueberredungskunst blieben dieses Mal vor dem Menschen ohnmächtig, der sich in Rima aufrichtete.

Er saß da in sich versunken mit trübem Blicke. Das Einst trat so lebendig vor seine Seele, daß er fast weinen mußte.

„Ich will es ihm selbst bringen!“ sprach er dann mit wankender Stimme. „Es sei eine Buße, die ich mir selbst auflege,“ sprach er dann in sich hinein. „Und wenn ich ihn leiden sehe, den Mann, der besser ist, als ich; wenn ich seinen tiefen Schmerz sehe, will ich mir selbst zurufen, das ist dein Werk!“ Die schmerzlichsten Gefühle erfüllten ihn jetzt, und er freute sich, als die Männer weggingen, die ihn heute gar nicht begriffen.

Es war Samstagabend. Schon ruhte jedes Werk in der Stadt, denn des Sabbats Vorweihe hatte mit dem Glockengeläute bereits begonnen. Vor den Thüren ihrer Häuser saßen die Handwerker. Von dem mühsamen Tagewerke kehrte der müde Winzer heim, und nur in den Häusern regte es sich noch rüstig; denn da scheuerten und fegten die Hausfrauen emsig auf den morgenden Tag des Herrn. Stattlich geputzt wanderten die Juden dem Rheine zu, dort sich in der Sabbatruhe zu ergehen. Stiller als irgendwo war es in der Rosengasse, wo ohnehin nicht viel Gewerbe getrieben wurde, an deren oberem Ende die Pfarrwohnung lag. Schon neigte sich der Tag und ging in jenen Zustand über, der so geeignet zur traulichen Unterredung, wie zu schauerlichen Mährchen und Sagen, zur Dämmerung. Hin und wieder flimmerte schon ein Licht. Auch im Stübchen des Pfarrherrn brannte die Ampel schon, denn der Mann Gottes memorirte seine Predigt, die er halten

sollte am Tage des Herrn zu St. Peter und Paul. Es war still im Hause. Die alte Magd des Pfarrherrn war in Geschäften außen, und sonst war Niemand vorhanden, seit Friedrich auch von dannen gezogen war.

Um diese Zeit schlich über den Markt hinauf eine große Gestalt, die sich in einen Mantel gehüllt hatte, und droben schnell rechts in die Rosengasse einbog, und ebenso schnell innerhalb der Thüre der Pfarrwohnung verschwand.

„Sollte man nicht schwören," sprach der Schneider Zinkgräf zu seinem Nachbar, „das wäre der Saalschultheiß gewesen?"

„Wüßte ich nicht, wie er unseren Pfarrherrn haßt und verfolgt, so sollte ich's auch denken!" sprach Jener darauf.

„So laß uns aufmerken, wenn er wieder heraustritt," schlug Zinkgräf vor, „und das Räthsel soll sich bald lösen. Ist er's aber, so zieht sich ein Unwetter über dem Haupt unseres Seelenhirten zusammen, oder die Teufel werden Engel!"

Unterdessen trat Rima vor die wohlbekannte Thüre des vielgekränkten Mannes. Er las laut seine Predigt, und Rima vernahm die Worte: „Wie oft soll ich denn vergeben? Ist's genug siebenmal? Jesus aber antwortete und sprach: Siebzigmal siebenmal sollst du vergeben, und Paulus spricht: Die Liebe glaubt Alles, hofft Alles, trägt Alles, duldet Alles!" Er hörte es, wie mit sanfter Stimme Inselius diese Worte las, und es dünkte ihn, der Herr halte Gericht mit ihm, und diese Worte, die er so schnöde durch sein Leben gehöhnt, seien eben sein Strafurtheil. Es wollte ihm das Herz zersprengen. Als es still innen wurde, riß er endlich die Thür auf und trat hinein.

Ueberrascht erhob sich Inselius und trat ihm entgegen. Aber, es war der milde Geist der Liebe aus seinem Wort in sein Herz eingezogen, und es dünkte ihn in diesem Moment, als lägen nicht Jahre des Zorns und der Kränkung zwischen der schönen Zeit,

wo sie in Liebe gelebt, und dem Jetzt, und es komme Rima, wie einst, ein Stündchen mit ihm zu plaudern.

Darum schritt er ihm mit ungeheuchelter Freundlichkeit entgegen, und bot ihm die Hand mit dem altgewohnten Segensgruße: Gott grüß' Euch!

Der aber stand vor ihm, blaß wie eine Leiche, mit dem Auge voll Thränen und der bebenden, zuckenden Lippe, die reden wollte, und nicht konnte. War es ihm doch klar, daß er kam, um das Schmerzlichste dem Manne zu bringen, der ihn mit seelenvoller Freundlichkeit willkommen hieß; wußte er doch, wieviel er an ihm verschuldet, und seine Liebe vergab Alles, trug Alles, duldete Alles und ließ sich nicht erbittern. — Das ergriff ihn mit entsetzlicher Gewalt, und die alte Liebe erstand von den Todten und in seinem Herzen wurde es Ostern. Die Unkrautsaat des Mönches war dürre geworden, wie das Moos auf den Felsen des Rabenkopfs in den heißen Augusttagen, und der Fanatismus fuhr aus wie ein böser Geist vor dem unsichtbaren gottgefälligen Exorcismus der Liebe.

„Könnt Ihr vergeben, Philippus?" fragte tief erschüttert der Saalschultheiß.

„Siebzigmal siebenmal!" antwortete, seine Arme ausbreitend, der Pfarrherr.

Aber Rima fuhr, ihn abwehrend, fort:

„Auch wenn ich gekommen wäre in feindseliger Absicht?"

„Auch dann!" sagte fest Inselius.

„Und wenn ich mich letzen wollte an Eurem Jammer?" fragte Rima weiter, und die Thränen rannen groß und häufig über die bleiche gefurchte Wange, und die Stimme wankte.

„Auch dann, so wahr mir Gott helfe!"

„Und wenn ich Euch das Schrecklichste anzukündigen käme?"

„Siebzigmal siebenmal!" wiederholte Inselius, und eine erhabene Begeisterung strahlte aus seinen Blicken.

Da schlug Rima an seine Brust und rief:

„Herr, sei mir Sünder gnädig!" und zu Inselius sprach er mit tiefer Rührung:

„Mann Gottes, ich bin nicht werth, daß ich Euch die Schuhriemen auflöse!" Und er sank in des Wiedergefundenen Arme, und Inselius sprach sanft: „Friede sei mit Euch! Laßt uns vergessen, was dahinten ist. Saget an, was Euch so spät in meine Behausung führt."

Rima aber konnte nicht reden. Ihm war unbeschreiblich seltsam zu Muthe. Scham und Reue kämpften in ihm und beengten seine Brust, und dennoch fühlte er sich seit langer, langer Zeit zum ersten Male wohl. Seine Thränen rannen noch immer.

„Um Gott, sagt an, was ist Euch?" fragte dringender Inselius. „Ist Clara krank geworden? Oder —"

„Nein, nein," rief Rima, „Euch gilt, was ich bringe!"

„Um Gott! Ist Friedrich ein Leids geschehen, und ich weiß es nicht?"

„Nein, nein," rief wieder der Saalschultheiß.

„Nun, so redet in Gottes Namen, ich bin gefaßt, es anzuhören," sprach Inselius, dessen Seele jetzt wirklich ruhig wurde; denn was auch nun kommen konnte, das Härteste war es ja nicht.

„Ach," seufzte Rima, dem es fast unmöglich war, das Wort auszusprechen, und dem jetzt sein Verhältniß zu Inselius näher lag als jedes andere, „daß ich so oft den Einflüsterungen böser Menschen Gehör gab!"

„Sie haben ihren Lohn dahin. Laßt sie," sprach Inselius mit Seelenruhe, „und saget, was Ihr bringet. Sei es, was es wolle, es kommt jetzt nicht mehr aus Feindes Mund, und so ist es minder hart."

Rima blickte ihn zagend an.

„Es kommt Alles unter Gottes Leitung," fuhr Inselius fort. „Nur haltet mich länger nicht hin. Solche Zögerung ist schlimmer denn ein harter Schlag."

Da reichte ihm Rima das unheilschwangere Mandat hin, und wandte sich schmerzerfüllt ab, daß er nicht sähe das Wehe des Mannes, vor dem er so tief erniedrigt dastand. Sein Gewissen schlug ihn hart, ja, es dünkte ihm, er sei der Urheber des Unglückes selbst.

Inselius las es durch. Wohl wurde er bleich wie ein Todter, denn alt und schwach mußte er jetzt in gewisses Elend wandern, mußte eine Gemeinde verlassen, die er liebte, einen Ort, wo er die glücklichsten Tage seines Lebens verlebt hatte, wo das Grab seiner geliebten Gattin war, an deren Seite er einst seine Ruhestätte nach den Stürmen eines vielbewegten Lebens zu finden gehofft hatte. Eine Weile stand er schweigend da und richtete den bekümmerten Blick auf das Mandat, dann richtete sich sein Auge gen Himmel. Das Blatt entglitt der zitternden Hand, und er sprach mit herzzerreißender Wehmuth: „Gottes Wege sind nicht unsere Wege; denn er hat die lieb, die er züchtiget. Klage komme nicht über meine Lippe. Er ist der Herr, er thue, was ihm wohlgefällt. Geht mir's doch nicht besser als den Aposteln des Herrn. — So will ich denn ziehen hinaus in die fremde Welt, und mein Trost ist, daß überall die Erde des Herrn ist, daß er die Seinen wohl durch Nacht führet, aber stets zum Lichte."

Rima sah ihn jetzt tief bewegt an und rief aus überströmender Seele: „Edler Mann, führwahr Euer Glaube ist gut, besser als der meine!"

„Er lehret mich segnen, die mir fluchen," versetzte Inselius, „und wohlthun denen, die mich hassen und verfolgen."

Da zog ihn Rima an seine Brust und weinte bitterlich. Es war dunkel geworden draußen und stille, und in des Schlafs Armen lag die Stadt. Nur der Schneider Zinkgräf und der Wächter, der in der Rosengasse die Stunde blies, sahen eine hohe Mannsgestalt aus des Predigers Hause schleichen und, dicht in den Mantel gehüllt, die Rosengasse hinabeilen. Als aber der Wächter gegen die Pfarr-

wohnung kam, erlosch eben das Lämplein in des Predigers Stube, und ein vielgeprüftes, schwerbelastetes Herz suchte dort vergebens die Ruhe. —

Als nun am anderen Morgen das Geläute der Glocken zu Sanct Peter und Paul die Protestanten zur Andacht rief, und sie in stattlichen Festkleidern in das Gotteshaus gingen, der salbungsvollen Predigt gewärtig, da kam auch Inselius im Predigerrocke; aber er war bleich, und die Spuren tiefen Schmerzes standen auf seinem Antlitze, die Vielen in der Gemeinde, besonders aber Zinkgräf, auffielen, der, obwohl noch jung und zum Wandern bereit, mit ganzer Seele an dem Manne hing, der ihn in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen und das Himmelslicht des Evangeliums in sein Herz geleitet hatte. Er trat in die Kirche. Da aber erhob er das Haupt, und ein wunderbarer Glanz verbreitete sich über seine Züge. Das Psalmlied erschallte: „Eine feste Burg ist unser Gott" — und wogte in mächtigen Wellen durch das hohe Gewölbe. Inselius bestieg die Kanzel, und jedes Auge hing an seinem Munde. Leuchtenden Antlitzes stand er da, anzusehen wie ein Prophet des Herrn. Durch wenige gewichtige Worte leitete er ein. Ein kaltes Entsetzen durchrieselte die Gemeinde. Jetzt entfaltete er das traurige Blatt, und las es der aus ihrer Ruhe furchtbar aufgeschreckten Gemeinde. Da wurden die Mienen starr und bleich hier, dort flammte ein Auge in leidenschaftlichem Grimm, ein anderes umdüsterten Thränen. Er aber sprach jetzt begeistert das Wort der Liebe: „Segnet, die euch fluchen; thuet wohl denen, die euch hassen und verfolgen; liebet eure Feinde;" und sein herzergreifendes Wort riß sie allmächtig hin, beschwor den Sturm, und lehrte sie dulden still und Gott ergeben. Aber als er nun seinen Text las, aus der Apostelgeschichte die heiligen Worte, Kap. 20, V. 28—32, und sie vernahmen des Scheidenden Gebet, Vermahnung und Trost: „So habet nun Acht auf euch selbst und auf die ganze Heerde; denn das weiß ich, daß nach meinem Abschiede werden unter euch

kommen greuliche Wölfe, die der Heerde nicht verschonen werden; darum seid wacker und denket daran, daß ich nicht abgelassen habe Tag und Nacht, einen Jeglichen mit Thränen zu vermahnen. Und nun, lieben Brüder, ich befehle euch Gott und dem Worte seiner Gnade, der da mächtig ist, euch zu erbauen, und zu geben das Erbe unter Allen, die geheiliget werden;" — da hallte das hohe Gebäude von Weinen und Wehklagen wieder, daß selbst über des Redners Wangen die Thränen strömten. Sein Wort floß aus dem Herzen in die Herzen, und er war zuletzt kaum mächtig, seine Gemeinde zum letzten Male vielleicht für diese Welt zu segnen.

Er glaubte, nun sei das Schwerste vorüber — doch — er täuschte sich! Als er aus der Thüre heraustrat und von der hohen Stiege sein Auge über den Markt schweifte, siehe, da stand Kopf an Kopf die ganze weinende Gemeinde, und die Mütter hielten ihm ihre Kinder dar, daß er sie segne, die Greise schüttelten ihm weinend die Hand und sagten ein herzliches: Behüt' Euch Gott! und die Jüngeren beugten ihr Haupt, daß er seine Hand segnend darauf ruhen lasse. Das war eine tief erschütternde Scene, und selbst die Katholiken weinten alle. Wie tief aber auch der Gemeinde Trauer war, kein Zornwort kam über ihre Lippen. Der scheidende Lehrer hatte sie ja heute und so oft die Feinde lieben gelehrt. Jetzt trug seine Saat ihre Frucht — wenn auch nicht bei Allen, doch bei den Meisten. —

Am Abend ging Rima zu Inselius, um ihm Lebewohl zu sagen. Er fand seine Thüre verschlossen. Eine geheime Stimme in seinem Innern sprach: Jener Mann, der in das Thor des Kirchhofes*) schlich, war gewiß der unglückliche Greis, der Abschied vom Theuersten nimmt, was er hier zurückläßt.

*) Der Kirchhof stieß damals unmittelbar an die Stadtmauer, und lag, innerhalb derselben, hinter der Münze, unfern der Wohnung des Rathsbürgermeisters Heileß, und erfüllte das Viereck vom Zehntthore bis zur Münze, und von da bis zum Münzthore herab. — Alte Handschrift.

Es zog ihn mit unaussprechlicher Gewalt an den stillen Ort. Als er die Rosengasse herabkam, sah er eine dunkele Gestalt auf einem Grabe knien. Der Vollmond schien hell vom klaren Himmel nieder. Es war der Vertriebene. Rima's Herz bebte in leisen Schauern, als er den Ort des stillen Friedens betrat. Je näher er der Stelle kam, wo seine Gattin an der Seite der Freundin ruhte, desto mehr ergriff ihn der Schmerz. Inselius hörte ihn nicht, bis der Schatten des Niederknienden auf der Gattin eben frisch erblühendes Grab fiel. Da erkannte er ihn und zog ihn zu sich, und das Wort erstarb auf der Lippe, doch das Herz redete durch Thränen, Kuß und Händedruck mächtiger als durch Worte. So feierten sie eine heilige stille Stunde, und auf den Hügeln derer, die sie so warm und treu geliebt, wurde der Bund der Versöhnung befestigt. Hand in Hand verließen sie den Ort des Friedens, der es jetzt auch schon ihnen geworden war. Inselius folgte Rima in seine Wohnung im Saale, segnete Clara durch einen Vaterkuß auf die schöne Stirne, sprach über die geringe Habe, die er zurückließ, mit Rima, und ging dann schweren Herzens dem Rheine zu, wo der Schiffer Leonhard Lauer in seinem Kahn am Ruder wartend lauerte. Ein Bündelein lag darinnen, und bald trugen des Rheines vergoldete Wellen den Greis an's andere Ufer.

Und von der Stunde an kam keine Kunde mehr von ihm. Umsonst war alles Forschen. Nur eine dunkele Sage verkündete, er sei Feldprediger bei dem Reiterregimente des Rheingrafen im Heere Gustav Adolphs geworden. Doch glaubten das Viele nicht, sondern meinten, er habe Ruhe und Frieden gefunden im kühlen Schooße der Erde. — Aber das Andenken des Gerechten blieb im Segen, und die Jahre, die da schwanden, löschten's nicht aus.

Seit jenem Tage war mit Rima eine große Veränderung vor sich gegangen. Sein finsterer Sinn trat noch schärfer hervor. Er

zog sich von Allen, mit denen er früher Umgang gehabt, zurück. Der stahleckische Vogt und der Guardian selbst sahen ihn selten, und selbst aus dem Hause ging er nicht. Nur Bedrangle besuchte ihn, ohne daß seine Besuche erwiedert wurden.

Er hatte, ohne auch nur Jemanden Rechenschaft zu geben, das Vermögen, das Inselius zurückließ, an sich gezogen. Diese Handlung empörte die Protestanten, die ohnehin durch die Spanier vielfach verfolgt wurden und, gedrängt von allen Seiten, allmälig jenes Geistes der Liebe zu entbehren begannen. Sie nannten ihn fast laut die Ursache des Vertreibens des geliebten Predigers, und als er nun gar seiner Habe sich bemächtigte, da stieg der Groll noch gewaltiger in jeder Brust. Er wußte das, aber er trug's stille und rechtfertigte sich nicht einmal. Obgleich er von der Verfolgung der Protestanten sich frei erhielt, so ließen es doch der stahleckische Vogt und der Guardian nicht fehlen, sie ihren Haß fühlen zu lassen, und Bedrangle wurde ihr treuer Bundesgenosse. Das Alles schob man auf Rima's heimliche Rathschläge — und — eine nothwendige Folge war, daß ihn der größere Theil des Hasses traf, der zwischen Jenen getheilt wurde.

Der politische Himmel begann für die Rheinufer sich nun immer mehr zu trüben. Den Druck der schweren Zeit fühlte man schon vor den spanischen Besatzungen, denn die Wehen des schon lange in Deutschland wüthenden, alles Mark verzehrenden Krieges wirkten weithin, und selbst da empfand man sie, wo noch kein Kampfgewühl Alles verwüstet. Selbst bis zum Rheine hin wirkten jetzt die Stöße dieses Bebens der gesellschaftlichen Ordnung. Spanische Besatzung war jetzt in Bacharach und seinem Schlosse. Strenge Bewachung der Stadt und die ihr anhängenden Beengungen des bürgerlichen Verkehres waren eine Erfahrung nicht erfreulicher Art für die Einwohner; allein schwerer drückten sie und die Thäler die Verproviantirung des Schlosses, die unaufhörlichen Frohndienste, die Brandschatzungen Bedrangle's und seiner auf den Schlössern

befehligenden Offiziere in Rheindiebach und Steeg. An blinden Gehorsam bei seinem Dienste gewöhnt, kannte er nur eiserne Strenge gegen die Bürger, und nicht selten füllten die Widersetzlichen die Gefängnisse des Saales und des Marktthorthurmes, oft selbst die Verließe des Schlosses. Mit dem Beutemachen vertraut aus Niederlands Kämpfen, achtete er das Eigenthum nicht, und im rohen Soldatenleben aufgewachsen, haschte er des Augenblickes Gunst, und ließ seiner Leidenschaften Gluth und Wildheit schrankenlos walten. Zu diesen Zügen kam noch ein heftiger Religionseifer, wie er damals und zu allen Zeiten sein Volk charakterisirte. Schon lange Zeit gebot dieser Mensch, noch jugendlichen Ansehens und schöner Gestalt, in Bacharach, und seines Regiments eherne Hand lag täglich schwerer auf der Bürgerschaft, ohne daß der fast theilnahmlose Rima etwas zu ihrer Erleichterung that, obgleich er wissen mußte, wie die unermüdeten Brandschatzungen ihren Wohlstand zertrümmerten. Bedrangle wohnte damals in der Stadt, in jenem vielthurmigen alterthümlichen Gebäude, das südlich von der Pfarrkirche lag und unter dem Namen des Tempelherrenhofes bekannt, auf seinen Ursprung hinwies, auch durch seine feste Bauart und durch die Aehnlichkeit mit einer kleinen Festung sich als eine Niederlassung jenes Ordens bezeichnete, der, halb Mönch, halb Krieger, einst so gewaltige Bedeutung gewonnen in einer Zeit mächtigen Aufschwungs und religiöser sowie kampflustiger Begeisterung des Volkes. Hier schwelgte er in üppigen Genüssen vom Schweiße der Bürgerschaft, und praßte mit dem Vogt und Guardian manche Nacht. Hier heckte er mit seinem auf dem Schlosse den Dienst habenden Lieutenant Lamego, einem schlauen verworfenen Spanier, die unheilvollen Pläne aus, die täglich die Lasten der Leidenden häuften.

Die Besseren der Bürger, die über Rima milder zu urtheilen pflegten, konnten es nicht begreifen, wie Rima mit Bedrangle Umgang pflegen konnte, da er ihn doch kannte, wie er so wenig

für die Bürgerschaft that. Ueber ihr eigentliches gegenseitiges Verhältniß war man freilich, bei Rima's gänzlicher Zurückgezogenheit, nicht klar; aber das raunte man sich in's Ohr, daß Bebrangle auf Rima's sittiges liebliches Töchterlein, die frisch aufblühende Clara, seine unreine Neigung gelenkt, und sie damit quäle. Obgleich das Volk auch hierüber nicht volle Gewißheit hatte, so betrog es sein Schluß doch nicht.

Das reizende, sich eben entwickelnde Mädchen erregte Bebrangle's Leidenschaft, mit der er ihr keck nach Soldatenweise nahte. Das sittige Mädchen, eine solche Leidenschaft nicht begreifend und ihre Verworfenheit nicht ahnend im arglosen Gemüthe, fühlte indessen eine räthselhafte, aber unwillkürliche Abneigung gegen den rohen Bewerber, und ließ ihn dies rückhaltlos fühlen. In ihrer Seele lebte nur ein Bild aus der Jugend heiligen Tagen, und ein anderes konnte nicht Raum gewinnen in ihrem Herzen. Bebrangle's Leidenschaft wurde dadurch nur heftiger und wilder. Der Widerstand reizte ihn. In eben dem Grade aber wuchs Clara's Abneigung gegen ihn. Rima durchschaute bald dies Verhältniß, und kummervoll klagte ihm Clara ihr Leid, kummervoller die ängstliche Brigitte, Rima's sorgliche Schwester, die als Clara's zweite Mutter im Hause lebte, seit die erste im Grabe schlummerte. Dies Verhältniß verbitterte Rima's Leben noch mehr. Er verachtete Bebrangle und durfte doch dem Mächtigen in der Stadt nicht geradezu entgegenhandeln. Er that im Stillen, was er vermochte, für die bedrängte Bürgerschaft, und mochte selbst darum Bebrangle nicht abstoßen, weil er sonst, bei dem herrschend gewordenen Militärdespotismus, alles Einflusses sich selbst beraubte, so unbedeutend freilich dieser war und blieb. Nach langem Sinnen glaubte er endlich ein Auskunftmittel gefunden zu haben. Er hatte in Cöln an der Aebtissin des Ursulinerklosters eine Verwandte, seiner Gattin treue Freundin, ihr wollte er die erblühende Jungfrau anvertrauen; denn da allein wußte er sie sicher vor dem Pesthauche in dieser

stürmischen, wilden Zeit. Brigitte billigte diesen Entschluß, so weh es ihrem liebenden Herzen auch that, Claren zu verlieren; allein hier trat das allmächtige Schicksal zwischen Vorsatz und Ausführung. Clara war zarten Baues. Wie so oft eine Blume gerade zu kränkeln beginnt, wenn sie eben am lieblichsten sich entfalten will, so war es bei Clara, die jetzt 16 Jahre zählte. Ihre Wangen bleichten sichtlich, ihre Heiterkeit wich, und ob sie gleich nicht klagte aus Schonung gegen den theueren Vater, so litt sie doch sehr und vermochte bald nicht mehr außerhalb des Bettes zu weilen.

Jetzt fiel eine Centnerlast auf das Vaterherz. Jede ärztliche Hülfe, welche die unvollkommene Arzneikunst jener Zeit gewährte, wurde ohne Aufschub herbeigeschafft. Angstvoll las der Vater bald in den Blicken des leidenden Kindes seiner Seele, bald in denen der Aerzte, — aber hier fand er Leiden und dort Rathlosigkeit. Alle Hülfsmittel blieben fruchtlos. Da wandte sich der unglückliche Vater nach Cöln. Die berühmtesten Aerzte der Stadt kamen, sahen, prüften, verordneten, trösteten, und — Clara blieb leidend, und des Lebens Kräfte verzehrten sich sichtlich. Voll Hoffnung sah der unglückliche Vater die Aerzte kommen, schwereren Herzens entließ er sie.

Eben in jenen Tagen war es, als in der Trinkstube des Gölz'schen Hauses die Anfangs beschriebenen Auftritte vorfielen.

Clara war in den letzten Tagen sichtlich matter und leidender geworden. Rima war nicht von ihrem Bette gekommen Tag und Nacht. Er selbst erlag fast der übermäßigen Anstrengung, und konnte es sich dennoch nicht versagen, bei der geliebten Leidenden zu weilen. Sie war ja sein letztes, theuerstes, einziges Gut in dem verarmten Leben. In den kühleren Stunden des ungewöhnlich warmen Maitages war Clara in einen sanften Schlummer gesunken, eine Wohlthat der Natur, die sie lange entbehrt. Brigitte, die sich mit Rima in die Sorgfalt für Clara theilte, flehte den Bruder

an, sich durch einen Ritt im Freien zu erholen. Sie wollte keine Minute von ihrem Bette weichen, gelobte sie.

„Vielleicht,“ sagte sie, seine Hand fassend, „daß dieser Schlummer mehr wirkt, als alle die theueren Tränke der Aerzte und Laboranten. Darum laß Dir das Roß satteln, und genieße der erquickenden Mailuft, daß nicht auch Du noch siech wirst, und uns das Elend über das Haupt wachse.“ Rima fühlte wohl, wie prophetisch wahr die Worte der Schwester waren. Er war so abgespannt an Geist und Körper, daß er eine Erholung nöthig hatte.

Die Ueberredungskunst der Schwester vereinigte sich mit dem Bedürfnisse, und so gab er denn den Befehl, das Pferd zu satteln.

Das Roß wurde vorgeführt, und der schwergeprüfte Greis ritt dahin, ohne zu ahnen, welche bittere Spottreden im Gölz'schen Hause ihn trafen. Kaum im Freien angelangt, ließ er dem Pferde den Zügel auf den platten Hals sinken und gab sich seinem trüben Sinnen hin, es nicht bemerkend, daß er an Fürstenthals stillen Mauern vorüberritt, daß Fürstenberg und Diebach schon hinter ihm lag. Sein Wehe war ja so groß! Je weiter er aber ritt, desto ruhiger, desto vertrauensvoller wurde er. War es die balsamische Luft, die er athmete, oder kam ihm Ruhe und Trost von oben? — An den ersten Häusern von Heimbach wandte er das Pferd, da wo der Gießbach des alten Trachgau's Grenze macht, und ritt seit langer Zeit zum ersten Male wieder heiterer gen Bacharach hinab, denn es war ihm, als blühe die Hoffnung wieder auf, Claren gerettet zu sehen.

Da begannen die ernsten melancholischen Klänge des Maigeläutes in Lorch anzuschlagen. Er richtete sich auf, und hielt sein Pferd an, — aber ach, sie riefen das kaum entschlummerte Schmerzgefühl wieder wach; in seiner ganzen Kraft ergriff es das Herz wieder, und mit einer Thräne im Auge legte der Greis seine Hand auf das wunde Herz, blickte gen Himmel und betete leise zum Herrn, daß er ihm gnädig sein möge. In Fürstenthal

sangen die Mönche die Vesper, als er so tiefbewegt vorüberritt, und diese Gesänge mischten sich gleichsam in sein Gebet, und es war ihm, als stiege es mit den Gesangeswellen hinauf zum Allvater.

3.

Von des Rheins Ufern, da wo die alte Burg Sonneck liegt, beginnt ein herrlicher Hochwald, die Höhen in ansehnlicher Breite bedeckend, sich in einem weiten Halbkreis über die gesegneten Hügel und Ebenen des frischen, schönen, früchtereichen Hunsrückens bis weit hinein in das Land der alten Trevirer zu ziehen. Er ist der Schmuck der Berggipfel, und faßt in seinen dunkelen Rahmen ein herrliches Panorama. Es ist der sogenannte Soonwald, reich an herrlichen Bäumen von urkräftigem Wuchs. Ein Zweig dieses Waldes erstreckte sich in der Zeit, in welcher die erzählten Ereignisse vorfielen, bis nahe an den Rabenkopf, einen Berggipfel über Bacharach und nächst dem Kanderich, einer der höchsten der Gegend, von dem ihn in späteren Jahren ein fleißigerer Anbau des Landes, das freilich nicht vorzüglich, und größerer Anwachs der Bewohner, die Bedürfnisse in eben dem Grade vermehrend, weiter zurückgedrängt hat.

Aus dieses Eichwaldes Laubdach trat just am Nachmittage des 2. Mai 1631, in der Richtung gegen Bacharach, ein junger Geselle leichten Schrittes und fröhlichen Gemüthes hervor, denn er sang ein heiteres Wanderlied. Er mochte höchstens das zweite Jahrzehend des Menschenlebens, und dieses kurz erst angetreten haben. Ein eng anliegendes braunes Wamms wies die schlanke Gestalt recht vortheilhaft. Weite Hosen von gleicher Farbe reichten bis zum Knie, wo sie sich, in einem Band endend, recht eng anlegten. Unter einem breitgekrempten Hute fielen natürliche, weiche braune Lockenringel hervor und spielten im Windeswehen um den bloßen

Hals, und aus den Locken sah ein blühendschönes Gesicht hervor, dessen Frische der junge Bart schattirte. Auf dem Hute prangte ein Blumenstrauß, eben erst frisch gepflückt. An der Seite hing eine große Blechbüchse, deren Bestimmung, gesammelte Pflanzen aufzunehmen, unverkennbar war; wie denn überhaupt der grüne kleine Kasten auf dem Rücken den Laboranten nicht verkennen ließ, der einherzog, seine Medikamente zu verkaufen, und nebenbei die aromatischen Kräuter und Wurzeln zu sammeln, die in dieser Gegend so häufig wachsen.

Er schritt rasch und kräftig vorwärts, hielt sich aber immer auf dem Kamme des Gebirges, bis er endlich den Rabenkopf erreichte, wo er sinnend verweilte, gleich als ob an diese Berggipfel und Thäler sich manche Erinnerung seines Lebens knüpfte in Lust und Weh, denn es hob manchmal ein recht tiefer Seufzer seine Brust.

Eine Weile stand er in stummem Schauen versunken, und sein Auge schweifte bald über die Gipfel, die sich hier dem Auge darboten, eng und enger zusammenrückend; bald auf den Rhein, der unten im breiten Thale ruhig dahinfloß, auf seinem silbernen Spiegel Schiffe, Kähne und Flöße tragend, hinauf und hinab; bald in die Thäler, aus deren Schooß jetzt allmälig der abendliche Rauch aufstieg. Ein klarer Himmel breitete sich darüber aus, und die Strahlen der scheidenden Sonne beleuchteten das herrliche Gemälde, in dem Licht und Schatten durch die Eigenthümlichkeit der Tageszeit grell vertheilt war. Nur drüben über den fernen Höhen des Taunus stiegen fette weiße Wolken auf, die fast ein Gewitter fürchten ließen.

Der Jüngling legte seinen Kasten ab, und setzte sich darauf, um das Bild, das vor ihm lag, mit mehr Behaglichkeit beschauen zu können. Immer ernster und feierlicher wurde seine Stimmung. Der Kopf sank zuletzt, als das Auge sich genug mochte geweidet haben, in die Hand, und diese bedeckte den Blick.

Was mochte wohl so sehr des Jünglings Herz ergreifen? War er daheim in diesen Bergen? Spielte er seine Knabenspiele an diesen glückseligen Ufern? Oder blühte ihm hier der ersten Liebe goldene Zeit, die erblich?

Nur das abgebrochene Selbstgespräch, in welchem seine Gefühle sich aussprachen, konnte hierüber Aufschluß geben.

Tief unter sich Bacharach und seines Schlosses Thürme gewahrend, auf deren höchstem Bedrangle's Fahne wehte, rief er aus mit wehmütigem Tone: Vaterstadt! Nach vielen Jahren grüß' ich Dich wieder, und die verhaßte Fahne des Glaubensfeindes weht auf Deines Schlosses Zinnen! O, daß ich Dir jetzt schon Rettung bringen könnte! — Der Dich als Knabe verließ, kehrt als Jüngling heim — aber fremd. Kein heimischer Herd ist da, an dem er sich niedersetzen, kein Herz, an das er sich vertrauend und liebend legen könnte! — O Clara! Du kennst den Gespielen nicht wieder, und Dein Vater nimmt ihn nicht auf! — Engel meiner Kinderjahre, Clara, Vater, Mutter, wo seid Ihr? Du bist mir fremd geworden, Du ruhest, und Du, mein Vater, folgst tröstend des Krieges blutiger Spur. — Er warf den trüben Blick auf seine Umgebung. Ist doch noch Alles wie einst, wo ich hier der Lerche Nest aufsuchte oder mit fragendem Blicke dem herbstlichen Zuge der Wandervögel nachsah! Bin nun selbst einer geworden.

Werden sie mich denn noch kennen? Nein — rief er dann plötzlich, sie sollen mich nicht kennen. Fremd will ich unter sie treten, und nur dann, wenn es mir heimisch wird, will ich weilen. Er richtete das Haupt empor, und sah auf die Gipfel Nassau's, die sich an der Grenze des Gesichtskreises aufthürmten, und sagte schmerzvoll: Wo weilst Du jetzt, mein Vater? Während ich hier ruhig sitze, umbraust Dich vielleicht der Schlachten Donner, oder — Du leidest vielleicht, und ich, der ich Dich pflegen sollte, bin fern! — Aber es ist nicht Dein Wille, daß ich hier weile? Wirst Du kommen und Freiheit bringen diesen Thälern? Dieses abgerissene Selbst-

gespräch wurde jetzt unterbrochen. Einige Ziegen am Saume des Waldes weidend, nahte sich ihm ein Greis — den augenblicklich der Jüngling erkannte, denn die Jahre verändern weniger das hohe Alter, als die Jugend. Bernhardi — sagte er fast laut, der alte Hans Adam, dessen Wächterhorn mir oft diente zur Belustigung.

Der Alte grüßte herüber und nahte sich dann, als er den Jüngling für einen Laboranten erkannte.

„Ihr seid wohl ein Laborant?“ fragte er, was Friedrich bejahte, seinen Gruß erwiedernd.

„O dann erbarmt Euch eines alten Mannes,“ bat er. „Ich leide viel an einem Zahne, der doch der letzte ist von allen, also daß ich heute schier verzweifelt bin.“

Schnell öffnete Friedrich den Kasten. „Wohlan, Alter, setzt Euch,“ rief er aus, „Eure Pein soll bald enden.“

Der Alte setzte sich, und Friedrich vollendete schnell und glücklich die Operation. Der Schmerz verließ den Greis. Seine Dankbarkeit war grenzenlos.

„Laßt Eure Thiere hier weiden,“ sagte Friedrich zu dem Alten, „und erzählt mir Etwas aus Eurer Stadt. Ich bin schon einmal dort gewesen, und kenne noch manche Leute daselbst.“

„Da steht's schlimm,“ hob der Greis an, „denn der Spanier haust, und ist keine Gerechtigkeit mehr, seitdem er da ist. Er verpraßt der Bürger Schweiß und Blut, und Niemand darf reden, nicht einmal klagen, sonst gibt's Gefängniß im Kummerhof.“

„Hilft denn der Saalschultheiß Rima nicht?“

„Daß sich Gott erbarm'! Hätt' er seines Kindes Herz, ja dann — aber der hat ja gar kein's, und seit er unseren Seelsorger forttrieb und seine Habe an sich zog, fehlt ihm die Ruhe. Gott straft ihn sichtbarlich, denn sein Kind, die gute Clara, die eine offene Hand und ein mildes Herz für jeden Armen hat, ist schwer krank, und ist schier keine Hoffnung mehr, daß sie genese.“

Friedrich erschrak heftig. „Was fehlt denn dem Kinde?“

fragte er, vergessend die Jahre, die aus dem Kind eine Jungfrau gemacht.

„Kind?" fragte Bernhardi. „Ihr müßt lange nicht in Bacharach gewesen sein, da Ihr sie so nennt? — Sie ist eine Jungfrau, fromm und mild und schön. Schade nur, daß sie katholisch ist. Was ihre Krankheit betrifft, so redet man vielerlei. Einige sagen, es sei ein schleichend Fieber; Andere meinen, es sei Kummer."

„Kummer?" fragte noch immer bebend der Jüngling.

„Ja doch," fuhr der alte Wächter fort. „Der Bedrangle wollte sie heirathen, und dränget sie sehr, und sie verabscheute ihn; aber wer weiß da sicheren Bescheid? Rima's Haus ist verschlossen für die Bürger. Als die arge Pest herrschte, da ging sie von Haus zu Haus und erquickte die Leidenden, betete mit ihnen und tröstete sie, und machte keinen Unterschied nach dem Glauben. Da schützte sie Gott, und so hoffen und beten wir Alle, daß sie auch jetzt Gott erhalte."

Und noch viel Anderes erzählte des Greises redseliger Mund, wie es ihn die Dankbarkeit lehrte, denn er war ein von ihr oft Erquickter. Friedrich lauschte begierig dem Worte, das ihm so wohl that. Ueber die politische Stimmung der Bürger wollte er ihn noch ausfragen, aber er vergaß es in dem Gedanken an ihr Leiden; und die Gefahr, in der er sie sich dachte, preßte ihm heftig die Brust. Endlich sagte der Alte:

„Die Sonne ist unter, ich muß die Thiere heimtreiben."

Die Sonne war wirklich über Perscheidts Höhen verschwunden, aber in unendlicher Gluth flammte der Abendhimmel in allen Tinten, vom reinsten Golde bis zur tiefsten Purpurgluth, die Berggipfel wunderbar verklärend, bis die fernsten im Violett zerschwammen. Das Vesperglöcklein von Bacharach drang in dem reinsten Aether bis zu ihnen herauf, und Beide beteten andächtig. Alsdann schwang der Laborant seinen Kasten auf den Rücken und folgte dem Alten

gegen Bacharach hin. Er wollte mit ihm den Pfad des Kühlberges hinabgehen, der nahe an den thurmreichen Ringmauern vorüberführte, allein der Greis sprach:

„Das rathe ich Euch nicht, mein Wohlthäter; Ihr kennt den greulichen Argwohn und Bosheit der Spanier nicht. Leicht könnte es sein, daß sie auf Euch schössen mit ihren Hakenbüchsen, oder Euch auf das Schloß und in die Gefängnisse schleppten. Kommt Ihr aber des Weges von Diebach, so denken sie, die zu Fürstenberg hätten Euch schon ausgefragt. Darum rathe ich Euch, wendet Euch rechts und folget dem Bombachthal, das Euch an den Rhein leitet.“ Er reichte darauf, als Friedrich ihm Recht gab, diesem die Hand voll Dankes, ihn versichernd, er werde seiner stets in Liebe gedenken und ihm dienen, wann und wo er könne.

Friedrich verließ nun den Greis, indem er dem Weiler Medenscheidt vorüberging und in das bezeichnete Thal einbog.

Als er aus dem Thal an den Rhein trat, wo der Weg vorüberführte, lehnte er sich an einen alten Nußbaum, unter dessen Schirmdach er oft gespielt und die süße Frucht desselben genossen hatte. Die Sonne vergoldete nur noch im Nachglanze ihres Unterganges Lorchhausens Berge. Bacharach lag schon im abendlichen Schatten, und milde Kühle wehte vom Rheinthale her. Sein Auge ruhte auf der Stadt. Die dunkelen Linden des Zollhügels mit denen des unteren Theiles des Hafenplatzes bildeten einen Kranz, aus dem die Thürme hervorsahen, besonders der der Pfarrkirche, an den sich so manche trübe Bilder einer schmerzlichen Vergangenheit reihten. Jahre des Kummers, aber auch Jahre der frohen harmlosen Kinderzeit gingen jetzt an seiner bewegten Seele vorüber, und Clara's Engelbild, jetzt leidend, stand immer vor seinem inneren Auge. Er lebte wieder ganz in jener Zeit, wo er mit ihr gespielt, und die acht Jahre, die dazwischen lagen, dünkten ihm nur Tage; ja er sah sie ihm entgegeneilen, die Arme ausbreiten, ihn an ihr Herz drücken. — Da vernahm er die fernen Töne der Hora von

Fürstenthal, und bald darauf die Klänge des Maigeläutes von Lorch, und diese riefen nur: sie ist krank, sie leidet!

Aus dem stillen Hinbrüten, in das er versunken war, weckte ihn der Tritt eines Pferdes, das unvermerkt ihm genaht war. Er sah sich um — und — Rima hielt vor ihm.

Der Jüngling erschrak heftig, und nur der zunehmenden Düsterheit des nahenden Abends mochte er es verdanken, daß dem Saalschultheißen, dessen blödes Auge nicht sonderlich weit reichte, sein Erbleichen unbemerkt blieb und seine heftige Erschütterung.

Dem Jüngling entging jedoch bei schärferem Blicke die Verwüstung nicht, welche die Zeit im Laufe von acht Jahren an dem Greise vorgenommen. Die einst so edle Gestalt war zusammengesunken; der einst stolze Nacken gebeugt; das einst so blühende Antlitz bleich; das einst so leuchtende Auge matt, ausdruckslos. Tiefe Furchen deckten die Stirne, die er einst glatt und stolz geschaut. Diese Beobachtungen folgten einem Gruße, den Rima mild erwiederte, und an sie reihten sich manche Vorstellungen an, die aber doch alle in dem Gedanken sich auflösten, wie tief der Schmerz des Vaterherzens sein müsse, das sein einziges theueres Kind trostlos hinwelken sähe.

Auch Rima's Gehirn durchkreuzten mancherlei Gedanken. Die Gefühle, die eben erst ihn erfüllten, ließen ihn in dem jungen Laboranten gewissermaßen einen Gesandten Gottes erblicken.

Wie oft, dachte Rima, ist ein kleiner, unbedeutend scheinender Umstand der Grund wichtiger Ereignisse, wie oft die Ursache der Rettung eines Unglücklichen geworden. Vielleicht hat die Vorsehung, die Trost meinem Herzen sandte, diesen mir zur Rettung Clara's zugeführt?! — Und wenn auch nicht — greift doch der Schiffbrüchige auch nach einem Halme, und — hat er auch nichts weiter gewonnen, so ist es doch die Hoffnung, und in und mit ihr so viel!

Ein tiefer Seufzer begleitete diese Gedanken und den Gruß, den er erwiedernd an Friedrich richtete. Er hielt sein Pferd an,

sah ihm scharf in's Auge, und fragte dann mit milder Freundlichkeit den Jüngling:

„Woher des Weges, Wanderer?"

Dieser entgegnete: „Aus der Oberpfalz, Herr!"

„Trügt mich Euer Aeußeres nicht, so bringt Ihr heilsame Arznei den Siechen, oder suchet die würzigen Kräuter unserer Berge?"

„Beides, Herr," versetzte der Gefragte; „ich bin ein Laborant."

„So jung noch?" fragte der Saalschultheiß halb verwundert. „Habt Ihr vielleicht in Heidelberg der Kunst obgelegen?"

Die erste der Doppelfragen verletzte des Jünglings Ehrgefühl. Er war sich bewußt, nicht der Letzen Einer in seiner Kunst zu sein.

„Wenn die Jugend die reichen Erfahrungen des Alters sich angeeignet, dann mag ihr der Vorwurf des Mangels an Jahren nicht schaden; dies auf Eure erste Frage; auf die zweite antworte ich mit Ja."

Etwas gereizt hatte er diese Worte gesprochen. Der Rima, der den Vater vertrieben und unredlich um das Seine sollte gebracht haben, stand jetzt allein vor ihm, nicht der kranken Clara schmerzgebeugter Vater. Aber dies auffallende Gefühl wich ebenso schnell, als es in ihm entstanden, und das gesprochene Wort reuete ihn auch schon wieder, als er es kaum über die Lippe gebracht.

„Wohlgesprochen," versetzte darauf ernst der Saalschultheiß, dem das kecke Selbstvertrauen gefiel. „Kränken wollte ich Euch nicht, junger Mensch — und daß Eure Jugend kein Hinderniß des Vertrauens in Eure Kunst ist, beweise ich Euch sattsam dadurch, daß ich Euch bitte, an das Krankenbett meines herzlieben Kindes mir zu folgen. Vielleicht hat Euch Gott auserſehen, der Retter meines Kindes und meines Glückes zu sein. Wenn Ihr wollet, so seid mir willkommen. Meine Dankbarkeit und Euer Lohn soll gleich groß sein, wenn Gott Euer Bemühen segnet."

Ein heftiger Schrecken, der dennoch etwas ungemein Beglückendes

hatte, durchzuckte Friedrichs Wesen. Er sollte an Clara seine Kunst versuchen, vielleicht sie retten, auf Rima's Haupt feurige Kohlen sammeln — bei Claren sein! — Diese Vorstellungen flogen blitzschnell durch seine Seele — aber er suchte sich zu sammeln und sagte:

„Ihr habt wohl recht gesagt, so Gott mein Wollen segnet. Von ihm allein hängt Alles ab; aber im Vertrauen auf ihn will ich's unternehmen und hoffen, daß es gelinge. Wollet Ihr, so folge ich Euch sogleich."

„Thuet das in Gottes Namen," versetzte Rima, und ritt in stilles Sinnen zurückverfallend dahin, während mit einem unaussprechlichen Gefühle der Laborant folgte.

Clara soll ich mit Gottes Hülfe heilen?! sprach er in sich hinein, und fühlte es, wie die Erinnerung an sie jene jugendliche heilige Neigung weckte, die in dem Herzen fortgeglommen. Selbst in späteren Jahren, wenn er von Engeln träumte, hatten diese immer Clara's Züge. Stand er an einem jungen Baume, so schnitt er ein C heinein. Spielte sein Stab im Sande, so schrieb er den Namen Clara unbewußt. So hatte sich die Neigung seiner Kinderjahre in das Jünglingsherz unbewußt hineingestohlen, und war mit seinem innersten Wesen in Eins verwachsen. Und nun wurde diese Saite so mächtig und so eigenthümlich zugleich angeschlagen. Wie sollte sie nicht sein ganzes Gemüth und Wesen ergreifen, erschüttern? Er dachte sich den Augenblick, wo er vor Clarens Lager treten, ihre Hand in die seine nehmen sollte. Strömte da nicht sein Herz über? Blieb er seiner selbst Herr und Meister? Der Anblick der Stadt, die jetzt gerade vor ihm lag, lenkte seine Gedanken etwas ab, ohne ihnen aber doch eine ganz andere Richtung zu geben.

Rima riß ihn endlich aus diesen Betrachtungen. Indem er auf jenen Vorplatz vor den Mauern der Stadt gegen den Rhein zu lenkte, nahte er sich dem Kloster. Ein vollstimmiger Mönchsgesang erfüllte die Räume der Kirche.

„Laßt uns hier beten, daß das Werk gelinge!" sagte der Saalschultheiß, und stieg ab, indem er sein Pferd einem Knaben überließ.

„Ich bin Protestant," sprach Friedrich. „Erlaubt, daß ich mein Gebet, gewiß in gleicher Andacht, dort unter freiem Himmel verrichte."

Ueber Rima's Züge fuhr ein Schatten von Mißmuth. Ohne etwas zu erwiedern, trat er allein in die Kirche, während Friedrich unter die Linden des Hügels trat, hier sein Gefühl im Gebet ausgießend vor den Augen Dessen, der überall dem Guten liebevoll nahe ist.

In diesem Verweigern des Eintritts in die Kirche offenbarte sich das schroffe Gegenüberstehen beider Kirchengemeinschaften, selbst in der Denkart solcher Menschen, die weit über dem Kreise jener Klassen stehen, die das Wesen der Religion in ein fanatisches Absondern von Andersdenkenden und in ein buchstäbliches Halten an den ererbten Formen setzen, denen der Geist erst Leben gibt. Die Reibungen jener wildbewegten fanatischen Zeit hatten es geboren, und die verflachende Toleranz unserer Tage hat ihm das Ende noch nicht gebracht. Rima trat erhoben und gestärkt aus den heiligen Räumen, aus denen Lichtglanz und Weihrauchduft quoll. Auch Friedrich hatte den Himmel offen gesehen in froher Hoffnung und festem Glauben. Er hatte um Kraft gebeten, und er fühlte sie in sich, — um Ruhe, und sie erfüllte sein Herz, — um Segen, und er sah ihn im Geiste schon in den glücklichsten Erfolgen. So traten Beide auf's Neue ihren Weg an, ruhiger und hoffnungsvoller als früher, und keine Spur feindselig trennender Meinung war mehr in den Zügen sichtbar.

Die Bürger saßen in langen Reihen am Hafenplatz auf daliegendem Bauholze. Während sie aufstanden und ehrerbietig den Saalschultheiß grüßten, maßen ihre Blicke den Jüngling, und der lallende Lauer sprach zu Zinkgräf:

„Dünkt mich doch fast, als wäre mir das Gesicht des jungen Laboranten dort nicht fremd!“ —

Jener nickte, indem er sich bemühte, schärfer zu sehen; aber Weintaumel und Sternenlicht ließen es nicht zu, eine gewisse Meinung zu fassen.

Während Einige über Lauern lachten, Andere Rima halblaut fluchten, setzten Jene ihren Weg fort.

Die Wache am Marktthore machte wegen des Fremden keine weitere Schwierigkeit, da er bei dem Saalschultheißen war.

Als sie nun gegen den Saal kamen, blieb Friedrich stehen, da er einige Schritte vorausgegangen war.

Rima sah ihn forschend an. Es sprach ihn etwas so Bekanntes aus dem Tone der Stimme und dem ganzen Wesen des Jünglings an, daß er bereits nachgesonnen, wo er ihn könnte gesehen haben. Jetzt fiel ihm dieses Verweilen auf's Neue auf.

„Wisset Ihr, daß ich hier wohne?“ fragte er schnell. „Seid Ihr vielleicht nicht fremd hier?“ —

Friedrich erröthete und erschrack, daß er unwillkürlich eine Kenntniß verrathen, die er hätte verbergen sollen. Es war ihm fast unmöglich, eine Lüge zu sagen, und doch mußte er es jetzt, sollte nicht sein Geheimniß fallen. Mit Widerstreben verneinte er die Frage, und dankte es dem Geschicke, daß die Nacht die Schamröthe verhüllte, die auf seinen Wangen brannte, als er den Scheingrund angab, er habe seiner warten und nach seiner Wohnung fragen wollen.

Brigitte empfing sie am Thore.

Rima's erste Frage war nach Claren. „Sie schläft noch immer ruhig,“ sagte sie mit froher Miene, die die Hoffnung der Besserung ihres Zustandes hervorrief. — Jetzt sah sie den Laboranten, den sie neugierig betrachtete.

„Wer begleitet Dich denn da?“ fragte sie den Bruder. — Als

dieser das Nöthige bemerkt, hieß sie ihn froh willkommen, geleitete ihn in eine Stube, wo sie ihn bat, sich's bequem zu machen. Bald brachte ihm die Sorgliche Wein und Speise, daß er sich erquicke.

Aber Friedrich fühlte keine Ermüdung, kein Bedürfniß nach Speise. Der Gedanke, da zu sein als Fremdling, wo er als Kind gern gesehen, so oft gespielt, so nahe dem Mädchen zu sein, das ihm als Kind so theuer war, bewältigte sein ganzes Gemüth, und recht innig betete er noch einmal um Kraft und Segen für die kommende Zeit, die so ernst, so bedeutungsvoll zu ihm herantreten zu wollen schien. Sein Herz pochte fast hörbar, als Rima bald darauf eintrat, um ihn an Clarens Lager zu leiten.

Er trat in ein Gemach, das eine Lampe nur schwach beleuchtete. Vor der Lampe stand ein Schirm, daß kein Lichtstrahl das geschlossene Auge der Kranken treffe. Friedrich zitterte heftig, als er nahe an das Bett trat. Seine ganze Seele trat in das Auge. Da lag Clara vor ihm — ein schlummernder, leidender Engel. Bleich waren diese Züge; aber obgleich die frische Röthe der Gesundheit ihnen fehlte, so waren sie doch voll eines milden, das Herz ansprechenden Liebreizes. Von diesem rührenden Reize gefesselt, stand er eine lange Zeit vor ihr, als wolle er das schöne Bild tief in seine Seele prägen, daß es nimmer aus ihr weiche. Leise hob der Athem die Brust. Die Locken ringelten sich dunkel um das feine Gesicht. Die eine zarte Hand war über das Haupt gebogen, die andere ruhte auf der Decke. Mit fast sichtbarem Beben ergriff er die Hand, den Puls zu fühlen — und er konnte sie nicht mehr lassen. Es war ihm, als müsse er sie ewig in der seinen haben. Rima's Brust war zu enge. Er wollte des Jünglings Urtheil, und diese Beobachtung währte zu lange. Endlich zupfte er ihn leise am Arme. Friedrich fuhr wie aus einem Traum auf. Rima zog ihn zum Fenster und fragte angstvoll:

„Wie findet Ihr sie?“

Fast hätte Friedrich geantwortet: Unendlich schön! — wenigstens schwebte das Wort, als seiner Gefühle Erguß, auf der Lippe, als er sich zu rechter Zeit noch besann, mit wem er rede, und wie ganz anders der Frage Sinn sei.

„In Wahrheit nicht so schlimm, als ich nach Eurer Rede erwartet," entgegnete der Jüngling. „Ihr Puls geht sanft und regelmäßig, nur matt — aber der Schlaf ist sehr erquickend. Treten nicht unerwartete Umstände ein, so hoffe ich, sie bald genesen an Euer Vaterherz legen zu können."

Da verbreitete sich eine unaussprechliche Seligkeit über Rima's Gesicht. Klang ihm doch fast dieses Wort wie ein Orakel. Er hob die gefalteten Hände gen Himmel und betete leise, dann faßte er Friedrichs Hand. „Ich habe Gott gedankt," sagte er mit Rührung, „denn er hat Euch mir zur guten Stunde gesandt. O, ich beschwöre Euch, bietet Eure ganze Kunst auf, ein Leben zu retten, an das das meine gekettet ist. Gelingt es Euch, mein Kind zu retten, so soll ein fürstlicher Lohn des Vaters Dankbarkeit Euch bekunden. — Doch" — setzte er hinzu: „Ihr seid gewandert heute. Genießet der Ruhe, bis sie erwacht, daß sie Euch selbst sage, wie es ihr ist. Ihr seid mein Hausgenosse, so lange Ihr weilen wollt."

Er rief nun leise Brigitten, gebot ihr, sogleich sie zu rufen, wenn Clara erwache, und ging mit dem widerstrebenden Friedrich auf dessen Kammer, wo noch unberührt Wein und Speise stand. Hier mußte er essen und trinken, und Rima that es gleich ihm, und trank ihm aus silbernem Becher den Willkommentrank zu. Brigitte brachte unterdessen, da Clara noch schlummerte, andere Speisen, und als sie sah, wie mit urkräftigem Behagen der Jüngling zulangte, wurde er ihr noch um Eins so lieb, da er ihre Speisen gut fand.

Während des Essens fragte dann auch Rima genauer nach Namen und Herkunft des Laboranten.

„Ich heiße Friedrich Eiländer," sprach mit innerem Widerstreben der Jüngling, „und bin droben im Odenwalde daheim."

„Und Euer Vater und Mutter?"

„Sind todt. Ich stehe allein in der Welt," fuhr Friedrich fort, „und eigentlich ist auch meine Heimath überall, wo sich der blaue Himmel wölbt; denn mich haben gute Menschen im Odenwald erzogen, und mich die Kunst gelehrt und in Heidelberg lehren lassen, die mich jetzt nährt."

Rima hatte Lust, noch mehr zu fragen, aber Friedrich wich den Fragen dadurch aus, daß er seinen Kasten öffnete, und Näpfchen und Phiolen, Kräuter und Essenzen herausholte, um einen Trank für die Leidende zu bereiten. In diesem wichtigen Geschäfte wollte ihn Rima nicht stören und ging dann an Clarens Lager, auf daß Brigitte dem Jüngling an die Hand gehe.

Sie half ihm ein Kohlenfeuer anfachen, und stand ihm treulich bei, als er nun das Tränklein kochte.

Mit unendlicher Zungenfertigkeit pries sie Clara's Tugenden, und bat ihn, ja Alles aufzubieten, um sie wieder herzustellen.

Zuletzt sagte sie unter vielen Thränen: „Es wäre Schade um das jugendliche Leben; denn besser als sie, glaubt mir's, Meister Friedrich, lebt keine; und schöner, das werdet Ihr mir gestehen, habt Ihr gewiß noch kein Mädchen auf Euren Wanderungen gesehen. Nicht wahr?" —

Erröthend bejahte der Jüngling, der froh war, daß das Tränklein sein Gehöriges hatte, damit er aus dieser Zungentortur erlöst werde; denn wie gerne er auch Clara's Tugenden und Reize preisen hörte, so appellirte dabei doch Brigitte so oft an sein eigenes Urtheil, daß er in die größte Verlegenheit gerieth.

4.

Clara war erwacht. Der betrübte, jetzt erst wieder zu froherer Hoffnung gelangte Vater saß an ihrem Bette. Sie sah ihn lächelnd an und sagte ihm, wie sie gut geschlafen und sich wohler als seit langer Zeit fühle. Sie bat den Vater, doch nun auch der Ruhe zu genießen, damit er nicht am Ende den allzu großen Anstrengungen des Wachens und inneren Kummers erliege. Jetzt erzählte ihr der Vater von dem jungen Laboranten, den er gefunden, und der ihm verheißen habe, sie bald herzustellen. Clara lächelte den Vater holdselig an; aber in dem Lächeln lag eine Wehmuth, als glaube sie selbst nicht daran, und wolle nur dem Vater die Freude der Hoffnung gönnen. Sie erzählte ihm, wie sie so schön geträumt. Die Mutter und ihre Freundin, der sie so bald gefolgt, saßen im Garten vor dem Holzthor, und Clara und Friedrich spielten wieder als glückliche Kinder und pflückten Blumen, Kränze zu winden gemeinsamer Lust. Diese schönen Bilder aus glücklicher Jugendzeit schienen wohlthätig auf sie eingewirkt zu haben.

Der Vater hielt ihre Hand. Sein Auge ruhte im vollen Gefühle des Vaterglücks auf den Engelszügen, die jetzt ein mattes Roth überflog und gleichsam verklärte. Sie verlangte zum ersten Mal, daß der Schirm entfernt werde, damit sie klar um sich sehen könne.

Da ging die Thüre auf, und Clara sah hin — und fast hätte sie laut aufgeschrien vor Freude — denn da stand ja der geliebte Gespiele der Kindheit vor ihr, von dem sie geträumt, aber männlicher, kräftiger, schöner.

Friedrich ging es nicht anders. Als er das holde Gesicht erblickte, das jetzt vom Auge belebt wurde, in dem die Freude aufblitzte, und der Freude Roth die bleichen Züge malte, da wäre ihm fast der Becher entfallen, der den stärkenden Trank enthielt, von dem er sich den erfreulichsten Erfolg versprach; aber er durfte

sich nicht bloßgeben. Er mußte jedoch seine ganze Kraft, seine ganze Besonnenheit mit krampfhafter Anstrengung zusammennehmen, um sich gleich zu bleiben.

Rima nannte ihn Eiländer. Friedrich benahm sich fest und ruhig, und wachte mit Riesenkraft über sich selbst. Obwohl Clara erkannte, daß nur eine Aehnlichkeit sie getäuscht, so konnte sie ihr Auge doch kaum von ihm entfernen; denn ihr stand ja der liebe Gespiele hier, wenn auch nur im Bilde, vor der Seele, und sie wiegte das Herz gerne wieder in den schönen Traum, von dem sie eben erst erwacht war.

Willig nahm sie das Tränklein aus seiner Hand, das er kunstfertig bereitet. Noch lange sprach sie munterer, als nach langer Zeit, und sank dann wieder in einem sanften Schlaf, und der Traumgott führte das kaum entflohene Traumbild zurück — aber — Friedrich war zum Jünglinge gereift in voller Mannesschönheit, und es war der Laborant, und sie genaß durch seine Medicamente, und er schied nicht mehr von ihr. So träumte sie, und als sie erwachte, fühlte sie frische Lebenskraft in ihren Gliedern.

Friedrichs Medicamente hatten nun den gesegnetsten Erfolg. Frohe Hoffnung kehrte in jedem Herzen ein, und selbst Clara gewann im freudigen Gefühle rückkehrender Kraft auf's Neue den Glauben, sie werde genesen. Rima's Glück war unnennbar, seine Liebe, seine Dankbarkeit für Friedrich ohne Grenzen. Brigitta's Lob strömte so reich, als es ihre Zunge nur vermochte, strömte bei Claren tausendfach über, die selbst nur ihn dachte, nur heiter und glücklich sich fühlte, wenn der wackere Jüngling bei ihr war. Die meiste Zeit brachte er aber auch an ihrem Siechbette zu, und redete mit ihr, ließ sich erzählen und erzählte. Wenn sie aber bei diesen Gesprächen auf den Jugendgespielen zu reden kam, wenn sie mit glühender Wärme die glücklichen Tage ihres Jugendlebens schilderte, und es sich so klar aussprach, mit welcher Liebe und Innigkeit sie sein Andenken festhielt, o dann hätte er mögen an ihr Herz sinken

und sagen: Ich bin's ja selbst; kennst Du mich denn nicht mehr, Clara? — Aber er mußte nun einmal seine Rolle festhalten. Ja es dünkte ihm selbst nothwendig, da er klar in des Mädchens Herz sah. Hätte er sich zu erkennen gegeben, sie würde mit heißer Liebe ihn umfaßt haben — und Rima gab wohl nie seine Einwilligung zu solch einer Verbindung. Dann war sie, dann er elend für das ganze kommende Leben. Obwohl ihn Rima wie einen Sohn behandelte, so sah er doch oft den Stolz durchleuchten; obwohl nie mehr der religiösen Ueberzeugung gedacht wurde, so dünkte ihm Rima's Fanatismus entschieden genug, um die gerechtesten Zweifel in seine Zustimmung zu seiner und Clara's Verbindung zu setzen. Er kämpfte oft, er kämpfte schwer; denn sein Herz gehörte Claren, hatte ihr gehört, seit er Kind war; aber er hatte gelernt, in einer an Sorgen und Mangel nicht armen Jugend, sich selbst zu beherrschen. Hier galt es, diese Selbstbeherrschung zu üben; hier, wo die Liebe im entgegenkam und im eigenen Herzen loderte. Oft sprach die Stimme seiner Vernunft: Wandere von dannen! Aber wenn er einen Gedanken dieser Art äußerte, flehte Clara so süß, bat Brigitte so herzlich, drückte ihm Rima so warm die Hand und sagte: „Seht Ihr denn nicht, wie wir Euch so lieb haben?“ — daß er wie in einen Zauberkreis sich gebannt fühlte, und nicht vermochte, was ihm seine Vernunft als nothwendig anrieth. — Wie konnte es fehlen, daß die beiden jugendlichen Herzen sich in reiner, heiliger Liebe zu einander neigten? Sah doch Clara in ihm den Gespielen der Jugend, dem er so ähnlich sah, den Retter ihres Lebens. War doch in ihm das Bewußtsein, sie gehöre ihm näher an aus eben dem Grund, und weil er ihr Gespiele war. Und sie war ja so lieblich, so rein, so edel, so dankbar; sie hatte ja kein Hehl vor ihm — ihr Herz, ihre Denkart lag so klar vor seinem Auge, und Brigitte, die ihn so oft auf Clara's Vorzüge erst recht aufmerksam machte, arbeitete eben dieser erwachenden Liebe recht in die Hand.

knüpft sich leicht und schnell zwischen Gleichdenkenden der Liebe Band, wie viel schneller da, wo Dankbarkeit, Vertrauen und eine süße heimliche Erinnerung das Gewicht zu dem des Wohlgefallens in die Schale legt?!

Wie stark aber auch in Beiden dies Gefühl war, ihr Verhältniß wurde dadurch nicht verändert — nur herzlicher, inniger wurde es. Gleich fern stand der sich selbst beherrschende, bescheidene, sittige Jüngling von der züchtigen Jungfrau jetzt, als da er als Arzt zuerst zu ihr trat. Kein Wort von Neigung wurde gesprochen, und doch legte jedes Wort, jede Handlung, jede Miene das klarste Bekenntniß der Liebe ab.

Nur zu Rima war das Verhältniß ein anderes geworden, und zu den Leuten außerhalb dieses engen schönen Familienkreises. Gegen Rima wohnte in Friedrichs Herzen eine Abneigung. Er sah in ihm des geliebten Vaters Feind, den Räuber seiner Habe, den fanatischen Verfolger seiner Glaubensbrüder. Er wollte Anfangs nur so lange bleiben, als Clara's Krankheit und sein Beruf heische. Seit er ihn aber näher kennen lernte, seit er ihn in seinem ruhigen, stillen, gerechten Walten gesehen und beobachtet; seit er ihn wohlthätig gegen Arme bis zur Verschwendung gesehen, und ohne Unterschied des Bekenntnisses; seit er die Achtung wahrnahm, mit der er von seinem vertriebenen Vater sprach, und die tiefen Seufzer, die solche Rede begleiteten, deren Bedeutung nur er verstand; seit er sah und täglich mehr erfuhr, wie er ihn nicht als Fremdling, sondern als Glied der Familie ansah, ihm auch in der Stadt zahlreiche Kundschaft verschaffte, wurde sein Urtheil ein anderes, und die Beobachtung des Mannes, auf dessen Handlungen ein so räthselhaftes Dunkel lag, gewann an Interesse für ihn. Wie oft fühlte er den Trieb, zu sagen: Ich bin Inselius, des Verfolgten Sohn, gib mir Rechenschaft von Deinem Thun! aber er unterdrückte ihn wieder.

Bald riß ihn seine Praxis ganz von solchem Nachdenken weg.

Clara war genesen. Diese glückliche Heilung der von berühmten Aerzten Aufgegebenen erwarb ihm einen glänzenden Ruf, und Rima's Empfehlung erhöhte ihn. Nicht nur in der Stadt selbst, auch in den Nachbarorten Lorch, Caub, Wesel und in den Thälern sprach man mit Ruhm und Achtung von seiner Kunst, und suchte Hülfe in dem tausendgestaltigen Weh, dem der arme Sohn des Staubes hingegeben ist. Und wie auch sein Ruf wuchs, dennoch blieb er bescheiden und demüthig; denn solche Tugend zu üben, hatte ihn frühe der fromme Vater gelehrt. Vorzüglich war er der Armuth treuer Freund. Da half Clara erquicken, stärken, trösten. Hatte er die Arzneien gespendet, spendete sie Wohlthaten anderer Art, und so theilten sie sich in das edelste Werk. Dies, sowie seine offene herzliche Weise, mit der er Jedermann begegnete, befreundete ihn den Bürgern, allermeist den Protestanten, die den Glaubensgenossen in ihm verehrten. So lernte er die Quellen ihres Wohls und Wehes kennen, und kam nothwendiger Weise in den vertrautesten Verkehr mit Vielen. Vor Allen aber war es die Heileß'sche Familie, deren nähere Bekanntschaft er machte; denn Heileß war einst seines Vaters treuester, erprobtester Freund gewesen, und hier lebte er im liebevollsten, gesegnetsten Andenken. Auch den gleichalterigen Jugendgenossen nahte er sich vorsichtig; denn er bemerkte oft, wie ihn Zinkgräf, Lauer und Andere, die mit ihm confirmirt wurden, mit fragenden Blicken betrachteten, wie sie so oft die Rede auf Friedrich Inselius brachten, dem er so sehr ähnlich sah, bloß um zu erforschen, ob er nicht Mummerei treibe. Doch blieben diese Versuche fruchtlos. Sie zerschellten an Friedrichs Besonnenheit und Selbstbeherrschung.

War auch der Jüngling von Allen geliebt, die ihn kannten, so haßte ihn doch Einer aus dem Grunde seiner schwarzen Seele — der Commandant Vebrangle.

Er liebte Claren, wie ein Mensch lieben konnte, in dem der Funke vom Himmel längst im rohen Kriegsleben erloschen war —

weil sie schön war gleich einem Engel. Als aber ihre Rosenwangen erblichen, des schönen Auges Glanz erlosch, das frische, fröhliche Leben und Weben blühender Gesundheit schwand, da wurde das Herz des Kriegers kühl und der Weinhumpen wurde seine Geliebte, von der er sich nimmer trennte. Als aber nun die vom Sturme geknickte Blume schöner und im Frühlingshauche der Liebe herrlicher sich entfaltete; als die Jungfrau mit all' ihrem Liebreize geschmückt dem Siechbette entstieg, und der gierige Blick des Wüstlings auf diese Reize fiel, da loderte die alte Gluth nur wilder wieder auf und schien, gleich verzehrendem Feuer, in seinen Adern zu wühlen. Er fand sich täglich bei Rima ein. Er suchte mit allen Künsten sich Clara's Gunst zu erwerben. Wie aber die Taube bebt in der Nähe des Geiers, auch wenn sie ihn nicht sieht, so erfüllte Bedrangle's Nähe Clara's Gemüth mit einem widrigen Gefühle. Sie konnte keines Grundes ihrer entschiedenen Abneigung sich bewußt werden, denn Bedrangle war ein schöner Mann; aber sie war so mächtig, daß sie sich nicht zurückhalten konnte, sie ihn überall empfinden zu lassen. Mit tiefem Widerwillen wies sie seine Bewerbungen zurück. Sie hatte kein Lächeln für den darum Buhlenden. Sie gab ihm kein wohlwollendes Wort auf seine Reden zurück, und es kostete sie Ueberwindung, ihm nicht schnöde zu begegnen. Der Widerwillen Clarens brachte bei ihm die entgegengesetzte Wirkung hervor. Statt daß er dadurch sollte zurückgeschreckt werden, wurde er kühner; statt daß dies seine Gluth dämpfen sollte, loderte sie brennender, heftiger auf. — Aber er wurde aufmerksamer. Er forschte, von Argwohn unterstützt — und das nie schlafende Auge des Argwohnes sieht schärfer, als jedes andere. Was dem Vater Dankbarkeit schien, jene innige Zuneigung Clara's zu Friedrich, das erkannte er bald als Liebe; und der Haß gegen den, der ihm im Wege stand, gohr mit aller Kraft in Bedrangle's entmenschter Brust. Mit schneidender Verachtung behandelte er fortab den Jüngling, der stets in

Nima's Nähe war und von diesem mit Auszeichnung behandelt wurde. Statt aber, daß diese Behandlung Friedrich einschüchtern sollte, gab sie ihm vielmehr, dem Rohen gegenüber, das ganze Gefühl seines Werthes, einen Ernst, eine Würde des Benehmens, eine stolze, ruhige Haltung, die Bedrangle fast außer sich brachte, und oft traf ihn gleiche Verachtung, die er ihm bewies. Dies reizte den rachsüchtigen Flammänder, und gerne hätte er eine Gelegenheit wahrgenommen, dem Verhaßten zu schaden, ihn zu verderben, hätte sie sich ihm dargeboten. Darum aber gab er es nicht auf. Vorsichtig wollte er seinen Plan anlegen, und an Lamego, seinem Lieutenant, einem schlauen, ränkevollen Andalusier, hatte er einen Helfershelfer, dem es in ähnlichen und schwierigeren Fällen nie an Rath und Mitteln gebrochen, das zu vollführen, was Bedrangle wünschte.

Die schweren Bedrückungen, unter denen die Bürgerschaft seufzte, waren in den Tagen des Sommers 1631 bis zu unglaublicher Höhe gestiegen. Bedrangle hatte den Befehl erhalten, Stahleck zu verproviantiren, sowie Stahlberg und Fürstenberg. Keine Veranlassung konnte willkommener sein, als diese, das Volk, das ihm zu kühn, zu männlich stark war, zu demüthigen. Mit fühlloser Härte verfuhr der Unmensch. Taumelnd vom Weinrausche gab er an seinen Untergebenen Lamego die teuflischen Befehle, und dieser — unmenschlicher noch, als sein Gebieter, säumte nicht, sie in's Werk zu setzen. War ein Bürger widerspenstig, so kam er in Haft in den Kummerhof. Zwar waltete hier ein milder Engel, Clara, die der Bürger Noth milderte, wie und wo sie konnte; aber sie konnte doch den Vater den Kindern, den Gatten der Gattin nicht freigeben — das Geschäft lag, und das Brod, des Fleißes Frucht allein, fehlte. Einige Male hatte sie es versucht, zu bitten bei dem Befehlshaber, doch — die Folge war — daß Bedrangle dadurch ein Anrecht auf ihre Gunst zu erhalten wähnte, und — sie mußte

dem Mitleid Schranken setzen, und nur darin ihrem gefühlvollen Herzen Raum geben, daß sie die Gefangenen erquickte.

Tief ergriff des Volkes Noth Friedrichs Seele. Alle Fibern bebten, sein Auge rollte, und die männliche Faust ballte sich unwillkürlich, sah er die Grausamkeit, die — er nicht wehren konnte. Häufiger aber traf es sich, daß die Bürger zusammentraten, von der Noth enger vereint, über die Rettung zu berathen. In diesen Versammlungen bildeten sich zwei Parteien, eine gemäßigte und eine heftige. An der Spitze jener stand der alte, wackere, besonnene Heileß, auf der anderen Seite der rasche, kräftige Zinkgräf und Lauer. Des Volkes Noth rief auch Friedrich, der sich zu ihnen zählte, da Bacharach seine Vaterstadt war, in die Versammlungen, und ihn zog — das lebendige Gefühl jugendlicher Kraft, das rasche Blut auf die Seite der Heftigeren, deren Grundsatz war, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Noch waren aber jene Versammlungen das nicht, was sie mehrere Monate später wurden — die Aussaat offener Empörung gegen den Druck unmenschlicher Tyrannei. Man pflegte im Hause des Wirthes Gölz sich zu finden und dort das Thema des Tages abzuhandeln. Wohl mochten Männer wie Zinkgräf und Lauer, voll Kraft und Feuer und Liebe zur Freiheit, Pläne haben, die auf das hinzielten, was später geschah — jetzt schwiegen sie davon noch, und äußerten sich nur im engeren Kreise. Daß der junge Laborant bisweilen in dieser Sippschaft war, fiel Rima um so weniger auf, da es ehrenwerthe Bürger waren, die sich hier trafen. Nur Clara sah es mit stiller Trauer. Wie überhaupt der weibliche Blick tiefer und schärfer ist, denn der männliche, — so hatte auch sie bisher das Krampfhafte in der Stimmung des Volkes wahrgenommen, hatte wohl bemerkt, welch seltsam tiefen Eindruck es auf Friedrich gemacht, und ihre Seele ahnte nichts Gutes. Er war so zerstreut, so wild aufgeregt, wenn er nach Hause kam, daß sie mit banger Ahnung erfüllt wurde, wohl wissend, des Weines Frucht sei solches bei dem Jünglinge nicht, weil er ihn nicht trank.

Dieser Versammlungen Geist mußte Lamego gewittert, den Antheil, welchen der feurige Friedrich daran hatte, herausgebracht haben. Er trat eines Tages mit wichtiger Miene zu seinem Gebieter und sprach: „Jetzt, Don Paul, habe ich endlich die Handhabe gefunden, vermittelst welcher Ihr mit einem Stück den Laboranten über die Stadtmauer schleudern könnt, wenn Euch nicht mehr damit gedient wäre, ihm ein anderes Plätzlein über oder unter der Erde anzuweisen."

Bedrangle, der eben erst aus den wollüstigen Träumen seiner Sieste erwacht war, fuhr mit glänzendem Blick auf: „Sprich ohne Hehl, Lamego!" rief er, begierig zu vernehmen, was der Spürhund gewittert.

Der lächelte satanisch und sprach: „Die kleinen Aufopferungen, die Ihr den ketzerischen Hunden dieser Stadt vermittelst bewaffneter Schröpfköpfe abnöthigt, bringen die seltsame Erscheinung hervor, daß der Hase sich gegen den Löwen aufzuwerfen nicht übel Lust hat. Sie gehen mit nichts Geringerem um, als Empörung vorzubereiten, und dieser Milchbart von Laborant steht mit an, ist wahrscheinlich der Urheber der Complotte, wie ich denn überhaupt ihn fast für einen schwedischen Spion möchte ansehen. Was hindert Euch nun, ihn dafür zu erklären und einstweilen Euch seiner zu versichern? — Dann ist er aus dem Wege, und für's Weitere sorgt einestheils Ihr, anderntheils Lamego."

„Ich verstehe Dich, Lamego," antwortete sinnend Bedrangle, „doch Du vergißt, daß ich es hier mit einem spitzfindigen Juristen zu thun habe, der mehr Gewalt hat, als ihm gebührt. Offen dem Buben zu Leibe gehen, ist unthunlich — doch laß mich sorgen."

„Falls Ihr nicht solltet zum Ziele kommen, so weiß ich ein besseres Mittel," meinte Lamego, indem er seinen Dolch faßte, und eine Handbewegung machte, die über das Mittel selbst keinen Zweifel übrig ließ.

„Nein," sprach Bedrangle, in dem der Soldat sich regte, „man fällt mit Ehren keinen Feind im Rücken an. Ehrlicher Kampf führt auch zum Ziele."

„Wie Ihr wollt!“ versetzte Lamego, und ein spöttisches Lächeln flog schnell über die markirten Züge des Andalusiers.

Bedrangle schnallte sein Schwert um und verließ das Gemach, indem er den Federhut in die Stirne drückte, um zu Rima zu gehen, den er in seinem Gemache beschäftigt fand.

Freundliche Grüße wurden gewechselt, und vom Unbedeutenden zum Ernsteren im Verfolge des Gespräches geschritten. Bedrangle bedauerte die Plagen, die er der Stadt und den Thälern machen müsse.

„Es ist wahr,“ sagte sehr ernst Rima, „die Bürgerschaft vermag kaum mehr Eure Forderungen zu befriedigen, Herr Commandant. Sagt selbst, wovon sollen sie leben, im Fall eine Belagerung dieser Stadt erfolgen sollte? — Schadet Ihr Euch doch dann selbst, weil nichts so leicht zum Verrathe führt, als Hunger und Elend!“

„Danach darf der Soldat nicht fragen,“ entgegnete scharf Bedrangle. „Seine Ordre weiß er, und sie zu befolgen, ist seine Pflicht, mag auch kommen, was da will. Dem Verrathe werde ich zu begegnen wissen, das glaubt mir!“

„Das Menschenauge sieht nicht Alles,“ versetzte Rima.

„Oft mehr, als es soll,“ fuhr gereizt der Spanier fort. „So dürften Euch vielleicht die heimlichen Complotte entgangen sein, die man hier schmiedet, und die ihre Nahrung aus Eurem Hause ziehen.“

„Aus meinem Hause?“ rief Rima, und sprang zornig auf. „Womit wollt Ihr die frevelnde Rede darthun?“

„Erzürnt Euch nicht, Herr Doctor,“ fuhr vertraulicher Bedrangle fort, „wenn ich Euch sage, daß Ihr eine Schlange im Busen nährt, deren giftigen Stich Ihr früher oder später im Herzen fühlen dürftet.“

„Sprecht deutlicher!“ rief Rima, in dem der Zorn kochte.

„Es kann Euch doch nicht unbekannt geblieben sein, wie der Laborant Eiländer, den Ihr noch herbergt, im geheimen Verkehr mit den ketzerischen Bürgern steht?“

„Er ist Protestant, das weiß ich," sprach hitzig Rima, „aber ich finde keine Spur, ihn für verdächtig zu halten, im Gegentheil ist er ein wohlgesitteter Mensch, der viele Gaben hat, den ich zudem bei meinem herannahenden Alter bei mir zu behalten denke, indem er in den Geschäften nicht unerfahren und des Schreibens, wie viel anderer Künste in hohem Grade kundig ist. Was wollt Ihr mit ihm?"

„Es sollte mir leid thun," versetzte mit verstellter Theilnahme Bedrangle, „wenn ich vielleicht irgend einen Euch lieb gewordenen Plan durchkreuzen sollte; allein wißt's, dieser Mensch ist's, der Empörung brütet, und ich habe Grund zu vermuthen, daß nicht seine Kunst ihn in diese Gegend trieb, sondern andere Gründe — da ich ihn für einen schwedischen Spion zu halten gezwungen bin." —

In diesem Augenblicke trat Friedrich mit Clara in das Gemach. Er hatte sie in den Garten außerhalb des Holzthores begleitet, mit ihr dort der Blumen gepflegt und in süßem Gekose eine selige Stunde verlebt. Hier war die beglückende Gewißheit ihm geworden, daß Clara ihn liebe. Von seiner nahen Abreise hatte er gesprochen, da er Rima's Plan noch nicht kannte, und die Thräne, die in Clarens schönes Auge trat, hatte sein Herz überwältigt, und an seiner Brust hauchte das züchtige Mädchen nach schwerem Kampfe mit dem eigenen Herzen und der jungfräulichen Schüchternheit, das süße Geständniß ihrer Liebe aus. Aus dem Himmel dieser Gefühle riß ihn der Anblick der beiden Männer furchtbar heraus.

„Ihr kommt mir zu gelegener Stunde," sagte Rima zu ihm, „denn hier mögt Ihr Eure Ehre retten gegen eine Beschuldigung, an die meine Seele nicht glauben kann."

Des Jünglings Wange wurde in diesem Augenblicke bleich — nicht von dem Gefühle der Schuld, denn er war überzeugt von der Gerechtigkeit seines Thuns und Strebens, sondern vielmehr,

weil diese Worte wie ein herber Frost in die Maiblüthen seines Gefühles zerstörend niederfielen. — Bald sammelte er sich jedoch, und das ganze Gefühl männlicher Würde und Stolzes nahm seine Brust ein. Freimüthig und gefaßt trat er näher heran zu den Beiden, die am Fenster lehnten, und fragte: „Weß man ihn beschuldige?“

„Ihr sollt ein schwedischer Spion sein.“

„Höllische Lüge! Schmach dem, der sie ersann!“ fiel Friedrich ein.

Bedrangle's Auge blitzte, seine Faust griff nach dem Schwerte. „Schweig',“ rief er, „oder ich zermalme Dich!“

„Seid Männer,“ sprach Rima, der seine Ruhe wieder gewann mit der steigenden Leidenschaft der Beiden, und laßt uns ohne Zorn glimpflich die Sache erörtern: „Ihr sollt,“ fuhr er, zu Friedrich gewendet, fort, „Theil haben an aufrührerischen Complotten in dieser Stadt, die Euch gastlich aufgenommen! Vertheidigt Euch! Der Capitän-Lieutenant Sr. katholischen Majestät beschuldigt Euch dessen.“ Auf die letzten Worte legte der Saalschultheiß ein besonderes Gewicht, um Friedrichs Brausen durch die Rücksicht auf die Gewalt, die Bedrangle hatte, zu mäßigen.

Friedrichs Auge haftete auf Bedrangle, dessen höhnische Miene ihn reizte. Kühnen Trotz sprachen seine Züge aus.

„Wenn ich mit gerechtem Unwillen die Bedrückungen und Mißhandlungen der Bürgerschaft sah, wenn dies wider das Gefühl des Rechtes, das ich in meiner Brust trage, streitet, — wer will mich darob verdammen?“ fragte er, und sah kühn den Capitän-Lieutenant an. „Könnt Ihr's leugnen, daß diese Lasten unerträglich sind? Und wenn ich, nach jenem Gefühl in meiner Brust und dem Mitleide, das ich mit der gedrückten Bürgerschaft empfinde, ihre Beschwerden anhörte, mit ihr auf Abhülfe von einer Gewalt, die de facto, aber nicht de jure da ist, sann, so mag ich das so wenig verhehlen, als ich es Unrecht finden kann!“ Er sprach das, und

wandte sich zu Rima, der, erstaunt über des Jünglings kräftiges, muthiges Wort, ihn ansah, und fuhr fort: „Euch, Herr Doctor, gilt dies Geständniß. Ihr habt mich gastlich beherbergt. Ihr seid meine Obrigkeit, der ich unterthan bin. Entscheidet!"

Bedrangle knirschte vor Wuth. Das hatte er nicht erwartet von dem Jüngling, und fast hätte er beschämt niedergedrückt von der Würde, mit welcher er sich benahm und sprach, dagestanden, wäre nicht sein Grimm aufgeflammt.

„Er hat gestanden," rief er schäumend aus. „Er ist mir anheimgefallen, und das Kriegsrecht mag entscheiden über den Empörer!"

„Mit Gunst, Herr Commandant," fiel Rima ein. „Der Jüngling hat nichts gestanden, als daß sein Gefühl, wie das jedes Ehrenmannes, empört ist von den Leiden der Bürgerschaft, an denen Ihr unschuldiger Weise Theil habt. Was Ihr aber da von Anheimfallen an Euer Forum sagt, werdet Ihr wohl zurückzunehmen gesonnen sein, sobald ich Euch erinnere, daß ich die Ehre habe, die Person meines Herrn, des Kurfürsten, zu vertreten, daß diese Stadt ihre alten Privilegia hat, kraft deren in solchen Händeln zu entscheiden dem Thälerrath in erster Instanz zukommt! — Für's Erste habt Ihr in meinem Hause Sicherheit Eurer Person," sagte er zu Friedrich gewendet, „und Euch, Herr Capitän-Lieutenant, bin ich Bürge für ihn."

„Nein, das sollt Ihr nicht!" rief Friedrich aus, „bei Gott, das sollt Ihr nicht. Bin ich schuldig, so treffe mich die Strafe; aber mein Gewissen spricht mich frei, und ich verlasse die Stadt zur Stunde und ihr Gebiet!"

Bedrangle stand bleich da. Im Innern wühlten alle feindseligen Leidenschaften, deren das Menschenherz fähig ist; aber er konnte Rima's Gründen nichts entgegenstellen, konnte freilich keine Beweise liefern, die seine Anschuldigung rechtfertigten, und war also der Freisprechung des Jünglings gewärtig. Ihm galt's ja auch

nur, den verhaßten Nebenbuhler zu entfernen, darum bekämpfte er für den Augenblick seine Leidenschaften, und wollte eben auf die Entfernung Friedrichs antragen und damit sich zufrieden geben, als die hereintretende Brigitte, einen lauten Schrei des Entsetzens ausstoßend, auf Clara zustürzte, die, Zeuge des Auftrittes, Schlimmes für den Geliebten fürchtend, bei der durch die vorhergegangenen Auftritte erregten Spannung ihres Wesens, ohnmächtig in einen Lehnstuhl gesunken war.

„Auch das noch!" rief schmerzlich der Saalschultheiß aus, und stürzte zu der Jungfrau hin, bei der schon Friedrich beschäftigt war.

„Seid ohne Sorge, Herr Doctor," sagte er ruhig zu Rima; „es ist bloß eine vorübergehende Ohnmacht!" Darauf flog er hinaus, und kam bald mit einer Phiole zurück, die er Brigitten gab.

„Reibt ihr damit die Schläfe," sagte er, „und löset des Mieders Schnüre — dann wird sie alsobald das Auge aufschlagen."

So ruhig er auch sprach, so hatte doch der Schrecken ihn bleich gemacht und die Sorge um das geliebte, theuere Wesen.

„Die Sitte fordert," so wandte er sich zu Bedrangle, „daß wir Männer uns entfernen!"

Alle Drei verließen nun das Gemach, um in ein anderes zu treten.

So sehr auch der Schrecken Friedrich beengt, die Ruhe war bei der Gefahrlosigkeit des Umstandes wieder in seine Brust zurückgekehrt, und im anderen Gemach angelangt, sagte er mit Würde zu dem Spanier: „Ich habe vorhin bei der schimpflichen Beschuldigung, die Ihr auf mich geladen, vergessen, Beweise zu fordern. Ihr seid ein Ehrenmann, und werdet sie hoffentlich nicht schuldig bleiben, da Ihr wißt, wie die Lüge in den Augen des Rechtschaffenen brandmarkt!"

Diese Worte waren Donnerschläge für den Spanier. Seine Ehre stand auf dem Spiel, und — Beweise konnte er doch im Grunde nicht liefern. Sein Haß, seine Wuth war grenzenlos.

„Es bedarf bei Eurer eigenen Erklärung keiner Beweise," rief er aus. „Zudem bin ich einem Menschen, wie Ihr seid, keine Rechenschaft schuldig. Euch aber, Herr Saalschultheiß, mache ich verantwortlich für jede Folge, die daraus entsteht, und ich muß bei Euch darauf bestehen, daß Ihr einen gefährlichen Menschen aus der Stadt schafft!" Mit diesen im höchsten Zorne gesprochenen Worten verließ er das Gemach, daß schallend die Thüre in das Schloß fuhr.

„Das sind schlimme Händel," sagte Rima. „Wenn Ihr nur nicht unvorsichtiger Weise Euch in Verlegenheit gestürzt habt?"

„Seid sorglos," sprach Friedrich, „ich verlasse die Stadt heute noch, so schwer es mir wird, den Ort zu verlassen, der mir theuer geworden ist. Eure Tochter ist hergestellt, nichts hält mich mehr. Laßt mich ziehen!"

Aber der tiefe Seufzer, der sich bei diesen Worten des Jünglings Brust entstahl, der feuchtwerdende Blick strafte das Wort seines Mundes Lügen.

Rima sah ihn lange und wehmüthig an. Er hatte ihn ja liebgewonnen, war ihm so hoch verpflichtet, und nun wollte der Trotzkopf von dannen, nun, wo er ihm ja hatte sagen wollen, er, der heimathlose Laborant, solle weilen bei ihm, sein Brod mit ihm theilen, ihm in seinen Berufsgeschäften helfen gegen schönen Lohn, den er reichlich bestimmt.

„Fort wolltet Ihr," hob er nach einigem Schweigen an — „fort von hier — da doch Clara's Gesundheit noch nicht völlig befestigt ist? Fort wolltet Ihr in diesen stürmischen Zeiten, einem ungewissen Erwerbe nachgehen, unter fremden Menschen umherziehen, und so Ihr erkrankt, ohne Pflege sein? — Ach, ich hatte es anders im Sinne mit Euch. Hört mich an: Ich bin alt und schwach, ohne Hülfe in meinem schweren Beruf, ohne theilnehmenden Freund — er seufzte tief — in meiner Einsamkeit. Da dachte ich,

Ihr solltet bei mir bleiben, und da Ihr in so manchen Künsten und Wissenschaften bewandert seid, mir beistehen gegen einen Jahresgehalt, wie Ihr nur immer wünschen möget, könntet Eure Kunst nebenbei üben nach Eurem Gefallen, theiltet mein Dach und mein Brod, und hättet so eine Heimath und dankbare Freunde, so lange Gott mir die Tage hienieden fristet. Zudem, ich ahne es, kommen schlimme Zeiten für diese Gegend und Stadt. Näher zum Rheine wälzet der Krieg seine verheerenden Feuerströme. Es wird vielleicht nicht der Morgen des Jahres 1632 anbrechen, und — das Belagerungsgeschütz wird um unsere Ohren donnern, — der Sturm vielleicht die Stadt dem Bedrangle entreißen, Plünderung und Raub unsere Habe bedrohen, — Friedrich, ich bin alt — wer wird bei Clara, bei Brigitten mit freundlicher Theilnahme stehen zu Schutz und Schirm — wenn ich zur Grube fahre? Seht, auf Euch hatte ich gerechnet, Euch und mir zum Frommen, hatte mir so ein stilles, harmloses Leben gedacht in unserem kleinen Kreise, und heitere Stunden am Kamin in den kommenden trüben Wintertagen — und nun wollet Ihr trotzig von dannen ziehen? Ich biete Euch meine Hand — bleibt bei mir, so lange ich lebe!"

Er reichte ihm die Hand dar.

Der Jüngling war von des Mannes Rede ergriffen, erschüttert. Rima war und blieb ihm ein Räthsel. Dieser wohlwollende Mann war ein Feind der Protestanten, ein Verfolger seines Vaters, ein Räuber seiner Habe gewesen. Wie konnte, wie sollte er das reimen? Er wußte, daß der Guardian ihn oft zu bereden suchte, den Ketzer aus seinem Hause zu verbannen, und jetzt wollte er ihn bei sich behalten? — Solcherlei unvereinbare Zweifel entstanden in seiner Seele, — aber Clara, die Geliebte — sollte er verlassen, jetzt wo er bleiben konnte in ihrer Nähe? — — Er schlug ein in Rima's dargebotene Rechte und sagte: „Ich bleibe bei Euch, so lange Gott und Ihr es wollt."

Da leuchtete des Greises Auge vor stiller Freude.

„O,“ sagte er leise vor sich hin, „so gibt es doch noch Menschen, die mir wohlwollen?!“

Noch standen die Männer Hand in Hand — da öffnete sich die Thüre, und Clara, bleich wie eine Lilie, trat, auf Brigitten sich stützend, herein. Ihr forschender Blick glitt über des Vaters Züge auf die Friedrichs hinüber. Sie schien darin lesen zu wollen, ob dieser Handschlag der des Lebewohls oder der Vereinigung auf längere Zeit sei. — Die zurückgekehrte Heiterkeit in Beider Mienen gab ihr bald diese Hoffnung, doch das Andenken an den früheren Auftritt, dessen sie Zeuge gewesen, das Bestimmte in Friedrichs Worten: „Ich verlasse die Stadt und ihr Gebiet!“ flößte neue Zweifel ihrem Herzen ein.

„Verlaßt Ihr uns wirklich?“ fragte sie, und die Stimme bebte, die Brust hob sich wie unter einer schweren Last.

„Nein, mein Kind,“ antwortete ihr der Vater, „Friedrich bleibt bei uns, bis des Krieges dräuende Stürme vorüber sind und sein Donner. Er will mit uns theilen die Leiden der kommenden Zeit.“

Da flog ein frisches Roth über die bleichen Züge der Jungfrau — da ergoß sich neuer Strom des Lebens durch ihr Wesen, die Wolke, die auf der schönen Stirne gelegen, verschwand, und ein bezauberndes Lächeln begleitete die Worte: „Dank Euch, Friedrich, daß Ihr uns dies Opfer bringet!“ — aber ängstlich werdend in diesem Augenblicke, wandte sie sich zu ihrem Vater: „Glaubt Ihr, daß der wüthende Spanier sich zufrieden gebe?“

„Das wird sich bald zeigen,“ sprach ruhig der Schultheiß. „Am Felsen bricht sich der Welle Gewalt. Er wird an meiner Festigkeit stranden. Er fühlt sich zu ohnmächtig hier noch zur Zeit, als daß er einen solchen Schritt, wie Du Dir ihn vielleicht denkst, wagte.“

„O, daß es so wäre!“ seufzte Clara leise.

5.

Ehe noch die Sonne unterging, jagten zwei Eilboten zu den Thoren hinaus; den Einen sandte Bedrangle nach Frankenthal, wo damals der wilde Frangipani gebot, um Verstärkung bittend, den Anderen Rima an den Kurfürsten, persönliche Sicherheit für Friedrich zu erwirken. Beiden wurde Gewährung. Doch Rima schneller als dem Spanier, der vielmehr durch den rückkehrenden Eilboten die Weisung erhielt, eine außerordentliche Brandschatzung an Früchten, Wein, Vieh und baarem Geld in den Thälern zu erpressen. Auf den Fall hin, daß sich das Volk empören sollte, wurde dem Capitän-Lieutenant ein Fähnlein Reiter zur Verstärkung versprochen, die binnen drei Tagen eintreffen sollten. Die Brandschatzung war ungeheuer, nicht nur an Geld, sondern auch an Naturalien. Es war fast unmöglich, daß sie konnte geleistet werden von dem Volke, das durch Bedrangle bereits methodisch ausgesogen war. Diesem stieg auf diese Kunde hin der Kamm. Noch immer tobte Eifersucht und verschmähter Liebe Groll im wilden Herzen. Lamego war auf allen Wegen, wo er Friedrich zu treffen hoffen konnte, umhergeschlichen, — ohne sein Ziel, ihn als Opfer seines Hasses zu meucheln, erreicht zu haben. Jetzt forderte der Commandant seine Auslieferung von Rima mit diktatorischer Strenge. Er fürchtete doch, des Bogens Sehne weder zu sehr gespannt, als daß sie nicht reißen sollte, und gerade dieser kräftige Jüngling konnte ihm hier gefährlich werden. Obwohl Furcht seinem Soldatenherzen fremd blieb, so war es ihm doch keineswegs darum zu thun, das Volk zum Aufruhre zu reizen, weil dies für ihn selbst und seine Sache von den nachtheiligsten Folgen sein konnte. Darum schwieg er noch von der neuen Lieferung, zumal der heiße Sommer einen guten Wein versprach, der nun bald geerntet werden sollte.

Rima beachtete die Forderungen des Commandanten nicht.

Auf's heftigste erzürnt ließ noch am Abend desselben Tages Bedrangle den Saal umstellen mit seinen Leuten, und trat bewaffnet in das Gemach Rima's, Friedrichs Auslieferung zu ertrotzen, im Nothfalle zu erzwingen.

„Was erkühnt Ihr Euch?" fragte ihn mit zornglühenden Augen der Saalschultheiß. „Wer gibt Euch das Recht, einen Mann gefänglich einziehen zu wollen, gegen den keine Anklage vorliegt? Wer ermächtigt Euch, mein Haus zu umstellen und den Burgfrieden zu brechen?"

„Ich!" erwiederte mit Hohn der Commandant. „Ich fordere den Unruhestifter!"

„Ihr verlaßt zur Stunde mein Haus!" schrie mit Hitze Rima, „oder ich werde die Sturmglocke läuten lassen, und auf Euer Haupt falle jeglicher Nachtheil, der entsteht!"

Bedrangle blieb sich gleich. „Thut, was Euch beliebt," antwortete er, „aber ich fordere zum letzten Male den Verbrecher — oder wollt Ihr etwa sein Thun unterstützen?"

Da hielt ihm Rima die Acte des Kurfürsten entgegen, die Friedrich Sicherheit und Unantastbarkeit seiner Person verlieh.

Das brachte den Capitän-Lieutenant ein wenig außer Fassung.

Er begann allmälig einzusehen, in welche Verlegenheit er sich gestürzt, und stand eine Weile unschlüssig da.

Das Gerücht dessen, was am Saale geschehen, war indessen wie Feuerlärm durch die Straßen geflogen. Der Rath eilte auf das Rathhaus. Die Bürger standen Kopf an Kopf drohend um die spanischen Soldaten, denen es unheimlich zu werden begann.

Lamego eilte hinauf zu Bedrangle, ihm den Stand der Sachen zu melden. Während dies geschah, drängte sich der Schiffer Lauer durch den Haufen. Hoch schwang er ein eisenbeschlagenes Handruder über dem Haupte. Schnell sprang er auf die steinerne Bank an der Thüre des Saals und haranguirte die Bürger. „Was steht Ihr da," rief er mit einer Mark und Bein durchschneidenden

Stentorstimme, „müßig und feig, wie Memmen? Seht Ihr nicht, daß eine Eurer bürgerlichen Freiheiten nach der anderen von frecher Söldner Hand zertrümmert wird? Wollt Ihr Euch vollends zu Sklaven machen lassen? Was man mit dem wackeren Laboranten will, das ist Euer Loos früher oder später. Auf, Brüder! Einer für Alle, und Alle für Einen!"

„Einer für Alle, und Alle für Einen!" riefen vierhundert Männerstimmen mit aufgehobenen Händen.

Rasch sprang Lauer herab, und wollte eben mit wüthender Wucht einen Spanier niederschmettern — als das Volk sich theilte, und der Rath langsam und ernst daherschritt.

„Um Gottes Willen! beginnt keine Thorheit!" rief der Rathsbürgermeister Heileß dem Lauer zu, der alsbald sein Ruder sinken ließ.

„Laßt uns auf gütlichem Wege Frieden stiften, Mitbürger!" redete er das Volk an. „Geht heim zu Euren Geschäften, und laßt den Rath walten, der Euch vertritt."

Eine augenblickliche Stille trat ein — doch das Volk stand.

„Mit Gunst!" hob Lauer jetzt zu reden an — „wir wollen gerne heimgehen zu unserem Herde, wenn Ihr fortan kräftiger uns vertreten wollt, wenn Ihr uns die Gewähr leistet, daß der Unschuldige droben nicht in des Spaniers Gewalt kommt!"

„Ihr habt das Wort des Rathes," sagte Heileß, und schritt mit den Gliedern des Rathes hinauf, wo Bedrangle mit Rima in heftigem Wortwechsel war.

Andere Gestalt gewann jetzt die Sache. Die Unterhandlung war kurz und ernst, und nach einer Weile zog bleich Bedrangle dem Templerhofe zu, vor den er eine doppelte Wache aufstellte. Der Rath blieb versammelt unter Rima's Vorsitz bis tief in die Nacht.

Auf Claren hatte der Vorfall nachtheilig gewirkt. Sie lag ohnmächtig an Friedrichs Herzen, über dessen Gefahr sie erschrocken.

Sie schlang erwachend ihre Arme um seinen Nacken mit unendlicher Freude, daß er nicht in Bedrangle's Gewalt sich befand; allein das unselige Ereigniß hatte sie so sehr angegriffen, daß sie sich zu Bette begeben mußte. Friedrich wachte die Nacht mit Brigitten. Er belauschte jeden ihrer Athemzüge, und Brigitte schlief, wenn sie mit stillem Flüstern ihre Gedanken einander mittheilten, und von der Zukunft sprachen. Nach Mitternacht begab sich Friedrich in seine Kammer, da keine Gefahr da war. Kaum war vom Lichte seine Kammer erhellt, als erst leise und selten, dann öfter und stärker kleine Steinchen gegen die runden Scheiben des Fensters flogen. Friedrich horchte. Es kam wieder eins, daß die Scheiben rasselten. Er trat zum Fenster. Der Mond war von Wolken bedeckt, die im langsamen Zuge nur selten einen Blick desselben zur Erde fallen ließen. Bei einem derselben war es ihm, als sähe er unter den Kastanienbäumen eine ihm winkende vermummte Gestalt. Anfänglich hielt er's für Täuschung — da er aber das Fenster öffnete und deutlich seinen Namen aussprechen hörte — wollte er in der Meinung, es sei ein Kranker vielleicht irgendwo in der Stadt, der sein begehre, schnell hinabeilen — doch an der Thüre begegnete ihm Brigitte, die noch etwas zu fragen gekommen war.

„Wohin wollt Ihr doch?“ fragte sie erstaunt.

„Man ruft mir unten,“ sprach der Jüngling. „Wahrscheinlich ein Kranker.“

„Das ich nicht wüßte,“ entgegnete die Stadtkundige, — „Alles ist wohlauf. Seht Euch aber vor, — dem Spanier ist nicht zu trauen! Fragt erst einmal, was er wolle?“

Friedrich lächelte über die Besorgniß, allein es schien ihm zuletzt selbst gerathen. Er trat an's Fenster und fragte, wer es sei?

„Lauer!“ hallte es vernehmlich herauf.

Aha! sprach Friedrich zu sich, und wollte schnell hinab. Doch

abermals hielt ihn Brigitte. „So nehmt doch eine Waffe oder etwas zur Vertheidigung mit," sagte sie, sich umsehend in der Kammer. Als sie nichts anderes entdecken konnte, reichte sie ihm den Wanderstab, der zum Untersuchen der Steine und Mineralien oben mit einem derben Eisenhammer versehen war. Friedrich nahm ihn lächelnd, sich der liebevollen Besorgniß freuend, und ging, von der leuchtenden Brigitte begleitet, die breiten Stufen hinab, öffnete die eichene Thüre und trat hinaus. Die Gestalt näherte sich langsam. Es war Lauer nicht — denn der war riesengroß. Friedrich, selbst argwöhnend, zog seinen Stock an.

„Was wollt Ihr in so später Stunde?" fragte er.

„Das!" krächzte eine Stimme, die ihm wildfremd war, und im Glanze des eben herabfallenden Mondlichtes sah Friedrich den hellen Strahl eines Dolches, der auf seine Brust gerichtet war.

Eine rasche Wendung — und der Stich glitt ab — und ein fürchterlicher Schlag seines Hammerstockes traf des Meuchlers Haupt. Mit einem spanischen Fluche stürzte er zusammen — ehe aber der betäubte Friedrich ihn zu fassen dachte, raffte er sich auf, warf den Dolch nach ihm und eilte von dannen. — Brigitte, von bösen Ahnungen getrieben, hatte gelauscht, und war Zeuge der That. Mit einem Schreie des Entsetzens stürzte sie heraus.

„Seid Ihr verwundet?" fragte sie mit Zittern.

Friedrich riß den Dolch aus dem Kastanienbaum, in dessen Rinde er tief eingedrungen war, und wies ihr ihn. „Es ist kein Blut daran," sagte er.

„Dank der Heiligen, die Euch beschützt," sagte sie, vergessend, daß er Protestant war, und zog ihn herein, indem sie schnell die Thüre abschloß.

„Auf Euch also ist es abgesehen," sprach sie, noch immer zitternd, „Ihr dürft nicht mehr aus dem Saal."

„Um aller Heiligen Willen, was ist geschehen?" fragte jetzt

Rima, der, durch Brigittens Angstgeschrei erweckt, aus seinem Gemache stürzte.

Friedrich wies ihm den Dolch und erzählte ruhig den Vorfall.

„Schändlich! schändlich!" rief empört der Saalschultheiß. „Also diese Wege schlägt der Schändliche ein, wenn offene Gewalt nicht zum Ziele führt!"

„Herr Doctor," hob jetzt Friedrich an, „es wäre besser, ich wäre jenseit der Mauern dieser Stadt. Ich fürchte, daß ich Euch noch Unangenehmes zuziehe. Entbindet mich meines Wortes, und laßt den Fremdling ziehen."

„Fremdling?" antwortete Rima, „nein, fremd ist der Retter meines Kindes nicht; vielmehr mir und meinem Herzen nahe verwandt; aber die Pflicht der Dankbarkeit heischt es, daß ich selbst auf Eure Entfernung denken muß. Euer Leben ist nun nicht mehr sicher. Fast ahne ich, was den Schändlichen so feindselig macht. Laßt uns noch diese Nacht überlegen, was zu thun ist."

Sie gingen hinauf. Clara schlief sanft. Sie ahnte nicht, wie nahe der Tod dem Geliebten gewesen war.

Der Tag begann eben zu grauen. Bleich stand der Vollmond am klaren Firmamente, da schlich Lauer, vom Stadtknechte gerufen, in den Saal, und mit ihm Zinkgräf, Beide als entschlossene Männer dem Saalschultheißen bekannt.

Diesen theilte er das Vorgefallene mit, und versprach reichen Lohn, wenn sie den Jüngling diese Nacht heimlich aus der Stadt brächten.

„Lohn?" fragte Lauer. „Nein, Herr Schultheiß, für Lohn thue ich nichts. Aber mein Leben setze ich ein für den Jüngling, den ich liebgewann — als er mit Euch in die Stadt kam — weil — weil er eine so treffende Aehnlichkeit mit Friedrich Inselius, unseres unglücklichen Predigers Sohn, hat, den ich herzlich liebte, und weil er als Fremdling so viel Antheil an unserem Geschicke nahm."

Bei der Nennung des Namens Inselius fuhr schnell der Saalschultheiß herum und sah Friedrich an. „In der That, Lauer, Ihr habt Recht. Wußte ich doch nicht, wodurch er mir gleich Anfangs so bekannt vorkam."

Friedrich wußte kaum seine peinliche Verlegenheit zu verbergen.

Der Saalschultheiß lenkte geflissentlich, wie es schien, das Gespräch wieder auf Friedrichs Entfernung.

„Laßt uns sorgen," sprachen die Männer, „wir bringen ihn sicher aus der Stadt."

„Ich bitte Euch, sagt mir wie?" bat Rima, „damit mein Herz die bange Besorgniß beschwichtigen könne."

„Wir steigen zur Mitternachtsstunde in den Münzbach hinab, waten in seinem Bette leise unter dem Bogen am Münzthore hindurch, schlagen uns dann links durch den Ketzer*) und suchen die Vogtswiese**) zu gewinnen. Der Hunsrücken ist uns dann offen; aber wohin wollt Ihr denn, Meister?" fragte nun den Laboranten der wackere Lauer.

Der war mit seinen Gedanken bei Claren, und fuhr bei der Anrede wie aus tiefen Träumen auf. „Das weiß ich noch nicht," antwortete er verwirrt.

„Könntet Ihr Euch doch in unserer Nähe halten — doch nein," verbesserte sich Rima, „dann seid Ihr nicht sicher."

„O," rief hier in überwallendem Gefühle der Jüngling, „weit weg kann ich nicht," — doch plötzlich schwieg er beschämt, als habe er etwas geantwortet, was nicht recht sei.

Die Männer schieden nun wieder durch die Hinterpforte, wie sie gekommen. Die Sonne war schon aufgegangen. An's Ruhen

---

*) Eine Gegend am Stromufer unterhalb der Stadt, wo, wie die Sage geht, einst ein Ketzer verbrannt wurde. — Altes Manuscript.

**) Der Berg nordwestlich von der Stadt. Heute ist der Name in Vogelswiese verändert.

war nicht mehr zu denken; darum blieben Rima und Friedrich auf und sprachen noch über den Mordanfall, Gott dankend für die glückliche Rettung.

„Ihr werdet wohl thun, wenn Ihr Euch in Simmern aufhaltet," meinte Rima, „dort seid Ihr geborgen, und dort weiß ich dann Euch zu finden zur Stunde der Noth." Friedrich versprach's, ob er gleich im Herzen einen anderen Plan hegte, den er indessen, um den Greis, um Clara nicht zu beunruhigen, sorgfältig verschwieg.

Noch saßen sie im Gespräche vertieft, als Clara, frisch erblüht wie die junge Maienrose, die der Thau erquickt, in das Gemach trat. Sie wußte nichts von dem, was im Laufe der letzten Nacht sich zugetragen. Der Dolch machte sie aufmerksam. Sie ergriff ihn und las: Lamego. „Wo ist dieser Dolch her?" fragte sie erbleichend — als ahne sie etwas Entsetzliches.

Da erzählte ihr der Vater die Schandthat, und wie es nöthig sei, daß Friedrich die Stadt verlasse.

Da fiel eine Centnerlast auf ihr Herz, und der Liebe Weh empfand sie mit aller Bitterkeit. Sie zerdrückte die Thräne, die den Blick verfinstern wollte, und schloß in ihre Brust ihren tiefen Schmerz. So groß auch Beider Sehnsucht war, eine Stunde zu kosten in stiller Einsamkeit, so war dies dennoch heute nicht thunlich, da der Vater stets in Friedrichs Nähe blieb. — Blicke nur konnten sie wechseln, aber diese Sprache ist reicher noch, als jede andere, und gab ihren Herzen süßen Trost.

Blitzschnell flog der Tag. So heiter er angebrochen, so trübe, wurde der Abend. Aus Nordwesten trieb der Sturm dicke Wolkenmassen am Himmel hin, und peitschte sie zu flüchtiger Eile. Noch ehe der Schlaf die Welt in seine Fesseln legte, heulte der Sturm entsetzlich und schlug den Regen gewaltig an die Fenster. Seufzend blickte Clara in die Sturmnacht, die bisweilen von einem fernen Blitz erhellt wurde, hinaus, und bedauerte den Geliebten, der in

ihr wandern sollte, wie ein Verbrecher. Rima freute sich des Wetters. „Die Thurmwache am Münzthore sucht Obdach," sprach er, „denn da oben hält es Niemand aus; so könnt Ihr allein sicher entkommen." Friedrich meinte es auch, und versank bald wieder in das wehmüthige Schweigen, dem sich der Mensch so oft beim Scheiden von theueren Wesen hinzugeben pflegt, fürchtend, der Stimme Bewegung offenbare des Gemüthes Stimmung. Gegen zehn Uhr kamen die Führer. „Es ist Alles sicher bis jetzt," sprachen sie, „denn Bedrangle liegt berauscht im Templerhof am Boden, und seine Leute thun sich gütlich. Das Wetter ist erwünscht, darum laßt uns nur noch eine kleine Frist zögern."

„Man brachte nun Friedrichs Medicamentenkasten, den Lauer zu tragen sich nicht nehmen ließ. Man trank zum Lebewohl einen Becher Feuerwein, in den aus Clara's Auge eine Thräne rann, als sie bebend ihn Friedrich kredenzte, und bald darauf war die Scheidestunde, die bittere, da. Der Jüngling lag an Rima's Brust. „Gott segne Dich, mein Sohn," sprach gerührt der Greis. „Vergelten kann ich Dir nicht, was Du an mir thatst. Ich bleibe Dein großer Schuldner."

Er führte ihn zu Clara. „Du dankst nächst Gott ihm dein Leben, Clara; vergiß es nicht," sprach er zu ihr; und das Mädchen schlang ihren Arm mit Heftigkeit um seinen Nacken, drückte einen Kuß auf seinen Mund, und flog dann schnell aus dem Gemache. Friedrich stand betäubt. Rima wußte nicht, was er sagen sollte. Ihm dämmerte jetzt eine Ahnung in der Seele — der Grund des Hasses von Bedrangle trat klarer vor sein inneres Auge. Sie liebt ihn — sagte er zu sich selbst. Sah ich denn das nicht? — Gut, setzte er dann hinzu, daß er scheidet; denn einem Protestanten soll Clara ihre Hand nicht reichen, und einem Laboranten? — Nein. —

Friedrich schied, kühler entlassen von Rima, als es nach seinen

früheren Gefühlsäußerungen zu erwarten stand, von Brigitten aber mit den wärmsten Segenswünschen begleitet.

Ohne bemerkt zu werden, verließen die drei Männer den Saal, schlichen über den Markt, und stiegen neben der Münzbrücke in den ziemlich ausgetrockneten Bach hinab, und wadeten in seinem Bett abwärts, glücklich das Freie erreichend.

„Gottlob!“ rief Lauer, als der Ketzer hinter ihnen lag, und sie von der Vogtswiese herab die Stadt tief unter sich sahen, „nun sind wir außer dem Bereiche spanischer Kugeln und können nach unserer Bequemlichkeit die Straße nach Simmern einschlagen.

„Mit Nichten, Freunde,“ nahm Friedrich das Wort, indem er vom Kamme des Berges zurücktrat, wo er der Geliebten noch einmal einen Kuß zugeworfen, „mein Weg führt in's Dickicht des Soonwaldes. Am Fuße des Kandrich*) wohnt eine Köhlerfamilie, treu wie Gold, dort habe ich früher, ehe ich zu Rima kam und meine Vaterstadt wieder sah, mehrere Wochen gelebt und die wohlthätigen Pflanzen gesammelt, die dort wild wachsen. Wißt Ihr den Weg dahin?“ —

Lauer stand vor ihm und sah ihn an, soviel es die Dunkelheit zuließ, starr und stumm. Dann brach er in die Worte aus: „Eure Vaterstadt sahet Ihr wieder? — Bacharach Eure Vaterstadt? — Dann hat mich mein Auge und mein Gefühl nicht getäuscht, dann seid Ihr Friedrich Inselius, unseres vertriebenen Predigers Sohn!“

Friedrich erschrak. Es war das Wort ihm entschlüpft, ohne daß er es bedacht. Was sollte er thun? Leugnen mochte er nicht und auch nicht lügen; darum sagte er: „Da mir denn das unbewachte Wort entschlüpft, so mögt Ihr denn die Wahrheit wissen, die ich geheim halten wollte, — ja, ich bin Friedrich Inselius!“

---

*) Eine Höhe des Soonwaldes, unweit des Dörfleins Dichtelbach, der mit dem Donnersberg und den Höhen des Taunus correspondirt.

Da faßten die Männer seine Hand, und drückten sie mit Rührung.

„Segne Euch Gott!" sagte Zinkgräf. „Wo ist Euer Vater? Lebt er noch?"

Jetzt mußte Friedrich erzählen. Der Regen hatte allmälig nachgelassen, was ihnen sehr zu statten kam.

„O, darum nahmet Ihr Euch unserer so an!" sagte Lauer, „weil Ihr uns liebtet, und ein Bacharacher Kind waret, wie wir."

„Da Ihr's nun wißt, schwört mir, das Geheimniß zu bewahren," bat Friedrich seine Führer, „bis zu dem Punkte, wo ich selbst Euch des Versprechens durch Nennung meines Namens entbinde."

Sie gelobten es ihm heilig und theuer, und schritten nun fröhlich fürbaß.

„Siehst Du nun, Zinkgräf," warf unterwegs Lauer diesem vor, „wohin Deine Klugheit führt? Du siehst das Gras wachsen und hörst die Flöhe nießen, und rufst höflich Dein Prosit! aber das, was klar vor Augen liegt, siehst Du nicht. Damals, als Friedrich mit Rima in die Stadt einzog, sah und erkannte ich ihn trotz dem kleinen Nebel, der vor meinem Blicke lag. — Du aber führtest mich mit Hohn und Spott ab von der Fährte."

„Hätte ich mir's doch auch nicht träumen lassen," entschuldigte sich dieser. „O, daß Ihr nun flüchten müßt vor diesem Teufel — das will mir nicht zu Kopfe."

„Ich bleibe in Eurer Nähe," beruhigte ihn Friedrich. „Fällt etwas vor, so dürft ihr auf meinen Arm rechnen. Dann steckt nur dort am Rabenkopf ein Feuer an, — ich sehe es von der Köhlerhütte aus, und ich fliege in Eure Mitte. Hofft und vertraut; die Stunde der Erlösung ist näher, als Ihr denket. Er wird kommen, der Schwedenheld, der unseres Glaubens Stütze ist."

Mit dieser Hoffnung und der freudigen Gewißheit, daß Inselius einst wiederkehren und Rettung bringen werde, mit der Freude im

Herzen, Friedrich, den Sohn des geliebten Predigers, wieder gefunden zu haben, kehrten die Männer heim; Friedrich aber trat in die Köhlerhütte, wo er einst dem Häuflein Kinder den Vater von einer schweren Krankheit geheilt, und ein jauchzendes „Willkommen!“ tönte ihm entgegen. Mit unbeschreiblicher Freude nahmen ihn die guten Naturmenschen auf, die noch erhöht wurde, als ihnen Friedrich sagte, er weile diesmal länger bei ihnen. Er richtete nun sein Kämmerlein ein, kramte seine Sachen aus, um einen scheinbaren Anzug daraus hervorzunehmen. Siehe, da lag eine Rolle blankes Gold, welches Rima hineingelegt. Friedrich schob es auf die Seite. Da fiel sein Auge auf eine kleine Kapsel — er öffnete sie bebend — und — eine von Clarens Locken lag in seiner Hand, und auf das sie umschlingende himmelblaue Band war geschrieben: „Treu bis zum Tode!“ Da jauchzte der Jüngling hoch auf und drückte stürmisch das unschätzbare Kleinod an seine Lippen, und Thränen der Wonne benetzten es. Dann kniete er begeistert nieder, hob seine Hand empor und rief: Treu bis zum Tode!

6.

Der Sommer flog dahin; die gelben Blätter fielen auf die Erde; die Felder blieben öder und öder, da auch die letzte Ernte eingesammelt war. Rauh pfiff der Wind durch die Stoppeln. Die Zugvögel verließen die Sommerheimath, ein fernes Vaterland zu suchen. — Die Weinlese mit ihren Freuden war in den Thälern längst vorüber, der Most schon Wein geworden. — Jene Zeit war da, wo mit Wehmuth das Gemüth das Scheiden der schöneren Jahreszeit wahrnimmt und mit Sorge die Wintertage kommen sieht. Einzelne recht kalte Tage waren schon da gewesen. Friedrich weilte noch immer in der Köhlerhütte, und bereitete aus den gesammelten Kräutern seine Salben und Essenzen. Oft hatte ihn die

Sehnsucht nach der Geliebten mit aller Gewalt ergriffen, — aber er drückte sein theueres Kleinod ans Herz und sagte leise: Treu bis zum Tode! und trug still die bittere Nothwendigkeit. Oft war indessen Lauer bei ihm gewesen, und hatte ihm berichtet, wie es stehe in der Stadt, und was Clara mache. Sie war bleich und traurig. So lautete jedesmal die Botschaft. Einst aber kam Lauer wieder. Auf seinen Zügen las Friedrich eine seltsame Bewegung.

„Was bringt Ihr?" fragte er ihn schnell.

„Habert nicht mit mir," sagte demüthig der Schiffer, „ich habe meinen Schwur gebrochen."

„Um Gott," rief Friedrich, „wie konntet Ihr das?"

„Verdammt nicht ungehört," bat er. „Clara hatte ich seit acht Tagen nicht gesehen. Die Angst trieb mich zu ihres Vaters altem Diener. Ich frage und — höre, sie liege wieder kränkelnd danieder, weil ein schweres Leid ihr Herz presse. Da konnte ich's nicht mehr ertragen, denn ich wußte, welch ein Leid es sei, das Leid um Euch, aus Liebe zu Euch. Und ich nahm mir ein Herz und ging zu ihr, als Rima im Rathe war, und sagte ihr, wo Ihr wäret, wie Ihr allemal nur nach ihr fraget, wie ich Euch Kunde brächte. Herr, da hättet Ihr sehen sollen, wie das Leben frisch erstand, wie die Röthe auf die bleichen Wangen zurückkehrte, und das trübe Auge sich aufklärte! Sie richtete sich rasch auf und sah mich forschend an, ob ich sie nicht auch täusche. Sprecht Ihr wahr, Lauer? fragte sie so weich, so wehmüthig, daß es mir tief in das Herz drang. So wahr, sagte ich, als Ihr mein Weib und Kind pflegtet mit Erbarmung, als sie dem Tode nahe waren. Ich versprach ihr ein Zeichen von Euch zu bringen. — Ach, da lief mir, als ich die Freudenthräne des Engels sah, der so mild ist, der Verstand davon, und ich redete mehr, als ich verantworten konnte, ich nannte Euren Namen, Friedrich! da erschrack sie freudig. Sie starrte mich an, — aber es war Wonne des Himmels in dem Gesichte. Sie faßte meine rauhe Hand und drückte sie mit Innig=

keit, und ich mußte ihr erzählen, wie Ihr Euch verrathen, und Alles, was ich wußte. Sie war gesund, völlig gesund. Habe ich nun gefehlt, so straft mich. Ich konnte nicht anders, und die Freude, die ich noch jetzt im Herzen fühle, wo ich Euch dies erzähle, sagt mir, ich habe nichts Uebels gethan.

Friedrich konnte nicht zürnen, so sehr er auch wünschte, es möge des Räthsels Lösung ihm selbst geblieben sein. „Und wird es ihr Vater auch wissen?" fragte er Lauer.

„Nein," antwortete der bestimmt. „Darauf dürft Ihr Euch verlassen, denn sie hat mir's geschworen."

Lauer ging nun schnell auf die Lage der Stadt über. Er gab Friedrich eine schaudererregende Beschreibung der Bedrückungen, denen das unglückliche Bacharach fast erlag, und sagte ihm, wie wieder eine neue Brandschatzung befohlen sei, fürchterlicher als alle, da die Mittel erschöpft seien.

„Und werdet Ihr sie zahlen?" fragte Friedrich.

„Nein!" rief Lauer, und ballte die nervige Faust. — „Nein, so wahr uns Gott helfe. Lieber soll Alles auf's Spiel gesetzt werden! Ist es denn nicht eins am Ende, ob ich im ehrlichen Kampfe falle, oder verhungere? — Falle ich, so sehe ich doch nicht der Meinen schauderhaften Tod!"

„Wohlan!" sprach Friedrich. „Vergesset das Feuerzeichen nicht, und mein Arm soll Euch nicht fehlen in der Stunde der Gefahr."

Er verabredete nun mit Lauer bestimmte Maßregeln, und entließ ihn dann mit der Weisung, durch die Thäler zu gehen, um hier mit den Gleichgesinnten das Nöthige zu bestellen.

Auf ein Blättlein aber schrieb er: „Treu bis zum Tode!" und sandte es der Geliebten.

Eine Woche nach der anderen verstrich, Lauer ließ sich nicht sehen. Friedrichs Unruhe kannte keine Grenzen. Ungewöhnlich

frühe war der Winter eingetreten. Fast ohne Uebergang war auf die milderen Herbsttage der strengste Frost gefolgt. Ein tiefer Schnee deckte Forst und Höhen. Alles Leben war erstorben in der Natur, während in den Thälern und in der Stadt alle Kräfte in feindseliger Gährung waren. Die hohen Bäume des Waldes krachten unter der Last des Schnees und Reifes zusammen. Gewaltige Eismassen hemmten bald des Rheines Lauf, den ein trockener Nachsommer seicht gemacht. In der Schlucht am Lurlei, wo, seit Goarius hier des Herrn Wort predigte, die Fischer dem steigenden Salmen auflauerten, hatte bereits das Eis sich gethürmt und des Stromes Lauf gehemmt. In wenigen Tagen setzte sich das Eis fest bis zum Mäusethurme, so fest, daß die kecken Uferbewohner über die Decke weggingen, herüber und hinüber. Die strenge Kälte dauerte anhaltend fort bis in den December. Da trat schnell und heftig Thauwetter ein, einen schweren Eisgang verheißend. Es war in diesen Tagen, als bei einem starken Südwinde gegen Abend der Knabe des Köhlers in die Hütte stürzte, wo Friedrich nun schon lange im Schooße dieser friedlichen Familie lebte, und ausrief: „Das Feuerzeichen lodert auf dem Rabenkopfe!“

Das traf wie ein elektrischer Schlag den Jüngling und den treuen Köhler.

„Glück auf!“ riefen Beide kampflustig. Der Köhler ergriff eine riesige Keule und Friedrich seinen Hammerstab, und, einen flüchtigen Gruß den Zurückbleibenden bietend, flogen sie mit Blitzesschnelle dem Rabenkopfe zu. Das Feuer glimmte noch — aber Niemand war dabei. „Es hat Eile!“ rief Friedrich. „Rasch jetzt die Steeger Thalschlucht hinab, zur Mönchrinne bei Nauheim,*) dort treffen wir Jemanden!“

*) Die Mönchrinne bei dem Weiler Nauheim ist (etwa 1500 Schritte von Bacharach entfernt) ein herrlicher Brunnen, der aus einer hohen Ummauerung der

Und im Fluge ging's die Thalschlucht hinab. In Steeg sah man Niemanden. Die Furcht hatte die Bewohner eingeschüchtert. Ihre Erfahrungen waren zu schrecklich, um sich leichtlich neuen Bedrückungen bloßzustellen.

Unaufhaltsam eilten sie vorwärts im Thalgrunde, bis sie endlich die Mönchrinne erreichten.

Eine Mannsgestalt trat daraus hervor. An der riesigen Größe erkannte Friedrich den Schiffer.

Er gab das Losungswort, und Lauer zog ihn in die Vertiefung, wo die Quelle rann.

„Es hat sich Schreckliches ereignet in unserer Stadt," hob er mit gedämpfter Stimme an. „Ihr wißt, daß wir uns aufgelehnt gegen die harte Brandschatzung. Heute früh rückten durch das Oberthor zwei Fähnlein Reiter in die Stadt. Bedrangle forderte zum letzten Male das Unerschwingliche von dem Rathe, mit dem Zusatze: „wenn nicht bis zur Vesperstunde Alles an Geld, Vieh, Wein und Früchten geliefert sei, was er heische, so werde er den Rath gefangen nehmen und, ihn züchtigend, als Geißel nach Stahleck führen; auch sämmtliche Truppen als Execution in die Häuser der Bürger legen mit voller Freiheit zu thun, was ihnen gut dünke." Mit Entsetzen erfüllte diese Drohung die Bürgerschaft. Zum ersten Male stellte sich Doctor Rima an die Spitze der Bürgerschaft, während der Guardian und der pfälzische Vogt die Bürger ermahnten, unterthan zu sein der Obrigkeit, und erklärten, es könne und werde der unerschwinglichen Forderung nicht genügt werden, — und brauche der Commandant Gewalt, so müsse Alles auf seinen Kopf fallen, was sich ereigne. Der Rath war, als er diese Botschaft nach Stahlek sandte, versammelt geblieben, über

---

vorfließt. Der Name Mönchholz für eine nahe Berggegend läßt vermuthen, daß vielleicht in ganz frühen Zeiten hier ein Kloster stand. Spuren finden sich jetzt keine mehr. Nachrichten fehlen.

die ferneren Maßnahmen zu berathen. Da erschienen plötzlich die Reiter, die bis jetzt in der Kellerei herbergten, und umringten das Stadthaus. Bedrangle tritt mit bloßem Schwert in den Saal des Rathhauses und erklärt dem Rathe, er sei sein Gefangener. Umsonst protestirt Rima. — Der ganze Rath wird auf das Schloß abgeführt, ehe die Bürger solche Unbill ahnen und zu hindern im Stande sind. Wie ein Donnerschlag trifft sie die Nachricht. Alle stehen für Einen und Einer für Alle. Die Oberthäler harren und sind des Winkes gewärtig. Es fehlt der Bürgerschaft ein Haupt, ein Führer. Ihr seid unser Mann, auf Euch beruht unsere Hoffnung. Die Spanier sind schwach, die Reiter im engen Raum unbrauchbar, und wenn sie absitzen, sind wir überlegener. Euch ruft die Stadt zur Rettung, Euch ruft Clara zur Rettung des Vaters, der in den Händen des Wütherichs ist. Hört, wie er sich gegen die Wehrlose benahm: Kaum ist Rima in Haft, so besetzt Bedrangle die Zugänge des Kummerhofs und eilt in Clarens Gemach. Er macht der Geängsteten die frechste Liebeserklärung, und nennt ihre Gunst das Mittel der Befreiung ihres Vaters. Mit Hohn und Verachtung weißt ihn die Jungfrau ab. Da faßte er sie in seine Arme und will lüstern den keuschen Mund entweihen. Mit Riesenkraft schleudert aber das heldenmüthige Mädchen den Verworfenen zurück und enteilt den umstrickenden Armen. Plötzlich steht sie auf dem Gesimse des Fensters, drohend, sich hinabzustürzen, wenn er es wage, sich ihr zu nahen. Das sieht das Volk. Clara, die es wie eine Heilige verehrt, ist in Gefahr! Das ist genug, Alle in einen Willen zu einigen. Wir stürmen den Saal, schlagen die Spanier heraus, befreien Clara. Es gab blutige Köpfe — aber — Dank dem Herrn! sie ist gerettet im Helleß'schen Hause. Ich bin stolz auf meine Stirnwunde," schloß er, „denn ich habe sie für die erworben, die meines Hauses Schutzengel war!"

Friederich drückte dankbar seine Hand. „Gott lohn's Euch!" te er mit Wärme.

Er hatte erbleichend Lauer's Erzählung angehört. Jetzt rief er aus: „Was zaudern wir? Jede Stunde ist unendlicher Verlust! Wohlauf, das Recht muß siegen!“

Mit diesen Worten wollte er über den Mühlendamm dem Thore zueilen. Lauer hielt ihn zurück.

„Durch unzeitige Hast könnt Ihr Alles verderben!“ sprach er. „Höret erst unseren Plan. Die Schweden nahen. Gustav Adolph ist vor Mainz und wird bald Meister der Stadt sein, dann ist die Hülfe nahe und die Rettung. Wir senden Eilboten an ihn, und er verläßt uns nicht. Darauf gründen wir unsere Hoffnung. Unser Plan ist, auf allen Punkten zugleich anzugreifen, wo Spanier sind, mit Ausnahme des Schlosses, für das wir zu schwach sind, bis die Thäler uns zu Hülfe eilen. Fürs Erste gilt es, Euch unbemerkt in die Stadt zu bringen. Noch deckt das Eis den Münzbach am Thore, wo er durch einen Bogen in die Stadt fließt. Laßt uns vorsichtig sein, denn auf dem Holzthurme befinden sich dreißig Mann Besatzung. Der Corporal ist aus Alba's Schule und schlau. Einer nach dem Anderen muß auf dem Bauch über das Eis rutschen, und so unbemerkt in die Stadt zu kommen suchen. Die Nacht ist finster, und Aller Aufmerksamkeit ist auf das krachende Rheineis gerichtet, das diese Nacht noch brechen muß, da die Wassermasse die Decke schon gehoben und der Druck von oben herab es schon dreimal seit Sonnenuntergang in Bewegung gesetzt hat. Die Bewegung in der Stadt ist natürlich, da die Bewohner des unteren Stadttheils ihre Habe in den oberen flüchten, indem ein hohes Wasser zu befürchten steht. Auf der Stadtmauer sind alle Verbündeten versammelt. Steckt diese weiße Feder auf Euren Hut, daran erkennen sie Euch. Wir wissen der Spanier Feldgeschrei. Es lautet: Jesus, Maria! Das unsere ist: Inselius! Ihr schlüpft zuerst hinein. Bei dem alten Hollunderstamm, an den Gerbereien, erwartet Ihr den Köhler und mich. Zu gleicher Zeit muß der Zollthurm, der Sonnenthurm, der

Krahnenthorthurm, der Diebsthurm und der am Marktthor erstürmt werden. Der Holzthorthurm zuletzt. Der wichtigste ist der Münzthurm. Er hat vierzig Mann Besatzung und Lamego hat den Befehl.

„So stürme ich den!“ rief Friedrich, und in seiner Seele glühte der Wunsch, Clara zu schützen, da das Heileß'sche Haus neben der Münze, in der Nähe dieses Thurmes, lag.

„Doch — wo ist Bedrangle?“ fragte er Lauer. „Könnten wir den gefangen nehmen, so wäre die Sache schnell entschieden!“

„Der hat wohlweislich den Templerhof verlassen,“ sagte grimmig Lauer, „und sich hinter Stahlecks Bastionen zurückgezogen, wo ihn seine Feldschlangen und Falconets schützen vor des Volkes Wuth.“

Friedrichs Auge flammte. Thatendurst erfüllte seine Brust. Er eilte jetzt rasch vorwärts, doch so leise und vorsichtig, daß man kaum in geringer Entfernung seine Schritte vernahm. Jetzt war er bei dem niederen Bogen, wodurch der Münzbach in die Stadt sich ergoß. Noch war hier das Eis nicht geschmolzen. Hohl dröhnend wälzte sich das Wasser darunter weg in die Stadt. Hier warf er sich auf das Antlitz nieder und gelangte, über das Eis rutschend, glücklich, ohne bemerkt zu werden, in die Stadt zu dem bezeichneten Hollunderstamme, wo er die Folgenden mit Ungeduld erwartete, die bald auf gleiche Weise zu ihm stießen.

Lauer führte sie nun auf felsigem, gefährlichem Pfade hinter den Häusern des Holzmarktes weg auf den Friedhof der Petri- und Paulskirche. Hier stand der alte Wächter Bernhardi, der Friedrich mit Freudenthränen begrüßte und sie durch das Seitenthor in die Stadt ließ. Vom Templerhofe her dröhnte das wilde Bacchanal der Spanier. Unangefochten gelangten sie die Marktgasse hinab zur Stiege, die zum Mauergange neben dem Marktthorthurme führt. Kopf an Kopf standen die Bürger oben, aber nur Männer, Alle zum Kampfe bereit und gerüstet. Die Spanier

ahneten nichts. Sie sahen von den Thürmen dem schauerlichen Schauspiele zu, das ihnen der seiner Fesseln sich entledigende Strom so bedeutungsvoll gab.

Gegen zehn Uhr trat der Mond aus dem zerrissenen Gewölke hervor, das ihn bisher gänzlich verhüllt hätte. Die Luft war lau und mild. Der weiche Südwind jagte die Wolken mächtig vor sich her gegen Norden. Das Wasser brauste hohl und schrecklich über und unter der starken Eisdecke, die unter seiner Gewalt krachte, als sollte eine Welt in Trümmer gehen. Das Schwellwasser trat schon über die Ufer ein durch die Eingangskanäle in die Thore. Das Brechen des Eises mußte bald erfolgen. Ueberall gespannte Erwartung! Da lief's leise von Munde zu Munde: — Er ist da! Und es theilten sich, wie verabredet, die Haufen, und begaben sich auf ihre Posten ohne Aufsehen. An Friedrich, Lauer und den Köhler drängten sich zwanzig bis dreißig Männer, die ihnen leise über den Mauergang zum Münzthorthurme folgten, wo eine minder große Anzahl ihrer harrte. Jetzt vermehrte sich das Krachen des Eises; der Wind sprang nach Westen um und wurde zum brausenden Sturme. Von Lorch her erschallten jetzt die Signalschüsse. Von Fürstenberg her meldete ein Falconetschuß den Eisbruch, und der am Kloster aufgestellte Spanier löste sein Geschütz, das die warnende Nachricht nach Caub trug. Furchtbar brauste das Wasser, das jetzt über die Hügel drang, die als Hafendamm dienten, und sich gegen die Stadt wälzte. Das Eis krachte entsetzlich und setzte sich in Bewegung, ungeheuere Blöcke gegen die Stadtmauer schleudernd, daß es schauerlich dröhnte. Der Sturm raste wild und pfiff zwischen den Häusern seine grausigen Weisen.

Friedrichs Herz pochte. Er warf einen Blick nach der Münze, wo sein Theuerstes war, und sagte zu Lauer, der dicht neben ihm stand: „Nun, mit Gott!“ — Fest trat er gegen den Spanier heran, der, an der Thurmthüre Wache haltend, ihm die Partisane entgegenhielt.

„Jesus, Maria!" sagte Friedrich. — Die Partisane senkte sich — aber in demselben Moment traf den Spanier ein betäubender Hammerschlag, daß er taumelte.

„Halt, Hallunke!" rief halblaut Lauer, und faßte ihn mit nerviger Faust, „Du wolltest einst mein Weib entehren — nimm hier den Lohn!"

Er stürzte ihn über die Brustwehr hinab in den schäumenden Münzbach.

„Hinauf nun!" rief Friedrich.

„Inselius!!" ertönte das Feldgeschrei, und im Augenblick entspann sich oben der Kampf mit den Ueberraschten. Der Kampf war heftig. Die Spanier feuerten ihre Pistolen ab — aber die Angst ließ sie nicht treffen. Es waren Reiter, die, des Fußkampfes unkundig, leicht überwunden wurden. Nur Lamego wehrte sich wie ein Rasender; doch ein Schlag Lauer's lähmt seinen Arm. Er ergab sich. Ein Spanier war von des Köhlers Keule erschlagen worden, den die Bürger hinabstürzten, die Anderen fielen Alle lebendig in ihre Hände.

Fast ohne einen Schwertstreich fielen die übrigen Thürme in der Stürmenden Gewalt: denn längs der Linie des Rheins überraschten sie Alle, die in dem ihnen neuen Schauspiele des Rheinaufganges versunken waren, und in dem schauderhaften Kampfe der Elemente Alles überhörten. Nur am Holzthorthurme war der Kampf heftiger, wilder. Dort floß das meiste Blut, dort herrschte die grimmigste Erbitterung, aber der dahinströmenden Uebermacht mußten die Spanier weichen. Sie ergaben sich Alle.

Die ersten Schüsse vom Münzthorthurme gaben das Signal des allgemeinen Aufstands in der Stadt. Schnell waren die Gefängnisse am Marktthorthurme erbrochen und die Gefangenen dort befreit. Ebenso brachte man Freiheit Denen, die in den Verließen des Kummerhofes saßen. Dorthin schleppte man die Spanier, die vor Wuth brüllten. Lamego wurde auf den Marktthorthurm in

Haft gebracht. Er meinte verzweifeln zu müssen, als er den Laboranten als seinen Ueberwinder erkannte. Noch dachte er seines Hammerschlages, und gerne hätte er noch einmal den Dolch, und dieses Mal sicherer, nach ihm geschleudert; aber es war umsonst, und Friedrich allein war es, der den Siegerübermuth des Volkes hemmte und den Ausbruch ihres Grimmes gegen Lamego. Er in seinem Edelmuthe vergab dem hinterlistigen Andalusier jenen Meuchlerversuch an ihm. Der Sieger dachte zu edel, als daß er sich jetzt hätte rächen können. Nur der Blick der Verachtung traf den Elenden.

Noch hatten die Sieger nicht Alles vollendet. Aus der Kellerei waren die Reiter nach dem Templerhofe geeilt, und hatten sich dort mit den übrigen, die hier lagen, vereinigt, und sich durch Wagen und anderes Geräthe in Eile verschanzt. Friedrich ertheilte seine Befehle. Er ließ die Wernerskirche mit ihrem freien Raume besetzen, von wo man den Templerhof von der Rückseite bestrich, den Kirchhof von Sanct Peter und Paul, und gebot den Haufen von der Vorderseite zu stürmen. In Lauer's Hand legte er auf kurze Frist das Commando, denn das Blut rieselte stark aus einer Armwunde und bedeckte fast seine ganze Kleidung. Der treue Köhler zog ihn zurück. „Folgt mir," bat er, „daß Ihr verbunden werdet." Er zog ihn durch das Gedränge auf dem Markte hin zur Münze zum Heileß'schen Hause.

Angst und Entsetzen herrschte hier in hohem Grade. Clara kniete bleich bei den weiblichen Gliedern der Heileß'schen Familie. Im Gebete hatten die Frauen Kraft, Muth, Hülfe gesucht. Wo dem Manne die That geziemt, da bleibt dem Weibe nur das Gebet; denn ohnmächtig steht es im wilden Männerkampf, ohnmächtiger als im Kampfe der Elemente, wo oft der Mann den Gleichmuth, die Fassung des Geistes einbüßt, und das Weib, sich ermannend, stärker ist als er.

Als sich die Thüre öffnete und der blutige Jüngling herein-

trat, stürzte Clara mit lautem Angstruf auf ihn zu, und sank, übermannt von ihren Gefühlen, an seine Brust. Nur aber einen Moment seligen Vergessens, dann kehrte die weibliche Besonnenheit zurück. „Du bist verwundet?“ rief sie, das süße Du dem theueren Gespielen der Jugend gebend — und schnell eilte sie mit der wackeren Gattin des Rathsbürgermeisters hinweg, Verband zu suchen. Ruhig, alles Andere vergessend, kehrte sie wieder und leistete dem Geliebten Hülfe.

Lächelnd sah der treue Köhler der Liebe Sorgfalt. Als aber die leichte Wunde verbunden war, sank sie in einen Stuhl, und fühlte jetzt erst, wie die Angst ihre Kräfte untergraben hatte.

Da drang der fürchterliche Ruf der Sturmglocke in Friedrichs Ohr. „Die Pflicht ruft!“ sagte er, drückte einen Kuß auf die reizenden Lippen der Geliebten und sagte: „Es gilt die Rettung Deines Vaters und des wackeren Heileß! Und nur mit ihnen kehre ich wieder. Gott schirme Euch! Bis zum Tage ist Alles vollendet!“

Und davon eilte er zum wilden Kampf im Templerhofe. Die Sturmglocke heulte furchtbar in den nächtlichen Kampf, in den Kampf der Elemente, in das wilde Rufen der Streitenden, und die Falconette des Schlosses brüllten schrecklich auf die arme Stadt.

„Voran! Gott ist mit uns!“ drang jetzt Friedrichs kräftige Stimme durch den Aufruhr, und kaum sah man die weiße Feder auf dem Hute des hohen Jünglings, als neues Leben Alle durchdrang.

„Inselius!“ schrien sie lauter, und unaufhaltsam drangen sie vorwärts. Die Verschanzungen fielen unter den Schlägen des Köhlers und zweier Schmiede. — Das Thor des Templerhofes wurde gesprengt. Zugleich drangen von Sanct Werners Höhe durch die Weinberge des Schloßbergs Andere ein.

Da ergaben sich die Spanier, wurden entwaffnet, und der Kampf ruhte einige Augenblicke.

Es war um die Stunde, wo der Tag über die Nacht siegte.

Die Kanonen des Schlosses schwiegen. Aber nur kurz. Man schaffte die Verwundeten weg, dann rief man oben vom Sanct Werner her:

Sie nahen!

Ein heftiges Gewehrfeuer begrüßte die Bürger, die dort standen. Bedrangle rückte mit einem bedeutenden Theile seiner Leute herab zum Entsatz Derer, die er noch belagert glaubte im Templerhof. Ein mörderisches Gewehrfeuer begrüßte die Bürger, die wehrlos gegen die Anrückenden waren. Sie stutzten einen Augenblick, — als aber Einige fielen, da glich die Wuth der Uebrigen nichts Menschlichem mehr. Brüllend stürmten sie die Höhe. Bedrangle konnte dem heftigen Andrange nicht Stich halten, er schritt langsam zurück, jeden Schritt mit Muth vertheidigend.

„Halt!“ rief plötzlich Friedrich in einer Pause des Feuers und Schreiens und Brüllens. „Laßt uns nicht unnütz Blut vergießen. Gebt uns die Glieder des Rathes frei,“ rief er Bedrangle zu, „stellt Eure unmenschlichen Maßregeln ein, erlaßt die Steuer, und wir kehren friedlich in unsere Häuser! Wir haben Eure Leute auf den Thürmen nebst Lamego gefangen, — laßt uns sie austauschen!“

Bedrangle traute seinem Ohre kaum, als er die Mähr vernahm, und von dieser Stimme. — Allein schnell stellte er Alles zusammen — die Stelle auf den Thürmen, der Mangel des Angriffs der Rebellen im Rücken, und nahm hinzu die Folgen, die dies Ereigniß haben konnte, — zähneknirschend rief er: „Zugestanden! legt die Waffen ab!“

„Die zweite Bedingung ist,“ rief Friedrich, „Straflosigkeit der tapferen Bürgerschaft!“

„Zugestanden!“ rief abermals Bedrangle, aber sein Sinn war es nicht, Wort zu halten.

„So begebt Euch zum Schlosse und stellt das Feuern ein, bis morgen am Tage wir unseren Handel völlig beenden, und zieht in das Schloß zurück, sogleich den Rath frei zu geben!“

„Zugestanden!“ rief zum dritten Male Bebrangle.

Langsam zogen sich die Bürger zurück, — ebenso Bebrangle, sich gegenseitig mit Argwohn beobachtend.

Jetzt wurde es ruhiger. Das wilde Rufen, Schreien, Fluchen hörte auf, die Verwundeten wurden weggebracht. Zwei Todte hatte man zu beweinen, Beide redliche Bürger der Stadt — ein Strumpfweber und ein Hufschmied. Lautes Lob wurde jetzt Friedrichs Mäßigung gezollt. Alles drängte sich um ihn, des Vaters Züge in denen des Sohnes wiederzufinden beim Scheine der Fackeln. Es war eine allgemeine Bewegung. Jeder drückte ihm die Hand, nannte ihn Retter in der Noth. Aus dem nahen Gölz'schen Schenkhause brachte der tapfere Lauer, der stets an Friedrichs Seite gefochten hatte, einen Labetrunk dem Erschöpften. Er selbst lallte nur noch. Er hatte einen heroischen Zug gethan bis auf des größten Humpens Boden. Das war seine schwache Seite, so gut und wacker auch sonst der Mann war. Friedrich mußte, so sehr ihn auch sein Herz hin zu Clara zog, dennoch hier weilen, bis die Punkte des Vertrages erfüllt waren. Lauer aber suchte sich in einer Tonne ein Plätzchen und schlief seinen Rausch aus in Gemächlichkeit.

Eine unaussprechliche Angst hatte beim Donner des Geschützes auf Stahleck und den Kleingewehrsalven Clara's Herz ergriffen. Bald sah sie den Geliebten todt hinsinken, bald wähnte sie, man bringe den Schwerverwundeten in ihr Haus. Die Glieder der Heileß'schen Familie, die alte Frau des Rathsbürgermeisters und seine zwei Töchter, theilten ihre Angst. Alle führte dasselbe Gefühl zum Gebet. Und so wurde denn hier inbrüstig gebetet zu dem Herrn der Heerschaaren um einen glücklichen Ausgang für ein theueres Leben.

„Unser Gebet ist schon zum Theil erhört!“ rief freudig Clara — „hört Ihr's, das Feuern hört auf!“ Man vernahm nur noch

das ferne Gewühl. — „O, gib Ruhe und Frieden uns zurück!“ beteten sie wieder. Angstvolle Stunden schlichen mit bleiernem Fuße herum. Schon begann der Tag zu grauen, da erhob sich ein Jubelgeschrei in der Ferne. Es wälzte sich allmälig näher heran zum Hause, — Tritte vernahm man jetzt auf der Stiege, — die Thüre ging auf, und an Friedrichs Händen traten Rima und Heileß in das Gemach. Ungemessener Jubel erfüllte das Haus. An des theueren Vaters Brust hing die selige Clara, — dann aber flog sie Friedrich entgegen, als wolle sie ihn umfassen, — aber einige Schritte von ihm besann sie sich, blieb stehen und reichte ihm ihre Hand mit unendlichem Liebreiz. „O, wie viel verdank' ich Euch!“ sagte sie leise, „Alles! Alles!“ Friedrich faßte ihre Hand, drückte sie an seine Brust und flog hinaus.

„Wohin?“ rief ihm Rima nach und wollte ihn halten.

„Nein!“ rief Friedrich, „mein Werk ist noch nicht vollendet. Haltet mich nicht auf. Ich bringe Euch Freiheit und Heil.“

Rima verstand ihn nicht und meinte, er wolle die Burg stürmen. — Er wollte ihm nacheilen. — Da faßte ihn eine starke riesige Hand.

„Laßt ihn“ — sprach eine rauhe, fremde Stimme, „der Herr ist mit ihm, er geht in seinem Schirm. Gedenket dessen, was er für Euch that. Sein Blut floß für Euch, vergesset das nicht.“

Und nach diesen Worten schritt eine riesige schwarze Gestalt, mit einer ungeheueren Keule bewehrt, an ihm vorüber, Friedrich nach.

Der treue Köhler traf ihn unten. Er stand da, und hatte die Hand auf das Herz gelegt, dem stürmischen Ruhe zu gebieten.

„Glück auf!“ rief ihm der Köhler zu, „ein Tagwerk ist vollbracht, nun laßt uns nicht säumen, denn hier ist keinen Augenblick mehr Sicherheit für Euch.“

Er ergriff den Träumenden bei der Hand, und zog ihn zum Münzthore hinaus, und zum zweiten Male ging Friedrich flüchtig den Weg über die Vogtswiese, und kam glücklich in der Köhler-

hütte an, als eben die Sonne im herrlichsten Glanz in Osten heraufstieg.

Aber über der Stadt lag eine Stille, angstvoll und peinigend, wie die Erwartung eines schrecklichen Ereignisses. Der Rath war frei, der Capitän-Lieutenant hatte Friedrichs Bedingungen angenommen; allein was war gewonnen? War doch die Stadt in seiner Gewalt. Man glaubte nicht an die Erfüllung seines Versprechens, und sah nun mit Angst der nächsten Zukunft entgegen. Viele bereuten schon den gefährlichen Schritt, Andere dagegen erwarteten trotzig Bedrangle's Thun, noch Andere suchten ihr Heil in schneller Flucht.

Bedrangle saß, bleich vor Wuth, im großen Saale der Burg. Vor ihm stand Lamego.

„Er war's, der Laborant, den sie Inselius nannten. Ihr könnt mir's glauben, Don," sprach Lamego. „Er riß mich mit riesiger Faust zur Erde. Der Teufel steckt in dem Hunde!"

„Und in diesen Ketzerhunden allzumal!" setzte Bedrangle hinzu. „Und sie haben mein Wort!"

„Den Ketzern soll man keine Treue halten! Das wißt Ihr ja wohl noch von Eurem Beichtvater aus Sevilla?" argumentirte Lamego.

„Du hast Recht, Lamego," versetzte Bedrangle. „Die Rädelsführer lasse ich greifen und erschießen, und schonungslos die Steuer eintreiben. Geh', sammle die Leute, wir rücken in die Stadt und in die Thäler, und Tod dem, der sich widersetzt!" —

Das Wort war gesprochen. Freudig eilte Lamego, den Befehl zu vollziehen.

Noch war es nicht Mittag, da zogen die Schaaren in enggeschlossenen Gliedern den Berg herab. Tödtliche Angst überfiel die Bürgerschaft, die nach der Ueberspannung dieser Nacht sich in einem Zustande von Lethargie befand. Bedrangle besetzte sofort den Saal.

Rima war noch bei Heileß. Kaum erfuhr er die Nachricht, als er eilte, Bedrangle an sein gegebenes Wort zu mahnen.

Dieser lachte höhnisch. „Glaubt Ihr, ich lasse mir durch ein abgetrotztes Versprechen eine Fessel anlegen? Dankt Gott, wenn ich Euch und den Rath nicht als Anstifter des Complottes festnehme, und geht hin in Eure jetzige Wohnung, Euch ruhig zu verhalten!"

Hierauf erwiederte mit männlicher Würde der Saalschultheiß: „Der Gewalt muß der Einzelne weichen, der ihren Andrang nicht zu hemmen vermag; aber das Recht habt Ihr nicht; Ihr usurpirt es auf die tyrannischste Weise!" — Stolz wandte er sich nun um und schritt wieder der Münze zu.

Bedrangle sah ihm nach mit einer Miene, die deutlich genug kundgab, er fühle die Wahrheit von Rima's Bemerkungen; allein — der Schritt war gethan — zurückzugehen war ihm unmöglich.

Trommler durchstreiften die Straßen der Stadt und forderten die Bürgerschaft auf, sogleich auf dem Markte zu erscheinen.

Lautes Wehklagen der Weiber und Kinder erfüllte die Stadt. Unschlüssig standen die Männer unter den Thüren ihrer Wohnungen.

Lauer trat zuerst heraus. „Laßt uns sehen, was er will!" sprach er. „Gutes ist es nicht, das weiß ich — doch Gott wird uns nicht verlassen!"

Ihm folgten alle Bewohner der Untergasse. Es war ein langer Zug, über den Furcht und Entsetzen in reichem Maß ausgegossen war. Bei Sanct Elisabeth vereinigten sich mit ihnen auch die Obergässer, und so traten sie auf dem Markte zusammen, mit Zittern das Urtheil aus dem Munde des Mitleidlosen zu erwarten.

Nachdem Alle da waren, schlossen die Soldaten einen Kreis um sie, und Bedrangle begann ein fürchterlich strenges Verhör abzuhalten, und ließ sodann eine große Menge festnehmen und binden. Lauer war unter den Ersten.

„Ist das Eure Parole?“ fragte er. „Ist das Offiziers Wort und Ehre? Ist das Kriegsrecht bei Euch Spaniern? Schmach über Euch, Ihr Treulosen! Freut Euch nur, es dauert kurze Zeit, der Rächer naht, schon steht er vor Mainz!“

„Legt ihm Handschellen an, und schließt ihn krumm!“ rief schäumend Bebrangle.

Und es geschah also. Bebend stand der übrige Theil der Bürgerschaft. Todtenstille herrschte ringsum.

„Und Ihr,“ herrschte ihnen jetzt Bebrangle zu — „stellt Eure Brandschatzung binnen zweimal vier und zwanzig Stunden, oder ich lasse Euer Nest an vier Ecken anstecken, und Euch sammt Eurer Brut in die Flammen schleudern!“

Kaltes Entsetzen durchrieselte die Gebeine der Bürger — denn dieser Mensch drohte nicht umsonst; sie hatten ihn kennen gelernt als den Fühllosen.

„Die Gefangenen schafft in die Verließe der Burg!“ befahl er, und ritt dem Templerhofe zu mit einer Kälte, Ruhe und Gleichgültigkeit, die fürchterlicher war, als seine Wuth.

Der Rath versammelte sich. Boten eilten in die Thäler, die schreckliche Kunde zu bringen. — Ueberall verbreitete sich Kummer und Schrecken. Bacharach, Oberdiebach und Mannbach leisteten die geforderte Contribution. Steeg zögerte. Der letzte Tag des Termines war ein Sonntag. Die Gemeinde war in der Kirche, Rache schnaubend umstellten Frangipani's Reiter die Kirche, während das Fußvolk hineindrang. Der erste Schuß streckte einen Bürger nieder. Viele wurden verwundet, Alle mißhandelt an heiliger Stätte — und das Doppelte mußte der Ort geben gegen die anderen. Mit rücksichtsloser Grausamkeit schaltete fortan Bebrangle. Seine Leute hatten alle Freiheit, nach ihres Herzens Gelüsten zu handeln. Furchtbare Strafe war die Folge der Widersetzlichkeit. Alle gesetzliche Ordnung war aufgelöst. Der Rath bestand nicht mehr. Rima mußte seine Ohnmacht bekennen, dem Wütherich

gegenüber. Ja, er konnte nicht einmal Botschaft aus der Stadt bringen zum Kurfürsten, da alle Ausgänge gesperrt und stark besetzt waren.

Die Stadt schien ausgestorben. Sie glich einem großen Grabe, in dem kein Leben sich mehr regt. Sah man ein Gesicht, so war es bleich von Kummer, denn es hatte gewiß etwas Schweres zu tragen, Mangel zu leiden, oder es saß Eins der Seinigen in gefänglicher Haft auf Stahleck.

Indessen schwelgten und praßten die Peiniger auf's Ungestörteste, und kümmerten sich nicht um das Loos der Bürgerschaft — sorgten nicht für die Zukunft. Die Lebensmittel wurden muthwillig vergeudet und verdorben, so daß des Schlosses Vorräthe gewaltig zusammengingen.

Stille und kummervoll schlichen die Tage herum für Rima und Clara, und selbst Rima wünschte die Nähe und Ankunft der Schweden.

7.

Ein kalter, finsterer Decemberabend legte seinen nebeligen Rabenmantel über die Ebene zwischen Mainz und Oppenheim. Letztere Stadt war bereits in den Händen der Schweden, und vor der anderen lagerte das Heer des Heldenkönigs, von Verlangen brennend, die Stadt zu erobern, um der reichen Beute willen, die die reichen Handelsherren, Klöster und Juden in lockender Fülle zu bieten verhießen. Aus dem Kriegsrathe war eben der Rheingraf Otto Ludwig zurückgekehrt in sein Zelt, das, weit entfernt, seines Herrn erlauchter Würde durch Glanz und Ueppigkeit zu entsprechen, vielmehr ganz den Charakter der Einfachheit und Schmucklosigkeit trug, die von dem Erhabenen ausging, der aller Heeresthaten Seele war. Einige hölzerne Feldsessel, ein kaum die nothwendigste Bequemlichkeit bietendes Feldbett, ein ebenso einfacher

Feldtisch, worauf eine Landtafel (Karte) des Hunsrückens und der Moselgegenden lag — das war der ganze Inhalt des Zeltes, wozu noch das Gepäck, Waffen und dergleichen Dinge mehr gerechnet werden mußten.

Der Rheingraf trat jetzt in dieses Zelt. Es war ein hoher stattlicher Mann mit einem kräftigen Willen, kühnen Muth und doch biederes Wesen und sanftes Wohlwollen ausdrückenden Gesicht. Er war dicht in seinen Mantel gewickelt, den er jetzt ab und auf das Feldbett warf, rückte einen Sessel zu dem in der Mitte des Zeltes lustig brennenden Feuer, und rief den Diener, daß er den Tisch mit der Landtafel auch dahin setze. Das Gesicht des Rheingrafen war nicht heiter. Eine düstere Wolke lag auf der gerunzelten, sonst so freien, heiteren, hohen Stirn. Es war im Kriegsrathe nicht nach seinen Wünschen gegangen. Gerne hätte er der Erstürmung von Mainz beigewohnt, und den Ruhm getheilt, der hier seine Kränze den Helden winden zu wollen schien, allein anders war der Wille Gustav Adolphs gewesen. Er sollte schnell in das Moselland — dort den anrückenden Franzosen entgegentreten, sie verjagen und Kirchberg, Simmern, Bacharach und die an der Mosel und dem Rheine, sowie hin und wieder auf dem Hunsrücken von den Spaniern besetzten Orte einnehmen. Obwohl gewohnt, als braver Soldat dem Befehle des großen Geistes Gustav Adolphs zu gehorchen, war ihm dieses Mal der Befehl doch unwillkommen gewesen aus dem angegebenen Grund. Eine Weile ruhte sein Auge auf der Landtafel, den Weg verfolgend, indessen der Arm das Haupt stützte — dann rollte er diese auf den runden Stab, an welchem sie befestigt war, und befahl, den Feldprediger seines Regimentes, den aus Bacharach vertriebenen Theologiae Doctor, Philippus Inselius, zu ihm in's Zelt zu bescheiden.

Inselius besaß des Rheingrafen volles Vertrauen, seine Liebe, seine Hochachtung. Er war sein liebster Gesellschafter. Wenn des Berufes Werk ihn nicht fesselte, so hatte gewiß der Rheingraf den

Prediger in seiner Nähe, mit ihm über religiöse oder andere gelehrte Gegenstände, in denen Inselius bewandert war, sich besprechend.

So flogen dem Rheingrafen die letzten Stunden schnell und schön dahin; und er gewann Manches von dem ehrwürdigen Greise, der so viel erfahren im Leben, so viel geprüft durch Leiden, und in Kämpfen stark geworden war. Kam Unmuth in Otto Ludwigs Seele, so kannte Inselius allein den Zauber, womit der böse Geist zu bannen war, und die Fischleber, die er auf den Kohlenrost legte, den Geist zu vertreiben — war — die Geschichte und ihre Irrgänge und Labyrinthe, die er dann vor den geistigen Augen des Rheingrafen, einer Phantasmagorie gleich, mit reger Phantasie fast handelnd vorüberschreiten ließ. Heute aber gedachte dem lieben Greise der biedere Rheingraf eine große Freude zu bereiten durch die Nachricht seines Zuges in seine Heimat, und die Hoffnung der Wiedereinsetzung in seine Rechte und Gerechtsame alldorten.

Es währte nicht lange, so trat im schwarzen Predigerrocke, wie ihn seit der glorreichen Zeit der Reformation Lutheri die Geistlichen der erneuerten Kirche zu tragen pflegten, der aber, ob des Mannes hohem Alter und der Winterkälte, mit Pelz verbrämt war, der Pfarrherr in das Zelt, ehrerbietig den erlauchten Freund begrüßend. Die Zeit, die Strapatzen seines jetzigen Lebens und der Harm des Herzens hatte eine gewaltige Veränderung in ihm hervorgebracht. Sein Nacken war gebeugt von der Jahre Last, sein Haar gebleicht, und selbst der Bart, den er, der Sitte der Zeit gemäß, bis auf die Brust herabwallen ließ, war schneeweiß. Nur das Auge, voll Feuer und Leben, verrieth noch Jugendkraft.

Freundlich stand der Rheingraf auf, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn zum Fenster, wo er ihm einen Sessel zurecht rückte.

„Ihr müßt es mir schon zu Gute halten, Herr Doctor," hob lächelnd der Rheingraf an, „daß ich Euch so spät noch zu mir bescheide, wo ein Mann Eures Alters der Ruhe genießen sollte."

„Des Alters Erbe ist Wachen," — sprach der Pfarrer, „der Jugend beneidenswerthes Gut allein ist der ruhige, feste Schlaf. Zudem ist es Eurer Erlaucht hinlänglich kund, wie ich die Stunden, die ich in Eurer Gesellschaft hinbringe, immer zu den angenehmsten zu rechnen pflege, die ich verlebe."

„Ich entschädige Euch hoffentlich auch für dies späte Stören," fuhr in gleichem Tone der Rheingraf fort, „indem ich Euch eine angenehme Kunde gebe. — Doch sagt mir, waret Ihr nicht Diener des Evangelii in der Stadt Bacharach, so am Rheine liegt, etliche Stunden von Simmern?"

„Ich war's!" — erwiederte mit einem tiefen Seufzer der Greis — „ich war's eine schöne Reihe von Jahren, habe dort die schönsten Tage meiner Kraft gelebt und gewirkt, bis ich vertrieben wurde und an Euch den Ersatz fand."

„Und wie war, verzeiht mein Examen, wie war Euer Verhältniß zur Gemeinde? War es so, daß Ihr wünschen mögt, je wieder diese Stelle anzutreten?"

„Die Gemeinde liebte mich, und ich sie. Wiedervereinigung ist mein und ihr Wunsch. — Ach, Herr Rheingraf, wenn die Jahre kommen, von denen man sagt, sie gefallen uns nicht, wenn der Feierabend nahe ist, wo der Herr des Weinberges seine Diener zur Ruhe ruft, dann sehnet sich das Menschenherz da zu ruhen, und das kühle Bettlein zum letzten Schlafe zu finden, wo auch die es fanden, die es geliebt."

„Sehr wahr!" fiel der Rheingraf ein, und ein Seufzer hob auch seine Brust, und eine verwandte Saite in seiner Brust schlug an, daß der Ton lange nachzitterte.

„Wer ruht von Euern Lieben dort?" — fragte er mit wehmüthigem Tone.

„Mein Weib," — sagte Inselius, und im Auge des Greises bebte eine Zähre, dem Andenken der Theuren geweiht, „mein Weib, in der mir der Herr einen sanften Friedensengel gegeben, mit der

ich dreißig Jahre eine Ehe geführt, die man eine Engelsehe hätte nennen dürfen, wenn Irdisches himmlische Namen verdiente."

„Seid Ihr denn nun noch allein in der armen Welt, alter Mann?" fragte bewegt der Rheingraf.

„Nein," antwortete freudig Inselius, „ein theueres Pfand ließ sie mir. — Ach, und doch muß ich es entbehren, von Kindes Hand gepflegt zu werden, denn mein Sohn ist Laborant geworden und lebt bei meinem Bruder im Odenwalde, allwo er dessen Kunst praktisch erlernen muß, ehe denn er Doctor werden soll."

„Habt Ihr denn lange nichts von ihm gehört?" fragte wieder der Rheingraf, der herzlichen Antheil am Alten nahm.

„Seit Jahren nicht. Ihr wißt's Erlauchter Herr, wie des Krieges Laune uns herumtrieb in allen Gauen des Vaterlandes. Bei solcher unsteten Lebensweise ist's schwer, Kunde aus der Ferne zu erhalten, zumal Unordnung und eitel böses Wesen herrschet allüberall durch die Brandfackel des Kriegs und sein Schwerdt, das alle Bande willkürlich löst.

„Seine Lehrzeit ist aber vorüber, und mein Herz hoffet, ihn bald wiederzusehen — denn schon viele Jahre ist's, seit ich ihn nicht mehr gesehen. O, mich verlanget sehr nach ihm!"

Als dies Wort der Prediger gesprochen, trat ein Diener des Rheingrafen in das Zelt und meldete: „Es ist ein Fremdling draußen, der da wünschet, Euch, hochwürdiger Herr, zu sprechen."

Es trat nun auf des Rheingrafen Geheiß der Fremdling ein unter ebenso höflichen als anständigen und gefälligen Begrüßungen.

Es war ein hochaufgewachsener, blühend schöner Jüngling, dessen Antlitz vielfach die Sonne gebräunt. Ein braunes Wamms lag nett am Leibe an, mit Pelz verbrämt gegen die Kälte des Winters. Ein ziemlich weiter Mantel hüllte die Figur ein, weite Stulpstiefel sahen unter Pluderhosen von brauner Farbe heraus, in der Hand trug er einen breitgekrempten Hut; braune reiche Locken umwallten den schönen Kopf.

Er stand fest und ruhig da, und sah den Prediger an; allein mit jeder Secunde wurde es ihm weicher um's Herz — er vermochte kein Wort zu reden — sein Auge, das allmälig sich mit Thränen füllte, war auf Inselius geheftet. Dieser sah ihn ebenfalls starr eine Weile an — dann sprang er mit jugendlicher Munterkeit auf und rief jubelnd: „Mein Sohn!"

„Mein Vater!" rief der Jüngling, und sank an des Vaters Brust, und das Gefühl Beider löste sich in Thränen auf.

Der Rheingraf, der aufmerksam die Scene beobachtet, wischte sich jetzt auch eine Thräne weg, und sprach leise: „O welch ein Glück für das Vaterherz, wenn es die Kinder, wohlgerathen, nach langer Trennung wiedersieht. Wann wird mir die Stunde schlagen?"

Er ging eine Weile auf und nieder und überließ Vater und Sohn so ganz ihren Empfindungen und deren Erguß nach so langer Trennung.

„Ach," sagte Inselius zu Friedrich, „wie bist Du groß geworden, mein Sohn!" Und nun sah er ihn an, und der geliebten Mutter Bild sprach ihn aus diesen Zügen an, und wieder perlte ein Tropfen nach dem anderen in den silberweißen Bart.

Acht Jahre lagen dazwischen, seit Vater und Sohn sich nicht gesehen. Acht Jahre hatten Vieles verändert. Kein Wunder, daß sich Beide kaum wieder erkannten. Des Herzens, des Gefühles, der Natur allmächtiger Zug führte das Kind an's Vaterherz. Und wenn auch das Auge ungewiß war, das Herz sprach: Er ist's! und seine Stimme trog nicht. — Inselius war, vom ziemlich kräftigen Manne noch, zum Greise im Silberhaare gealtert, Friedrich vom schönen Knaben zum schöneren kräftigen Jünglinge herausgeschossen in jugendlicher, unverkümmerter Kraft und Fülle. Jener an der Pforte stehend, die zum Leben hinaus — dieser an der, die in das Leben führt — der Vater im hohen Winter, der Sohn im blüthereichen Frühling des Lebens. So sahen sie sich wieder, und alle Wonne, die in solchem Wiedersehen vom Schöpfer huldvoll

vereinigt ist, erfüllte ihre Herzen. Wie leuchtete des Greises Antlitz von hoher, reiner Freude, als er jetzt dem Rheingrafen den Sohn vorstellte, und dieser ihn, wohlgefällig die schöne Gestalt betrachtend, willkommen hieß. „O, diese Elternfreude ist die reinste, beglückendste, die das Leben beut!“ sagte der Prediger zu dem Rheingrafen, „sie hebt über Jahre voll Harm hinweg, und gießt Honig in den Wermuths-Kelch des Wehes!“

Friedrich mußte sich nun an des Vaters Seite setzen, der seine Hand nicht aus der seinen ließ, und nun erst ihn fragte: „Woher kommst Du doch so spät?“

„Ich habe Euch lange gesucht, ehe ich Euch fand, mein Vater,“ antwortete der Jüngling. „Schon seit drei Stunden bin ich im Lager.“

„Aber woher kommst Du?“

„Von Bacharach, und zwar als Vertriebener, als Flüchtling.“

„Von Bacharach?“ fragte Inselius mit höherem Interesse. „Dann hat Dich Rima —“

„Nein, mein Vater,“ fiel der Jüngling in die Rede, „ladet nicht neue Last dem Mann auf, der mir freilich ein Räthsel ist. Es kam anders. Ein Handel mit dem spanischen Commandanten des Schlosses Stahleck hat mich vertrieben, und die Noth der Bürgerschaft führt mich hierher.“

Aufmerksam hörte der Rheingraf diese Worte an.

„Ihr kommt also von Bacharach?“ fragte er den Jüngling. Als dieser bejaht, fuhr der Rheingraf fort: „Dann könnt Ihr mir wesentliche Dienste leisten, wenn Ihr recht ausführlich erzählet, wie es dort steht.“

Friedrich, der dies um so lieber that, als schon in dem Worte des Rheingrafen gewissermaßen die Versicherung der Erfüllung seiner Wünsche lag, begann nun Beiden, seinem Vater und dem Rheingrafen, umständlich den Hergang seiner letzten Schicksale zu erzählen. Besonders ausführlich verweilte er bei dem Aufstand

und seinen einzelnen Umständen. Aber mit vieler Bescheidenheit verschwieg oder stellte er seinen Antheil an der Sache in den Hintergrund.

Auch hier folgte seiner Rede der Rheingraf mit angestrengter Aufmerksamkeit.

„Es ist entsetzlich," rief er dann aus, „wie diese Spanier schalten und walten, wie sie so ganz ihren Vortheil aus dem Auge verlieren und sich selbst Gefahren schaffen, wo keine für sie wären. Aber, mein junger Freund, fast scheint mir's," sprach er zu Friedrich, „als wäret Ihr der Wahrheit nicht ganz treu geblieben. — Ihr habt mehr Antheil an dem Kampf, und sehe ich recht, so ist Euer rechter Arm etwas steif, was auf eine empfangene Wunde deutet?"

Friedrich erröthete und mußte nun Alles genauer erzählen.

Dem Rheingrafen gefiel des Jünglings Bescheidenheit. „Ihr solltet Soldat werden," sprach er, „da Ihr solchen Muth habt. Wie wäre es, wenn Ihr eine Lieutenantstelle bei meinem Regimente nähmet?"

Friedrich dankte bescheiden für so viel Huld. „Mein Beruf ist heilen," sagte er, „nicht verwunden, gnädiger Herr!"

„Wohlgesprochen," antwortete der Rheingraf darauf, „bleibt dabei, Ihr nützet so mehr der Welt, als treibet Ihr unser blutiges Handwerk!" — Er forschte nun nach der Anzahl der Besatzung, nach den Werken der Stadt, des Schlosses. Friedrich konnte überall genügende Auskunft geben.

„Ihr wolltet also hier um Erlösung der Stadt bitten?" fragte nun, nachdem er Alles ausgefragt über Bacharach, der Rheingraf.

„Das Loos der armen Bürgerschaft, vor Allem unserer Glaubens-genossen, ist sehr hart, fast unerträglich. Ihr verdientet einen wahren Gotteslohn, Erlauchter Herr, wenn Ihr dazu hinwirken wolltet, daß des Königs Majestät Rettung sendete den Unglücklichen,

ehe größeres Unheil der Wütherich stiftet." Also sprach mit Feuer der Jüngling.

„Was dächtet Ihr, ehrwürdiger Doctor," sprach der Rheingraf, sich zu Inselius wendend, „wenn wir hinzögen und die Stadt eroberten? Wäre es Euch wohl lieb?"

„Könnt Ihr zweifeln nach dem, was ich Euch vorhin gesagt?" erwiederte der Greis.

„Nun so will ich's Euch nicht länger vorenthalten," fuhr der Rheingraf fort, „übermorgen brechen wir nach dem Hunsrücken und der Mosel auf. Wir wollen, so es dem Herrn der Heerschaaren gefällt und wir leben, die Gegend reinigen von dem spanischen Aussatz, und Freiheit bringen von dem drückenden Joch unseren Glaubensgenossen, und — Euch wieder einsetzen in Eure Rechte zu Bacharach, aus denen Ihr wider Recht und Gerechtigkeit seid vertrieben worden. Ehe ein neues Jahr beginnt, soll's mit Gottes Hülfe vollendet sein."

„Dann segne Euch Gott!" riefen jetzt Vater und Sohn, und die reinste Freude erfüllte ihre Herzen. Und als sie nun freudig geschieden vom Grafen, und im Zelte des Predigers angekommen waren, da fielen sie auf ihre Kniee nieder, Gott dankend und zu ihm flehend um einen glücklichen Ausgang. Dann sanken sie sich noch einmal in die Arme, und genossen das Glück des Wiedersehens noch einmal ungestört.

Neu flackerte jetzt das Feuer in des Predigers Zelt, als des Rheingrafen Diener einen Flaschenkeller seines Herrn brachte, mit dem Bemerken, auf ein frohes Willkommen zu trinken.

Friedrich labte sich nun. Dann aber begannen des Vaters Fragen nach Alt und Jung in Bacharach, und Friedrich mußte erzählen von Allem. Besonders interessirte den Greis die Krankengeschichte und Heilung Clara's, obgleich des Sohnes Liebe zu ihr, die aus jedem Worte sich verrieth, dem Vaterherzen darum nicht willkommen war, weil er nach Rima's fanatischer Denkart nie auf

eine Vereinigung hoffen zu dürfen glaubte. Doch er empfahl des Sohnes Glück dem Herzen- und Schicksallenker, und erst, als nach der langen Winternacht der Tag graute, suchten sie des Lagers Ruhe und des Schlafes Erquickung.

8.

Mit einer ansehnlichen Heeresabtheilung zog Rheingraf Otto Ludwig nach der Mosel und nahm eine feste Stellung ein, da Kundschafter ihm die geheime Nachricht gebracht, daß unter dem Obristen Movillet zwei Regimenter Franzosen, die bisher schrecklich auf dem Hunsrücken gehaust und sich Veldenz bemächtigt hatten, nahe seien. Ein fürchterlicher Kampf entspann sich nun, der mit der gänzlichen Niederlage und Zersprengung der Franzosen endete. Ebenso siegreich war Otto Ludwig gegen die Spanier, die er von Trarbach und aus der ganzen Moselgegend vertrieb. Er rückte hierauf vor das hochliegende, von den Spaniern stark befestigte Kirchberg, und nahm es nach wenigen Tagen mit Sturm. Sieg folgte seinen Schritten überall. Bald war der Hunsrücken wie das Moselland von dem Feinde befreit, und der evangelische Gottesdienst hergestellt. Die vertriebenen Prediger kehrten zurück, und in dem Namen Königlicher Majestät zu Schweden setzte sie Doctor Inselius mit unaussprechlichem Hochgefühl in ihre Aemter wieder ein. Ueberhaupt war der Greis wie verjüngt, seit er die heimathliche Luft wieder athmete. Jugendmuth und Jugendfreude belebte ihn. Friedrichs Herz pochte stürmisch der Rettung Bacharachs entgegen. Rheingraf Otto Ludwig hatte den Jüngling liebgewonnen, weil er in jedem Treffen wacker mitfocht, und dann sich mit unermüdeter Thätigkeit nach der Schlacht der Verwundeten annahm.

Neue Hoffnung belebte die Herzen der Bürger Bacharachs, als die Nachricht kam, wie nahe die Schweden seien, und wie der

Sieg ihnen auf der Ferse folgte. Bedrangle erfuhr's früher schon. Ihm war's nicht heimlich bei der schwachen Besatzung, die er hatte für Stadt und Schloß. Die zwei Fähnlein Reiter von Frankenthal hatten bereits seit längerer Zeit die Stadt verlassen, und mit der Brandschatzung nach dem Ort ihrer Bestimmung zu Frangipani's Truppen sich zurückbegeben. Die Flüchtlinge von Simmern und Kirchberg, die sich bei ihm auf Stahleck sammelten, waren unbedeutend, und schadeten ihm mehr, als sie ihm nützten, da sie eine panische Furcht vor den Schweden mitbrachten, und diese in eben dem Maße auch seinen Truppen mittheilten. Seine ganze Besatzung bestand, da er nun auch Fürstenberg und Stahleck bei Steeg besetzen und in Vertheidigungszustand setzen mußte, aus kaum achtzig streitbaren Männern. Auf die Bürgerschaft konnte er, wie er jetzt zu spät einsah, sich nicht verlassen. Ein minder muthiger Krieger wäre muthlos geworden, nur Bedrangle nicht. Er traf alle möglichen Vorkehrungen zur Sicherung der Stadt, und wartete nun mit dem ihm eigenen besonnenen Trotze das feindliche Nahen ab.

Doch spannte er gegen die Bürger gelindere Saiten auf. Daß er, ohne Hoffnung der Verstärkung oder des Entsatzes, die Stadt auf die Dauer nicht halten könnte, das sah er zu gut ein, — darum begann er mit dem zusammengebrachten Gelde sich genügen zu lassen. So fest auch der Tod der in Haft sitzenden Bürger beschlossen gewesen — er unterließ das Urtheil zu vollziehen, obwohl er sie noch immer darum in fester und enger Haft hielt, weil sie gerade die unruhigsten Köpfe der Stadt waren. Rima war mit Claren in den Saal wieder eingezogen, und fanden zu ihrer Verwunderung das Ihrige unverletzt. — Clara sah mit sehnsüchtigem Hoffen der Zeit entgegen, wo sie den Geliebten wieder zu sehen hoffen durfte, denn ihr Herz sagte es ihr, er komme mit den Schweden.

Man hoffte auf der Schweden Ankunft, und dazu hatte man

die triftigsten Gründe, in bürgerlicher wie in kirchlicher Hinsicht; allein es war auch die Kunde von wilden Räubereien ihnen vorangegangen, nicht eben als sonderliche Empfehlung. Manche Mutter lullte ihr Kind mit den Versen ein:

Bet', Kindlein, bet',
Morgen kommt der Schwed',
Morgen kommt der Ochsenstern,
Der wird dich, Kindchen, beten lehr'n.

Und viele Bürger gedachten des Sprüchleins, welches der Gastwirth und Bendermeister Gölz mit von seiner Wanderschaft in Sachsen gebracht:

Gustavus Adolphus Rex,
Wer was hat, der versteck's.

In der That hauseten mitunter die Schweden grimmiger noch als des Friedländers Horden oder Tilly's Mordbrenner, — sie waren, was jene, — Soldaten, aus allen zwei und dreißig Winden zusammengetrommeltes Gesindel, dem es weniger um eine gute Sache, für die man stritt, als um die Beute zu thun war. Selbst die Besseren wurden, zudem durch die lange Zeit, in der sie das wilde Kriegsleben führten, rauh und wild, gefühllos und unmenschlich. Daß es unter diesen Umständen Denen, die in der Stadt einen Sturm erwarten mußten, unheimlich wurde und werden mußte, war sehr natürlich. Je näher die Schweden rückten, desto banger wurde es ihnen um's Herz. Aus den Oberthälern brachten die Marktleute die Kundschaften mit, und ihr Mund vergrößerte selbst der Retter schlimme Namen oft nur aus Gewohnheit, etwas Neues zu erzählen im Hause des Kunden. Es herrschte eine allgemeine Furcht vor den Dingen, die da kommen sollten, ein Zustand der Spannung — die nur Diejenigen nicht theilten, die in Stahlecks Burgverließen die mephytische Luft athmeten. In ihnen war nur Hoffnung, die nichts von Furcht kannte.

Bebrangle ließ in aller Eile nun noch das Schadhafte, was

sich irgend an den Mauern fand, ausbessern, erpreßte noch Vorräthe für Stahleck, und überließ sich dann wieder der schwelgerischen Lebensweise, die ihm zur anderen Natur geworden war, so lange nämlich nicht die Trommel wirbelte, die Kanone oder der Schießprügel knallte, und die Trompete schmetterte. Wenn er seinen Koller trug, dann gab es keine Strapatze des kriegerischen Lebens, die er nicht freudig ertragen hätte. Sobald aber des Lagers oder des Standquartieres Ruhe ihm zu Theil geworden — dann gab's keinen größeren Schlemmer, als ihn. Mit der Stadt war sein Verkehr unterbrochen. Rima's Feind war er geworden, und die Empfindungen, die er für Claren trug, welchen er den Namen Liebe, den schönsten, den die Sprache kennt, zu geben keinen Anstand genommen, war in bitteren Haß gewandelt. So heftig indessen auch seine Gemüthsart war, so getraute er doch fürder gegen Rima nicht feindselig zu verfahren.

Er mied allen Umgang mit ihnen. In der letzten Zeit lehrte ihn seine Politik, sich etwas anzunähern. Diese Annäherung wurde aber so schroff von der anderen Seite zurückgewiesen, daß ihm dazu die Lust verging.

So standen die Sachen in der Stadt gegen die zweite Hälfte Decembers hin, — als eines Morgens frühe schmetternde Hörner auf den Höhen erschallten, vom Kühlberg her gegen das Schloß ein Falconettgruß donnerte und die Berggipfel von Schweden bedeckt wurden, die sich langsam an das Ufer des Rheins, in angemessener Entfernung von der Mauer und dem Schlosse, herabzogen und ihre Zelte aufschlugen. Bald darauf erhoben sich rings um das Schloß Schanzen in ungewöhnlicher Schnelligkeit in so später Jahreszeit, wo doch das Erdreich felshart gefroren war. Kanonen wurden nun aufgefahren, und Alles nahm die drohendste Stellung gegen Stadt und Festung an.

Wie pochten die Herzen in der Stadt von Furcht! — Nur Eins bebte noch in freudiger Erwartung, in süßer Hoffnung!

In dem Dörflein Neurath nahm der Rheingraf sein Hauptquartier, und leitete von hier aus die Operationen. Bei ihm waren Inselius und Friedrich.

Schwer wäre es, die Empfindungen zu beschreiben, die des Greises Brust erfüllten, als er, aus dem Walde herausreitend, nun die Gipfel der lieben Heimat und ihre Thäler erblickte, den schönen Strom da liegen sah unter seiner schweren Eisdecke, die, in seltsamen Formen wild durch- und übereinander geschoben, von der Höhe ein eignes Schauspiel darbot. Nichts aber ergriff ihn so mächtig — als der Anblick der Stadt, des Thurmes zu Sanct Peter und Paul. Es stand der Greis an des Sohnes Seite auf einem jener weit gegen das Rheinbett hervorspringenden Felszacken, zwischen denen sich kleine Thäler hinabziehen zum Ufer. So kalt es auch war, — er nahm das Baret von dem Silberhaare, — kniete nieder auf die harte Erde und dankte dem Weltenregierer für des heißen Wunsches Erfüllung, einst dieser Stadt die Retter aus Drangsal und Elend zu bringen. „Jetzt," schloß er in heiliger Begeisterung, „jetzt, Herr, laß deinen Diener in Frieden zur Grube fahren, er hat erlebt, was er gehofft und gewünscht!"

Auch Friedrichs Herzen entströmten Dankgebete, Bitten um ein fröhliches Gelingen. Doch wie so verschieden waren seine Empfindungen von denen seines Vaters! — Aus dem Fensterlein seines kleinen Stübchens in dem Bauernhause war der Rheingraf Zeuge dieser Scene gewesen. Er ging hinab zu den Beiden, sich da umzuschauen von dem freien Standpunkte. Kaum aber bei ihnen angelangt, sauste eine Falconettkugel über ihren Häuptern ganz niedrig vorüber. Erschrocken blickte Inselius auf.

„Das war ein Gruß von unseren Freunden auf Stahleck!" rief lachend der Rheingraf, „aber auch eine Warnung, vorsichtig im Wählen unserer Standpunkte zu sein. Laßt uns zurückgehen, da ich zudem mit Euch, Friedrich, jetzt eine Berathschlagung halten

muß, indem Ihr der Einzige seid, der mir die günstigsten Orte zum Angriffe bezeichnen kann."

„Mit Freuden," erwiederte der Jüngling. „Doch muß ich mir eine Bedingung aushalten mit Eurem Wohlnehmen, Erlauchter Herr!"

„Zugestanden!" rief der Rheingraf mit heiterer Miene. „Euch darf man schon seine Worte ohne Sorge verpfänden. Redet!"

„Meine Bedingung ist, — daß ich beim Sturme der Vorderste sein darf, daß ich, einige Häuser der Stadt zu schützen, Leute von Euch überwiesen erhalte!"

Der Rheingraf sah ihn scharf an, doch lächelnd.

„Habt Ihr Verwandte drinnen, Herr Doctor?" fragte er den Greis.

„Nein," erwiederte dieser.

„Freunde?"

„O, die ganze Stadt, mit wenigen Ausnahmen," sprach mit erhebendem Gefühle der Greis.

„Dann habt Ihr vielleicht ein Liebchen dort?" fragte jetzt, sich rasch zu Friedrich wendend, der Rheingraf.

Da stand Friedrich hocherglühend da und wußte kein Wort zu finden.

Der Rheingraf sah seine peinliche Verlegenheit, und ließ ihn nicht lange darin.

„Wie es auch sei," sagte er, „Ihr habt mein Wort!"

Darauf wandte er sich zu dem Hause, das sie jetzt erreicht hatten, und trat heiteren Sinnes hinein.

Der Abend war gekommen mit seiner Dunkelheit und brachte Schneegewölke an den Horizont. Gegen 10 Uhr war schon Alles mit einer hohen Schneelage bedeckt, und die Gegend hatte jenes eintönige, öde, traurige Aussehen, was einer gebirgigen Landschaft eigen ist.

Draußen war es still. Nur der Ruf der Wachen und Vedetten

hallte durch die Stille der Nacht weit her, und die Wachtfeuer brannten lustig auf den Gipfeln und Felskuppen. Um das erwärmende Feuer saß der Rheingraf nebst den Hauptleuten seiner Truppen und Friedrich. Der Greis war zu sehr erschüttert von den Eindrücken dieses Tags. Er hatte die Ruhe gesucht, die er in dem Hause eines seiner ehemaligen Kirchspielgenossen fand.

Der Rheingraf hob also an: „Niemand, ihr Herren, kann uns hier wesentlichere Dienste leisten, als dieser junge Mann, der in Bacharach gelebt und des Ortes Lage und Verhältniß, sowie seine Thore und Mauern gehörig kennt. Lasset uns ihm also unser Ohr leihen. Welche Seite der Stadt haltet Ihr für die am leichtesten zu erobernde? Welches Thor ist das schwächste?"

„Das Münzthor, gnädiger Herr," versetzte Friedrich, „scheint mir das zu sein, welches am leichtesten einzunehmen ist. Gerade dies ist der Ort, wo die eindringenden Truppen sich schnell sammeln und aufstellen, und in Masse vorrücken können; denn rechts vom Thore bis zum Diebsthurme hin zieht sich der Gottesacker, und von da aus rücket Ihr vor auf den Markt, nehmt zuvor den Diebsthurm und Zehntethorthurm weg — und die Stadt ist Euer. Es kommt Alles darauf an, daß sich die Mannschaft stille der Münzpforte naht; am Abend vorher schleiche ich verkleidet in die Stadt. Im Hause des Nachtwächters verberge ich mich — er ist treu und dankbar, denn ich habe ihn in schwerer Krankheit geheilt, und so Ihr Euch dem Münzthore naht, ziehe ich das Fallgatter auf, das den Bogen der Münzbrücke schließt; über das Eis kommt Ihr leicht herein, und die Stadt ist gewonnen."

„Vortrefflich!" rief der Rheingraf, „aber höchst gefährlich für Euch. Wie nun, wenn Ihr entdeckt werdet?"

„Dafür laßt mich Sorge tragen, gnädiger Herr," lachte Friedrich. „Ich fürchte das Wagestück nicht. Es ist das erste nicht, das ich in Bacharach vollbringe, wie Ihr wißt."

Die Offiziere sahen den kühnen Jüngling mit Verwunderung an.

„Schade," sprach Hauptmann Rößler, ein eisgrauer Krieger, „daß Ihr nicht Soldat seid, Ihr verdientet eine Fahne, wenn nicht mehr."

Der Kriegsrath ging auseinander mit der Weisung des Rheingrafen, sich bereit zu halten, damit er, sobald die Stadt nicht gutwillig übergeben würde, den Angriff ordne. Plünderung wurde, denn das hatte der edle Rheingraf Inselins versprochen, strenge untersagt.

In der Frühe des kommenden Morgens, es war am ersten Januar 1632 neuen Styls, ritt ein Trompeter mit weißer Fahne gegen das südwestliche kleine Thor des Schlosses Stahleck und blies eine lustige Fanfare.

Kaum wurde Bebrangle seiner ansichtig, als das Thor sich öffnete, die Fallbrücke niederrasselte und Lamego mit schlauer Miene heraustrat, nach dem Begehren desselben zu fragen.

Er verlangte zum Commandanten. Nachdem ihm die Augen sorgfältig verbunden worden, führte ihn Lamego auf den Söller, wo Bebrangle stand, die Stellung der Schweden so viel als möglich zu erkundschaften.

„Mein Obrister, der Rheingraf," sprach der Trompeter, „läßt Euch seinen Gruß entbieten und Euch im Namen königlicher Majestät zu Schweden auffordern, Schloß und Stadt zu übergeben, auf daß nicht Beides durch Bombardirung Schaden nehme."

Bebrangle stieß eine gellende Hohnlache aus. „Sag Deinem Obristen," rief er, „daß ich kein ander Handwerk erlernt, denn Soldatenhandwerk, was ich so ziemlich verstünde; daß es mir eine Schande wäre, so leichtlich eine feste Stadt und wohlverproviantirtes Schloß zu übergeben. Sag' ihm, ich wolle mit Freuden die Schweden erwarten und mein Bestes thun; daß Du aber auch ein Trinkgeld für Deine Mühe habest, so nimm diesen Königsthaler."

Die Augen wurden ihm wieder verbunden und Lamego führte

ihn in das Gewölbe, wo eine Masse Munition und Proviant lag. Hierauf kehrte er zurück.

Kaum zurückgekehrt, begann ein heftiges Feuer auf das Schloß von Seiten des Kühlberges, das jedoch in eben dem Grade von Stahleck erwiedert wurde.

Heftiger dauerte das Feuer den folgenden Tag fort; allein der Schaden, den es anrichtete, war unbedeutend.

Am Morgen des dritten Tages ritt der Trompeter abermals zum Schlosse, brachte indessen dieselbe Antwort und Lohn zurück.

„Güte und Warnung hilft nicht!“ sprach der Rheingraf. „Nun soll denn Euer Plan, Friederich, in's Werk gesetzt werden!“

Sogleich konnte es indessen nicht geschehen, da der Rheingraf erst Verstärkung von Simmern an sich zog.

9.

Der Wächter, Hanns Adam Bernhardi, blies eben die elfte Stunde auf dem Markte von Bacharach, und hüllte sich enger in seinen weiten warmen Rock, denn die Kälte war schneidend, und ein heftiger Ostwind schärfte sie noch. Der Himmel war mit dickem Gewölbe bedeckt, durch das nur selten ein Strahl des Mondes fiel, der eben im Abnehmen war, und spät erst aufging.

Die spanische Wache auf dem Holzthorthurme verließ den hohen, freien Standpunkt, um tiefer unten bei den Kameraden in der Thurmwachtstube sich zu erholen. Alles war ruhig außerhalb der Stadt. Oben auf den Bergen und weithin bei Nauheim standen die schwedischen Vedetten. Ehe der Soldat seine Stelle verließ, sandte er einen forschenden Blick in die nahe Umgebung, — konnte aber nicht das Mindeste von Gefahr entdecken. Und doch war sie näher, als jener ahnete; denn in einen weißen weiten Reitermantel gehüllt, den breitkrempigen Hut mit einem weißen Tuche bedeckt

damit er nicht von der Grundfarbe der schneebedeckten Gegend zu unterscheiden sein möge, schlich eine hohe, edle Mannesgestalt über den Mühldamm von der Mönchrinne her, zwischen den alten Weidenstämmen dem Holzthore zu.

Sein Auge spähete unabläßig nach dem Wachtposten auf dem Thurm. Er mußte jetzt entdeckt haben, daß dieser unbesetzt sei; denn er ließ das Schleichen, und lief schnell herzu, wendete sich aber rechts hinab in das Bette des zugefrorenen Münzbachs. Als er an den Bogen kam, der in die Stadt den Bach einließ, fand er ihn fast ganz zugefroren, sintemal es ein sehr gedrückter Bogen war. Er untersuchte betastend die noch gebliebene Oeffnung, zog ein kurzes Schwert heraus, und begann so leise als möglich die Oeffnung zu erweitern.

Während er so arbeitete, ging die Wache wieder einmal oben hin, nachzusehen, ob noch Alles sicher sei. Des Spaniers Auge, vom Lichte geblendet, konnte nichts entdecken, doch war seinem schärferen Ohre der Ton nicht entgangen, der durch die Arbeit des Mannes am Bogen hervorgebracht wurde. Mißtrauisch gemacht, rief er hinab:

„Diaz, bring' mir eine Büchse, drunten scheint es nicht sicher!"

Schnell sprang der Gerufene herbei. Der unten legte sich, in der Stille der Nacht jede Sylbe vernehmend, derweile der Länge nach auf das Eis, so dicht als möglich an die Stadtmauer.

Eine Weile horchten die oben, worauf der Eine zum Anderen sagte: „Wer auch gleich den Schweden wittern möchte, wie Du! Wahrscheinlich war's eine Bestie, die der Geruch des Fleisches in die Gerbereien anlockte. Hättest Du Lärm um Nichts gemacht, Bedrangle würde Dich zu den Spießbürgern in das Verließ gesteckt haben." Mit diesen Worten gingen Beide beruhigt hinab. Der am Bogen arbeitete nun rüstiger. Es gelang ihm bald, die Oeffnung so weit zu vergrößern, daß er hindurchschlüpfen konnte. Er warf nun den Mantel ab, kroch hindurch, und sah sich alsobald inner=

halb der Ringmauern der Stadt. Schnell hing er den Mantel wieder um und schlug den Weg am Berge weg hinter den Lohhäusern und Gerbehäusern ein, und sah sich, mit den Oertlichkeiten vollkommen vertraut, bald am Häuslein des Wächters, der, ein alter Hagestolz, ganz allein auf dem Holzmarkte hinten am nördlichen Berg unmittelbar an der Stadtmauer wohnte. Die Thüre war nur angelehnt, und er trat in ein matt von einer Lampe erleuchtetes ärmliches Kämmerlein. Der Ankömmling warf die Verkappung ab und stand nun in schwedischer Uniform, wohlbewaffnet mit Pistolen und Schwert, da.

Nicht lange nachher trat der Wächter herein und fuhr mit Entsetzen vor dem Ankömmling zurück mit dem Ausrufe: „Großer Gott, die Stadt ist verrathen!"

„Stille, stille!" rief ihm der Andere zu; „Hanns Adam, kennt Ihr mich denn nicht? Ich bin ja der Laborant Friedrich, der Euch vor einem Jahre vom Fieber heilte und den Zahn ausriß!"

„Gott segne ihn!" sprach der Alte, „und auch Euch, wenn Ihr's seid."

„Ich bin's," sprach Friedrich, ihm die Hand reichend, „Gott grüß' Euch!"

„Wahrhaftig!" rief freudig der Nachtwächter aus. „Gott lohn's Euch, daß Ihr bei mir einsprecht; bin ich doch nur ein armer Mann. Wo aber kommt Ihr her? Habt Ihr Hunger? Ich theile freudig mein Brot mit Euch."

„Laßt das," erwiederte Friedrich, „ich habe Wichtigeres mit Euch zu reden. Diese Nacht kommen die Retter noch; ich führe sie in die Stadt."

„Ihr?"

„Ja, Hanns Adam, und Ihr sollt mir behülflich sein, sollt mir Euer Amt ein Paar Stündchen abtreten —"

„Das darf ich nicht, ich habe dem Rathe geschworen."

„Brecht Ihr Euern Eid, wenn Ihr die Stadt befreien helft von dem unerträglichsten Joche?“

Bernhardi besann sich — dann sagte er: „In Gottes Namen. Wird aber auch die Stadt nicht geplündert?“

„Nein, bei Gott nicht!“ betheuerte Friedrich.

„Kennt Ihr aber auch das Verslein: Hört, Ihr Herrn rc.“

„Seid nur ohne Sorgen,“ gegenredete Friedrich, „ich will schon Alles gut machen.“

Der alte Mann beruhigte sich nun, und Friedrich erzählte ihm, daß sein alter Prediger, dessen Küster er gewesen, mit den Schweden wiederkehre, und er wieder sein Küsteramt erhalten solle bei Sanct Peter und Paul.“ Diese Hoffnung warf einen neuen Lichtstrahl in das arme Leben des Einsamen, und erfüllte ihn mit hoher Freude.

Noch eine Weile besprachen sie sich, — wo denn Friedrich vernahm, daß Lauer, Zinkgräf und die Uebrigen noch im Verließe von Stahleck seufzten, und manche neue Mähr von den Leiden, die die Stadt erduldet seit jenem Aufstande, — aber auch die frohe Kunde von Clarens Wohlbefinden. Bald aber mahnte der Wächter, „nun sei es Zeit, die Mitternachtstunde zu rufen.“

Friedrich hüllte sich nun in des Wächters Rock, bedeckte sein Haupt mit der Pelzmütze, hing das Horn um, ergriff den ungeheueren Knotenstock, und ging unter Segenswünschen des Wächters, seines neuen Amtes zu warten.

Alles ging vortrefflich. Er wußte Hanns Adams Stimme so täuschend nachzumachen, daß ihn Niemand erkennen konnte und unterscheiden von dem Wahren.

Heftig pochte indessen doch sein Herz, als er, die Rosengasse herabkommend, sich dem Münzthorthurme näherte. Doch auch hier fand er die Wache nachlässig. Er stieg die Stiege auf die Stadtmauer hinauf, und untersuchte nun sorgfältig den Haspel, der das Fallgatter am Münzthorbogen herauf und herab ließ. Zu seiner

größten Freude entdeckte er kein Schloß daran, also auch kein Hinderniß, es aufzuwinden. Leichteren Herzens stieg er wieder herab, ging über die kleine Brücke hinüber, an den Gotteshäusern*) vorbei, und wandte sich, nachdem er die Stunde geblasen, die Fleischgasse hinauf. Jetzt stand er vor dem Saal und sollte hier die Stunde blasen. Dort war Clara's Kämmerlein. — Sie hatte noch Licht. — Ist sie krank geworden? — Er vergaß die Stunde zu blasen, — achtete nicht seiner fast erstarrten Hände, und kletterte flüchtig, wie das Eichhörnchen, am Stamme der alten Kastanie hinauf, die vor Clara's Fensterlein stand. — Aber ein neidischer Vorhang verbarg das jungfräuliche Heiligthum.

Friedrich brach ein Aestchen ab und warf es gegen das Fenster. Innen entstand jetzt ein Geräusch. Es trat Jemand gegen das Fenster. Noch ein Aestchen flog dem ersten nach. Jetzt wurde geöffnet. — Es war eine schlanke Gestalt — es war Clara. Friedrichs Herz pochte hörbar.

Leise rief er hinüber: „Sei wacker, mein Mädchen, Dein Treuer mit den Rettern ist nahe. Erschrick nicht, wenn Kriegsgetümmel die Stille unterbricht."

Clara fuhr erschrocken zurück. „Das ist Friedrichs Stimme!" rief sie leise.

„Ich bin's, Clara!" sprach er, „bald sehe ich Dich wieder; jetzt ruft die Pflicht."

Pfeilschnell glitt er am Baume hinab, und blies nun unten die Stunde und sang das Verslein.

Clara zitterte. — Denn das war ja doch derselbe, wie sie deutlich sah, der mit ihr geredet, und das war doch Niemand anders, als Hanns Adam, der Wächter.

---

*) Gotteshäuser hießen und heißen noch die Armenwohnungen, welche dem von den Wittelsbachern gestifteten Hospital zum heiligen Geiste gehören, die in jener [illegible]nd liegen.

Sie konnte dies Räthel nicht lösen, aber eine unbeschreibliche Unruhe bemeisterte sich ihrer. Ihre Phantasie war lebhaft erregt. Der Schlaf floh sie. Sie saß und sann. Nach vielem Sinnen schien es ihr doch wahrscheinlich, daß es Friedrich gewesen. Sie eilte nun, ihren Vater zu wecken, dem sie Alles umständlich erzählte. Zwar schüttelte der Alte den Kopf, doch unwahrscheinlich fand er es nicht, daß die Schweden mit List die Stadt zu nehmen trachteten. Er kleidete sich an, um nun mit Claren und der Schwester die Dinge, die da kommen sollten, zu erwarten.

Indeß Friedrich heimlich sich in die Stadt geschlichen, waren etwa zweihundert Männer aus des Rheingrafen Regiment unter Anführung des Hauptmanns Rößler in weitem Umkreis um das Schloß Stahleck gezogen, um sich über die Vogelswiese von der nördlichen Seite durch den Ketzer der Stadt zu nahen. Dies geschah mit solcher Vorsicht und Stille, daß sie schon vor der Stadt waren, am Münzthor in den Gärten, ohne daß nur Jemand von der spanischen Besatzung etwas geahnet.

Der Wächter blies Eins. Sanft schliefen auf dem Münzthurme die Spanier. Friedrich schlich die Stiege hinauf auf die Stadtmauer, wand das Fallgatter auf, und in aller Stille, ohne irgend eine Hinderniß, kamen die Schweden in die Stadt. Friedrich warf das Nachtwächtergewand ab und trat an Rößler's Seite. Dieser theilte sofort die Mannschaft. Friedrich nahm zwölf riesige Dalekarlier mit sich auf den Münzthorthurm. Die Spanier taumelten auf und legten kein Hinderniß in den Weg, meinend, es sei die Runde. Kein Schuß fiel. Zitternd legten sie die Wehr ab und ergaben sich. Der Thurm war genommen.

„Bleibt hier und haltet ihn besetzt," rief Friedrich den Dalekarliern zu, und eilte mit Blitzesschnelle hinab.

Ueber den Kirchhof nach dem Diebsthurm war Rößler gezogen, die Besatzung war wachsam. Bald entstand ein Gefecht und ein lebhaftes Feuer von oben herab. Allein der Schweden Uebermacht siegte.

Friedrich warf sich indessen auf die Stadtmauer und eilte dem Marktthurme zu. Hier fand er den stärksten Widerstand. Hartnäckig vertheidigten die Spanier den Thurm. Sie wurden alle niedergehauen bis auf Einen, der Pardon nahm.

„Die Stadt ist unser," jubelte Friedrich, und stürmte weiter. Nach Verlauf einer halben Stunde waren alle Thorthürme erobert, ihre Besatzung niedergehauen oder gefangen. Nur die nördlichen und westlichen Thürme, der Holzthorthurm, der Sonnenthurm, der Katzenthurm und Postenthurm waren noch in der Spanier Gewalt. Diese fielen durch die Rosengasse den Schweden in die Flanke und suchten den Markt zu gewinnen. Bedrangle hörte das Lärmen und Schießen in der Stadt nicht sobald, als er auch persönlich sich an die Spitze eines Haufens stellte und über den Sanct Werner herabeilte.

Auf dem Markt entspann sich jetzt ein lebhafter Kampf. Friedrich kehrte eben vom Zollthorthurme zurück, wo er zugleich die Hauptwache gefunden und gefangen gemacht hatte. Er stürmte die Marktgasse zurück, theilweise die Besatzungen der eroberten Thürme mit sich vereinigend. So fiel er den Spaniern in den Rücken und entschied schnell und glücklich den mörderischen Kampf, der hier wüthete. Die Spanier zogen sich fechtend auf die Burg zurück, da sie der Uebermacht der nachrückenden Schweden, die indessen das Münzthor aufgehauen hatten, nicht Stich zu halten vermochten.

Kaum aber sah Friedrich dieses Ziel des Kampfes, als er auf den Saal zueilte und mit banger Sorge die Thür untersuchte — noch war sie unverletzt. Er nahm hier mit sechs Schweden seine Stellung zu Schutz und Schirm der Geliebten.

Lauter Jubel erfüllte jetzt die Stadt. Alle Thüren öffneten sich, und die Bürger brachten gefüllte Pokale zum Willkommen den Soldaten zu. Kein Exceß fiel vor. Strenge hielt man das Gebot des Rheingrafen, kein Eigenthum der Bürger anzutasten. Die

gehoffte Beute versprach er durch eine Brandschatzung des Klosters den Soldaten zu ersetzen, womit diese sich begnügten.

Bebend hörte man im Rima'schen Hause den Kampflärm. Oft dünkte es Claren, sie höre Friedrichs gewaltige Stimme. Furcht und Hoffnung bewegten wechselnd das liebende Herz. Sie betete leise und inbrünstig für Friedrichs Erhaltung. Allmälig entfernte sich das Kampfgewühl vom Markt und ließ endlich, nach einer Stunde, die die Dauer einer Ewigkeit hatte, ganz nach.

Freier athmete sie nun. Aber ach, die Furcht quälte ihr Herz wieder. Lebt er noch? Wird er nicht verwundet sein? — Wo sollte sie Ruhe finden bei solchen quälenden Gedanken?

Da sprang plötzlich die Thüre auf, und mit dem Ausrufe: Der Sieg ist unser! trat der Geliebte herein — in schwedischer Uniform, die ihm außerordentlich gut ließ.

Rima eilte ihm entgegen. „Seid mir willkommen, Retter in der Noth und Gefahr!" rief er und schüttelte des Jünglings Hand mit freudigem Gefühle.

Clara stand ferne mit wonnestrahlendem Blick und hochklopfendem Herzen. Es war ihr, als müsse sie ihm entgegeneilen, ihn an das treue, liebende Herz drücken — den Retter, den heldenkühnen Jüngling — und doch konnte sie nicht. Ein unbeschreibliches Etwas hielt sie zurück.

Friedrich nahte sich und drückte ihre schöne Hand mit stürmischem Gefühl an seine Lippen. Hoch erglühte die Jungfrau. Rima bemerkte es; jetzt erhob sich seine Ahnung ihrer Liebe zur vollen Gewißheit. Aber zürnen konnte er nicht. Er verdankte ihm ja so viel.

Nun aber mußte Friedrich erzählen. Sie staunten ob seiner Kühnheit, seines Muthes, — sie bebten bei dem Gedanken an die Gefahr, in der er geschwebt.

„Und wart Ihr's wirklich?" fragte Rima, „der, als Nachtwächter verkleidet, Claren warnte."

„Ich war's," sagte Friedrich. „Ich wollte Euch den Schrecken

ersparen, der Euch ergreifen müßte, wenn unvorbereitet das Kriegsgetümmel die Stadt erfüllt hätte." Clara eilte auf des Vaters Wink hinaus, mit warmem Weine den vom Kampf Ermüdeten zu erquicken, und als nun die Becher schäumten — mußte Friedrich seine Begebnisse, die Fahrten erzählen bis heute. Dann fragte er nach ihren Schicksalen. So tauschte man in alter Traulichkeit das Erlebte gegeneinander aus, bis plötzlich Friedrich sich eines Auftrags erinnerte.

„Verzeiht, Herr Doctor," sprach er, „wenn ich nun mit einer Bitte hervorrücke: der Rheingraf bittet um Obdach bei Euch!"

Rima nahm die Bitte mit Freuden auf. „Vielleicht," fuhr Friedrich fort — „nehmet Ihr auf kurze Zeit noch Jemanden — mich und meinen alten Vater, bei Euch auf?"

Freudig bejahte dies Rima. „Wie mögt Ihr fragen?" gegenredete er. „Seid Ihr ja schon mein alter Hausgenosse, und ich denke, jetzt sollt Ihr's bleiben, und unser früher besprochenes Verhältniß nichts mehr stören!"

Clara vernahm mit freudepochendem Herzen ihres Vaters Rede, und Friedrich schlug mit Entzücken in die dargebotene Hand ein.

Jetzt tönten von der Münzpforte her Trompeten und Trommeln.

„Ha, der Rheingraf!" rief Friedrich aus, und eilte hinab. Auf der Stiege begegnete ihm der ganze Rath, der sich in Feierkleidern zu Rima begab, den Rheingrafen zu empfangen.

Der Tag war angebrochen. Friede herrschte in der Stadt. Die Todten und Verwundeten waren untergebracht.

Die Schweden standen in Reih' und Glied — Kopf an Kopf die Bürgerschaft.

„Der Rheingraf!" hallte es überall wieder. — „Seht doch," riefen jetzt Viele zugleich, „ist das nicht unser Pfarrherr Inselius?" — „Er ist's!" jubelte die Menge, und Alles drängte sich zu dem Rosse, das der Greis ritt, der, weinend der Freude Zähren, in die liebe Heimathstadt einzog und die Liebe der Bürger sah. Alles streckte

die Hand nach ihm aus, und tief gerührt segnete er die Menge, die mit Andacht seinen Segen empfing.

„Herr Doctor!“ sprach der Rheingraf zu ihm, „Ihr feiert einen schöneren Sieg, als ich, und einen schöneren Einzug, — denn Ihr zieht in die Herzen dieser Menschen ein, — ich aber nur in die Mauern!“

Jetzt aber ertönte dem Rheingrafen ein donnerndes Lebehoch! Er aber zog den Hut vom Haupt und sprach: „Dem Herrn allein die Ehre!“ Und ab stieg er vom Pferd und mit ihm seine Begleiter und Inselius. Ein weiter Kreis bildete sich jetzt, und Inselius sprach, als eben die winterliche Sonne hinter Nassau's Gebirgen hervortrat, ein Dankgebet mit jugendlichem Feuer, ungeschwächter Kraft und inniger Begeisterung, und alle Herzen beteten mit. Dann stimmte die schwedische Soldateska mit der Bürgerschaft ein dankbares, volltöniges: „Herr Gott, Dich loben wir rc.“ an. Die innigste Rührung spiegelte sich auf allen Gesichtern. Soldaten und Bürger umarmten sich, und die frohe Hoffnung einer schöneren Zukunft nach all den Leiden und Trübsalen zog in die Herzen der Bürger ein, mit der Freude, den geliebten Seelsorger wieder in ihrer Mitte zu haben nach achtjähriger Trennung.

10.

Die letzten Töne des herrlichen alten Chorals waren verklungen. In der Nachfeier des heiligen Momentes ruhten noch die Gemüther mehr oder weniger, je nachdem sie für fromme Eindrücke empfänglich waren, als mit einem Male die Volksmenge sich theilte, eine Gasse bildend, durch die mit ernster Würde der Rath, mit Rima an der Spitze, der auf sammtnem Kissen den silbernen Schlüssel der Stadt trug, einhertrat. Vor dem Rheingrafen neigte er sich tief, den Schlüssel ehrerbietig darreichend mit den Worten: „Heil dem Retter vom unerträglichen Joche!“

„Heil! Heil!“ tönte es nach im vielstimmigen Echo.

Der Rheingraf nahm den Schlüssel im Namen königlicher Majestät zu Schweden, und verkündigte laut die freie Religionsübung der Protestanten und die Wiedereinsetzung des ehrwürdigen Inselius in seine Stelle als Prediger des göttlichen Wortes.

Da erschallte ein abermaliges Jubelgeschrei von den Protestanten.

Rima sah jetzt erst seinen alten, vielgekränkten Freund Inselius. Sein Anblick erschütterte ihn. Die Furchen des Harmes, die silberweißen, in der Verbannung gebleichten Haare, die ganz vom Alter gebeugte Gestalt erfüllte seine Brust mit inniger Wehmuth, mit Reue, ob der ihm dermaleinst zugefügten Kränkungen, und das Gefühl der Nothwendigkeit, gut zu machen alles Verschuldete, ergriff ihn mit aller Stärke. Er folgte dem unwillkürlichen Drange seines Herzens, trat zu ihm und faßte seine Hand, indeß Thränen über seine Wangen rieselten, Zeugen der inneren tiefen Bewegung. Er war keines Wortes in diesem Augenblicke mächtig. Auch Inselius war erschüttert. Die ganze düstere Vergangenheit lag unverhüllt vor ihm, und der grelle Abstand der Gegenwart. Doch sein Herz kannte keinen Haß, keine Rache. Er breitete seine Arme aus, und mit dem Ausrufe: „Vergebung!“ lag Rima an seiner Brust. Jedes Herz schien der Greise Empfindung zu theilen — denn Stille herrschte und manches Auge wurde feucht.

Rima wurde zuerst seiner Meister. „Unsere Tage sind gezählt,“ sprach er, „der Weg zum Frieden kurz, laßt ihn uns in Liebe und Eintracht, als Brüder, gehen, und vergessen das Vergangene. Die Schule der Leiden hat mich weise gemacht und mich erkennen gelehrt, daß, wie auch immer der Glaube uns scheide, — wir Alle doch Brüder sind und eins sein sollen in der Liebe.“

Inselius vernahm mit leuchtenden Blicken die Worte, die aus dem Herzen kamen. „Gottlob!“ rief er aus, „nun scheint's, als solle mein Feierabend noch freundlich werden! Glaube, Liebe,

Hoffnung — diese drei — aber die Liebe ist die größeste unter ihnen! Ja, so sei's, wie Mund und Herz spricht — Liebe eine uns! Fortan wollen wir in Liebe dem Herrn dienen und unsere Fehler tragen mit Geduld, und nie mehr trennen durch Meinung das Band der Liebe!"

Er sprach diese Worte mit wankender Stimme. Ueberhaupt sah man dem Greise an, wie sehr die letzten Auftritte nachtheilig auf ihn eingewirkt. Darum nahm der Rheingraf seine Hand und sagte:

„Ihr bedürft der Ruhe, Herr Doctor, lasset uns sie suchen."

Da nahm Rima die andere Hand, und sie führten ihn in den Saal.

Als die Thüre aufging, bot sich den Eintretenden ein neues Schauspiel dar. In seligem Vergessen lag Clara an Friedrichs Herzen, und seine Arme umschlangen das liebliche Mädchen.

Todesschrecken ergriff die Jungfrau. Sie sank fast ohnmächtig in den Stuhl und bedeckte die Augen mit den Händen. Auch Friedrich erschrack. Er wollte reden — konnte aber nicht.

Rima zürnte nicht. Er lächelte. Mit ihm war ja eine gänzliche Umwandlung vorgegangen.

Der Rheingraf aber trat näher und sprach: „Wahrlich, Friedrich, Ihr könnet erobern, besser als mancher Feldherr — Städte und — Herzen. Doch recht so! Dem Sieger gebührt der Preis, und Minnesold ist süßer denn Ruhmeskränze."

Inselius sah ihn mild und freundlich an. Auch er konnte nicht zürnen. Forschend blickte der Rheingraf die Väter an — dann trat er zu dem Paare, legte ihre Hände ineinander und sprach zu Friedrich: „Der Lohn ist herrlich wie die That, die ihn errang! Segnet das Paar, ihr Väter!" bat er dann.

„Väter?" fragte Rima.

Inselius sah ihn erstaunt an: „Wisset Ihr denn nicht, daß es mein Sohn Friedrich ist?"

„Euer Sohn?" fragte mit größerem Erstaunen Rima. — „Und Ihr konntet mir das verhehlen?" fragte er mit dem Tone des

Vorwurfs Friedrich. „Ihr konntet so lange in meinem Hause leben und mir verhehlen, daß Ihr meines treuen, vielgeprüften Freundes Sohn wäret?! — Das war nicht fein! Und hättet Ihr Euch nicht als Fremdling meine Liebe und Dankbarkeit erworben, ich müßte, ob der Lüge, hart sein — doch — er hat sie vom Tod errettet — sie sei sein. Seid glücklich," rief er mit Thränen aus, „meine Kinder, seid glücklich, wie es Eure Väter waren!"

Da zog Friedrich Claren auf ihre Kniee vor den Vätern, und sie segneten sie — und umarmten sich mit inniger Liebe.

Der Rheingraf aber trat zum Fenster und trocknete sich das Auge, und ein seliges Gefühl, wie er es lange nicht empfunden, schwellte seine Brust.

Der erste Januar 1632, alten Styls, war gekommen. Am klaren Winterhimmel stand die Sonne, herrlich leuchtend. Der Himmel lächelte einem schönen Feste. Um neun Uhr früh erklang vom Pfarrthurme zu Sanct Elisabeth das volltönige harmonische Geläute. Den ersten Tag des neuen Jahres dem Herrn zu heiligen, für die Rettung ihm zu danken, um seine Huld ihn anzuflehen, strömten die Protestanten und mit ihnen viele ihrer katholischen Glaubensgenossen zur Kirche, denn heute hielt Inselius seine erste Predigt wieder. — Gefühle hoher, heiliger Freude, unaussprechlichen Dankes wogten in des Greises Brust bei dem Gedanken, heute wieder die heilige Stätte zu betreten, auf welcher er so oft im Dienste des Herrn, frommen Eifers voll, gelehrt, getröstet, gewarnt und mit des lebendigen Wortes Kraft die Herzen erschüttert hatte, bei dem Gedanken, heute des Sohnes Liebebund einzusegnen.

Die Stunde schlug — die Glocken riefen mit ehernem Munde. Der Rheingraf faßte Friedrichs Hand, die Offiziere umgaben ihn. Dahin wandelten sie, und die verschämte Braut mit der Myrthe Grün im Haare wurde von des alten Heileß Tochter geführt. Die Bürger schlossen sich an, unter ihnen die ihrer Haft durch Aus-

wechslung ledigen, entschlossenen Männer, an ihrer Spitze Lauer und Prätorius. Gedrängt voll war das hohe, herrliche Gebäude. Wunderbar ergreifend rauschte der herrliche Gesang Paul Gerhard's: „Befiehl Du Deine Wege" daher in den Hallen des Herrn. Er war verhallt. — Auf der Kanzel stand der silberhaarige Greis, und jedes Auge hing an seinem Munde.

Jetzt öffnete er ihn und brachte dem Herrn die Opfer des Danks im inbrünstigen Weihegebete; dann begann er mit Jugendkraft die Predigt, und dieses Wort, das zu neuem Leben, neuer Liebe mahnte, dieses Wort, das das Alte vergessen hieß und fortan ein Leben im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung zu führen ermahnte, ergriff Aller Herzen wunderbar, und streute eine Saat, aus der Duldung und Milde gegen anders Denkende in der folgenden Zeit hervorwuchs und reiche Frucht trug.

Als die Predigt geendet war, trat der tiefgerührte Greis vor den Altar.

Die Jungfrauen führten die schöne Braut, der Rheingraf den Jüngling herzu, und der Vater segnete ihren Liebebund für's Leben.

Das waren heilige Augenblicke in ihrem Leben, deren Nachklang bis in's hohe Alter währte.

Als sie beim frohen Mahle saßen im Saale, da trat Rima herein mit einem Packe Pergamente.

„Es ist Zeit, daß der üble Schein sinke," sprach er. „O, die Welt hat hart gerichtet, und ich trug's als Strafe meiner Verblendung. — Doch — der über den Sternen sah mich und mein Herz. Ich habe Deine Habe eingezogen, Inselius, ich war Dein Haushalter. Sieh', ob ich treu war. Hier hast Du Alles mit Zinsen wieder."

Er legte die Pergamente in die Hand Inselius'.

„O Du Vielverkannter," rief der Greis, seine Hand fassend und drückend, „Du hast im Stillen Gutes gethan und Schmach erduldet unschuldig — möge Dir's Gott vergelten öffentlich."

„Jetzt wird mir's immer klarer," sprach Friedrich, „wie unrecht ich gehandelt, daß ich meinen Namen verleugnet. Auch ich habe Euch in bösem Verdachte gehabt. — Gott vergebe mir's, verzeiht auch Ihr, mein Vater!"

„Konntest Du anders?" fragte wehmüthig Rima. „War nicht der Schein gegen mich?" —

Jede Wolke verzog sich an ihrem Himmel, und im heiteren Sonnenscheine der Liebe und des Glücks flogen die Tage. Noch zwei ganze Wochen weilte der alte Rheingraf in ihrer Mitte. Er konnte das Schloß nicht nehmen, bis er von Gustav Adolph Verstärkung von Kreuznach aus erhielt. Nur wenig wurde es beschossen. Bedrangle kapitulirte und zog ab. Zu neuen Siegen rief sein Beruf den Rheingrafen, und mit Wehmuth schied er aus dem Kreise der Glücklichen, die er so sehr liebte.

„Ihr habt Alle des Lebens Stürme erfahren" — sagte er scheidend, — „aber sie ruhen nun, und der Friede Gottes ist heimisch geworden bei Euch. Möge er bleiben und nie weichen bis zum spätesten Ziel. Und sollte es auch wieder stürmen um Euch, vertraut dem, der des Menschen Schicksal lenkt. Durch Dornenpfade — zum Glücke, durch Nacht zum Tage, zur Freude durch Leid — das sind seine Wege. Und wenn Ihr Eurer Ruhe, Eures Lebens Euch freut, gedenket meiner, der ich die blutige Bahn gehe und weit vom heimischen Herde bin, und getrennt von Allem, was ich liebe — gedenket meiner in Liebe! — Und Ihr," sprach er zu Friedrich und Claren, wehmüthig lächelnd, „wenn Ihr einst einen kräftigen Knaben an's Vater- und Mutterherz drückt, nennt ihn: Otto Ludwig — und ich bin Pathe! Lebet wohl!"

Er riß sich los. — „Gott segne Euch!" riefen ihm die Dankbaren, die Glücklichen nach. „Gott segne Euch!"

Digitized by Google